Gnosis

oder

protestantisch-evangelische Glaubenslehre

für die

Gebildeten in der Gemeinde

wissenschaftlich dargestellt

von

Dr. Carl August Hase,

Professor der Theologie an der Universität Jena, Geheimen Kirchenrathe,
Comthur des G. Sächs. O. vom weißen Falken, Ritter des Ernestinischen Hausordens und des
K. Schwed. O. vom Nordstern.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Zweite, verbesserte Auflage.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1869.

Vorrede zur neuen Auflage.

Es ist ein Wagniß, nach mehr als 40 Jahren ein Buch, jetzt zuerst in neuer Auflage, wieder auszusenden, als ob es noch der Gegenwart, dieser rasch lebenden Gegenwart angehörte. Aber dieses Buch hat von allem, was ich je geschrieben habe, mir von Zeit zu Zeit die bestimmtesten Anzeichen zurückgesandt, daß es hie und da gar wohl verstanden und beherzigt worden sei. Doch hat es sich nur langsam verbreitet. Auch abgesehn von den Mängeln seiner jugendlichen Form, unter den Gebildeten in der Gemeinde, für die es doch eigentlich bestimmt ist, kann es nicht wohl Viele geben, welche die ernste Arbeit daran setzen, in der vollen Kenntnißnahme unsrer theologischen Forschungen, Sorgen und Streitigkeiten ihren religiösen Glauben zu begründen.

Als erst nach Jahrzehnten das Bedürfniß einer neuen Auflage hervortrat, war ich in andere Studien verwickelt und scheute mich auch durch die nöthigen Verbesserungen dem Werke meiner Jugend seinen eigenthümlichen Charakter zu entstellen. Wiederum sind Jahrzehnte vergangen, und jene Scheu sollte sich verdoppelt haben. Aber in jedem Menschen ist etwas, dem die gesteigerten Forderungen der Sibylle imponiren, wäre sie auch nur in ihm selbst erschienen. Es ließ mir keine Ruhe, und als ich mich dann einmal darauf eingelassen hatte die Erfahrungen des eignen Alters wie der seitdem durchlebten Zeit mit dem frischen Muthe der Jugend auszugleichen, habe ich gern mich zurückgelebt in die Tage, an denen einst dieses Buch mir zugefallen ist, und sah mich zu meiner Verwunderung, dazu nicht ohne einige Beschämung, gar nicht soweit davon entfernt in meiner dermaligen Stimmung, in meiner Überzeugung ohnedem nicht. Manche Ranken, an denen keine Frucht zu hoffen war, habe ich abgeschnitten, manches Persönliche verlöscht, denn ich hatte in

meiner Jugend den naiven Egoismus, solch ein Buch zunächst für mich selbst zu schreiben.

Wie viel wir seit 1827 durchlebt haben, damals als auch die Evangelische Kirchenzeitung begann, die Bestrebungen, die Richtungen, die Parteien, in welche derzeit die Kirche getheilt ist, waren damals schon alle angedeutet, nur daß sie seitdem sich entwickelt und ihre Machtstellung verändert haben. Daher ich den Gedanken dieses, doch wohl etwas zukunftvoll geschriebenen Buchs, wie die damalige Vorrede ihn ausspricht, unverkürzt erhalten konnte. Es ist kein Buch zur Erbauung, kein Geschenk für Confirmandinnen. Es ist theilweis nur ein Abdruck meines akademischen Lehrbuchs der Dogmatik, die gelehrte Form möglichst abgestreift, aber der wissenschaftliche Gehalt durchaus bewahrt. Dabei hatte ich den Vortheil, alle die Citate und Beweisstellen, durch welche, noch abgesehn von einem bestimmten Lehrzwecke, ein Gelehrter seine Genauigkeit zu erweisen pflegt, als in jenem Lehrbuche, wohin sie gehören, enthalten, hier übergehn zu können. Nur die Stellen der H. Schrift sind regelmäßig angezeigt, da ich diese Urkunde in den Händen meiner Leser weiß; insgemein nach unserm Luther-Texte, doch wo wir berechtigt sind davon nicht bloß in Worten abzuweichen, es bemerkend.

Die geschichtliche Darstellung der Glaubenslehre und wie jeder Glaubensartikel allmälig erwachsen ist, habe ich beibehalten und noch fester begränzt, denn das Christenthum ist eine geschichtliche Religion, deren Wurzeln durch viele Jahrhunderte gehn. Nur im Sinne dieses Radicalismus mit den großen Lehren der Geschichte ist ein ebenso gerechtes als mildes Urtheil über den christlichen Glauben der Gegenwart möglich, und solch eine aufrichtige Darstellung desselben in der Einigung des freien Gedankens mit der Liebe zum alten Christus und im kirchlichen Gemeingefühl kommt vielleicht einem Bedürfniß entgegen zu einer Zeit, da die protestantische Kirche Deutschlands sich anschickt ihre Verwaltung endlich in die eigne Hand zu nehmen.

Jena am Johannistage 1869.

Vorrede zur ersten Auflage.

Gleich dem Zeitalter der Reformation ist unser Zeitalter von verschiedenen Richtungen des religiösen Glaubens bewegt. Zwar ist der Staat in den Vordergrund getreten, in welchem vormals die Kirche stand, aber ein besonnenes Urtheil über die Angelegenheiten derselben ist nur schwieriger geworden, da nicht mehr zwei große Gegensätze allein wider einander stehn, sondern in der evangelischen Kirche selbst die verschiedenartigsten Bestrebungen aus einander getreten sind.

Vielleicht wären diese Streitigkeiten besser in den gelehrten Schulen verhandelt worden, denn ehrenwerthe Männer klagen, daß mehr Christenthum in den Herzen und Häusern war, als weniger über dasselbe gestritten und geschrieben wurde. Allein Gedanken können einem Volke, das sie einmal durchdacht hat, schwerlich wieder entzogen werden. Diese Zeit ist im Streben nach Verständigung und Öffentlichkeit begriffen, alle Wissenschaften beginnen ihre Resultate, soweit sie der Gesellschaft gehören, zur allgemeinen Einsicht vorzulegen, alle Institutionen scheinen sich durch Gründe rechtfertigen zu müssen. Leichter möchte sein, dieses Streben mit seinen Irrthümern und mit seinen Hoffnungen durch Eingehn in dasselbe heilsam zu leiten, als durch entschiednen Gegensatz es zu vernichten. Auch der Wissenschaft des christlichen Glaubens ist die Wahl gesetzt, dem Zeitalter besonnen voranzuschreiten, oder von ihm fortgerissen zu werden. Viele einzelne Gegenstände des Streits sind an die öffentliche Meinung gebracht, vielfach sind die Gebildeten der Nation erinnert worden, nicht nach bewußtlosem Herkommen, sondern nach dem schönen Rechte der Menschheit in der Freiheit des Protestantismus selbständig den Glauben zu begründen und an der Kirchenregierung gesetzlichen Antheil zu nehmen. Daher schien gemeinsame Pflicht, den Vertretern der Gemeinde, nachdem ihnen so Vieles gesagt ist, damit dieses unschädlich sei, Alles zu sagen, denn nur das Halbwissen veranlaßt Leichtsinn, Verketzerung oder Zweifelsucht, die ächte Wissenschaft bringt heitern Ernst, Milde und Frieden. Auch

kann ein Recht nur geübt werden, wo die Kraft seiner Übung vorhanden ist. Solche Kraft zu entwickeln und mit den nöthigen Kenntnissen zu versehn, ist Zweck dieser Schrift.

Hiermit versucht die Theologie zugleich von ihren bisherigen Bemühungen und vom Stande des Christenthums in wissenschaftlicher Hinsicht der Gemeinde öffentliche Rechenschaft abzulegen. Anderer Vollmacht dazu, als der That, bedarf es in Sachen der Wissenschaft nicht. Nicht aber eine populäre Dogmatik wurde beabsichtigt, sondern eine streng geordnete, nur aus den gelehrten Elementen ihrer Geburt herausgebildete und von den Innungszeichen ihrer Facultät losgesprochne Wissenschaft. Dieses Werk reiht sich demnach, obschon mit deutschem Grund und Herzen, an diejenige Ordnung, welche Frankreich als Literatur bezeichnet, d. h. den Inbegriff desjenigen, was einem gebildeten, im Sinne der Alten einem freigebornen Menschen als etwas nach Inhalt und Form der ganzen Menschheit Angehöriges zu wissen ziemt.

Ich habe diese Glaubenslehre Gnosis genannt, im Andenken an eine Zeit, deren Denkmale mir besonders werth sind. Als alle Weisheit der Welt zu Alexandrien in der christlichen Schule zusammenkam, und sie die wissenschaftliche Ergründung des Evangeliums nicht mehr für eine Thorheit, sondern für ihren höchsten Beruf achtete, wurde dieses erleuchtete Christenthum, das sich in des Geistes ewigen Gesetzen als Wahrheit erkannte, im Gegensatze des auf äußere Auctorität gestellten Volksglaubens, die Wissenschaft an sich, als die höchste von allen, d. h. Gnosis genannt. Dieser Name, der sich gegen die Mißdeutung auf einen häretischen Gnosticismus bloß vor Unkundigen des kirchlichen Sprachgebrauchs zu verwahren hätte, möchte auch mein Streben bezeichnen, das sich gern an jene rasch vorübergegangne Jugend einer christlichen Philosophie anschließt, nur mit demjenigen Unterschiede, welcher in dem Erwerbe der seitdem durchlebten Jahrhunderte nothwendig bedingt ist, daß der ganzen Nation geboten wird, was damals für die geheime Wissenschaft einiger Eingeweihten gehalten wurde.

Leipzig, am Abende vor dem heiligen Pfingstfeste 1827.

Inhaltsverzeichniß.

V o r h a l l e.

Erstes Kapitel.

Inhalt und Form der Glaubenslehre.

§. 1. Die Religion in ihrer Stufenfolge.

Es geht die Sage, eine Nacht durch blickte Sokrates zu den Gestirnen über ihm und auf die unergründliche Tiefe in ihm: als die Sonne aufging, fiel er nieder und betete zur Gottheit. So blickt ein jeder hinauf und hinab, dessen Geist sich erhebt über das Chaos der Welt, nachsinnend den Räthseln über und in ihm. Lange Nächte durch sannen Einzelne und Völker: als ihre Sonne aufging und sie ein Morgengeläute hörten, fielen sie auf ihre Knie und beteten zu einer Gottheit, in dunkler Erinnerung, daß sie selbst göttlichen Geschlechtes sein. Wie die Sterne herableuchten auf die ganze Erde, so scheint auch kein Volk des Blickes hinauf gänzlich entbehrt oder vergessen zu haben: verschieden aber wie die Menschen an menschlicher erscheinen auch ihre Götter an göttlicher Bildung. Dennoch ein Gemeinsames in diesem Verhältnisse der Menschen zu ihren Göttern anerkennend bezeichnen wir dasselbe mit dem Namen der R e l i g i o n, nach der altrömischen Bedeutung dieses Wortes Gewissenhaftigkeit im Dienste der Götter, minder richtig Verbindlichkeit zu denselben. Dem Bildungsgange der Menschheit entsprechend unterscheiden sich d r e i Hauptentwickelungen der Religion.

Die Sinnlichkeit ruht noch ganz im Schoße der Natur und vergöttert die Mutter des Daseins, ihre mächtigsten Erzeugungen oder höher sie selbst als allbelebende Naturkraft. Unter uralten Bäumen, vor wohlthätigen oder furchtbaren Thieren kniet der Mensch. Nicht als wenn er den Baum den er fällen, das Thier das er tödten kann, für Götter achtete: sondern weil aus dem Wipfel der Eiche, die viele Menschenalter begraben sah und das eben vorübergehende noch beschattet im Frühlings-

schmucke, der alte geheimnißvolle Naturgeist ihm entgegenrauscht und aus den heiligen Thieren die segensreiche oder furchtbare Weltseele ihm entgegenathmet. So rauschten nach altväterlicher Sage in Dodonas Eichen die weißagenden Stimmen der Götter und in Ägypten erzählte man, daß die olympischen Götter auf ihrer Flucht vor den Titanen sich in die heiligen Thiere des Nils verborgen hätten. Schon losgerungen von der Erde, immer noch sinnlich, erscheint dieselbe Religion als Sternendienst, nach dem Glauben, daß die stillwaltenden Lichter da droben, wie sie Nacht und Tag, Frühling und Herbstabsterben, die Schicksale der Erde regieren, auch die Geschicke der Menschen leiten, und nach dem Gefühl, das seine Arme ausbreitend in die Unendlichkeit den strahlenden Kindern des Himmels ein Herz leiht.

Es ist ein holder freundlicher Gedanke,
Daß über uns in unermeßnen Höh'n
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten war.

In ihrer rohsten Form, wie die Portugiesen sie bei Negerstämmen fanden, nach einem portugiesischen Worte Fetischismus genannt, kann die Naturvergötterung wie die Natur wohlthätig und mild sein, aber auch wie diese wild und zerstörend; sie übt keine sittliche Macht. Der Übergang zur nächsten Stufe stellt sich dar durch die Sinnbilder der Natur in menschlicher Gestalt, ihrer Schicksale in menschlichen Geschicken. Das Absterben und die Auferstehung der Natur an den Tagen der Sonnenwende wurde mehrfach im Morgenlande gefeiert als die Tödtung und die Wiedergeburt eines Gottes. In den Festen des Adonis und Osiris hatte die Volkssage den Wechsel des Naturlebens verwebt mit den Geschicken eines Heroen und eines staatsgründenden Königs.

Denn der Jüngling, ein jugendliches Volk, reißt sich los von den Mutterbrüsten der Natur, wie sie als Artemis noch in Ephesus verehrt wurde, und erfreut sich des Daseins im Gefühl freiwerdender Persönlichkeit. Die Phantasie bevölkert den Himmel mit lebensfrohen Göttern und ahnet lebendige Mächte auch im Reiche des Todes, in der Unterwelt. Der Mensch betet in der Natur nicht mehr die geheimnißvolle Urkraft alles Lebens an, sie ist ihm ein Haus verständiger, sinnlicher, mehr oder weniger auch sittlicher Götter, der Ideale seines Volkslebens. Helios ist nicht mehr der Sonnenball, er lenkt die feurigen Rosse, ja der

Spender des Lichts wird zum Gott der Weisheit und der Erlösung. In diesem Polytheismus verehrte das griechische Volk vor allem die Schönheit, das römische den Staatszweck und die Weltherrschaft. Wäre in den Mysterien eine andre Religion offenbart worden, sie würde allmälig eine Umgestaltung der Volksreligion bewirkt haben und aus Eleusis nach Athen gedrungen sein. Das Geheimniß, das nicht zum Verrath reizen konnte, ist von den Jahrhunderten bewahrt worden. Wir wissen nur, daß in Eleusis alterthümliche Culte fast dramatisch gefeiert, Mythen vom Weltanfange und Hoffnungen der Zukunft überliefert wurden, so daß ein Geweihter von diesen Mysterien rühmen konnte: wer sie geschaut, weiß des Lebens Ende, weiß seinen gottgegebnen Anfang. Die Unbefriedigung mit jenen schönen und mächtigen Göttern, denen doch das Zeichen der Vergänglichkeit aufgedrückt ist, hiermit die Ahnung eines Höheren ist angedeutet in dem unabänderlichen Verhängniß, das über Menschen und Göttern waltet.

Die römische Religion war nicht die höhere, aber die nothwendig nachfolgende. Der römische Volksgeist als Jupiter Capitolinus hat die Nationalitäten und ihre alten Götter zertrümmernd in einem Weltreiche den Boden geebnet für die Religion der Zukunft, und für diese seine eignen Götter im Pantheon versammelt, diesem schönsten Tempel der alten Roma, der nur entstellt durch die entartete Religion dieser Zukunft auf uns gekommen ist. Auch der Dualismus, die Anerkennung eines unbedingt guten und eines unbedingt bösen Grundwesens ist nur eine Übergangsreligion, die Herabsetzung der Götter-Vielheit zur Zweiheit und gänzlichen Entzweiung, wenn der Mensch, zwar im kräftigen Bewußtsein einer sittlichen Macht, doch in ihm selbst wie draußen nur den Gegensatz, den steten Kampf des Guten und Bösen findet. Im persischen Volke, das der Träger dieser Religion gewesen ist, die griechische Cultur einst bedroht und mit dem römischen Kaiserreiche lang unentschieden gekämpft hat, erschien der Dualismus einestheils noch mit der Naturvergötterung verwachsen, anderntheils nach dem vorherrschenden Glauben an einen Allvater am Urquell des Weltstroms und mit der Weißagung auf den einstmaligen Sieg des guten Gottes schon der höchsten Stufe zugewandt.

Denn diese als Monotheismus wird erreicht, sobald der menschliche Geist, seines eignen unendlichen Strebens bewußt, die wahr-

haft unendliche, über alle Gegensätze erhabene, sonach einige Gottheit anerkennt, deren sittliche Verehrung nur durch das unbewußte Zurückfallen auf niedere Religionsstufen in ihr Gegentheil sich verirrt.

Diese Religionen haben in mannichfacher Mischung und volksthümlicher Besonderheit neben und nach einander bestanden, so daß auch die Naturvergötterung bei höherer Bildung in ihr Gegentheil umgeschlagen ist: das Unendliche als das Wesenhafte hinter der Natur als dem bloßen Scheine, und der religiöse Zug, mit Aufgebung des Scheins durch den Tod in das Wesen zurückzukehren, während das Äußerste dieser Umkehr vielfach in ihr Gegentheil zurückschlägt, wie dies in den großen Religionen Hinterasiens, im Brahmaismus und Buddhaismus geschieht. Auch sprungweise Übergänge können stattfinden, wie eine jüdische Parabel erzählt, daß Abraham, in einer unterirdischen Höle erzogen, als er in der Nacht zum erstenmal auf die Oberfläche gebracht wurde, zuerst zu den Sternen betete, dann zum Monde, dann zur Sonne, als sie aber alle nach einander untergingen, zum unsichtbaren Gott; also ein Übergang von der Naturreligion zum Monotheismus. Obwohl insgemein die religiöse Entwicklung eines Volkes seiner allgemein menschlichen Bildung entspricht, so kann doch auch eine Dissonanz zwischen beiden eintreten, da die religiöse Bildung verschieden ist von der Kenntniß und Kunst weltlicher Dinge, oder eine andre Gestalt der Religion auf ein Volk vererbt und überkommen ist, als sich aus seiner dermaligen Bildung unmittelbar ergeben haben würde. Das Mißverhältniß wird sich dann in dem wechselseitigen Streben offenbaren, die religiöse Bildung mit der allgemeinen Volksbildung auszugleichen. Die griechischen Weisen vergeistigten den Polytheismus, die Volksreligion wurde zum Sinnbilde religiöser Ideen. Die Juden standen meist unter ihrem Monotheismus, zu dessen Höhe sich der Seherblick eines Jesaias erhob; vor dem Exil waren sie geneigt goldene Kälber anzubeten, nach dem Exil stellten sie die Werke ihres Gesetzes über die sittlichen Thaten, immer zogen sie den Weltgott herab zum bloßen Volksgott, der nur ein Herz hat für Israel. Aber in großen geschichtlichen Zeiträumen erscheinen die verschiedenen Formen der Religion den verschiedenen Entwicklungsstadien der Menschheit angemessen, insofern als wahr: die an sich wahre Religion ist diejenige, welche der vollkommnen Ausbildung der Menschheit entspricht, wie dieselbe erkannt werden mag

noch vor ihrer Wirklichkeit durch das Ideal, welches von derselben als unendliches Ziel unsers Strebens dem Geiste vorschwebt.

Die Religion als das Gemeinsame, daher ganz Allgemeine in allen Erscheinungen derselben ist das Verhältniß des Menschen zum Unendlichen; die innerliche Bestimmtheit eines Menschenlebens durch dieses Verhältniß ist die Frömmigkeit oder Religiosität.

§. 2. Der religiöse Geist und die Überlieferung.

In jedem Menschen ist eine Anlage zur Religion, welche mit seiner geistigen Entwickelung nach bestimmten Grundgesetzen, doch in individueller Mannichfaltigkeit sich entwickelt. Diese Entwickelung würde so wenig als die zur Sprache, oder nur in den rohsten Anfängen stattfinden, wo ein Menschenkind einsam aufwüchse unter den Thieren des Waldes, denn der Menschengeist ist nicht eine einzelne Person. Auch die religiöse Entwicklung jedes einzelnen in sich abgeschloßnen Zeitalters würde gering sein. Erst dadurch werden auch in der Religion die Höhen der Bildung erstrebt, daß jedes in's Grab versinkende Geschlecht die erworbene Bildung seinem Erben hinterläßt, dieser das durch eignen Erwerb gemehrte Erbe den Nachkommen, und so auf den Einzelnen wie auf seine Zeitgenossen eine reiche religiöse Überlieferung vererbt wird. Diese ist also nicht bloß eine Sammlung bestimmter religiöser Lehren, vielmehr eine religiöse Erziehung so eigenthümlicher Art, daß sie unsere ersten Gefühle und Vorstellungen beherrschend auch der freisten, selbst der von ihr abgefallnen Entwicklung einen unauslöschlichen Charakter aufzudrücken pflegt. Aber auch die Überlieferung würde keine Religion in die Menschen hineingebracht haben, wenn sie nicht das Bedürfniß und die Anlage derselben vorgefunden hätte. Daher der religiöse Geist, als die lebendige Kraft der religiösen Anlage und ihrer Entfaltung zunächst im einzelnen Menschengeiste, und die religiöse Überlieferung, die sich insgemein als die Religion eines Volks oder sonst einer ständigen Genossenschaft darstellt, sich gegenseitig bedingen als ein religiöses Leben im Wechselspiele des Gebens und Nehmens. Also geht das religiöse Leben sowohl nach allgemein menschlichem Gesetze ewig jung aus dem Geiste hervor, als es auch Gemeingut der Menschheit in einem bestimmten Zeitalter, oder in einer geschichtlich

entstandenen und durch bestimmte Individualität abgeschloßnen Gemeinschaft ist.

Solch eine geschichtliche Religion kann entstehn dadurch, daß himmlische Mächte selbst ihren Cultus uranfänglich eingesetzt haben; oder daß Gleichgesinnte sich zusammenthun um auf bestimmte Weise ihren religiösen Geist darzustellen und fortzupflanzen; oder daß ein schöpferischer Genius auf dem Boden der vorgefundenen Überlieferung eine neue Religion in sich darstellt und als ein Bote seines Gottes der Welt verkündet. Die erste Art als die *mythische* spricht nur den unvordenklichen Ursprung eines Gottesdienstes im frommen Volksglauben aus; so hat Athene ihren Cultus in Athen, Apollo den seinen in Delphi angeordnet. Auf dem *demokratischen* Wege, wie nach der ersten französischen Revolution die Theophilanthropen eine natürliche Religion einführen wollten, ist es nie zu etwas der Rede werthem gekommen. In der dritten Weise sind die großen Weltreligionen entstanden, durch Moses wie durch Christus, durch Buddha wie durch Mohammed. Jede solche Religion hat neben dem Gemeinsamen, wodurch sie Religion ist, einen eigenthümlichen Charakter, durch welchen sie eine bestimmte, eine *positive* Religion ist.

§. 3. Die christliche Religion.

Das Christenthum ist eine Religion, und weil es nichts als Religion sein will, kann es auch nichts Höheres wollen und bringen als die Vollendung der Religiosität. Heil, Gnade Gottes, ewige Seligkeit sind hiervon nur abgeleitete Folgen: wo die rechte Frömmigkeit ist, werden sie nimmer fehlen. Das Christenthum kann daher nicht höher geachtet werden, überhaupt nicht anders, als durch das Vertrauen, daß durch dasselbe auch wir zu der einem jeden nach seiner individuellen Begabung möglichen Vollendung des religiösen Lebens gelangen. Wer dies anders meint, mag doch sagen, was er am Christenthum suche, und ob etwas das die Religion nicht betrifft? In jenem christlichen Vertrauen aber liegt, daß das Christenthum nicht eine von den Religionen sei, sondern die Religion an sich selbst, die vollkommne Religion, welche das Wahre aller vorangegangenen Religionen in sich aufnimt und in sich bewahrt, der Menschheit in ihrer höchsten Entwicklung entspricht und jede geringere Bildungsstufe dieser Entwicklung entgegenführt.

Könnte aber das Christenthum heut wie vor Jahrhunderten aus dem ursprünglichen Quell des Gemüthes hervorbrechen, so wär' es weder etwas Geschichtliches noch eine Gemeinschaft. Es muß daher auf bestimmte Weise mit seinem Fundator zusammenhängen, und diejenigen, welche einen solchen geschichtlichen Anfang aus Bethlehem oder Nazaret nicht anerkennen, mögen religiöse Menschen sein, Christen sind sie nicht, noch haben sie einen innern Beweggrund es zu sein. Was diese geschichtliche Verbindung mit Christus enthält, kann nur die Religion selbst sein. Denn wir können nicht hoffen, unser eignes religiöses Leben durch eine Gemeinschaft zu bilden und zu vollenden, wenn der Gründer derselben nicht irgendwie und im eminenten Sinne besaß was er gründen wollte für andere. Besaß er es aber, so muß auch seine Stiftung, soweit sie von seinem Geiste durchdrungen ist, dasselbe beabsichtigen. Der Glaube an Christus als religiöses Ideal ist daher der geschichtliche Bestandtheil unsers christlichen Glaubens.

Fassen wir beide Bestandtheile zusammen, so ist das Christenthum das von Christus ausgehende Reich eines eigenthümlich bestimmten religiösen Lebens; ein Christ, wer sein frommes Leben von Christus empfangen oder das in irgendeinem Grade schon vorhandene in christlicher Wiedergeburt ihm angeschlossen hat; das allgemeine Glaubensbekenntniß der Christenheit die Überzeugung, daß die Fülle des religiösen Lebens in Christus geschichtlich erschienen sei und in der von seinem Geiste beseelten Gemeinschaft auch unser religiöses Leben dieser Vollendung entgegengehe. Wer diesen Glauben hat als etwas innerlich Wirkliches, ist ein Christ; alles andere, was für christlich geachtet wird, mag es wahr oder irrig sein, hebt diesen ursprünglichen Charakter des Christenthums nicht auf.

Ein segensreiches Resultat christlicher Wissenschaft ist dieser einfache und evidente Satz, welcher alles, was Willkür und Parteisucht in allen Jahrhunderten von Christus losgerissen hat, wieder um ihn versammelt. Zwar im Gegensatze wider manches kirchliche Bekenntniß, das eine Reihe subtiler Glaubensartikel, die mit der Frömmigkeit in keiner nothwendigen Verbindung stehn, zum Erkennungszeichen des Christenthums macht, ist er dennoch angedeutet selbst in der Anschauung der katholischen Kirche durch die Gültigkeit der Ketzertaufe, in den Bekenntnissen der protestantischen Kirche durch die Grundlehre von der

Rechtfertigung durch den Glauben allein; überall in dem alle kirchliche Schranken durchbrechenden christlichen Brudergefühl, das zu allen Zeiten inmitten heidnischer Völker, wie den Landsmann in der Fremde zum Landsmann, den Christen zum Christen hinzog.

Zur Aufnahme in die apostolische Kirche ward nichts gefordert als das Gelübde eines neuen frommen Lebens und die Anerkennung Jesu als Christus, als Messias. Diese Anerkennung konnte bei den mit der jüdischen Messiasvorstellung unbekannten und meist ohne alle Vorbereitung getauften Heiden wesentlich nur eine Anerkennung der religiösen Herrlichkeit Jesu als des Geliebten Gottes enthalten. Zwar kamen auch damals engherzige Leute, die Gottes großes Herz nach ihrer Willkür einschränken wollten, verwirrten die Gemüther und sagten: „So ihr euch nicht beschneiden laßt, könnt ihr nicht selig werden!" [a]) seid ihr keine Christen. Eine Beschneidung der Vernunft zu fordern, dachte man damals noch nicht: aber die Annahme mancher Lehrsätze, welche nachmals als nothwendig zum Christenthum gefordert worden ist, hängt mit christlicher Frömmigkeit nicht näher zusammen als diese äußerliche Beschneidung. Der Apostel aber verantwortete sich über diejenigen, die er ohne Beschneidung in die Christenheit aufgenommen hatte: „Gott der Herzenskündiger zeugte über sie und gab ihnen den H. Geist gleichwie uns. So nun Gott ihnen gleiche Gabe gegeben hat, die wir glauben an den Herrn Jesum Christ: wer war ich, daß ich konnte Gott wehren!" [b]) Man wird nicht diejenigen Erscheinungen, unter denen sich der H. Geist zuweilen in der apostolischen Kirche äußerte, als weißagen und in Zungen reden, für ihn selbst halten, denn wo dieses behauptet würde, müßte gefolgert werden, daß die Kirche geistlos geworden, also die wahre Kirche gar nicht mehr vorhanden sei, als etwa bei den Irvingianern und ähnlichen Schwarmgeistern. Sonach ist offenbar, daß auch in der Apostelkirche unter der Gabe des H. Geistes das fromme Leben selbst sammt allen Segnungen, deren es in christlicher Gemeinschaft sich erfreut, verstanden wurde. Der Apostel und die ganze Urgemeinde, welche ihm beifiel, setzte demnach recht eigentlich den Geist und sein Zeugniß ein wider jeden Buchstaben einer Ceremonie oder eines

---

a) AGesch. 15, 1. b) AGesch. 15, 8. 11, 17. Jedenfalls ist's ein Gedanke der apostolischen Kirche.

Dogma, dadurch die Seligkeit bedingt, oder daran der christliche Charakter erkannt werden sollte.

Steigen wir höher hinauf zu dem, der die Seinen kannte und wahrscheinlich wußte, wer im Geiste und in der Wahrheit ein Christ zu nennen sei, so hat Christus allerdings keine bestimmten Glaubensartikel in genauer Fassung und mit der Warnungstafel aufgestellt, daß von ihrer unbedingten Annahme Christenthum und Seligkeit abhänge. Eben dadurch ist ja augenscheinlich, daß er überhaupt seine Nachfolge nicht von der Annahme solcher Glaubenssätze abhängig dachte, da sie, an denen grade der redliche Forscher so leicht irre werden kann, sonst nicht entschieden genug ausgesprochen, nicht sicher genug aufbewahrt werden konnten. Aber er hat in seiner Bergpredigt, dieser magna charta des Gottesreichs, die Friedfertigen und Barmherzigen, die reinen Herzens sind, selig gepriesen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Er hat nicht nach irgendeinem Glaubensbekenntnisse seinen weltrichterlichen Spruch verheißen, sondern denen die Seligkeit zugesprochen, welche ohne Nebenabsicht die Hungernden gespeist, die Dürstenden getränkt, die Nackten bekleidet, die Kranken und Gefangenen getröstet haben.[a]) Er will nicht die als die Seinen erkennen, die Herr! Herr! zu ihm rufen, Wunder thun und Teufel austreiben in seinem Namen, sondern die den Willen thun seines himmlischen Vaters.[b]) Geht diese Anschauung vom Christenthum vornehmlich durch die drei ersten Evangelien, in denen Christus gleichsam zurücktritt hinter das Reich, das zu gründen er gekommen war, so tritt er aus dem Johannisevangelium hervor in voller Majestät als der König dieses Reichs. Aber auch in diesem Evangelium verkündet er mit unsterblichen Worten, daß er nur ein König der Wahrheit sei, gekommen für dieselbe zu zeugen;[c]) daß die Stunde komme und schon angebrochen sei, da nicht auf diesem noch auf jenem heiligen Berge, nicht durch irgendeinen beschränkten Cultus Gott angebetet werde, sondern im Geist und in der Wahrheit, durch ein frommes Leben selbst;[d]) und daß an der Liebe unter einander seine Jünger erkannt werden sollen.[e]) Hat Johannes noch in eigenthümlicher Weise die Herrlichkeit seines Christus ausgesprochen, so ist

---

a) Mt. 25, 34—40. b) Mt. 7, 21—23. c) Joh. 18, 37. d) Joh. 4, 21—24. e) Joh. 13, 35.

doch sein ausschließenstes Wort nur: „wer ist ein Lügner, als der da leugnet, daß Jesus ist der Christus!“ *) das Allgemeine, in der Christenheit sich von selbst Verstehende. Also hat auch der Johanneische Christus nur jenes zweite Moment des Christenthums stark betont, daß die heilbringende Religion, welche die Frömmigkeit selbst ist, die Liebe zu Gott und zur Menschheit in lebendiger Bethätigung, von ihm selbst ausgehe.

Jene verschiedenen Confessionsverwandten auf der Bank vor der Himmelsthür, die Sanct Petrus nicht einlassen wollte, weil er nichts zu wissen behauptet von Päpstlichen, Lutheranern und Calvinisten, trafen endlich nach der freundlichen Parabel zusammen in dem Gesange: „wir glauben all' an einen Gott!“ daran sie der himmlische Thürhüter als Christen erkannte; jedenfalls in der Voraussetzung, daß sie auch die beiden andern Verse dieses Liedes nach ihrem wesentlichen Inhalte im Herzen trügen, ohne daß sie deßhalb ihre andern dissonirenden Lieder und Absonderlichkeiten aufzuopfern brauchten.

Schließen wir in diesem Bewußtsein den Herrn und die ganze Christenheit an's Herz, sagen wir mit dem heiligen Hieronymus: „Christus ist nicht so arm, daß er bloß in Sardinien [einst dem Sterbelande der Märtyrer] eine Kirche hätte, ihm gehört die ganze Christenheit;“ so versteht sich doch von selbst, daß solch ein in größter Allgemeinheit gehaltener Satz vielfacher Entwickelung fähig wie bedürftig sei. Denn worin das Verhältniß des Menschen zum Unendlichen bestehe? was also das religiöse Leben sei? wie Christus sein Mittelpunkt und seine Vollendung? das Alles liegt noch in unbestimmter Ferne.

§. 4. Die Sprachen der Religion.

Die Frömmigkeit besteht in Gefühlen, Gesinnungen und Handlungen, die dem Verhältnisse des Menschen zu der unendlichen Macht über ihm entsprechen: der Glaube in dem Fürwahrhalten der Vorstellungen, welche dieses Verhältniß nach seinen verschiedenen Beziehungen aussprechen. Aus der Vorstellung von der Wirklichkeit Gottes kann das Gefühl der Andacht hervorgehn, aus der Andacht die Vorstellung von der Wirklichkeit Gottes als Glaube an ihn. Frömmig-

*) Joh. 2, 22.

keit und Glaube, wiefern doch ihre Scheidung denkbar ist, stehn daher im Wechselverhältnisse, so daß sie, gänzlich von einander verlassen, zur ungläubigen Frömmigkeit oder zum todten Glauben werden. Aber weil der Glaube den Gesetzen, sonach auch den Irrwegen des Erkenntnißvermögens unterworfen ist, können sich Irrthümer im religiösen Glauben eines Menschen finden, von denen seine Frömmigkeit nicht unmittelbar berührt ist.

Durch verschiedene Sprachen kann der Geist sich darstellen und mittheilen. Was Allegri in seinem Miserere, unser Johann Sebastian in der Matthäus-Passion einst ausgesprochen hat, diese unaussprechlichen tiefen Schmerzen und hohen Tröstungen erfüllen noch jetzt jedes offne Gemüth, das diese Harmonien vernimt. Im Schwunge der Andacht erschuf der religiöse Geist des Baumeisters die himmelstrebenden Wölbungen eines Doms, und wenn der Fleiß von tausend Händen das ätherische Werk der Phantasie versteinert hat, so reden Jahrhunderte lang diese vielverschlungenen Wölbungen gleich dem Rauschen des Hochwaldes dieselbe heilige Sprache zu den Herzen der Gläubigen und ziehen sie himmelwärts. Eine Ahnung des Gefühls, in welchem Rafael die Verklärung des Herrn erblickte, und bevor er das hehre Gesicht dem irdischen Stoffe ganz eingeprägt hatte, entrückt wurde zu seiner eignen Verklärung, ergreift noch heut den Pilger, der zu dem wunderthätigen Bilde wallfahret. Auch die stumme That, eines erhabenen Geistes Tochter, redet Worte des Lebens von Geschlecht zu Geschlecht. Der erste Blutzeuge der Kirche, als in seinem brechenden Auge, gleich dem eines Engels, der ihm offne Himmel sich malte, redete gewaltiger als vorher seine wohlgesetzte Rede vor dem Blutrathe.

Ergreift aber diese stille Sprache des Gefühls am mächtigsten das Gefühl, so findet doch klarer die Darstellung und sichrer die Mittheilung statt durch den Gedanken und das Wort. Die heilige Dichtung und Beredtsamkeit verbindet diese eigentlichen Mittel der Erkenntniß mit der Sprache des Gefühls. Diese unmittelbare Wirkung durch die Phantasie und die Anschauung auf das Gefühl und die Gesinnung entbehrt eine bloße Darstellung des religiösen Glaubens nach den Vorstellungen, welche das Verhältniß des Menschen zum Unendlichen, wie es allgemein und nothwendig ist, oder in einer bestimmten Religionsgemeinschaft geworden ist, aussprechen. Weil aber geistiges Leben am bestimmtesten

und sichersten durch den Gedanken im Worte, das nur diesem dient, sich mittheilt, so wird allerdings eine solche Darstellung am zuverlässigsten das Verständniß und die Mittheilung der Religion vermitteln.

§. 5. Glauben und Wissen.

Alle Erkenntniß des Menschen betrifft die sichtbare Welt um ihn oder die unsichtbare Welt in ihm. Von jener bringen Botschaft an ihn die Sinne, und durch die Bilder, welche sie vor ihm aufstellen, tritt die Natur, die nicht er selbst ist, dennoch seines Daseins Grund, in sein Bewußtsein. Die unsichtbare Welt ist der Menschengeist selbst. Nicht daß in ihm sie begriffen und beschlossen wäre, sondern wie er allmälig aus seinen Kinderträumen zum Bewußtsein erwacht, erkennt er sich als Bürger eines unsichtbaren Gemeinwesens, findet dessen Gesetze in seinem eignen Wesen, und nennt sie nach dem Gleichnisse seiner sinnlichen Anschauungen Gesichte, Ideen, deren Verwirklichung in der Außenwelt, soweit seine Kraft reicht, ihm selbst übertragen ist, eine ideale Welt, eine Welt in und über ihm.

Wie das Menschenleben aus dieser Ansässigkeit in zwei Welttheilen besteht, so auch alle Erkenntniß. Was die Sinne berichten, was die Ideen verkünden, ordnet und sichtet der Verstand, welcher durch Schlüsse und Beweise aus jenen ursprünglichen Stoffen die Wissenschaft erbaut, in der jedes Mittelglied erwiesen und für jeden, der auf Verstand Anspruch macht, erkennbar hingestellt werden kann. Aber daß die Sinnenwelt wahrhaft ist und in der Gesetzmäßigkeit, in der sie uns erscheint, daß die Ideen berechtigte Mächte sind, das in seinem letzten Grunde kann nicht erwiesen werden, weil sonst noch ein tieferer Grund vorhanden sein müßte, aus dem es erwiesen würde; das hat jeder nur anzunehmen auf Treu und Glauben seiner eignen, nehmlich der menschlichen Natur.

Daß die blühenden Fruchtbäume und über ihnen die schwebenden Lerchen im Frühlingshimmel etwas wirkliches und wahres sind, kann mir niemand beweisen: aber jedermann würde wunderlich finden, wenn ich dafür einen Beweis verlangte. Ebenso wenig hätte den Märtyrern jemand erweisen können, daß sie frei wären in ihren Ketten: aber sie selbst erwiesen sich ihre Freiheit, indem sie, als ein Wort der Verleugnung sie dem heitern Leben wiedergeben konnte, hinaufblickten in den

offnen Himmel ihres Glaubens und starben. Dennoch blühen die Bäume und die Nachtigallen tönen durch die Mondnacht auch in Fieberträumen, oder in Jugendträumen. Im Bereiche des Geistes sind die Träume Schwärmereien. Es ist aber die Besonnenheit des Verstandes, welcher die Träume von der Wirklichkeit dadurch scheidet, daß er jede neue Erkenntniß mit dem bisherigen gesicherten Erwerbe, seinem wie seines Geschlechts zusammenhält, und in der Zusammenstimmung mit demselben wie mit den unveränderlichen Gesetzen unsers Geistes ihrer Wahrheit sich versichert. Das geschieht wohl, daß unter der Julisonne ein Fieberkranker friert, also mit allem Rechte der gegenwärtigen Erfahrung seine Empfindung gegen alle die unter der Hitze Seufzenden geltend machen kann: aber das Thermometer, wie es durch eine Reihe von Untersuchungen festgestellt ist, zeigt unfehlbar den vorhandenen Wärmegrad auch für den vom Fieberfrost Geschüttelten. Daß nun die Anschauung der Sinne den meisten als die sichere Wirklichkeit erscheint, während die Gesichte des Geistes uns leicht etwas Luftiges und Träumerisches dünken, kommt daher, weil die Sinnlichkeit früher und kräftiger ausgebildet, ihr eignes Fleisch und Blut in der Welt um uns her erkennt, während der Geist erst nach Bewußtsein ringt, weßhalb auch sein heimisches Reich ihm noch im Morgennebel verhüllt ist. Hohe hellsehende Geister wie Plato erkannten gerade in den Ideen das Gewisse und Wirkliche, dagegen in der Sinnenwelt ein Schattenleben.

Die Bezeichnungen des Wissens und Glaubens haben sich in die verschiedenen Arten unsers Erkennens getheilt. Das Wissen, genau genommen, ist das Fürwahrhalten von etwas Erwiesenem, das auf Schluß-Beweisen ruht, daher zu seiner Anerkennung jeder, der die nöthige Vorbildung besitzt und ernsthaft die Wahrheit will, genöthigt werden kann. Der Glaube ruht zunächst auf einem gewissen Vertrauen, das sich bald mehr unwillkürlich aufdrängt, bald mehr eine That des freien Entschlusses, also sittlicher Natur ist. Irrthümer sind möglich in beiden, im Wissen durch Fehlschlüsse, im Glauben durch ein unberechtigtes Vertrauen, indem durch bequeme oder aufgenöthigte Gewöhnung Unglaubwürdiges geglaubt wird, denn der tüchtige und freie Mensch glaubt was er glauben kann, nicht was er glauben will, oder gar nur möchte. Die Gegenstände unsers Glaubens sind sinnlicher, übersinnlicher oder mitteninne persönlicher Art. Daß die Dinge um

uns her wirklich so sind, wie sie dem geschärften Sinne und dem genauen Experiment erscheinen, das müssen wir doch zuletzt unsrer Fähigkeit vertrauen ihre Wirklichkeit zu erkennen, und all' unsre Naturforschung ruht auf dem Glauben, daß Verstand sei in dem Strom der Dinge, aus dem unser eigner Verstand aufgetaucht ist. Nach seiner absonderlichen Weise scherzend schrieb Hamann: „Wißt ihr nicht, o Philosophen, daß es kein physisches Band zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Absicht gibt, sondern ein geistiges und idealisches, nehmlich des Köhlerglaubens!" Dieser Glaube, den freilich der Kohlenbrenner im Walde mit dem ächten Philosophen gemein hat, nur jeder mit verschiedenem Bewußtsein seiner Berechtigung, gewährt doch die letzte Bürgschaft, daß die Ideen, welche die Vernunft in sich vernimt, nicht flüchtige Phantasiebilder, sondern unvergängliche Wahrheiten sind. Sonach steht überall an den Gränzen und Anfängen des Wissens der Glaube, aber auch aller Glaube soll sich, zwar nicht in jedem einzelnen, dem dazu meist mit der Gelegenheit auch die Fähigkeit abgeht, aber im Leben der Menschheit zum Wissen und zur Wissenschaft entwickeln, in ihr die Probe seiner Berechtigung vollziehend.

Der persönliche Glaube als das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit, zunächst Wahrhaftigkeit einer bestimmten Person kann Vorurtheil und leichtsinnige Hingabe sein, oder auch kühnes und doch berechtigtes Vertrauen, mit welchem etwa Alexander festen Blickes auf seinen Leibarzt, dessen Arznei ihm als Gift verdächtigt war, den dargebotnen Becher leerte. Fast aller Verkehr der Menschen unter einander und ein großer Theil unsrer geschichtlichen Kenntnisse ist durch solchen Glauben bedingt, der doch keineswegs die Untersuchung ausschließt als seinen Fortgang zum Wissen, wiefern die Personen zuverlässig und die Zeugen glaubwürdig sind.

Vorzugsweise erschien das religiöse Fürwahrhalten als Glaube, weil es ein Vertrauen ist auf das Hohe, Unsichtbare im Menschen, das nach dem Höchsten bedürftig verlangt; weil es ferner insgemein auch einer heiligen Überlieferung vertraut, wie im Gegentheil Faust spricht: „die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" endlich wiefern es sich darstellt als vertrauensvolle Hingabe an eine göttlich beglaubigte Persönlichkeit. Daher das Christenthum selbst in der Gesammtheit seiner Lehren der Glaube genannt worden ist.

§. 6. Die Glaubenslehre als christliche Philosophie.

Wenn innerhalb einer religiösen Genossenschaft der religiöse Geist zu einer gewissen Entwicklung gelangt ist, nach der ersten begeisterten, kampf- und leidensvollen Verkündigung einer neuen Religion, entsteht unter gebildeten Völkern irgendeinmal das Bedürfniß, sich des religiösen Inhalts in seiner Vollständigkeit und gegenüber verschiednen oder feindseligen Auffassungen in seiner Berechtigung bewußt zu werden. So ist die christliche Glaubenslehre entstanden als eine Lehre oder Wissenschaft vom christlichen Glauben, in ihrer gelehrten Form als ein wissenschaftliches System der Glaubensartikel oder Dogmen auch Dogmatik genannt. Diese Bezeichnung Dogma und dogmatisch ist in bedenklichen Ruf gekommen, indem das Dogmatische verstanden wurde im Gegensatze der freien Forschung, der Kritik, die Dogmen als erstarrte Begriffe im Gegensatze des christlichen Lebens. Ursprünglich bezeichnet das griechische Wort Urtheile, Satzungen, sowohl der Philosophen als der Staatsgewalt, philosophische Grundbegriffe sowie Gesetze. Daher nach theologischem Herkommen christliche oder kirchliche Grundbegriffe ohne einen Gegensatz zur freien Forschung und nur in der Verschiedenheit vom christlichen Leben. Die Glaubenslehre besteht aus drei Elementen: aus dem Selbstbewußtsein des religiösen Geistes in seinen unabänderlichen Gesetzen als das Gemeinsame in aller Religion, aus den Grundgedanken der christlichen Überlieferung als das Besondere des Christenthums und aus der Beziehung beider auf einander.

Jeder Morgen steigt aus einer Nacht herauf und vor allem Selbstbewußtsein liegt das geheimnißvolle Dunkel eines Lebens ohne dasselbe. Die That, durch welche der Mensch den Entschluß faßt er selbst zu sein, liegt außerhalb des Bewußtseins, weil sie dasselbe erst bedingt. Aber so gewiß das Selbstbewußtsein nicht ohne Einheit denkbar ist, so gewiß geschieht auch jene That, durch welche der Mensch sich selbst erfaßt, durch die eigne schöpferische Kraft, während doch schon das Bewußtlose derselben es bezeugt, daß neben der Freiheit die Nothwendigkeit hergeht. Der Mensch muß seiner selbst bewußt werden wollen. Aber noch versunken in die Natur, wie ein Kind das an der Mutterbrust erwacht, kann er sich träumerisch anblickend sagen: das bin ich! und als wech-

selnde Erscheinung zuweilen seinem Selbstbewußtsein begegnen, bis er wieder versinkt in die alte Nacht, den Tod. Oder er kann sich selbst denkend ergreifen, allgemeiner Gesetze der Menschheit sich bewußt werden und sie mit freier Zustimmung als die seinigen anerkennen. Ein solches Nachsinnen über sich selbst, wie ein Erschaffen seiner selbst, nennen wir Philosophie, die demnach nichts ist als das vollkommen frei vollzogne Selbstbewußtsein. In diesem Sinne, auch wer gar sehr erschrecken würde vor dem Namen eines Philosophen, philosophirt ein jeder, der sich vertieft in sich selbst nachsinnend über die Räthsel in jeder Menschenbrust.

Denken wir den Fall, wie er zuweilen im halben Traume vorkommt und durch die phantastische Vorstellung eines Doppelgängers versinnlicht wird, daß mein Selbstbewußtsein zwei Personen zugleich angehörte, zwei Ichs auf einmal, so hätte ich mich selbst verloren. Daher bei allen verschiedenen Richtungen der Geisteskräfte, bei allem Zwiespalte der Neigungen, bei aller Verschiedenheit der Ausbildung in Vergangenheit und Zukunft, bleibt sich das Ich seiner Einheit bewußt. Hieraus folgt, daß eine Wissenschaft, welche von weiter nichts handelt als vom Sein dieses Ich in und durch sich selbst, dieselbe Einheit in sich tragen und alle ihre Sätze auf einen obersten, oder vielmehr untersten Grundsatz, ein Princip, zurückführen muß, auch jeder Folgesatz nur darin seine Wahrheit verbürgt, daß er sein folgerechtes Hervorgehn aus jenem Fundamente darthut, das wir daher das grundlegende Princip nennen.

Aber dieses Ich, in welchem der Mensch seinen ewigen Schatz anlegt, wird angeregt und gebildet in der Wechselwirkung mit einer fremden Welt. Damit jedoch sein Selbstbewußtsein durch die Einwirkung der Welt nicht vielmehr zerstört werde, sucht sie der Mensch in dasselbe aufzunehmen d. h. sich Kenntniß von den stetigen Gesetzen ihrer Erscheinungen und dadurch Macht über sie zu verschaffen, denn das Selbstbewußtsein würde in Verwirrung gerathen, wie in unheimlichen Träumen geschieht, wenn wir von Erscheinungen bedrängt keinen Augenblick wüßten, wie sie auf einander und dadurch auf uns selbst einwirken. Diese Aufnahme der Welt in's Bewußtsein ist dadurch bedingt, daß nicht bloß dasselbe Denk- und Sittengesetz der Anlage nach durch die ganze Menschheit geht, sondern auch die Gesetze der Natur den Denk-

gesetzen des Geistes entsprechen. Der Grund dieser Wahlverwandtschaft kann nur in einer höhern Einheit des Wissens und Seins liegen. Aber diese Angemessenheit ist nichts als ein Fachwerk, in welches die unermeßliche, nur durch Erfahrung erkennbare Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich einreiht. Die Sinne führen diese Fremdlinge ein, der Verstand, gleich einer achtsamen Polizei, beurtheilt und ordnet sie nach seinen Registern. Die hierdurch mögliche Wissenschaft, weil sie auf Erfahrung und Geschichte beruht, ist eine empirische, im weiteren Sinne historische, und die Regel, nach welcher sie zur Wissenschaft wird, ein ordnendes Princip.

Alle Wissenschaft ist philosophisch oder historisch, Selbstbewußtsein des Geistes oder Bewußtsein der Welt, des eignen oder des fremden Gesetzes.

Durch ihre Verbindung entsteht eine dritte Gestalt der Wissenschaft. Erst durch die Vermählung des Geistes mit der Natur wird die Fülle des Lebens geboren, und das Ich gelangt erst recht zu sich selbst in der Mehrheit und Gemeinschaft vieler, deren jedes ein Ich ist. Wenn hierdurch der Geist sich verwirklicht im socialen Leben, als Staat, als Kirche, wird sein wissenschaftliches Bewußtsein dieser Verwirklichung zur Philosophie der Geschichte, welcher beides zukommt, das grundlegende Princip für das Wesen, das ordnende für die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen.

Das Christenthum ist eine solche Erscheinung des religiösen Geistes in der Weltgeschichte, so im Leben seines Gründers, als im Leben der Christenheit. Das Wesen des Christenthums ist daher der religiöse Geist selbst, und nach diesem als seinem grundlegenden Princip ist zu untersuchen, ob es mindestens in seinem Glauben die vollkommne Darstellung dieses Geistes sei? Aber die Art seiner Erscheinung, die Besonderheit, die geschichtliche Verwirklichung dieses Glaubens, die in reicher Mannichfaltigkeit stattfinden konnte, kann nur darnach gefragt werden, wiefern sie dem religiösen Geist entspreche oder widerspreche? Das grundlegende Princip ist daher hier nur geltend zu machen als ein ordnendes und beurtheilendes. Dieses Geschäft nach beiden Seiten hin hat die Glaubenslehre zu vollziehn, welche daher eine Philosophie des Christenthums und auf christlichem Boden erwachsen auch eine christliche Philosophie zu werden bestimmt ist.

§. 7. Der christliche Glaube in geschichtlicher Entwicklung.

Obwohl nach der Voraussetzung des christlichen Bewußtseins in Christus das vollkommne Christenthum erschienen ist, so waren doch Johannes und Paulus und alle die Väter und Heiligen der Kirche darum nicht überflüssig, auch er bedurfte zu seiner Ergänzung einer Christenheit, für die er gelebt hat und für die er gestorben ist. Obwohl die H. Schrift das höchste Denkmal des Christenthums ist und nach ihr jede spätere christliche Zeit sich zu messen hat, so liegt doch in ihr der christliche Glaube nicht abgeschlossen vor: sondern um die Religion der Menschheit für alle Zeiten zu sein, mußte das Christenthum den Keim in sich tragen, innerhalb der Schranken einer nach ihrem Ursprunge und nach ihrem aus jedem Verfalle sich selbst reformirenden Streben vollkommenen Religion, die ganze Fülle des religiösen Geistes zu enthalten, jede Volksthümlichkeit in sich aufzunehmen und jeder Zeitbildung gerecht zu werden. Insofern ist das Christenthum das religiöse Gesammtleben der Christenheit und der christliche Glaube, als die Summe der auf dem christlichen Leben ruhenden Vorstellungen über unser durch Christus eigenthümlich bestimmtes Verhältniß zu Gott, ist in keiner einzelnen Urkunde beschlossen, sondern ein von Christus aus quellender, aber durch tausend Zuflüsse gespeister Strom religiöser Überlieferung. Dieser ganze Strom bildet den geschichtlichen Inhalt der Glaubenslehre, und wiefern die Urgestalt des Christenthums bedingt war durch das Judenthum, auch dieses bis dahin, wo es durch die Erzeugung des Sohnes der Maria seinen religiösen Gehalt vollendet, überboten und beschlossen hat. Denn der religiöse Inhalt einer welthistorischen Gemeinschaft, die nicht bloß einige Jahrhunderte bestand, wird nicht gründlich verstanden ohne ihre Vorzeit, die auf eine immer fernere Vorzeit hinweist. Aus dieser langen Entwicklungsreihe treten als Hauptgesichtspunkte hervor: der Glaube des A. Testamentes nach der Unterscheidung vor und nach dem Exil als Hebraismus und Judenthum; der Glaube des N. Testamentes als Lehre Jesu und der verschiednen apostolischen oder epigonischen Kreise; die Lehrbildungen der Kirchenväter; die Lehre der römisch katholischen Kirche, wie sie vornehmlich als Scholastik und in den Beschlüssen der Synode von Trient sich aufgestellt hat mit einigen neuern Umbildungsversuchen; die Lehrent-

wicklung der evangelisch protestantischen Kirche, grundlegend in der Reformationszeit, dann als lutherische und calvinische Orthodoxie, nach der Übergangszeit des Pietismus in der Aufklärungsperiode, endlich unter den Glaubens-Wirren und Hoffnungen der Gegenwart. Aber nur das ist in diese dogmengeschichtliche Übersicht aufzunehmen, was als Glaubensbildung wahrhaft lebendig fortwirkte in der Geschichte, daher, wenn auch durch vielfache Mittelglieder die Gegenwart mit bestimmt und ein Anrecht hat auf die Zukunft.

§. 8. Mythische Anklänge.

Ist das Christenthum die volle Erscheinung des religiösen Geistes in der Geschichte, so daß alle wahrhafte Weißagung des Alterthums in ihm zur Erfüllung kam, und was durch Jahrhunderte als ahnungsreiche Sage gegangen war, zur Geschichte wurde: so fragt sich doch, wenn wir das religiöse Leben des gesammten Alterthums in heiligen Sagenkreisen beschlossen sehn, bei dieser schönen und gefährlichen Blutsfreundschaft zwischen der Phantasie und der Religion, ob nicht bei seinem Zusammenhange mit alten Glaubensdenkmalen des Morgenlandes mythische Bestandtheile sich noch in's Christenthum verirrten, wie der Mond zuzeiten noch mit dem bleichen Antlitz am Himmel steht, während die Sonne schon aufgegangen ist.

Wir verstehen unter der Sage jede geschichtsartige Erzählung, die, bevor durch sichere Denkmale festgestellt, im Munde des Volkes fortlebt, und durch dieses von der Phantasie getragene Leben mannichfachem Wechsel unterliegt. Sie stammt daher vorzugsweise aus einer Zeit, die noch keine schriftlichen Denkmale oder nur Priesterschrift hatte, und alle Geschichte einer solchen Zeit wird zur Sage. Aber sie kann auch fortleben in geschichtlichen Zeiten, wie die Tradition neben der H. Schrift. Sogar mag geschehn, daß dieselbe Begebenheit in der Chronik als Geschichte festgestellt, selbst in die ehrnen Monumente der Presse eingegraben sei, und doch, von der Großmutter dem Enkel erzählt, allem phantastischen Wechsel der Sage verfalle, wie das Leben Karls des Großen im Berichte seines treuen Einhard und in mannichfachen Urkunden verbrieft, dennoch in der Volkssage zum Gedicht geworden ist, oder wie aus der Hütte des französischen Landmanns sich noch immer frische Sagenkränze an das Andenken des ersten Napoleon hängen.

Mythen als heilige Sagen sind Darstellungen religiösen Sinnes, welche in geschichtlicher Form ohne erweisbar geschichtliche Wahrheit eine zeitlang von Geschlecht zu Geschlecht, von Mund zu Munde fortlebten. Einige scheinen von Dichtern und Weisen gebildet oder fortgebildet, in andern scheint ein Ereigniß nach dem Untergange der geschichtlichen Erinnerung poetisch wiedergeboren, noch andre sind ohne alle zu Grunde liegende Thatsache und doch unwillkürlich entstanden. Man hat hierauf die Eintheilung eines historischen und philosophischen Mythus gegründet, die doch bloß eine schwankende Hinneigung ausspricht, denn sobald der geschichtliche Inhalt entschieden, wär' es eben Geschichte, erkannt als das Werk eines Philosophen oder Poeten Allegorie, und hätte das reizende Helldunkel einer möglichen oder doch von seinen Bildnern selbst geglaubten Wirklichkeit verloren.

Die Volksphantasie verlangt nach einem fleischgewordnen Gott, im sinnlichen Bilde will sie die übersinnliche Idee anschaun. Das schönste Kind des Himmels und der Erde ist durch diese Neigung geboren, die Kunst, die auf ihren Höhen immer eine heilige Kunst wird. Was aber der Mensch darstellt von göttlichen Dingen in Wort und Bild, das möcht' er auch begrüßen im Leben, jede schöne Seele anschaun in schöner Gestalt. Aber das Leben ist arm, die Wirklichkeit dem Ideale feind: da flüchtet sich der Jugendglaube in eine ferne Wirklichkeit, die Raum bietet für seine Ideale, läßt in der blauen Ferne geschehn und glaubt an das Geschehene, was er halb gedichtet, halb empfangen hat von seinen Vätern, die Sage, deren Zauber, wodurch sie schöner als die Geschichte und dem Volke lieber als das Gedicht, grade auf der schwankenden Wirklichkeit ihres flüchtigen Daseins schwebt. So hat im Mittelalter jedes Geschlecht den romantischen Geist der Ritterschaft ein Jahrhundert vor das eigne gesetzt, der Geschichtschreiber findet ihn immer geglaubt, nirgends wirklich, und erkennt darin ein Ideal edler Herzen, welche die verworrenen Züge ihres Zeitalters in ihrem Innern versammelten und was nur wirklich war in ihnen selbst ein Vorbild ihres Strebens, liebevoll in die Tage ihrer Väter versetzten.

Das Unbewußte und Unwillkürliche der Sagenbildung erklärt sich dadurch, daß von Tausenden und aber Tausenden jedes nur einen unmerklichen Zug, wie es nach seinem Dafürhalten und Erinnern geschehn sein möchte, hinzuthut. Daß dennoch etwas in sich Einiges und Sinn-

reiches herauskommt, ist dadurch bedingt, daß es nicht die Einzelnen in ihrer Willkür sind, sondern der Geist eines Volks und einer Zeit, der durch alle diese Einzelnen hindurch als seine unbewußten Organe die Sage dichtend sein tiefstes Sinnen, seine Ideale und seine geheimsten Schmerzen hineinlegt, wie ein dichterisches Volk in seine Volkslieder. Es ist etwas Geheimnißvolles mit dieser Geburt, doch haben wir in der Entstehung manches Stadtgerüchts, wie es Gellert in seiner Fabel von dem mißgebornen Kinde heiter geschildert hat, noch einen verzerrten Abklatsch davon. Vermag die Volksphantasie derzeit nicht mehr solche Mythenkreise hervorzubringen wie die Götter des Olymp oder Walhallas, so bringt auch die Natur nicht mehr jene Wälder von Urpflanzen hervor, die zu Kohlenflözen versteinert sind.

Die religiöse Sage verkündet die unmittelbare Erscheinung des Göttlichen in der Sinnenwelt. Bestände nun das religiöse Leben in der Entwicklung göttlicher Kräfte aus dem Menschengeiste, so würde ein heiliger Sagenkreis seinen Mittelpunkt haben in der sinnlichen und individuellen Erscheinung dieser Kräfte d. h. in dem Mythus vom Herabsteigen eines Gottes unter die Menschen und vom Heimgange desselben. Die Mythologie fast des gesammten Alterthums bietet diesen Mittelpunkt, obwohl auch dieses erhabene Sinnbild zum Spiel der Phantasie entartete, wie man gesagt hat, daß des Weltgeistes geheimnißvolles Wesen in einen leichten Hauch aufgelöst wurde, der die Flöten der Griechen erfüllte.

Mythische Religionen sind gewissen Bildungsstufen der Völker nothwendig, denen noch alle Idee als ein Schein von oben in die herrschende Sinnlichkeit fällt. Wenn in höherer Bildung der Geist sich selbst und seine Unabhängigkeit vom Fleisch erkennt, endet die Nothwendigkeit der Mythen zugleich mit dem Glauben an dieselben: doch auch innerhalb einer geistigen und geschichtlichen Religion bilden sich für ein untergeordnetes Volksbedürfniß einzelne fromme Sagen leicht von neuem, wie Bäume zuweilen noch einmal blühen im Herbste; als ein freies Gebiet für die Schöpfungen einer heiligen Kunst sind sie, mit dem Bewußtsein ihrer nur sinnbildlichen Wahrheit, auch der höchsten Geistesbildung nicht fremd, und mag auch ihnen des Dichters Glaube gelten: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie."

Ob selbst in der H. Schrift Mythen sich finden, ist hier noch nicht

zu entscheiden. Die Evangelisten haben sicher nicht daran gedacht, das Haupt ihres Herrn mit einem Mythenkranze zu schmücken statt der Dornenkrone, vielmehr durften sie sagen, wie einer der spätesten Autoren des N. Testamentes gesagt hat,*) der doch diese Anschuldigung zurückweisend sie als vorhanden bezeugt: „Nicht klug ersonnenen Mythen folgend haben wir euch die Kraft und Gegenwart unsers Herrn Jesu Christi kundgethan, sondern als Augenzeugen seiner Hoheit." Fänden sich aber Erzählungen, welche sich als geschichtlich nicht bewährten, während sie doch eine religiöse Idee sinnig darstellen und ihre unwillkürliche oder doch unschuldige Entstehung nachgewiesen werden könnte, so würden diese allerdings für heilige Sagen zu halten sein. Das A. Testament gehört in seinen ältesten Berichten noch einer Zeit ohne Schriftdenkmale. Das N. Testament stammt aus schriftgelehrten Kreisen, doch zeigen sich in der apostolischen Kirche hochaufgeregte und nicht durchaus lautere Zustände, wie Paulus sie vorfand in der Gemeinde zu Korinth, aus denen eben so leicht Phantasietäuschungen als Mythenbildungen hervorgehn konnten. Die Legende der katholischen Kirche ist nicht selten in ihren anziehendsten Bestandtheilen Sagenbildung: der Eifer für und der Eifer wider dieselbe, der diese christliche Mythologie als Geschichte behauptete, wie der die Legende als Lügende schmähte, beides ist nur das Mißverständniß dieser Beschaffenheit. Wagte sich aber die sagenbildende Macht an die höchsten Gegenstände kirchlicher Verehrung, so konnte auch geschehn, daß die Legende zum Dogma wurde.

§. 9. Katholische und protestantische Glaubenslehre.

Seit der großen Kirchenspaltung des Abendlandes kann eine Glaubenslehre von Bedeutung für die Kirche nicht außerhalb dieses Gegensatzes stehn. Die katholische Kirche in der Voraussetzung, daß die Idee der Kirche in dieser bestimmten äußeren Kirche vollkommen verwirklicht sei, achtet sich in Glaubenssachen für unfehlbar, fordert daher unbedingte Beugung unter ihre Auctorität. Die evangelische, nach ihrem kriegerischen Namen die protestantische Kirche in der Anerkennung, daß die Idee der Kirche in keiner bestehenden Kirche völlig aufgegangen ist, verweist die Gläubigen auf den Christus in der H. Schrift und auf ihr

*) 2 Petri 1, 16.

eignes inneres Verhältniß zu ihm. Der Erzbischof Fenelon, als er gegen seine wohlbegründete Überzeugung dem Spruche des Papstes als einer wenn auch unverstandenen Stimme vom Himmel sich unterwarf, übte die höchste katholische Pietät. Ein protestantischer Pfarrer, der solchem Spruche einer Kirchenbehörde sich so willenlos gebeugt hätte, wäre einer feigen Verleugnung schuldig.

Diese unsre Glaubenslehre gehört der protestantischen Kirche an, nicht durch die Verpflichtung auf irgendein Glaubensgesetz, das nur eine unfehlbare Kirche der Wissenschaft auflegen könnte, sondern vorerst persönlich, weil sie, soweit ihr etwas persönliches anhaftet, sowohl von einem Theologen ausgeht, der seine religiöse Bildung der protestantischen Kirche dankt, ihrem Dienste mit freier Liebe sich geweiht hat, und wo nicht in ihrer Gegenwart, doch in der Zukunft, welche sie in sich trägt, volle Gnüge findet, als auch wiefern sie für solche bestimmt ist, welche dieser Kirche ihr eignes Heil vertraut haben. Sachlich aber, weil nur die protestantische Kirche eine solche Glaubenslehre zuläßt und fordert, welche den religiösen Geist als einen denkenden frei auch der kirchlichen Glaubenssatzung gegenüber anerkennt. Denn weil sie die christliche Wahrheit zumal begriffsmäßig auf unfehlbare Weise zu haben nicht behauptet, mußte sie eine Wissenschaft gewähren lassen, ja aus ihrem Schoße hervorbringen, welche auf die immer vollere und der Gesammtbildung einer Zeit gemäße Fassung der christlichen Wahrheit ausgeht. Zumal sie nicht durch irgend eine Gewalt, Magie oder unbedingte Auctorität das Verhältniß des Gläubigen zum Erlöser abzuschließen behauptet, muß sie dasselbe frei in sein eignes Innere stellen, ihm anheimstellend, soweit er's vermag nach seinen Geschäften und Gaben, sich selbst eine christliche Überzeugung zu begründen.

Wird hiernach diejenige Glaubenslehre, welche mit den kirchlichen Satzungen der Reformationszeit zusammenstimmt, Orthodoxie genannt, Rechtgläubigkeit, so kann dagegen auch die Abweichung berechtigt sein, ja zum frischen Leben der protestantischen Kirche gehören, wie zuzeiten Sr. Majestät allergetreuste Opposition zum constitutionellen Staate, während von der katholischen Kirche jede öffentlich behauptete und festgehaltene Abweichung in Glaubenssachen als ein Unglück, ein Verbrechen, eine Ketzerei, wenn irgend möglich, ausgestoßen und vernichtet wird. Jene Abweichung ist zu einer Zeit, als die ganze tonan-

gebende deutsche Theologie ihr beigefallen war, Heterodoxie genannt worden, nicht Falsch- sondern Andersgläubigkeit. Ihr gegenüber hat die Orthodoxie nur ein conventionelles Recht durch ein äußeres, der Vergangenheit angehöriges Gesetz: zwischen beiden wird die ideale Orthodoxie entscheiden nach dem Spruche Gamaliels,*) nicht aber durch irgendeinen einzelnen Act und zu bestimmter Zeit, sondern in der durch keine Zeit begränzten Entwickelung der Kirche.

Dem Protestantismus werden vorläufig zugerechnet die lutherische, die reformirte, die beide zusammenfassende unirte und die bischöflich englische Kirche, vornehmlich letztere umgeben von den Kapellen ihrer Dissenters, welche in Nordamerika zur Herrschaft, oder vielmehr zur vollen Freiheit gelangt sind. Über den Streit um die Vereinigung dieser protestantischen Kirchen wird hierdurch nichts entschieden, denn erst nachdem der Charakter des Protestantismus mit dem Verhalten der genannten Kirchen zu demselben nachgewiesen und die religiöse Bedeutung ihrer Unterscheidungslehren untersucht ist, kann über das Recht geurtheilt werden, nach welchem wir dieselben innerlich für die Glaubenswissenschaft vereinigen, wovon das Urtheil über ihre äußere Union zwar abhängig, doch immer noch verschieden ist.

§. 10. Zweck und Schranke der Glaubenslehre.

Die Glaubenslehre als gelehrte mit allen Mitteln der Forschung ausgerüstete Wissenschaft ist bestimmt das höchste Selbstbewußtsein der Kirche hinsichtlich ihres religiösen Inhalts zu werden, und hierdurch zunächst die Träger dieses Bewußtseins zu befähigen, daß sie mit Umsicht, Klarheit und freier, ihres Grundes bewußter Überzeugung das Evangelium, nachdem es einmal aus seiner ersten Geistesfülle zu einer geschichtlichen Religion geworden ist, die aus fremder Sprache und Bildung zu uns herüberreicht, unter gebildeten Völkern in Segen verkünden. Eigenthümlich gestaltet sich die Bedeutung der Glaubenslehre als Wissenschaft, und doch nach abgelegter gelehrter Rüstung, für die Gebildeten in der Gemeinde, die zunächst den Frieden und die christliche Wahrheit für sich selber suchen, sodann als Obrigkeiten und Gesetzgeber, insbesondre als Kirchenvorstände, endlich für ihre stille, doch so mächtige Einwirkung als Hausväter und Hausmütter.

---

*) AGesch. 5, 38 f.

Manches Unlautre hat sich in's Christenthum eingeschlichen, und es fragt sich, ob die Reformation das alles entfernt und neuen Eindringlingen gewehrt habe. Zu dieser Zeit wo auf der einen Seite eine Rückkehr zum Glauben der Väter gepredigt wird, die zurückgehend bis in die Dome des Mittelalters zuletzt auch Luther als einen Neuerer hinter sich lassen muß, auf der andern Seite eine Freiheit, die sich frei machen will von Christus, von Gott, vom Jenseits, endlich vom eignen Geiste, tritt an jeden, der berechtigt ist theilzunehmen an den Gedanken, Geisterkämpfen und Schmerzen seiner Zeit, die Forderung heran durch eignes Denken seines Glaubens gewiß zu werden.

Zwar auch ein dumpf verschloßnes, wie viel mehr ein sehnsuchtsvolles Gemüth kann in einem stillen Seufzer oder in der Kreuzesschule der Erfahrung Christo näher kommen als andre mit viel Forschen und Zweifeln. Er hat sein Evangelium auch den Armen am Geiste gepredigt und Christum liebhaben ist besser als viel wissen. Aber das Wissen, das rechte, ernste, schließt die Liebe nicht aus, und meine doch niemand, dem es Ernst ist, in diesem Getümmel der Meinungen und Parteien zu einer eignen begründeten Überzeugung zu gelangen, daß er nach unklaren Gefühlen oder mit einigen aufgelesenen Gedanken über einen Glaubensartikel richten könne, der nur in dem Ganzen, dem er angehört, seine Bewährung und mit diesem seine Beurtheilung findet; oder daß er nach einigen herausgerißnen Bibelstellen zu entscheiden vermöge, was lauteres Christenthum sei. Der Menschengeist ist ein Meer, in welchem sich Klippen finden und Perlen in der Tiefe. Die christliche Religion, wie sie durch die Kirche bis auf unsre Tage gekommen, ist eine große geschichtliche, durch mannichfache Wandelungen hindurchgegangene Macht, denn nicht einen Katechismus hat der Herr den Aposteln gelehrt, den jedes kommende Menschenalter nachbeten sollte, sondern ein Senfkorn hat er gepflanzt, das zu einem Baum erwachsen ist, unter welchem sich die Völker der Erde versammeln, und einen Geist hat er geweckt, der die Geister weckend für ein ewiges Leben die Jahrhunderte durchschreitet. Man muß eintauchen in die Tiefen dieses Geistes und das Christenthum in seiner hehren Ursprünglichkeit verstehn lernen, aber auch seine naturgemäßen Entwicklungen, nicht um dadurch selig zu werden, aber um ein eignes festes Urtheil zu gewinnen.

Wir erkennen eine Reihe Vorstellungen als wahr dadurch, daß

wir ihre Einheit unter einander und mit unserm eignen Gesetz und Wesen einsehn. Indem wir dieser Einheit bewußt werden, indem wir die dunkeln Gefühle der Frömmigkeit, die sich aufdrängen, nach ihrer Bedeutung für den religiösen Geist erkennen und als Äußerungen desselben, soweit sie es sind, mit Freiheit aufnehmen, erfüllen wir eine Bestimmung des Menschen, alles dasjenige, was sich mit Nothwendigkeit in ihm entwickelt, durch freie Anerkennung zur eignen That zu machen und alles Dasein zum Bewußtsein zu erheben. Wäre nun die Frömmigkeit das Herz unsers Geisteslebens, christliche Frömmigkeit das lösende und erlösende Wort aller Räthsel in der Menschenbrust: so wird die Erhebung dieser Frömmigkeit zum wissenschaftlichen Bewußtsein für eine Bedingung vollkommner Humanität geachtet werden müssen, während sie nach der andern abwehrenden Bedeutung als die Bedingung erscheint, unter welcher allein das edle Recht des Protestantismus geübt werden kann, unverlockt auch von den Irrlichtern der Frömmigkeit auf eigner Prüfung zu stehn.

Hieraus folgt, daß die Glaubenslehre keineswegs erlernt werden kann wie eine andre Sammlung von Kenntnissen oder Kunstfertigkeiten, denn sie fordert Selbstprüfung auf dem Grunde von Selbsterlebniß. Nur die geschichtlichen Kenntnisse, die zu dieser Prüfung gehören, hat sie mitzutheilen, und durch das Bild eines in sich klaren und freien christlichen Gedankensystems den betrachtenden Geist an sich selbst, an die eigne Schöpferkraft zu erinnern. Das ist aber auch ihre Schranke. Sie kann nicht die Religion selbst beweisen und hat schwerlich je einen Gottlosen zu einem frommen Christen gemacht. Zwar kann sie den, der mit leichter Mühe die Religion als oberflächlich betrachtete Erscheinung verleugnet, der da meint, sie sei durch Pfaffen und Kindermuhmen dem freien Sohne der Natur angezüchtet, einführen in die Tiefen der menschlichen Natur, um in denselben den Quell der Frömmigkeit und ihr Ziel in christlicher Gemeinschaft nachzuweisen, so daß er genöthigt ist, entweder einen unlösbaren Widerspruch seines eignen Wesens, oder die christliche Frömmigkeit als die Blüthe des Menschenlebens anzuerkennen. Ist er aber entschlossen vor dem Abgrunde jenes Widerspruchs stehn zu bleiben und den höhern Theil seiner Menschheit hineinzuwerfen, so hat gegen ihn die Glaubenslehre nicht weitern Beweis. Denn nur was sie vorfindet von christlicher Frömmigkeit, hat sie nachzuweisen in seiner

Einheit und nothwendigen Beziehung zum Menschengeiste. Nur der Ahnung wird die Wahrheit, nur der Sehnsucht die Erfüllung gebracht: dem Andern sind die Worte ewigen Lebens Reden in unbekannter Sprache, Fabeln von Inseln der Seligen.

Daher kann geschehn, daß einer aus der Gemeinde, der nie von einer Glaubenslehre gehört hat, an ächter Frömmigkeit dem gelehrtesten Kirchenlehrer vorgehe; nur darin steht er ihm nach, daß seine Frömmigkeit sich nicht zum klaren Selbstbewußtsein erhoben hat, und sein Glaube, wenn nicht durch das Glück einer guten menschlichen Auctorität bewahrt, nicht vor Aberglauben gesichert ist.

Die Verkündigung des Evangeliums wird immer am mächtigsten sein, wo es zugleich geübt wird und das eigne christliche Leben Bürgschaft leistet für die Aufrichtigkeit der Lehre. Doch sprach Christus von den Schriftgelehrten seiner Zeit: „Alles was sie euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet und thut's: aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun." Daß nun ein Theolog christliche Frömmigkeit in einer Erhebung darstellen kann, die ihm selbst vielleicht fern liegt, und in welcher Gläubige, die hoch über ihm stehn, die Enthüllung ihres verborgensten Lebens und die Erfüllung dessen erkennen, darnach sie selbst nur in heiligen Stunden der Andacht rangen, dies wird dadurch möglich, daß in jedem Menschen als verschloßner Keim die ganze Menschheit liegt und für den geistig Begabten und Gebildeten in einzelnen Momenten seines Lebens zum Bewußtsein und zur Wirklichkeit gelangt. Jener Theolog, welcher als Augenzeuge eines heiligen Landes aufsteht, in das er selbst aus weiterer Ferne blickte als Moses in das gelobte Land, er zeugt allerdings von einer Wirklichkeit, die er in sich erlebt hat, aber nur als ein rasch entschwundnes Glück, das festzuhalten gegen das Getriebe weltlicher Interessen ihm die Stärke des Charakters fehlt, das er aber zu jeder Zeit durch seine Phantasie wie eine schöne Dichtung sich zurückrufen kann. Wenn er dann in heiliger Rede eine Frömmigkeit preist, oder in der Wissenschaft nach ihrem Grund und Wesen sie darlegt, der doch sein Leben widerspricht, so ist das nicht Heuchelei, seine Rede müßte denn nur einem selbstsüchtigen Zwecke dienen, sondern eine unwillkürliche Anerkennung des höhern Geistes über ihm und eine Verurtheilung seiner selbst. Auch ein Dichter mitten im wilden Erdenleben erschafft Gestalten sittlicher Schönheit, der künstlerische Genius

faßt in einer Madonna alle Strahlen himmlischer Liebe zusammen, während seine Fornarina neben ihm sitzt. Der Meister, der zu spotten vermag über alle Andacht, erhebt die Herzen der Gemeinde auf den Harmonien seiner Orgel. Aber unabwendbar wird der Abstand seiner Ideale von seiner Wirklichkeit ihn schmerzlich ergreifen mit dem Gefühl der Zerrissenheit seines Lebens. Daher zuweilen in den Gebilden und Tönen hoher Künstler, die sittlich tief unter ihren Werken stehn, ein schmerzlicher Zug, eine herzzerreißende Klage uns und sie selbst überrascht, die sogar ihren Schöpfungen einen rührenden Zauber mehr verleiht, weil die Klage so menschlich zum Menschen spricht vom allgemeinen Lose, daß wir alle nur aufstreben und aufblicken nach unsern Idealen wie Adler nach der Sonne, wie Adler viele mit gebrochnen Fittigen.

§. 11. Eintheilung der Glaubenslehre.

Man hat die Glaubenslehre, wie sie zumal im Mittelalter aus vielfach verschlungenen Begriffen hehr und kunstreich aufgerichtet wurde, einem der gothischen Dome jener Zeit verglichen. In diesem Sinne haben wir die Einleitung zu derselben eine Vorhalle genannt, die doch, wie es bei griechischen Tempeln und bei den ältesten Kirchenbauten der Fall war, ein gar wesentliches Stück des Bauwerkes ist. Denn sie enthält theils den Grundriß und Überschlag, wie die Glaubenslehre als Wissenschaft zu Stande komme, theils den Bericht, wie sie bisher zu Stande gebracht worden sei, d. h. im ersten Kapitel, was und wie sie das enthalten solle; im zweiten, woraus dieser Inhalt zu schöpfen sei und wie seine Bestandtheile sich zu einander verhalten; im dritten die Geschichte der Glaubenslehre. Diese, weil der geschichtliche Verlauf der einzelnen Glaubensartikel nur dem zur klaren Anschauung kommt, der das Ganze vor Augen hat, das zwar erst aus ihnen zusammengefaßt, dann doch wieder auf seine Bestandtheile zurückwirkt. Dieser Baum der Erkenntniß außerhalb des Paradieses ist aus dem Boden der Kirche erwachsen, nicht ohne die Erinnerung an ihre Geschicke im Großen und Ganzen sind die Wandlungen ihrer Glaubenslehre zu verstehn.

Die Glaubenslehre selbst gliedert sich in zwei Haupttheile. Der Erste enthält die Lehre vom Christenthum seinem Wesen nach, wiefern es Religion ist. Der Zweite die Lehre vom Christenthum seiner

Erscheinung nach, wiefern es eine bestimmte geschichtlich vorliegende Religion ist.

Da die Religion ein Verhältniß des Menschen zur Gottheit ist, zerlegt sich der erste Haupttheil, die christliche Lehre vom Wesen der Religion oder die Ontologie in die beiden Glieder dieses Verhältnisses: das erste Glied, von dem die Religion ausgeht, ist der Mensch, sonach die Lehre von der Menschheit nach ihrem religiösen Wesen der erste Theil. Das andre Glied, darauf sich die Religion bezieht, ist Gott, sonach die Lehre von der Gottheit als Gegenstand der Religion der zweite Theil. Es ist üblich und man sollte meinen auch anständig, der Lehre von Gott den Vortritt zu lassen, da von der Religion überhaupt nicht die Rede sein kann ohne Gott. Allein der Natur der Sache nach ist doch zuerst im menschlichen Geiste Grund und Wesen aller Religion aufzusuchen, wobei sich freilich von selbst versteht, daß darin immer schon eine Voraussetzung und Beziehung auf Gott enthalten sei, wie in der Farbe die Beziehung auf das Licht.

Da der andre Haupttheil untersucht, wie der religiöse Geist sich auf besondre Weise als Christenthum verwirklicht hat und hier alles von dem persönlichen Anfange, von Christus ausgeht: so ist darzulegen vorerst, wie Christus einst eine Gemeinschaft des religiösen Lebens begründet habe; sodann, wie unser eignes religiöses Leben oder die Anlage dazu in diese Gemeinschaft aufgenommen zu einem christlichen Leben werde; endlich wie diese Gemeinschaft das Christenthum auf alle Zeiten bringe. Hierdurch ergeben sich als Grund, Wirkung und Mittel drei Theile der religiösen Christus-Lehre oder Christologie: Christus in der Geschichte, im Gemüth und in der Kirche.

Im ersten Haupttheil geht die philosophische Untersuchung als maßgebend voran, denn es ist der religiöse Geist, welcher sich selbst erkennen will und erst in der Gottheit sich wahrhaft erkennt. Die nachfolgende geschichtliche Darstellung dient der Erwägung, wiefern das Christenthum auf die Fragen des religiösen Geistes genügende Antworten gebe? Andre einigermaßen entwickelte Religionen enthalten ähnliche Glaubenssätze, sei's mehr oder minder getrübt, auch der Gott des Islam ist ein einiger Gott, gerecht und barmherzig. Diejenigen Lehrstücke, welche nicht unmittelbar religiöse Ideen darstellen, doch sich im Volksleben mit der Religion verbunden haben, sind mit der geschicht-

lichen Darstellung derjenigen Glaubensartikel, an welche sie zunächst sich angeschlossen haben, anhangsweise zu verbinden. Diese Stellung ist mitunter zweifelhaft und beweglich. So findet die Lehre von den Engeln ihre naturgemäße Stellung bei dem Lehrstück von der göttlichen Vorsehung, denn als Boten und Werkzeuge derselben haben die Engel noch am ersten eine religiöse Bedeutung. Die Lehre vom Teufel bei dem Lehrstück von der Sünde, denn er ist gedacht als die Personificirung und Vollendung derselben. Aber bei der wesentlichen Gleichheit beider Vorstellungskreise, welche in der Einheit des Gegensatzes zusammenfallen, denn was ist der Teufel anders als ein umgekehrter, ein gefallner Engel! und bei der fast gleichen geschichtlichen Entwicklung des Glaubens an beide ist jene Trennung unbequem und gewaltsam. Da ergibt sich der sinnenden Betrachtung, daß doch auch der Teufel im großen Haushalte Gottes, weil er es nicht als ein Sohn wollte, als ein Knecht dienen müsse:

> ein Theil von jener Kraft,
> die stets das Böse will,
> und stets das Gute schafft.

Was unsre Vorfahren die Schliche des Teufels auf Erden nannten, sind doch mindestens auch die verborgnen Wege der Vorsehung. Hiermit, und diese Vorstellung vom Teufel ist doch die der Gottheit würdigste, sind wir berechtigt beide Lehren in ihrer naturwüchsigen Verbindung zu lassen. Jedenfalls aber gehören sie zum ersten Haupttheile, denn obwohl in der christlichen Überlieferung eigenthümlich gestaltet, sind es doch nur allgemeine halb-religiöse Vorstellungen, die sich auch in andern Religionen vorfinden. Man kennt einen christlich gefärbten Teufel, aber so wenig einen christlichen, einen besondern Teufel für die Christen, als einen besondern Gott für dieselben.

Der zweite Haupttheil enthält durchweg Geschichtliches, das nicht aus den stetigen Gesetzen des Menschengeistes zu schöpfen ist, sondern aus guten geschichtlichen Denkmalen. Der religiöse Geist hat nur zu beurtheilen, wiefern er in diesen Thatsachen sich gewahrt, befriedigt, gerettet finde. Zwar Bugenhagen, der treue Beichtvater Luthers, schrieb: „die Historien machen uns keine Artikel des Glaubens.“ Sie machen sie doch, wenn sie dem Gläubigen zu etwas Innerlichem geworden, sein tiefstes Bedürfniß und seine höchste Sehnsucht erfüllen. Aber auch für

jeden Standpunkt, dem das Evangelium nicht bloß ein äußerlicher, auf irgendeine Auctorität hin anzunehmender Buchstabe bleiben soll, müssen sich die Thatsachen des Christenthums, jenachdem was der Mensch zu seinem Heil bedarf, als hülfreiche und rettende Mächte erweisen.

Beide Haupttheile fassen sich endlich zusammen in einer prophetischen Anschauung vom Jenseits, in Bezug auf die Menschheit und in Bezug auf die Gottheit, jenes als Lehre von der Unsterblichkeit, dies als Lehre von der Dreieinigkeit.

Zweites Kapitel.

Die Quellen der Glaubenslehre.

A. Vernunft und Christenthum.

§. 12. Offenbarung.

Die Schwierigkeit liegt im Verhältnisse beider Quellen der christlichen Religion zu einander: einer heiligen Überlieferung als entsprungen aus göttlicher Offenbarung und des religiösen Menschengeistes. Das ist an sich kein Gegensatz, vielmehr bedingen sie einander:

Wär' unser Aug' nicht sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken.

Offenbaren heißt auch in der H. Schrift irgendetwas Verborgnes eröffnen, insbesondre wiefern es durch Gott oder seine Engel geschieht. Im vollen religiösen Sinne ist Offenbarung eine Kunde, welche Gott über sich selbst und über das zu erlangende Heil den Menschen ertheilt hat. In diesem Sinne ist alle Religion entweder göttliche Offenbarung oder menschliche Erdichtung, denn woher sollte der Mensch Wahrhaftes über Gott wissen als durch Gott selbst!

Diese Offenbarung ist zunächst eine innerliche, die große Mitgabe Gottes an sein Menschenkind: die Fähigkeit zur Religion zu gelangen und in ihr Gott zu erkennen. Diese Fähigkeit entwickelt sich an

der äußern Offenbarung. Diese Offenbarung Gottes ist die Welt als seine Schöpfung und ihre Geschichte. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern und eine Nacht thut's kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme hörte.“ [a]) Aber das „Herr Gott dich loben wir!“ der ganzen Natur ist gleich dem Ruhme, den sich Gott bereitet hat in der Säuglinge Mund. [b]) Erst im menschlichen Bewußtsein wird die Natur ihrer selbst bewußt als eine Offenbarung Gottes. Daher die innere Stimme, welche dem Menschen zuerst eine ahnungsvolle Sehnsucht aufregt nach dem unbekannten Gott, daß er ihn sucht, bis er ihn fühlt und findet, in dem wir leben, weben und sind, [c]) die eigentliche Offenbarung ist, durch welche Gott mit den Menschen redet und sie erinnert an Vater und Vaterland. „Daß man weiß, daß Gott sei, ist auch den Heiden offenbart, dadurch daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehn, so man das wahrnimt an den Werken, nehmlich an der Schöpfung der Welt.“ [d])

Diese äußere Offenbarung verhält sich zur innern wie ein geistvolles Buch zum Geiste, etwa ein Stammbuch, dessen fromme Denksprüche den Sohn in der Fremde an die Heimath erinnern: der Geist hat es geschrieben, der Geist Gottes, die Buchstaben sind Hieroglyphen, der Menschengeist besitzt ihren Schlüssel. Die Welt ist ein Tempel Gottes, aber als solchen erkennt und weiht ihn erst der Priester, der im Tempel anbetende Mensch. Ein Clairvoyant himmlischer Dinge, Bernhard von Clairvaux, bekannte, was er wisse, hab' er meist erlernt unter den Eichen und Buchen des Waldes. Wie aber beide Offenbarungen vielen verständlich geworden sind durch dasjenige, was der heilige Waldweise in jener Kinderlehre Gottes erlernt hatte, wie auch der Apostel und Philosoph auf dem Areopag [e]) den Athenern Kunde brachte von ihrem unbekannten Gott, sie erinnernd, daß sie selbst göttlichen Geschlechtes sein: so bringen überhaupt gottgesandte Menschen die Offenbarung Gottes an die Menschheit, welche, wie man anfing zu Enos Zeiten, [f]) den Namen des Herrn predigen, und sich ent-

a) Psalm 19, 1—4. b) Psalm 8, 3. c) AGesch. 17, 28. d) Röm. 1, 19. e) AGesch. 17, 22 ff. f) 1 Mos. 4, 26.

weder einer vorgefundenen Gemeinde von Gläubigen anschließen, oder mit schöpferischer Kraft als Religionsgründer eine Gemeinde sammeln, um die Gottheit nach ihrer neuen Kunde würdig zu verehren.

§. 13. Supernaturalismus und Rationalismus.

Die historischen, zumal die welthistorischen Religionen sind nicht entstanden ohne daß ihre Gründer sich auf eine besondre göttliche Offenbarung und Beauftragung beriefen. Auch die Religion der H. Schrift ist voll solcher Berufungen. Als die Kirche allmälig eine Reihe von Lehrsätzen ausbildete, welche als hehre unerforschliche Geheimnisse alles menschliche Denken überragten, stellte sie die Pflicht dieselben gläubig anzunehmen auf solch eine göttliche Offenbarung. Als endlich in der protestantischen Kirche der denkende Geist nach einem unverjährbaren Rechte griff, nur seinen eignen Denkgesetzen Entsprechendes für wahr zu halten, traten zwei theologische Principe wider einander, die der moderne Sprachgebrauch Rationalismus und Supernaturalismus genannt hat. Sie hatten längst mit einander gerungen, aber in unklarer Vermischung: gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf deutscher Erde kamen sie zu einem festen Bewußtsein und machten sich geltend als die höchsten Gegensätze alles theologischen Denkens, beide mit der Behauptung auf christlichem Boden zu stehn und mit der Absicht ihn zu beherrschen.

Supernaturalismus im allgemeinsten Sinne ist der Glaube an ein unmittelbares Eingreifen dessen, was über die Natur hinausgeht, nicht bloß was man gewöhnlich unter der Natur versteht, sondern auch über den Menschengeist und die Weltgesetze. Supernatural ist die Ableitung irgendeiner Thatsache aus einer als übernatürlich und persönlich gedachten Ursache. Das Übernatürliche ist also nicht das Überirdische; eine Wirkung der Sonne oder des Mondes auf die Erde anzuerkennen, ist nichts dem Supernaturalismus Eigenthümliches. Der Glaube an einwirkende Zauberkräfte, als nicht von einem persönlichen Wesen ausgehend, bildet nur den Übergang zur supernaturalen Anschauung. Doch gehört die Ableitung von der höchsten übernatürlichen Ursache, von der Gottheit, nicht nothwendig zum Supernaturalismus: das Übernatürliche wird je nach seiner helfenden oder verletzenden Einwirkung als himmlische oder dämonische Macht vorgestellt. Daher es eben so super-

natural ist, an eine unmittelbare, die Weltgesetze aufhebende Einwirkung Gottes, als an diese Einwirkung des Teufels zu glauben.

Nicht bloß im theologischen Bereiche hat die supernaturale Anschauung geherrscht. Eine supernaturale Heilkunde leitet Krankheiten von der Einwirkung böser Geister her und heilt sie durch Gebete und Zaubersprüche. Eine supernaturale Jurisprudenz hat im Verfahren gegen Hexen mit dämonischen Gewalten processirt, und früher im Gottesurtheil darauf vertraut, daß Gott die Unschuld nicht könne unterliegen lassen. In beiderlei Fällen hat die Aufklärung, für das Eine noch innerhalb, für das Andre mehr außerhalb der Kirche, das Unberechtigte und Entsetzliche dieses Supernaturalismus zur allgemeinen Anerkennung gebracht. Auf dem Gebiete des Staats ist es Supernaturalismus, wenn ein Staatengründer seine Gesetzgebung unmittelbar von den Göttern herleitete, oder wenn die Einsetzung der fürstlichen Gewalt von Gottes Gnaden losgerissen wird von ihrer naturgemäßen geschichtlichen Entwicklung und dann leicht umschlägt in den hierarchischen Supernaturalismus, nach welchem die Fürsten ihre Gewalt vom Papste zu Lehn tragen, oder gar wie Gregor VII es verkündete, eine Erfindung des Teufels sind, der sie anreizte, sich im Hochmuth über ihres Gleichen zu erheben. Als theologisches Princip besteht der Supernaturalismus in der Behauptung, daß gegenüber der unmittelbaren Offenbarung, welche Gott zum Heile der Menschen vollzogen hat, jeder Widerspruch menschlichen Denkens unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen sei, bei Verlust dieses Heils. Das Unmittelbare schließt nicht die Vermittlung durch die Verkünder dieser Offenbarung aus, sondern nur hinsichtlich ihres Ursprungs, daß sie nicht als ein Theil der allgemeinen Offenbarung bloß durch menschliche Vernunft vermittelt, sondern ihrem ersten Träger unmittelbar durch Gott verliehen sei. Je nach der Vorstellung von ihrem Inhalte und ihrer gleichfalls übernatürlichen Bewahrung sind sehr verschiedene Arten des Supernaturalismus aufgestellt worden.

Der Rationalismus hat seinen Namen von der Vernunft, Ratio, wiefern ihr die Oberherrlichkeit in Sachen der Religion zugesprochen wird. Die Bezeichnung Rationalisten ist zuerst Gegnern der Staatsreligion zugeworfen worden in gehässiger Bedeutung, etwa Vernunftthümler, in Deutschland ward sie zu Anfange unsers Jahr-

hunderts von einer theologischen Schule als Ehrenname in Empfang genommen. Diese Schule ist bereits als solche der Vergangenheit anheimgefallen. Ein neuerer mißverständlicher Sprachgebrauch nennt alle Freunde einer freien Entwicklung des Protestantismus Rationalisten. Als theologisches Princip steht der Rationalismus auf der Behauptung, daß dem denkenden Geiste die Entscheidung zukomme über alles, was er aus einer geschichtlich vorliegenden Religion sich als wahr und berechtigt anzueignen habe. Ebendeßhalb wie es eine mannichfache Entwicklung der Vernunft in der Philosophie gibt, sind auch Arten des Rationalismus von sehr verschiednem Werthe möglich und bereits gewesen.

Dieser Gegensatz altväterlicher Überlieferung, die als solche gelten will, und freier denkender Berechtigung, geht durch alle Wissenschaften und Fertigkeiten. Wir haben eine Arzneikunde, die aus alten vielleicht durch lange Erfahrung bewährten Recepten besteht, und eine rationale Medicin, welche der Krankheit Ursache und der Arzneimittel Wirkung denkend untersucht. Man sollte meinen, vernünftig zu denken und zu untersuchen, sei überall des Menschen würdig; la raison finira par avoir raison. Unter einem Brustbilde des Sokrates im Nationalmuseum zu Neapel las ich, eingegraben mit zweitausendjähriger Schrift die Worte, welche Platon dem Weisesten Griechenlands in den Mund gelegt hat: „Es ist nicht von heute, sondern allezeit habe ich den Grundsatz gehabt, keiner andern Eingebung zu folgen als der Vernunft, und unter allen Verhältnissen meines Lebens habe ich mich überzeugt, daß dieses das mächtigste und beste ist." Aber auf religiösem Gebiet ist es die heilige Überlieferung, die als aus dem Quell besondrer göttlicher Offenbarung entsprungen sich der menschlichen Vernunft überhebt und mit demüthiger Zuversicht ihr vorhält: „du glaubst an deine Vernunft! ich glaube an den Schöpfer der Vernunft."

Man könnte meinen und hat es oft genug behauptet, ein Gegensatz der Art könne innerhalb des Christenthums gar nicht stattfinden, denn dieses sei aus göttlicher Offenbarung entsprossen, auch unsre Vernunft sei eine Offenbarung Gottes, er der Wahrhaftige könne nicht ihm selbst widersprechen, noch durch solchen Widerspruch das Menschenherz zerspalten. Aber einestheils ist ja noch nicht erwiesen, daß die christliche Religion in jenem übernatürlichen Sinne göttliche Offenbarung

sei, und wenn sie es ist, rein aus Gottes Hand gekommen, kann sie doch durch ihre Priester oder sonstwie durch menschliche Fehle entstellt sein: anderntheils was ihrer Wahrheit in uns widerspricht, kann der Irrthum unsrer Vernunft, also vielmehr ein wenig Unvernunft in uns sein. Der Schiffer hat den Compaß und die Sterne: aber auch sie verhüllen ihre glänzenden Häupter und andre Neigung, wie sie geheimnißvoll aus den Tiefen aufsteigt, lenkt auch die Nadel aus ihrer Bahn. Dieses Schwankende und Irrende alles menschlichen Denkens, wie es in seinen höchsten Erzeugnissen, den philosophischen Systemen, die grade unter einem Volke von Denkern seit einem Jahrhunderte einander fortwährend widerlegt und aufgezehrt haben wie die Kühe im Traumbilde Pharaos, uns schroff vor Augen liegt, scheint vor allem für unsre höchsten Bedürfnisse nach einem sichern Worte Gottes zu verlangen, als einem festen Standpunkte zum Leben und einem Kopfkissen, darauf man getrost das müde Haupt niederlegen kann zum Sterben. In der That wäre gar schön, wenn man diese Wahrheiten, daß ein persönlicher Gott auf unsre Gebete hört, eine gerechte und gnädige Vorsehung über uns waltet und ein wahrhaft lebendiges Jenseits, das alle Thränen trocknen wird, uns erwartet, durch die Offenbarung versichert, gleichsam schwarz auf weiß beurkundet haben könnte wie eine Feuer- Hagel- und Lebens-Assecuranz. Allein es sind nicht zunächst diese einfachen, der Vernunft begreiflichen und erwünschten Religionswahrheiten, welche die Offenbarung wenigstens nach der kirchlichen Glaubenslehre enthält, vielmehr sind es Geheimnisse, welche sie nicht offenbar gemacht, vielmehr als solche erst aufgestellt hat. Daher auch eine weit größere Energie des Glaubens dazu gehört, die übernatürliche Offenbarung mit ihren Geheimnissen festzuhalten, als jene Glaubenssätze der natürlichen Religion, wie sie von Offenbarungsgläubigen nicht ohne einige Mißachtung bezeichnet werden; und diese Energie schützt dennoch den geistig begabten Menschen, der das eigne Denken nicht lassen kann, keineswegs vor dem Zweifel, ja vor der Angst, daß alles nur eine Angewöhnung und Selbsttäuschung sei. Ein Glaubensheld wie Luther wußte zu erzählen von solchen Zweifeln, schier zum Verzweifeln, daß ihm mitunter Christus und alles verschwinde. Wäre uns die Wahl gegeben, wir würden vielleicht nicht alle wählen wie Lessing, nach seinem Bekenntniß: „wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit hielte, und in seiner

Linken das stets unvollkommne Streben darnach: ich würde seine Linke ergreifen und sagen, die volle Wahrheit ist doch für dich allein!" Es ist das ohne unsre Wahl ein allgemein menschliches Geschick, mannichfach irrend nach der vollkommnen Wahrheit immer nur zu streben. Auch hat diesen Zauber nicht irgendeine Offenbarung gelöst, wie die zerspaltenen Kirchen, von unzähligen Secten-Capellen umgeben und im Innern durch bittre Glaubensstreitigkeiten bewegt, es bezeugen. Noch immer gilt der Spruch des morgenländischen Dichters:

> Secten sieben und siebzig auf der Erde sind,
> Alle Secten in der Brust dir sind.

Leibnitz gedachte den Zwiespalt des Supernaturalismus und Rationalismus dadurch zu schlichten, daß die Geheimnisse der Offenbarung nicht gegen, nur über die Vernunft seien. Aber wiefern die Vernunft gleichgenommen wird mit dem religiösen Geiste des Menschen, und sie daher im Bereiche der Religion nur als vernünftig Erkanntes fürwahrhalten kann, so ist, was hier über die Vernunft hinausgeht, auch gegen dieselbe. In der That bewähren sich die Geheimnisse der Offenbarung, wie die Kirche sie vor Alters verkündet hat, eben dadurch als solche, daß sie unserm vernünftigen, sittlichen und logischen Denken widersprechen, so die Lehren vom dreipersönlichen und menschgewordnen Gott, vom Verzehren seines Fleisches und Blutes, von der Erbsünde, vom stellvertretenden Versöhnungstode. Claudius, der schalkhafte Wandsbecker Bote, sagt freilich: „die Vernunft weiß auch kein Mittel Dinte zu machen." Darauf hat sie sich auch nicht gelegt, aber darauf, Gott zu erkennen, über alles zu lieben, und so durch uneigennützige Gottes- und Menschenliebe den Menschen selig zu machen.

Ein anderer Sühneversuch erkannte den Rationalismus als den berechtigten Herrscher in der Gegenwart, indem der Supernaturalismus in seiner Nothwendigkeit an die Anfänge des menschlichen Geschlechts verlegt wurde, wiefern sich weder Sprache noch Religion in den ersten Menschen habe entwickeln können ohne eine besondre Uroffenbarung, oder wie Schelling einst es ausdrückte, ohne daß Wesen höherer Art lehrend und erziehend an der Wiege der Menschheit gesessen hätten. Man berief sich deßhalb auf die Sagen von einem goldnen Zeitalter in der Vergangenheit und auf Denkmale hoher Bildung, die unter ganz rohen Völkern aufgefunden worden sind. Aber es können Trümmer

einer einst sehr allmälig erworbenen und in den Stürmen der Natur oder Geschichte wieder untergegangenen Bildung sein. Die entgegengesetzte Berufung verweist auf Volksstämme, die bei ihrer Auffindung eben bis drei zählen konnten, eine Sprache zwitscherten wie Sperlinge, und doch in den rohsten Anfängen der Sitte und des Aberglaubens die Möglichkeit einer selbständigen Entwicklung zeigten. Aber es ist das eine geschichtliche und psychologische Frage, durch die der Rationalismus als solcher gar nicht berührt wird. Ebenso wenig durch das Zugeständniß eines Supernaturalismus bei der Einführung des Christenthums mittels einer übernatürlichen Offenbarung, da doch nur die eine Vernunftreligion eingeführt worden sei, gleichsam das vorausgegebene Facit des Exempels, dessen Richtigkeit nachmals die mündig gewordne Vernunft nachrechnend erkannt habe. Dieser supernaturale Rationalismus hat das Anmuthende, daß er dem Christenthum allen Wunderglanz eines übernatürlichen Ursprunges läßt, und doch in der Gegenwart mit vollem rationalem Rechte ihm gegenübersteht. Aber ebendeßhalb war es keine höhere Einheit der streitenden Mächte, und folgerecht mußte dieser gefällige Rationalismus auf die Behauptung zurückkommen, daß, wenn das Christenthum nur Vernunftreligion enthält, es auch nur durch eine hohe, ihrer Zeit vorausgeschrittne Vernunft eingeführt sein könne.

So ist der Streit der feindseligen Brüder noch ungeschlichtet, wennschon, da man das Gezänke dieser — ismen, wie es oft in ziemlich roher und trivialer Weise geführt wurde, müde war, andre Namen und zunächst andre Interessen in unsern Tagen aufgekommen sind.

§. 14. Geschichtliche Übersicht des Gegensatzes.

Politische Absicht und Kunst mochte dabei sein, wenn Minos seine Gesetzgebung vom Zeus, Numa von der Nymphe Egeria empfing: doch war es im Sinn ihrer Zeit und fand eben deßhalb Glauben. Der Wilde empfängt widerstrebend das segensreiche aber strenge Gesetz, er hätte nicht seiner Vernunft oder der seines Gleichen die fröhliche Willkür aufgeopfert; der unendlichen Macht über ihm unterwirft er sich. Im vorchristlichen Alterthum waltet diese supernaturale Anschauung vor, welche die Gaben der Erde unmittelbar von den Göttern empfing, aus ihrer Hand Segen und Fluch. Athene hat den Ölbaum gepflanzt,

Bachus den Weinbau gelehrt, die Gewissensbisse des unglückseligen Muttermörders heften sich als Erinnyen an seine Sohlen. Wiefern die supernaturale Anschauung als die vorzugsweise religiöse gilt, dürfte sich wundern wer darauf merkt, welche Macht sie übte auf die Culturvölker des Alterthums. Wie die Herrnhuter und die modernsten Gläubigen alles unmittelbar vom Herrn abzuleiten pflegen, und zu ihrer Sprechweise gehört, allezeit Herr! Herr! sagend ihn als gebend und nehmend, gebietend und verbietend fast in jedem Redesatze zu citiren, so findet man's ähnlich bei den Menschen des Homer und Hesiod, bei den Tragikern und bei Pindar, nur daß der Begriff des einen Herrn sich ihnen mannichfach individualisirte in die verschiednen Namen ihrer Götter. Die Alten kannten fast so gut wie wir die nächstliegenden natürlichen Ursachen, aber das Große und Bedeutungsvolle leiteten sie gern unmittelbar von übernatürlichen Mächten her, insbesondre jede Belehrung über die Gottheit und das ihr Wohlgefällige war ihnen göttliche Offenbarung, denn wie Platon dafürhielt: „wer kann Sicheres von den Göttern wissen, oder wer kann Unsterbliches aussprechen, dem es nicht die Götter eingegeben haben!" und selbst noch Cicero: „kein großer Mann ohne göttlichen Anhauch." Den Völkern des Morgenlandes war jeder begeisterte Mann ein Prophet, jeder Weltweise begeistert, wer erhaben über sein Zeitalter demselben Kunde brachte aus dem Jenseits, das doch der Mensch in seiner Brust trägt, ein Bote Gottes an sein Volk, und was die Zeitgenossen nicht zum Schlusse brachten, vollendete das dankbare Andenken der Sage.

Aber diese supernaturale Weltanschauung war nicht eine besondre Frömmigkeit, mancher Jude nennt jeden Handelsgewinn, auch den nicht allzu ehrbaren, ein Geschenk Gottes, es ist nur der Ton, nur die Möglichkeit frommer Anschauung, theils ein naives Übersehn und Verkennen der natürlichen Ursachen, theils ein Herabziehn der Götter in dieses Natürliche und Beschränkte, indem die Naturmächte als Götter persönlich dargestellt wurden. Der Dichter rief die Muse an, nicht in ungläubiger Formel, sondern als die begeisternde Spenderin des Gesanges. Sokrates vertraute seinem Genius, nicht seinem Genie. Der Seefahrer betete zu Äolus um günstigen Wind und mit eigner Hand schleuderte Zeus seine Blitze, wie Jehovah seinen farbigen Bogen in die Wolken stellte. Wir wissen etwas von der Natur des Lichtes wie

es sich in sieben Farben bricht, wir kennen das Gesetz der electrischen Wolke, aus welcher der Blitz hervorzuckt und verstehn selbst mitunter ihn auf unschädliche Bahn zu leiten, wir haben Steinkohlen, Dampfmaschinen und steuern allenfalls auch gegen den Wind. Je weiter die Selbsterkenntniß gelangt, die Erforschung der Natur und hiermit ihre Dienstbarmachung, je tiefer also der Mensch in die Geheimnisse der Natur eindringt, desto weiter tritt auch der Schöpfer zurück hinter seine Schöpfung. Daher wir jenen Supernaturalismus als den antiken bezeichnen, der die natürlichen Ursachen nicht leugnet, sondern sie nur übersieht, oder nicht kennt, oder sie zu seinen Göttern macht. Er hat nachmals als Religion eines einigen Gottes eine bleibende Stätte im Islam gefunden, in dieser nachgebornen Weltreligion, deren Grunddogma auf den Lippen jedes ihrer Gläubigen wohnt: Allah ist groß! alles unmittelbar durch ihn gegeben oder versagt; ihr religiöses Grundgefühl die Ergebung in das unabänderliche durch Allah vorherbestimmte Geschick.

Schon Plutarch hat in einer Übergangszeit den Gegensatz der antiken Anschauung zu der seiner Zeit modernen natürlichen Ansicht der Dinge und ihr beiderseitiges Recht ausgesprochen: „Die Alten richteten ihre Aufmerksamkeit nur auf das Göttliche in den Erscheinungen, wie Gott der Anfang und die Mitte von allem ist und alles von ihm kommt, sie übersahn die natürlichen Ursachen. Die Spätern wandten sich von jenem göttlichen Grunde der Dinge ganz ab und meinten aus natürlichen Ursachen alles erklären zu können. Beides aber ist mangelhaft und das rechte Verständniß fordert die Verbindung von beiden.“ Bereits hatte der Rationalismus der griechischen Philosophen neben dem von den Göttern eingesetzten Cultus, gegenüber diesem schönen Götzenthum, ein höheres Bewußtsein entwickelt, während sie die Vorstellungen des Volksglaubens unbedenklich brauchten als Bilder für ihre Gedanken. Sokrates hat unter der Anklage, die vaterländischen Götter verletzt zu haben, den Giftbecher getrunken, und sterbend dem Gott der Genesung einen Hahn zu opfern geboten. Nur der Nachsommer dieser Philosophie, der Neuplatonismus hat gleichfalls rationalistisch wie alle Philosophie, aber in supernaturaler Form als göttliche Eingebung, die untergehende Sache der alten Götter vertheidigt, indem er es unternahm sie zu reformiren.

Die alttestamentliche Religion bewegt sich ganz in der Anschauung des antiken Supernaturalismus; was die Volkssage hinzugethan, und mit welchem Rechte die römische Aufklärung den Moses neben Minos und Numa gestellt hat, ist hier noch nicht zu entscheiden. Diese Religion hatte keine Glaubensartikel außer dem einen höchst rationalen vom einigen Gott. Ihren gesetzlichen Geboten hat der Rationalismus einiger Propheten in supernaturaler Form engegengehalten, daß Gott nur ein beschnittenes Herz fordre und kein Wohlgefallen habe am Opferblute der Rinder, ihrer Verkümmerung des Monotheismus, als habe der Weltschöpfer nur ein Herz für den Samen Abrahams, das Bild eines einstmaligen Zugs aller Völker nach Zion.

Auch das Christenthum ist unter der Form des antiken Supernaturalismus in die Welt gekommen: aber alle religiöse Kräfte im Menschen weckend, alle religiöse Sehnsucht erfüllend, hat es den Rationalismus als das Recht des denkenden Geistes nach seinem eignen Gesetze zu urtheilen, die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind, [a]) und alles zu prüfen um das Schöne zu bewahren, [b]) nicht ausgeschlossen. Jesus selbst gegen verbitterte Gegner hat sich auf dieses Schlußurtheil über seine Sache berufen: [c]) wenn sie den Willen Gottes thun, also in eigner sittlich religiöser Lebenserfahrung, werden sie auch erkennen über seine Lehre, ob sie von Gott sei oder selbstsüchtig ersonnen. Die religiöse Vernunft erkannte im Evangelium ein lang ersehntes und gesuchtes Wort, ihr eignes begeisterndes Ideal. Am Diamant schleift sich der Diamant und geistvoll ist der H. Geist.

Einige Sprüche werden für einen Gegensatz des christlichen Glaubens wider die Vernunft und für eine Unterwerfung derselben unter die Offenbarung nur mit einem Scheine Rechtens angeführt. Paulus redet von der Getrübtheit menschlicher Erkenntniß insgemein, [d]) der Gegensatz besteht nicht darin, daß sie durch das Licht der Offenbarung erhellt worden, sondern daß unser Wissen nur ein Morgenroth sei, dessen Tag jenseit des Grabes anbreche. Sein Lobgedicht Gottes [e]) beugt ebensosehr den Stolz der Rationalisten als ihrer Gegner, denn eben der große Apostel, der sich übernatürlicher Offenbarungen erfreut, ruft in erhabener Demuth: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte

a) 1 Joh. 4, 1. b) 1 Thess. 5, 21. c) Joh. 7, 17. d) 1 Kor. 13, 12. e) Röm. 11, 33 f.

und unerforschlich seine Wege! Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen!“ Er setzt seine göttliche Lehre über die falsche Dialektik und fabelhafte Philosophie seiner Zeitgenossen.[a]) Wer möchte ihm darin nicht beistimmen! Platons ahnungsvolle Weisheit hat er nicht gekannt. Aber was in einem gesunkenen Zeitalter für Vernunft ausgegeben wird, ist so wenig die göttliche Vernunft selbst, als dasjenige die göttliche Offenbarung, was Priester dafür ausgeben. Die Vernunft, welche unter den Gehorsam Christi gefangen werden soll,[b]) ist eine solche, welche sich mit Anschlägen gegen die Erkenntniß Gottes erhebt und den Willen des Fleisches thut, also nicht die Vernunft, sondern ein Trugbild derselben. Auch ist im Grundtexte gar nicht von der Vernunft die Rede, sondern von Gedanken und Begierden überhaupt: Luther, der in seiner Jugend unter der Schulweisheit viel gelitten hatte, die man damals in den Klöstern Vernunft nannte, hat das nur in seinem Zorn durch Vernunft übersetzt. Aber diese Vernunft erkennen wir als ebenbürtig, denn sie wäre sonst dem hohen Gegensatze nicht gewachsen, von welcher der Apostel spricht,[c]) daß der Friede Gottes höher sei als alle Vernunft. Zwar genau genommen sagt der heilige Text nur, daß der Friede Gottes unsre Einsicht überragt, ein Gottesfriede auch da, wo der sorgende, zweifelnde Verstand keinen Ausweg sieht. Aber auch gegen die allgemeine unbedingte Bedeutung, welche der kirchliche Sprachgebrauch hineingelegt hat, würde Paulus nichts gehabt haben. Vorerst ist alle Vernunft dem Apostel, der die Unendlichkeit des Menschengeistes doch auch nicht ausgemessen hat, nur diejenige Vernunft, deren Thaten er kannte, die Weisheit von Judäa und in sehr beschränktem Maße von Griechenland. Daß auch ihre höchsten Seher nur in unbewußter Sehnsucht hinaufblickten nach der Höhe, auf welcher Christus steht, ist unter uns anerkannt. Sodann wird Vernunft nach dem Sprachgebrauche zunächst als Erkenntnißkraft genommen, so ist die Frömmigkeit und der von ihr geschloßne Friede mit Gott allerdings eine Erhebung des Geistes, die nicht bloß auf den Flügeln der Wissenschaft getragen wird, und wäre die Vernunft selbst gleich mit der Frömmigkeit, so würde der Friede Gottes als ihr Ziel doch höher zu achten sein als sein Weg und Mittel.

---

a) 1 Kor. 2, 3–8. Kol. 2, 8. 1 Tim. 6, 20. b) 2 Kor. 10, 5 f. Ephes. 2, 3. c) Phil. 4, 7.

Gegen das Vorurtheil, dessen Scheinbeweise hier aufgedeckt wurden, spricht das ganze Verfahren des Apostels, der für einen Verächter der Vernunft ausgegeben werden sollte. Nicht mit unfehlbaren Sätzen einer Offenbarung dictirt er seine Gebote, sondern der Jünger Gamaliels, bewandert in den Schulen seines Volks, reiht Beweis an Beweis, knüpft Schluß an Schluß, um die Vernunft gefangen zu nehmen mit den Waffen, denen Geister sich allein ergeben, mit der Gewalt freier Einsicht. Gegen dasselbe zeugt Christus selbst, wenn er, statt einer wunderbaren Erleuchtung des H. Geistes diesen Unterricht zu überlassen, mit jahrelanger Mühe und aller menschlichen Kunst den Geist seiner Jünger ausbildet, über dessen Schwerfälligkeit er so wehmüthige Klage erhebt.

Der Sieg des Christenthums über eine feindselige Welt war nicht ein Sieg über die Vernunft, sondern ein Sieg des religiösen Geistes im Bunde mit der Vernunft. Nicht die Rechte derselben schirmten die Feinde des Herrn, sondern jüdischen Ceremoniendienst und hellenische Vielgötterei. Finden wir dennoch in den ersten Jahrhunderten der Kirche eine Reihe Philosophen, denen das Evangelium eine Thorheit war, so geschah dies wie noch heut geschieht, weil die auf einer gewissen Höhe selbstgenügsame Vernunft an der unscheinbaren Form Anstoß nimt, in der ein hoher Geist ihr entgegentritt. Die Schriftgelehrten können's nicht glauben, daß aus Nazaret etwas Gutes komme, und hoffärtig fragt die vornehme Philosophie den König der Wahrheit: was ist Wahrheit? Aber die Armen am Geiste, die eben dadurch geistreich sind, daß sie hungern und dürsten nach dem Worte Gottes, empfingen dasselbe als die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Als durch solche Anerkennung der ächten Vernunft das Vorurtheil allmälig beseitigt war, erkannten auch die weltlich Hochgebildeten im Christenthum die höchste Vernunft des göttlichen und menschlichen Geistes zugleich.

Der Kampf mit dem griechisch-römischen, diesem hochgebildeten Heidenthum galt nicht der supernaturalen Form des Christenthums, diese gestanden beide Gotteskämpfer einander zu, es sind bloß beziehungsweise Unterschiede, wenn die Juden Zeichen, die Hellenen Weisheit forderten, beide beriefen sich auf Übernatürliches, auf Wunder und Weißagungen, nur mit dem Vorwurfe der Zauberei durch dämonische Künste für den andern Theil. Das Rationalistische, als Vertraun auf

die eigne Einsicht und Kraft des Menschen, hat sich dabei immer, obwohl mit sehr verschiedner Gunst und Geltung, in der katholischen Kirche erhalten: doch hat auch seit dem 4. Jahrhundert ein kirchlicher Supernaturalismus sich ausgebildet, auf die Bedürftigkeit des Menschen und mehr noch auf die Unfehlbarkeit der Kirche gegründet, also auf eine fortwährende göttliche Offenbarung in derselben, der sich jeder, um selig zu werden, unbedingt zu fügen habe. Als diese Kirche durch ihre Mißbräuche eine Zeitlang den Glauben an sich selbst verlor, hat ihr der Protestantismus den Grundsatz eines biblischen Supernaturalismus entgegengestellt, gegründet auf die alleinige Unfehlbarkeit der H. Schrift und auf die gänzliche Unfähigkeit des natürlichen Menschen in Sachen der Religion. Der Grundsatz einer biblischen Glaubenslehre konnte nur unvollständig ausgeführt werden, unter den Epigonen der Reformation erneute sich thatsächlich ein kirchlicher Supernaturalismus in der unbedingten Geltung der reformatorischen Glaubensbekenntnisse, bis durch das Freiheitsgefühl des Protestantismus und durch seine Vertiefung des Menschen in sich selbst der Rationalismus mitten in der Kirche selbständig auftrat, der den denkenden Menschen auf sich selbst stellte, auf seinen Verstand wie auf seine sittliche Kraft, zuerst meist als feindselige Macht, dann vornehmlich in deutscher Theologie als ein christlicher Rationalismus, der im Christenthum die volle religiöse Vernunft erkennen wollte; insgemein mit dem Vorbehalte, in der Wiederherstellung eines ursprünglichen Christenthums dasselbe mit Hinterlassung seiner geschichtlichen Bestandtheile zur Vernunftreligion aufzuklären. Dieser Rationalismus hat unter verschiednen Gestalten und Masken mit ebenso verschiednen Formen eines abgeschwächten Supernaturalismus um das von beiden geschmälerte Erbe Christi gerungen, nicht ohne die angedeuteten Annäherungen und Separatfriedensschlüsse, ohne doch zur vollen aufrichtigen Befriedigung zu gelangen.

§. 15. Eine theologische Disputation.

Rousseau hielt einem Genfer Theologen vor, daß der in der ersten Ausgabe seines Buchs die Nothwendigkeit der Offenbarung vertheidigt habe, in der zweiten nur die Nützlichkeit derselben; die dritte werde sich wohl begnügen die Unschädlichkeit derselben zu erweisen. Der moderne

Supernaturalismus, so lang er sich überhaupt seinem Gegner mit Gründen stellte, also vor der neusten Glaubensüberströmung, hat sich in der That darauf beschränkt, nur die Angemessenheit einer übernatürlichen Offenbarung, oder auch nur ihre Wirklichkeit zu behaupten, indem, wo diese erwiesen sei, die göttliche Vorsehung sie jedenfalls für nothwendig erkannt habe, gesetzt auch diese Nothwendigkeit [die dann doch nur eine geschichtliche, einstmalige sein könnte] gehöre zu ihren Geheimnissen.

Der Beweis wurde gefunden vorerst in der unerklärlichen Bildung Jesu.

Der Rationalismus entgegnete: Unerklärlich ist sie allerdings, aber wie mehr oder weniger jede geniale Bildung. Denn weil jeder Mensch von großer geschichtlicher Wirksamkeit ein Sohn seines angeborenen Genius, seiner Freiheit und seiner Zeit ist, so bleibt das an ihm unerklärlich wie alles Schöpferische, was aus der geheimnißvollen Mitgabe seiner Natur und aus seiner freien That hervorgeht. Daher der Gründer des Christenthums durch seine Unergründlichkeit den Gränzen der Menschheit nur dann entrückt sein würde, wenn dargethan wäre, daß die Herrlichkeit seines Lebens überhaupt außerhalb menschlicher Begabung und Freiheit lag. Weil sie aber vielmehr besteht in der vollendeten religiösen Humanität, so ist eben dadurch der Menschensohn als ein Sohn der Menschheit anerkannt.

Der andre Beweis gründet sich auf die Vollkommenheit seiner Lehre.

Die Gegenpartei antwortet: Diese Vollkommenheit ist ihre Vernunftgemäßheit, die vollendete Darstellung des religiösen Lebens als volksthümliche Lehre. Denn was die übervernünftigen Geheimnisse betrifft, die dieser Lehre angehängt worden sind, so haben wir ebendeßhalb keinen Maßstab für ihre Bedeutung außer diesen menschlichen, daß unsre Frömmigkeit weniger durch sie gefördert wird, als durch die klaren Aussprüche der Religion, deren Anerkennung in unserm Herzen steht. Betrachten wir die Erhebung der Geister, welche von der Kirche in ihren ersten Jahrhunderten ausging, so wird kein Geschichtskundiger sie von den übervernünftigen Bestandtheilen des nachmaligen Kirchenglaubens ableiten, von den Dogmen der Dreieinigkeit und der Erbsünde, oder vom Abendmahlswunder, sondern von der Vollendung rein menschlicher Religion, vom einfachen Evangelium der Vaterliebe des

einigen Gottes, von der Kindschaft des Menschen, vom Gottesreich und von der sittlichen Begeisterung, deren Stimmen und Vorbilder von Christus und seiner Kirche ausgingen. Diese Vollendung alles Menschlichen, wie sie sich darstellt im Leben Jesu, konnte daher auch in natürlicher Äußerung, ein Denkmal dieses Lebens, als Lehre verkündigt werden, und es ist nicht einzusehn, warum das Christenthum, das doch die sittliche Hoheit der sokratischen Schule, obwohl Jesus sie nicht kannte, und die religiöse Hoheit der Propheten, die er kannte, zur Voraussetzung hatte, nicht auch aus den Tiefen des Menschengeistes geboren sein sollte.

Aber die Gläubigen berufen sich auf die eignen Versicherungen Jesu, von Gott belehrt und gesandt zu sein, wie auf ähnliche Vollmachtsbriefe alttestamentlicher Propheten.

Der Rationalismus will gegen die letztern nicht den eignen Ausspruch Jesu geltend machen: *) „Alle die vor mir gekommen, sind Diebe und Mörder;" denn er kann, seine Ächtheit vorausgesetzt, sich nur auf die Prätendenten des Messiasthums vor ihm beziehn. Aber Propheten wurden einst zu Hunderten in bestimmten Bildungsanstalten erzogen, etwa wie Candidaten in Predigerseminaren. Da hat sich nothwendig eine eigne Anschauung und Redeweise gebildet, dazu die Sprache der heiligen Poesie und des antiken Supernaturalismus für die wahrhaft Begeisterten als hinreichende Erklärungsgründe ihrer göttlichen Sendung innerhalb eines theokratischen Volkes. Von dem Volksgründer wird freilich seine Berufung am Feuerbusch erzählt. Aber gesetzt, er habe die Künste des Priesters und Gesetzgebers in den Mysterien der ägyptischen Priester erlernt, in deren höchste Grade er eingeweiht war, er habe durch altväterliche Überlieferungen und durch Andeutungen der Hieroglyphen angeregt den Schleier des verhüllten Gottes gehoben, seine Unendlichkeit als Einheit erkannt und den Gedanken gefaßt, die Verehrung des wahren Gottes in seinem Volke auf immer zu begründen; was schon im Jünglinge aufloderte bis zum Morde des Ägypters, die Liebe zu diesem seinem unterdrückten Volke habe den begeisterten Mann mit Schmerz erfüllt; da in der Einsamkeit der großen Natur des Horeb habe seine bewegte Brust den Gottesruf gefühlt,

*) Joh. 10, 8.

dieses Volk selbständig und unsterblich zu machen; mit jeder Kraft und Kunst, wie sie aus den Verhältnissen hervorging, hab' er den Gedanken seines Lebens ausgeführt; gesetzt dieses verhalte sich so, und der Gott seiner Väter, in dessen Dienst er stand, segnete seine Thaten, denn aus dem Volke, das dieses Mannes Kraft erschuf, sollte die größte Entwicklung der Weltgeschichte hervorgehn: so wäre in rein menschlicher Weise der Zweck erreicht worden, für den die mythische Überlieferung eine Reihe übernatürlicher Offenbarungen eingesetzt hat.

Man hat auch erinnert an eine phantasiereichen und durch außerordentliche Schicksale aufgeregten Männern nicht ungewöhnliche Selbsttäuschung: des Heidenapostels Verzückung in den dritten Himmel,*) Mohammeds Auffahrt in den siebenten Himmel sei wahrscheinlich auf demselben Wunderrosse geschehn, auf welchem der edle Ritter von la Mancha bis in den Feuerhimmel aufstieg. Wer ein Beispiel aus der neuern Geschichte wünsche, möge sich von einem Gläubigen an das neue Jerusalem die Beweise für die göttliche Sendung Swedenborgs aufzählen lassen, ob irgendeiner der üblichen Beweise für die christliche Offenbarung fehle: der rechtschaffne, fromme, in den Naturwissenschaften eben so gelehrte als besonnene Mann behauptete übernatürlicher Offenbarungen gewürdigt zu sein und hat es nicht ohne ein unerklärliches Wissen und Fernsehn bezeugt. Sogar hat man geltend gemacht, daß nach Jesu eignem Ausspruche Zeugniß in eigner Sache ungültig sei, selbst nicht durch anerkannt hohe Gesinnung gültig werde; auch Minos und Numa seien edle Männer gewesen, die Versuchung, durch eine fromme Täuschung Wahrheit und Heil über kommende Geschlechter zu bringen, könne wohl auch einen großen Charakter überwältigen.

Aber gewiß, der Gedanke, daß Christus ein Numa die Geschichte, ein Swedenborg sich selbst getäuscht habe, muß uns wie ein Hochverrath erscheinen. Sein Zeugniß über ihn selbst, getragen durch alles, was er gelehrt und vollbracht hat, ist uns vollgültig, es fragt sich nur um das Verständniß desselben.

Er hat sich für den Messias seines Volkes geachtet, sonach alles, was von messianischer Herrlichkeit nach prophetischer Verkündigung oder im Volksglauben dem Messias zukam, fiel ihm zu nach ewiger Voraus-

*) 2 Kor. 12, 2.

bestimmung dessen, der seinem Volke den Messias verheißen hatte, und er nahm es in Anspruch, nicht zu seiner Ehre, aber zur Förderung des Werkes, dem er sich opferte. Sein Werk, wie er es aufgefaßt hat, war die Erlösung der Menschheit von der Sünde und ihre Erhebung zu einer einigen Familie Gottes. Hindernisse, die dieses Werk umringen und in denen er früh seinen Untergang voraussieht, schrecken einen großen Charakter nicht, wenn das Unternehmen von der Art ist, daß, nachdem es einmal in's Dasein getreten, es unabhängig vom Dasein seines Urhebers fortschreitet. Als Columbus aus dem entdeckten Welttheile zum erstenmal heimkehrend in einem Sturme des Untergangs seiner Schiffe gewärtig war, hat er nichts zu thun, als die Urkunden seiner Entdeckung in wohlverwahrten Tonnen über Bord zu werfen. Wer ihm die Bürgschaft gegeben hätte, das Meer werde seinen Schatz an den Küsten verständiger Völker auswerfen, er würde heiterer in das Wellengrab gesunken sein, als nach Jahrzehnten in das Grab, in welches er seine Ketten, die er spanischer Gerechtigkeit dankte, mitgenommen hat. Jesus hatte diese Bürgschaft, seit Jahrhunderten sah er sein Volk auf ihn als den Heiland verwiesen und zugerüstet, er hatte keinen Größern zu erwarten, daher über den Schwierigkeiten der nächsten Umgebung und jenseit des Kreuzes auf Golgatha lag seine große, streitende und siegende Kirche schon im Geiste vor ihm ausgebreitet, wie Columbus lange bevor in der höchsten Noth es Land! Land! tönte von dem Wipfel der Masten in der Sehnsucht seines Genius und in seinen Rechnungen die neue Welt geschaut hatte mit den Augen des Geistes. Christus als Weltheiland, wie er sich's geweißagt und die Weltgeschichte den Beweis geführt hat, konnte nicht anders als sich für einen göttlichen Gesandten achten, und seine Lehre, war sie auch rein menschlich aus dem menschlichen Gemüth aufgegangen, dessen reinste Blüthe, hat er von Gott empfangen.

Der vierte Beweis ist auf die Wunder und Weißagungen gestellt, welche für und durch Jesus geschehn sind.

Es geschieht wenigstens naturgemäß, daß der Supernaturalismus sich auf sein eignes Fleisch und Blut, das Übernatürliche, beruft. Doch ergibt sich über die biblischen Wunder, soweit sie geschichtlich gesichert sind, nur diese Vorstellung, daß es Erscheinungen waren, welche vom gemeinen Laufe der Dinge abbrechend, von den Zeitgenossen aus einer

übernatürlichen Ursache abgeleitet wurden, himmlischer oder dämonischer Art. Das Streben des Verstandes, alles Geschehene durch die Einsicht in seine Ursachen zu begreifen, mitunter auch eine gewisse Gemeinheit, die an nichts Ungewöhnliches glauben wollte, hat um den Anfang unsers Jahrhunderts das Gelüst hervorgebracht, alle Wundergeschichten aus der Bibel wegzuerklären. Diese Wundererklärungen waren theils wunderbarer als die alten Berichte selbst, theils geschahn sie mit einer Willkür, die man sich gegen die classischen Historiker nicht erlaubt haben würde. Nachdem diese Seltsamkeit ihre Bedeutung erfüllt hatte, den Gegensatz wider eine frühere Wunderlust zu bilden, ergab sich die geschichtliche Anerkennung, daß allerdings einige Thatsachen nur durch die Neigung ihrer Zeit und Überlieferung ein wunderbares Aussehn empfangen haben mögen, andre dagegen sich jeder Erklärung aus den uns bekannten Naturgesetzen entziehn und ebenso sehr auf Kräfte deuten, welche in Jesu Hand die Gränzen unsrer Wissenschaft überschreiten, als auf die Segnung und Mitwirkung seines himmlischen Vaters zu seinem Werke. Aber der Beweiskraft für eine übernatürliche Offenbarung und ihren übervernünftigen Inhalt hat bereits Lessing den Einspruch entgegengehalten: zufällige Geschichtswahrheiten können nichts entscheiden gegen ewige Vernunftwahrheiten. Die H. Schrift scheint dem beizustimmen. Das mosaische Gesetz gebot:[a]) „Wenn ein Prophet unter euch wird aufstehn und Wunder thut und spricht: laßt uns andern Göttern folgen! sollt ihr ihm nicht gehorchen, sondern ihn steinigen." Christus warnt vor falschen Propheten, die da kommen werden und große Zeichen und Wunder verrichten.[b]) Seine Aussprüche über die Bedeutung seiner eignen Wunder widersprechen sich auf den ersten Anblick. Zuweilen beruft er sich auf seine Heilungswunder als auf Urkunden seiner göttlichen Sendung, zuweilen tadelt er die Wundersucht der Zeitgenossen und fordert Glauben nur für die innere Güte seiner Sache durch das Zeugniß des Geistes.

Dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Ein Messias, — und Jesu weltgeschichtliche Wirksamkeit war in ihren Anfängen durch diese volksthümliche Form bedingt, — zumal der grade die nationale Seite der Messiashoffnung, die politische Erhebung des Volks, nicht erfüllte, hatte

---

a) 5 Mos. 13, 1—3. b) Mt. 24, 24.

keine Aussicht ohne solche Thaten, die als Wunder angesehn wurden, unter seinem Volke anerkannt zu werden. Indem Jesus die Kraft dieser Thaten besaß, auf welchem natürlichen oder übernatürlichen, vielleicht ihm selbst unbewußten Wege sie ihm auch gekommen sein mochte, er mußte sie als eine Vollmacht seines messianischen Berufs aufweisen; vielleicht ihm selbst waren sie ein Zeugniß mehr, wenn er dessen bedurfte, daß er und kein andrer berufen sei zum großen Tagewerke. Sie also sollten ihm das erste Aufmerken und die erste Gunst seines Volkes bringen. Sie waren ihm bloßes Mittel, sein Beruf war nicht die leiblichen Wunden seines Geschlechts zu heilen, daher entzog sich der barmherzige Menschenfreund, denn kurz war sein Tag, unermeßlich sein Werk, auch dem Nothgeschrei des Elends, wenn dessen Stillung nicht dem höhern Zwecke diente; und wo nur Neugier, Wundersucht nach Wundern rief, hat er sie gänzlich verweigert.

Selbst als religiöses Beweismittel betrachtet verlieren Wunder an ihrer Kraft durch die Unsicherheit der Überlieferung, durch die Ferne der Zeit, und wo sie hinreißen zum Glauben durch die Macht des unmittelbaren Eindrucks, ist das auf etwas Äußerliches gestellt nur ein Ansatz zum Glauben, und leicht wieder verloren, wie das er selbst unser Herr an seinen Volksgenossen erfahren hat, da doch der religiöse Glaube, um unerschütterlich zu bestehn gegen alle Versuchung der Welt, aus freier Überzeugung im tiefsten Innern begründet sein will. Solchen freien Glauben durch innerliche Erfahrung fordert Christus: der Glaube auf das Ansehn seiner Wunder hin sollte nur Lust machen zu dieser Erfahrung.

Dies war auch das beständige Dafürhalten der Kirche, daß Wunder nur Beweiskraft hätten, wenn und so weit sie mit der Wahrheit der Lehre verbunden wären, was im Grunde ihnen jede selbständige Beweiskraft abspricht. Die protestantische Theologie grade in ihrer orthodoxesten Blüthe hat dies festgehalten. Erst der moderne Supernaturalismus setzte in Ermangelung stärkerer Gründe ein besonderes Vertrauen auf den Wunderbeweis, auf diese „geistloseste Weise der Beglaubigung,“ und zwar mit der vorsichtigen Vermittelung durch die Persönlichkeit des Wunderthäters: indem die Natur seinem Worte gehorche, bezeuge der Herr der Natur die Wahrhaftigkeit desselben.

Bei allem Bedenken gegen solch einen Gehorsam der Naturmächte,

ist es doch für den Gründer des Christenthums anzuerkennen, daß seine Wunderheilungen zu den Zeichen seiner göttlichen Sendung gehören: aber sie beweisen nichts für eine übernatürliche Offenbarung. Wie nach derselben heiligen Überlieferung auch einige Propheten dergleichen Wunder vollbracht haben, ohne daß sie deßhalb menschlichem Irrthum entrückt waren: so konnte Christus, wenn sonst nichts für ihn zeugte, mit all' seiner Wundergabe doch in Lehren und Thaten menschlich irren, denn nicht der Theilnahme Gottes am Irrthum würden seine Wunder gelten, sondern an dem Werke seines Lebens, und das war sicher kein Irrthum, sondern Gottes Werk. Die Wunder bilden also nur einen Theil des geschichtlichen Beweises, daß nach dem Willen Gottes das Christenthum als eine göttliche Anstalt eingeführt worden ist, wodurch aber sein zugleich menschlicher Ursprung in keiner Weise aufgehoben wird. Weit umfassender als gemeinlich geschieht, ist dieser Beweis zu fassen. Jesu ganzes Leben und die tausendjährige Zurüstung seines Volks auf den Messias ist der eine Theil desselben, der andre Jesu Fortleben in der Weltgeschichte. An ihn als den Herrn hat sich angeschlossen und ist durch ihn mächtig geworden fast alles, was seitdem wahrhaft Gutes geschah, und bis auf diesen Tag tönt die Stimme vom Himmel fort: das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ihm gehorcht! Zusammengehalten mit dem Vernunftbeweise, daß die durch das Christenthum großgezogene Vernunft in demselben ihre eigne religiöse Vollendung erkenne, geht daraus unumstößlich die Göttlichkeit seines Inhalts, nichts über seinen Ursprung hervor, außer daß nie ein Werk so unleugbar wie dieses in Gottes Geiste, Willen und Segen gegründet worden ist.

Dieser Vernunftbeweis in supernaturaler Form ist nach altkirchlicher Anschauung das Zeugniß des H. Geistes genannt worden, zunächst als eine dem H. Geiste zugeschriebene Erhebung des Geistes, die uns bei Anhörung des göttlichen Worts, besonders beim Lesen in der H. Schrift ergreife und von ihrem Gottesursprung überzeuge; allgemeiner: die göttliche Selbstbezeugung des Evangeliums in unserm Geiste. Ein Theolog des vorigen Jahrhunderts, der noch zu den Gläubigen zählen wollte, Michaelis in Göttingen, hat aufrichtig bekannt, daß er von solcher Gnadenwirkung des H. Geistes nie etwas in sich verspürt habe. Der Rostocker Theolog, den vor einigen Jahren

seine orthodoxen Parteigenossen als Irrlehrer entsetzt haben, **Baumgarten**, versichert, daß nach einer Stunde, deren Finsterniß und Schrecken zu beschreiben er nicht einmal den Versuch machen dürfe, ihm die unfehlbare Gewißheit der persönlichen Gegenwart des H. Geistes und Jesu Christi geworden sei, und jeder Gläubige, sei's auch durch dunkle Nacht, zur Freudigkeit dieser unzweifelhaften Erfahrung durchdringen müsse.

Einer unbefangenen Betrachtung wird sich die Wahrheit in dem einen wie in dem andern Selbstgeständnisse leicht ergeben. Der Mensch besteht aus einem Geiste mit der Anlage, mit dem innern Gesetze des Guten, und aus einem selbstsüchtigen Gelüste, das zwar das Herrenrecht des Geistes anerkennt, dennoch in oft glücklicher Empörung sich gegen ihn erhebt. Wird nun durch irgendeine hohe Rede oder That der Geist an seine hohe Bestimmung erinnert und zum Entschlusse gekräftigt ihr allein zu leben, so entsteht auch bei allem etwanigen Schmerze der sinnlichen Natur, weil die wahre höhere Natur des Menschen zur Macht gelangt, die mit jedem Freiheit- und Lebensgefühl verbundene Freudigkeit. Das göttliche Wort, das von der H. Schrift ausgeht, kann diese Wirkung hervorbringen, aber sie gehört ihm nicht ausschließend, denn auch ein anderes mit frommem Sinn und Genie geschriebnes Buch, das Vorbild eines hohen Menschen, ja die Erregung einer großen Zeit kann eine ähnliche Erhebung und Begeisterung sogar in ganzen Massen hervorrufen, daß in wunderbarer Freudigkeit sie alles und das Leben selbst hinwerfen für den ewigen Zweck des Lebens. Diese Wirkung des Geistes, daß Gottes Geist, wo er auch wehe, Zeugniß gibt unserm Geiste, wird hier nicht erklärt, denn unerklärlich ist uns jede Wirkung der Freiheit auf das Freie, aber als allgemein menschliche Thatsache aufgewiesen. Das Evangelium bezeugt sich unserm Geiste, indem es seine tiefsten und höchsten Bedürfnisse erfüllt. Ein bedächtiger Mann wird darin nichts Übernatürliches erkennen: wer aber an eigner Kraft verzweifelt, oder auch nur mit der Phantasie zu denken gewohnt ist, wird sich leicht überreden, in der geistigen Wirkung den H. Geist zu empfinden, und die rettende Macht des Christenthums wird ihm gern persönlich erscheinen als der Heiland, der aus seiner Himmelsferne hervortritt, an seine Thüre oder an sein Herz freundlich anklopft und Wohnung darin nimt, wie halb im rhetorischen Spiel halb im Ernst

mit solchen hergebrachten Ausdrücken fromme Seelen oft ihre Seelenzustände geschildert haben. Die orthodoxen Ketzerrichter jenes Baumgarten, seine Collegen, fanden in seiner Behauptung, daß wir „diejenige Offenbarung mit unmittelbarer Zuversicht für eine Gottesoffenbarung zu halten haben, welcher die in uns ruhende Gottesidee als das genau entsprechende Echo antwortet," heillosen Subjectivismus und Rationalismus. Gewiß war es von jenem höchst offenbarungsgläubig gemeint, doch haben sie das Rationalistische richtig gespürt, das darin liegt, wenn das Kennzeichen der Offenbarung dies sein soll, daß sie der in uns schon liegenden Wahrheit entspreche. Auch dürfte man's allen, welche ohne entschiedne Bewähr ihrer Sittlichkeit und Besonnenheit sich göttlicher Eingebung erfreuten, leicht anmerken, daß sie nur die Stimme ihrer eignen Vernunft, mitunter auch ihrer Unvernunft und Leidenschaft in supernaturalistischer Form vernahmen, was bei etwas aufgeregter Phantasie einer gewissen Frömmigkeit ebenso zusagt als der mit ihr verbündeten Eitelkeit oder Herrschsucht.

§. 16. Zur Entscheidung und zur Ausgleichung.

Hiernach darf der Rationalist zu seinen Gegnern sagen: Der Schöpfer hat dem Menschen nicht die volle Wahrheit verleihen wollen und nicht die vollkommne Heiligkeit verleihen können, sondern nur das stete Streben darnach, die Wahrhaftigkeit und das Gewissen. Jede religiöse, auch jede nach eurer Meinung geoffenbarte Überlieferung kommt mir nur dadurch zu Gute, daß ich sie mir aneigne in meinem Innern durch die religiöse Anlage, mögt ihr sie religiösen Geist, Vernunft, Gemüth oder Gewissen nennen, ohne welche alle Offenbarungen und heilige Schriften uns nicht fromm machen könnten. Dieser religiöse Geist, in christlicher Bildung erzogen, findet im Christenthum volle Befriedigung, das eigne und das ewige Heil der Menschheit. Deßhalb bin ich ein gläubiger Christ. Aber wie es der Ruhm des Lehrers ist, den Jünger so weit gebracht zu haben, daß er nun ein Mündiger die einst vertrauend empfangene Lehre prüfe, so bin auch ich berechtigt, und wiefern ich's vermag, verpflichtet, durch die von Gott mir verliehne und in christlicher Gemeinschaft entwickelte Vernunft die christliche Überlieferung zu prüfen; um so mehr, da sie, selbst als ein unmittelbares Gotteswort in die Welt gekommen, doch schon durch ihre ersten menschlichen Or-

gane, geschweige denn im Laufe der Zeiten getrübt sein kann, so daß ich nur dasjenige daraus als göttliche Kraft und Wahrheit mir aneignen und festhalten darf, was meine sittliche Kraft stärkt, mein Gemüth erhebt, und was meine Vernunft als Wahrheit erkennt.

Gegen diesen christlichen Rationalismus kann die Gegenpartei nur durch die Erweisung einer zweifachen Thatsache ihre Berechtigung darthun. Vorerst: die sittliche Kraft des Menschen ist durch eine allgemeine Sünde so gebrochen, seine Vernunft so verdunkelt, daß er unbeholfen mit einer neuen Offenbarung Gottwohlgefälliges gar nicht zu thun, noch die heilbringende Wahrheit zu erkennen vermag; denn nur so, von sich selbst und der anerschaffnen Gottesgabe verlassen entsteht ihm die Nothdurft einer übernatürlichen Wiederherstellung. Sodann: es besteht allerdings ein Organ der unfehlbaren Bewahrung des göttlichen Wortes, für den Katholiken die Kirche in ihrer höchsten Behörde, für den Protestanten die H. Schrift; denn nur der Gottheit selbst in ihrem unfehlbaren Worte darf der Mensch seine Vernunft unbedingt unterwerfen, nur der göttlichen Vernunft soll die menschliche weichen.

Wir bezeichnen den Supernaturalismus, der auf diesen beiden Grundfesten ruht, als den dogmatischen, weil er diese Dogmen von der Ohnmacht des natürlichen Menschen und von einer unfehlbaren Auctorität, in protestantischer Orthodoxie von der Erbsünde und von der Unfehlbarkeit der H. Schrift, zur Unterlage hat, von folgerechten Denkern immer auf sie gestellt worden und in der Glaubenslehre allein berechtigt ist den Rationalismus als Princip auszuschließen.

Es würde sehr ungründlich sein, wenn hier, nachdem die Streitfrage auf ihre gründliche Entscheidung zurückgeführt ist, mit einem raschen Ja oder Nein entschieden werden sollte. Über die eine Behauptung kann erst in der Lehre von der Sünde. über die zweite erst in der Lehre von der Kirche und von der H. Schrift als heiligem Buch der Kirche vollgültig entschieden werden. Bleibt hiernach die Einleitung in die Glaubenslehre nur bei der rechten Einleitung dieses Processes stehn, so ist doch hier schon festzustellen was eine naturgemäße Annäherung beider Systeme, welches auch das siegreiche sei, in sich trägt, denn es geschieht nicht der Vermittlung wegen, sondern durch eine innere Nothwendigkeit beider selbst.

Der dogmatische Supernaturalismus, um nicht eine bloß äußerliche Religion der Auctorität und des Gesetzes zu haben, wie ein aufstrebendes Volk sie nicht ohne einen drohenden Zwiespalt mit seiner ganzen übrigen Bildung auf die Länge erträgt, muß diesen rationalen Zug in sich bewahren, daß auch die geoffenbarten Lehren innerlich begründet werden in den Herzen, für die denkenden Geister eines Volks in ihren Gedanken, und dazu gehört möglichst viel Vernunft. Haß oder Verachtung derselben war in der protestantischen Kirche immer nur ein Mißverständniß oder eine Leidenschaft. Die Forderung, in Sachen der Religion auf seinen Vernunftgebrauch zu verzichten, stellt sich an, als wenn wir großen Überfluß an Vernunft hätten. So viel einer noch oder bereits von wahrer Vernunft vorräthig hat, die mag auch der Offenbarungsgläubige in seinen wie in Gottessachen getrost gebrauchen; nur als ein vernünftiges Wesen hat er Religion und ist einer zweiten Offenbarung fähig, vielleicht auch bedürftig.

Der Rationalismus, um christlich, ja auch um wahrhaft vernünftig zu sein, muß sich zweierlei aneignen, wovon das Eine vorzugsweise, das Andre ausschließlich der supernaturalen Anschauungsweise angehört.

Das Eine ist die Geschichtlichkeit des Christenthums, das wodurch es eine bestimmte, positive Religion ist. Es war eine Verkehrtheit des gewöhnlichen Rationalismus, daß er das Christenthum zur reinen Vernunftreligion aufklären, d. h. alle diese positiven Bestandtheile abthun wollte; so thörigt wie jener Scholastiker, der es satt war immer nur Kirschen, Birnen, oder Äpfel zu verzehren, und auch einmal Obst an sich zu essen begehrte. Die Religion besteht, erhält sich, pflanzt sich fort nur in der Gemeinschaft als eine geschichtliche Religion. Sei der Christ eine feurige Kohle: für sich allein wird sie bald verlöschen. Die bloße Vernunft hat kein Weihnachten und kein Ostern, keine Kirche, kein Abendmahl und vor allem keinen Christus: erst durch solche concrete Gestaltungen ist der religiöse Geist zu einer Macht, zu einer Völker- und Welt-Religion geworden. Bloße Vernunftreligion will grade soviel sagen, als das bloße Vernunft- und Naturrecht; erst verwirklicht im Staat wird es zu einer geschichtlichen Macht. Man hat dem Rationalismus von seiner eignen thörigten Voraussetzung aus vorgeworfen, daß er nicht vermöge eine Religion einzuführen und es

nie vermocht habe, wobei denn auf einige Versuche zur Einführung einer reinen Vernunftreligion hingewiesen wird, wie am Ausgange der ersten französischen Revolution die Gottesverehrung der Theophilanthropen, die von Haus aus ohnmächtig ohne irgendeine religiöse Energie und Persönlichkeit waren. Als ob die Religion, sobald sie eingeführt wird, nicht sofort eben durch die Gründung, wenn es eine lebenskräftige ist, historisch und positiv würde und nicht im Laufe der Zeiten es immermehr werden müßte! Mag sie anfangs so einfach, so dogmenlos sein wie das Evangelium der Bergpredigt: die Person und das Geschick des Gründers, je erhabener jene und je tragischer dieses ist, wird zu einem Gegenstande religiöser Feier werden, aus den Schriftdenkmalen der ersten begeisterten Zeit wird sich eine heilige Schrift bilden, und die Kirche beginnt ihre reiche Geschichte voll Ideale und voll Irrthümer. Daher ein halbwegs verständiger Rationalismus nicht auf die Vernunft-Kapuzinade in Paris, vielmehr auf den hinweisen wird, der auf Golgotha die wahre Vernunftreligion begründet habe. Als la Reveillère, einer der fünf Directoren der Republik, der wohlmeinende Begründer der Theophilanthropen Talleyrand um Rath frug, wie etwa die neue Religion zu befestigen sei, erwiederte ihm der verweltlichte Bischof von Autun: „Jesus Christus ist für seine Religion gestorben und auferstanden, Sie müssen suchen Ähnliches zu thun."

Hiermit erledigt sich auch ein zweiter Einwand gegen den Rationalismus. Nur wenige vermögen es sich zur reinen Vernunftreligion zu erheben, noch seltner glückt es auf diesen kühlen Höhen der Vernunft, die da schwankt im Wechsel der philosophischen Systeme und nie eine Thräne getrocknet hat, auszuharren, grade da wo es gilt Muth und Trost zum Leben wie zum Sterben, daher mindestens die Masse des Volks eine geoffenbarte Religion nicht entbehren könne.

Es kommt hier nichts darauf an die Thränen zu zählen, welche die Vernunft nicht zu trocknen brauchte, weil sie es gar nicht zum Weinen kommen ließ, und wen der Geist, der verneint, irre gemacht hat an den Tröstungen einer frommen Vernunft, der wird auch wenig Trost finden bei Moses und den Propheten. Aber gewiß, nicht nur die Bauern bedürfen eines festen göttlichen Wortes, sondern wir alle. Nur darauf, daß es in einer besondern Weise geoffenbart sei, kommt es nicht an.

Der Buddhaismus und der Islam, an religiöser Wahrheit und sittlicher Reinheit, also an ächter Vernunftmäßigkeit tief unter dem Christenthum, haben doch als Weltreligionen eine mit demselben sehr wohl vergleichbare, ja ihm zu Zeiten überlegne religiöse Energie geübt, obwohl sie auch von unsern glaubenslustigsten Theologen nicht als geoffenbarte Religionen anerkannt werden. Es wäre sonach doch nur die Meinung des Geoffenbartseins, nicht die Wirklichkeit, was die große Wirkung bedingt. Aber darauf kommt es an, daß eine vollkommne Religion als heilige altväterliche Überlieferung mit ihrer Sitte und ihrem Glauben unsre Kindheit bewahrt und unser ganzes Erdendasein umgibt; nur dadurch entsteht der Unterschied, wie ein tiefsinniger Supernaturalist ihn angegeben hat zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion, daß es kein anderer sei als der zwischen natürlichem und musikalischem Gehör. Wir hörten Göthe einmal sagen: „das Vernünftige wird nicht leicht populär;" und dann in den Gesprächen mit Eckermann: „ein Positives thut der Menschheit Noth, das man ihr von Generation zu Generation überliefere, und es wäre doch gut, wenn das Positive zugleich das Rechte und Wahre wäre." Durch das Evangelium ist das Vernünftige unter so vielen Völkern populär geworden, und das Positive, welches durch das Christenthum von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, ist eben das Rechte und Wahre auf religiösem Gebiet. Was könnte also der Rationalist größeres thun, als eine Genossenschaft gründen, wie Christus sie gegründet hat für die vollkommne Religion! Wer aber könnte sich einbilden, es mit dieser eignen für alle Zeiten vorbildlichen religiösen Hoheit zu thun, und mit solcher göttlichen Berufung, wie sie schon in der welthistorischen Stellung Jesu beurkundet ist. Es wäre Narrenwerk und Narreneinbildung, der zu vergleichen, die man zuweilen im Irrenhause an einem Unglückseligen findet, der sich einbildet der Sohn Gottes zu sein. Sonach bleibt dem freisten Geiste und der entschlossen ist, seiner Vernunft so unverbrüchlich zu folgen wie Sokrates, nichts übrig, als sich je nach seiner Gabe ein dienendes Glied dem anzuschließen, was Christus bereits vollbracht hat.

Das Andre, wodurch der Rationalismus seinen religiösen Charakter beurkundet, ist geradezu das Eingehn auf eine supernaturale Anschauungsweise. Alles was uns trifft, Frohes und Trübes, Entwickelndes und Verkümmerndes, geht von natürlichen Ursachen aus, von

Menschen und Naturmächten, durch die Umgebungen unsers Hauses, die Zustände unsers Volks, durch Stimmungen und Aufgaben unsrer Zeit, ist nicht nur unser Geschick, sondern auch die Entwicklung des in uns Freien bedingt. Dies ist die verständige, reflectirende Betrachtung der Dinge. Aber unsre freie Anlage selbst und die ganze Folge der natürlichen Ursachen und Wirkungen weist auf einen letzten, nicht in ihnen begriffnen, also übernatürlichen Urgrund zurück. Wie auch die speculative Philosophie dieses ansehe, es ist das eigenthümliche Gesetz der religiösen Anschauung, alsbald auf diesen letzten Grund zurückzugehn, sie leugnet nicht die natürlichen Ursachen als göttlich gewollte Vermittlungen, sie braucht sie auch nicht zu übersehn, aber sie eilt schneller als die electromagnetische Botschaft über die lange Kette der natürlichen Ursachen und geschichtlichen Bedingungen hin zum göttlichen Urgrunde, ihr Wesen besteht in der Anerkennung dieser übernatürlichen Ursächlichkeit und in der Hingabe an dieselbe.

Das Berechtigte, so zu sagen Naturgemäße dieser absoluten Anschauungsweise drängt sich mannichfach auf. Einsam geht ein Wanderer durch die sternenhelle Nacht, er ist vielleicht nicht unbekannt mit den mathematischen Gesetzen, nach welchen sich der Sternenhimmel für irdische Augen bewegt: aber für sein bewegtes Gefühl ist es die Gottheit selbst, welche ihre Sternenheerde führt; und dieses Gefühl ist vollkommen berechtigt, denn jene mathematischen Gesetze sind doch von einer höhern Macht auch den Gestirnen eingeprägt. Oder an einem Frühlingsmorgen ergreift uns das Naturleben mit solcher Innigkeit, daß wir den Schöpfer in seiner Schöpfung fühlen, der frische Hauch des Waldes ist uns nicht mehr der Morgenwind, sondern der Hauch und Geist Gottes. Luther schrieb in der Erinnerung an seine Wallfahrt über die Alpen: „Also hab' ich gesehn, daß in Welschland auf hartem Felsen die allerschönsten Ölbäume wachsen. Da lernte ich verstehen, was im 78. Psalm geschrieben ist: er tränkte sie in der Wüste mit Wasser aus dem Felsen reichlich.“ Gewiß hat Luther bei all' seiner Lust am Übernatürlichen hier nicht daran gedacht die natürlichen Vermittelungen des Wachsthums der Oliven auszuschließen: aber seinem Gefühle folgend denkt er sogleich an die letzte Ursache, und macht sich dadurch auch das Wunder des gespaltenen Felsens in der Wüste anschaulich, das aus jedem Felsenquell uns entgegenrauscht. Nach der

einen Stelle heiliger Schrift[a]) ist es Jehovah der den Saul zu Samuel sendet um ihn zum Könige zu salben, nach der andern sind es seines Vaters Eselinnen, nach denen zu fragen Saul den Seher aufsucht;[b]) beides war gleich wahr.

Es heißt im Katechismus: „Ich glaube daß mich Gott geschaffen hat sammt allen Creaturen, mir Leib und Seele, Augen und Ohren, Vernunft und alle Sinne gegeben hat." Hierdurch wird nicht in Abrede gestellt, daß ich von Vater und Mutter herstamme: aber durch die lange Reihe der Menschengeschlechter hindurch weiß ich mich von Gott geschaffen gleich Adam. Ein Pfarrer kündigt im Wochenblatt an: „der gnädige Gott hat mir heute Morgen ein gesundes Mädchen geschenkt;" nur vielleicht die andern Kinder meinen, das Schwesterchen sei unmittelbar vom Himmel durch den Storch gebracht worden. Ein alter Römer sagte, und Göthe hat es auch gesagt, als er die Nachricht erhielt von der Bestattung seines einzigen Sohnes bei der Pyramide des Cestius: ich wußte, daß ich einen sterblichen Sohn gezeugt habe.[c]) Ein Anderer hätte wohl gerufen: Gott hat ihn mir gegeben, Gott hat ihn mir genommen! Dieses ist der religiöse Ausdruck, jenes der natürlich sittliche, beides ist wahr und würdig, das Eine nicht durch das Andre ausgeschlossen.

Als König Philipps unüberwindliche Flotte, welche ausgesandt war England wieder dem Papstthum zu unterwerfen, zumeist durch Stürme zerstreut und zu Grunde gegangen war, ließ die Königin Elisabeth eine Denkmünze schlagen mit der Aufschrift: Gott hauchte und sie wurden zerstreut. Es klingt noch großartiger in der classischen Sprache, in der es geschrieben war: Deus afflavit et dissipati sunt. Den Engländern wird auch damals nicht unbekannt gewesen sein, durch welche natürliche Ursachen eine Flotte zu Grunde gehe, und daß der liebe Gott nicht wie Äolus aus Bausbacken blase, aber das religiöse Volksgefühl hätte keine Gnüge daran gefunden zu sagen: die furchtbare Flotte ist an den von Gott geordneten Naturgesetzen gescheitert, es will das rettende Ereigniß unmittelbar der Gottheit zuschreiben und danken; das ist der zugleich religiöse und poetische Ausdruck, dem Stürme und Blitze die Diener des Höchsten sind.

---

a) 1 Sam. 9, 15 f. b) 1 Sam. 9, 3—10. c) Er hat ihm dort die Grabschrift gesetzt: Goethe Filius Patrem Antevertit.

Als Pilatus großthat mit seiner Macht über Leben und Tod gegen den Herrn des Lebens, erwiederte der: „du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre." Das ist eine kleinliche Auslegung, unter diesem von Oben den Hohenrath oder den Kaiser zu verstehn. Es ist das supernaturale Oben, das von Himmelshöhen, es ist der Höchste, der den Gottessohn in die Gewalt eines unbedeutenden Römers gebracht hat; dies anerkennend rettet Jesus das Gefühl seiner eignen Würde, nicht jenem Heiden unterwirft er sich, sondern der allwaltenden Gottheit, die sein Geschick für jetzt in dessen Hand gelegt hat, und spricht zugleich die Ermahnung aus gegen dessen vermeinte Willkür, diese Macht nach dem Gesetze des Höchsten zu brauchen. Jeder tüchtige Mensch rettet so sein höheres Selbst, wenn sein Geschick in die Willkür unbarmherziger oder schmutziger Hände gerathen ist. Paulus schreibt an die Gemeinde zu Korinth, in der eine Partei sein Ansehn bedrohte: „Durch Gottes Gnade bin ich was ich bin; ich habe mehr als sie alle gearbeitet, nicht aber ich, sondern die Gnade Gottes, die mit mir war.[a]) Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, Gott aber hat das Gedeihn gegeben. Der da pflanzt ist nichts, der da begießt ist nichts, sondern Gott der das Gedeihn gibt." [b]) Es ist nicht allseitig wahr, daß Pflanzen und Begießen, nehmlich die Gemeinde gründen und heranbilden nichts sei. Paulus wäre ein bedeutender Mensch gewesen, auch wenn der Erfolg seinen Anstrengungen nicht entsprochen hätte: aber diese Anschauung entsprach seiner Stimmung, entsprach auch klug seinem Zwecke gegen ein Parteiwesen, da die Einen den gelehrten Apollos, die Andern Paulus bevorzugten, und seine Frömmigkeit in ihrer supernaturalen Anschauung thut seinem berechtigten Selbstgefühl keinen Abbruch, er weiß recht wohl, daß er mehr als alle Apostel gearbeitet hat.

Was so in der religiösen Gesinnung ruht, drückt sich auch in einer würdigen Sprache aus, und hat unsrer Kirchensprache, noch abgesehn von ihrer historischen Färbung, ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, das dann freilich auch als bloße Manier hinausgreift in's gemeine Leben, manches „Herr, Herr sagen" hervorruft, und wie es zur Zeit der englischen Revolution die abentheuerliche Sprache der Pu-

---

a) 1 Kor. 15, 10. b) 1 Kor. 3, 6 f.

ritaner hervorgebracht hat, so derzeit den Styl, in welchem manches Parteiblatt geschrieben ist.

Auch liegt hier, wo es nicht der Betrachtung eines Vergangenen, sondern der Gestaltung eines Künftigen gilt, die Gefahr, daß des eignen Herzens, ja der Sinne Wunsch, für die Stimme Gottes geachtet, gegen Verstand und Pflicht sich durchsetzen will. Es kommt nicht selten vor unter harmlosen Menschen in religiös aufgeregten Kreisen, von denen geschlechtliche Sympathien durchaus nicht ausgeschlossen sind, daß ein junges Paar sich einander zuneigt in ehrbarer Absicht, gegen abmahnende Verhältnisse wollen sie „den Herrn" befragen, der soll entscheiden. Darin ist die Wahrheit enthalten, daß solch ein Entschluß geprüft werden soll nicht nach Fleisch und Blut und allerlei Handelsvortheil, sondern ideal, ob sie Beide der Art sind, geistig und leiblich, um unauflöslich verbunden mit und durch einander die höchste Aufgabe des Lebens zu erreichen, die jedem nach seiner Individualität von Gott gesetzt ist? Indem sie aber auf innere Stimmen und Stimmungen lauern, und die beliebte Entscheidung als eine Entscheidung des Herrn ansehn, also unfehlbar, unbedingt, mag's leicht nur die Stimme vorübergehender Neigung sein, die eine ebenso unverständige als unglückliche Ehe beschließt.

Die Gabe des Genius hat etwas Verwandtes mit der religiösen Anschauung der Gnadengabe, und der hochbegabte Genius ist recht eigentlich von Gottes Gnaden. Als Haydn bei der Composition seiner Schöpfung jene strahlenden Töne in sich vernahm, um das erhabene Wort musikalisch auszudrücken: „es werde Licht! und es ward Licht," da rief er in Thränen aus: „nein das ist nicht mein, das ist dein Werk o Gott!" Wenn ein Autor sein Buch bevorwortet: „was darin irrig, das ist mein; was wahr, das hat der Herr gegeben:" so kann das lautere Frömmigkeit so fühlen, doch ist's auch leicht zu sagen für fromme Hoffart, die sich aufbläht in ihrer Schwachheit ein unmittelbares Organ des Gottmenschen zu sein. Aber ebenso bescheiden als verständig verweist etwa ein frommer Pfarrer, den nach einem halben Jahrhunderte eines gewissenhaften Hirtenamtes der dankbare Jubel seiner Gemeinde umgibt, auf den Herrn „der alles gegeben, der's allein vollbracht hat, ihm allein die Ehre!" Der die Kraft und Gelegenheit dazu gab, den Segen von Oben, Gott hat's auch vollbracht, aber durch ihn, durch

seine Pflichttreue und Mühsal. Über diese Seite der Wahrheit darf der Jubilar getrost schweigen, die wird ihm ohnedem in der Verherrlichung des Festes so entgegengebracht, daß er in seinem Herzen eher dessen gedenken wird, was er bei so lang vergönnter Frist verabsäumt und verfehlt hat.

Nicht selten ist geschehn, daß ein Ungelehrter, Ungebildeter, ein Bauer, ein Hirt, plötzlich als herzerschütternder Prediger auftrat, von dem das Volk sagte: „er hat ja nicht studirt, er hat das Alles vom Herrn selbst." Er hat's auch von ihm, aber durch die volksthümliche Art des Christenthums, dessen weltbewegende Geheimnisse im kleinen Katechismus Raum haben, dann durch das Wesen der Religion und Phantasie, durch natürliche Begabung und mehr oder minder verbreitete Aufregung, zuweilen sogar in der Form einer Krankheit. Auch ein Geistlicher, dem auf der Kanzel ein guter Gedanke in den Sinn kommt, auf den er nicht studirt hat, mag sich erfreuen: „der Herr hat mir's gegeben!" Er hat's ihm auch gegeben, mittelbar aus der christlichen Gemeinschaft, zunächst aus der andächtig versammelten Gemeinde um ihn her. Oder er tröstet sich, wenn auch Wohlbedachtes nicht die rechte Stimmung und das rechte Wort findet: „der Herr hat mir's diesmal versagt." Und jeder mag sich so trösten, dem nicht bloß diesmal, sondern auf immer der liebste Wunsch versagt ist.

Dieser im Wesen der Religion begründete, also religiöse Supernaturalismus ist eine Erneuerung oder vielmehr Vollendung seines antiken Vorläufers, von ihm verschieden einestheils durch die in höherer Bildung enthaltne Anerkennung eines natürlichen Verlaufs der Dinge neben ihm, anderntheils dadurch, daß er wahrhaft supernatural ist, also die letzte übernatürliche Ursache nicht selbst wieder in die Mitleidenschaft der Naturgeschicke hineinzieht. Anklänge der Art an den antiken Supernaturalismus erscheinen insgemein nur als naive Äußerungen. So der anmuthige Kinderglaube, das Christkind selbst bringe die Christbescherung. Dieser Supernaturalismus wird doch früh durchbrochen. Mein kleiner Junge sagte: „es ist nicht das Christkind, du selbst machst die Bescherung." Da haben wir den unmündigen Rationalisten! Ich erwiederte: „das Christkind macht die Bescherung durch mich und die Mutter, es hat's uns aufgetragen." Christus hat freilich weder Weihnachten noch Christbescherung eingesetzt, dennoch ist

es die christliche Sitte, welche den Kindern das Fest bereitet, im Grunde der Wunsch durch die Christgeschenke wie durch kindliche Weißagungen den Heiland in die Kinderstube einzuführen; und so ist es im letzten Grunde doch Christus selbst, der die Christbescherung bereitet.

Mögen wir nach Luthers Auslegung der vierten Bitte unbedenklich auch Kleider und Schuh von Gott erbitten, daher sie auch als Gaben Gottes unmittelbar aus seiner milden Hand empfangen: wie viel mehr die hohen geistigen Güter, daher auch der fromme Rationalist vor allem das Christenthum als eine Gnadengabe Gottes, Christus als einen göttlichen Gesandten demüthig empfängt. In solcher Weise ist das Christenthum supernatural und alle ächte Religion ist es. Supernaturalismus und Rationalismus sind Dioskuren, Söhne derselben Mutter, der Eine himmlischer, der Andre irdischer Abkunft, nach der Mythe begegnen sie einander nur auf sich ausschließenden Bahnen: hier ist die Stätte ihrer Begegnung als gleichberechtigte Brüder. Der menschliche Geist ist also ein Quell sowohl der Religion als ihrer Wissenschaft, und zwar mit dem unbeschränktesten Gebrauche seiner Vernunft, so lange nicht in ihr selbst eine Ohnmacht zur Erforschung religiöser Wahrheit und zur Verwirklichung derselben im Leben nachgewiesen ist; denn hiermit würde das rationale Princip in das supernaturale umschlagen.

B. Die Heilige Schrift als Urkunde des Christenthums.

§. 17. Die beiden Testamente.

Die H. Schrift ist einerseits das Denkmal des ursprünglichen Christenthums, anderntheils das heilige Buch der Kirche. Nur nach jener ersten rein historischen Bedeutung gehört die Lehre von der H. Schrift in diese Einleitung, in welcher sie daher zu betrachten ist gleich jedem andern Denkmal des Alterthums, wie denn auch die altprotestantische Theologie zunächst von ihrer menschlichen Glaubwürdigkeit handelte.

Heilige Schrift ist die auch andern Religionen gemeinsame Bezeichnung ihrer unter dem Titel göttlicher Offenbarung anerkannten Urkunden. Der Name Bibel für die vereinigte Sammlung der heiligen Bücher des Judenthums und Christenthums, in der griechischen

Kirche seit dem 5. Jahrh. üblich, bedeutet das Buch an sich, das Buch der Bücher, eine heilige Bibliothek. Das Verhältniß des hebräischen Volkes zu seinem Gott ward als ein Vertrag aufgefaßt, daher das Schriftdenkmal dieses Bundes und seiner Geschichte als Buch des Bundes.[a]) Die Bedeutung des Bundes gegen die des Gesetzes zurückstellend übertrug die alte lateinische Übersetzung Bund durch Testament im Sinne von Gesetz. Jesus stellte den heiligen Bund seiner Jünger als einen neuen Bund Gottes mit der Menschheit dar in der Verschiedenheit des alten,[b]) und im Briefe an die Hebräer wird das doppeldeutige Wort benutzt, um Testament in der unter uns gewöhnlichen Bedeutung als letztwillige Verfügung zu gebrauchen, die erst durch des Testators Tod rechtskräftig werde, der durch Christus geschloßne Bund erst gültig, nachdem er mit seinem Blute ihn versiegelt und als ein theures Vermächtniß der Christenheit hinterlassen hat.[c]) Hiernach wurde üblich die Urkunde des neuen Bundes das Neue Testament zu nennen. Das in dem befreundeten Gegensatze so genannte Alte Testament enthält das Christenthum nicht, aber dient demselben zur nothwendigen Voraussetzung und Erläuterung, denn das Evangelium ist das auf den alten Stamm gepflanzte Edelreis.

§. 18. Das Alte Testament, Literaturgeschichte.

Das A. Testament umfaßt die Schriftdenkmale des hebräischen Volks in Sage, Geschichte, Dichtung und Lehre, aus verschiedenen Jahrhunderten innerhalb eines Jahrtausends, alle, mit Ausnahme der Bücher Daniel und Esra, die mit chaldäischen Abschnitten durchflochten sind, in hebräischer Sprache, einer Mundart des semitischen Sprachstammes, welche mit ihren einfachen Naturlauten heimisch unter den Völkerschaften des alten Kanaan von dem eingewanderten Geschlechte Abrahams zum Ausdrucke hoher, sinnlich geistiger Anschauung ausgebildet, doch nach den ältesten Schriften ohne merkbare Fortbildung, während der Verbannung des Volks in Babylon in einen verwandten aramäischen Dialekt übergegangen, unter den Gebildeten bis in's Makkabäische Zeitalter gesprochen, und als todte heilige Sprache im National-

---

a) 2 Mos. 24, 7. 1 Makk. 1, 57. b) Mt. 26, 28. vrgl. 2 Kor. 3, 14. Gal. 4, 25. c) Hebr. 9, 15 ff.

cultus bewahrt worden ist. Als ein Theil des Volks aus der Verbannung in die väterlichen Stammsitze zurückkehrte, die niemals gesehn als mit den Augen des Herzens ihnen theuer waren durch die Erinnerungen und Sagen ihrer im Elende hingestorbenen Väter: erkannten die Begründer des neuen Staats, Esra und Nehemia, daß ein Volk, dessen politische Selbständigkeit in der Übermacht eines Nachbarstaats für die Gegenwart unwiederbringlich untergegangen ist, sich selbst und die Hoffnung einer Zukunft nur bewahren konnte durch die innere Selbständigkeit eines festabgeschloßnen Nationalcharakters, und daß dieser, in welchem ein Volk mit seiner ganzen Vergangenheit und Zukunft sich als eine einige unsterbliche Person darstellt, auf den religiösen Grundlagen der Vorzeit ruhe, deren Denkmale, nachdem in langer Kriegsnoth, nach Zerstörung des Tempels und der heiligen Stadt, nach 70 Jahren der Verödung des Vaterlandes, alle andre Werke der Erinnerung untergegangen waren, einzig in der Literatur dieses Volkes gerettet sind. Durch seine abgeschloßne Religion war Israel ein Volk geworden, hatte sich gefühlt als das Volk Gottes, und im theokratischen Staate, als unmittelbar im Namen Gottes regiert, Siege gefeiert und Niederlagen überlebt. Wenn ohnedem die höchste Poesie zu einer heiligen Kunst wird, wenn die Geschichte in ihrer höchsten Bedeutung den in ihr waltenden Gott zur Erscheinung bringt: so wird die Poesie eines solchen Volkes ein Lobgesang Gottes werden, seine Geschichtschreibung ein Denkmal der Regierung Gottes über sein Volk, des Segens der allzeit das Vertrauen auf den Gott seiner Väter lohnte, des Fluches der unabwendbar der Treulosigkeit folgte. Diese heilige Literatur mußte unter den Schutz des Heiligthums gestellt werden, damit die altväterliche Religion und ihre Urkunde sich gegenseitig, beide die Nationalität sicherten. Esra begann diese Reliquien zu sammeln, wie es scheint nach einigen aufgenommenen Liebesliedern und Familienerinnerungen, die doch durch eine Beziehung auf das theokratische Königshaus entschuldigt waren, alles irgendwie Bedeutende was sich erhalten hatte. Anderes auch aus späterer Zeit noch ebenbürtig Befundenes ist nachgetragen worden. Als mit der Zeit die Ehrwürdigkeit des Alterthums hinzukam, durch die absterbende Sprache sein Besitzthum begränzt wurde, und die Nachgebornen in dem Reichthum der Vergangenheit wie in den Hoffnungen der Zukunft ihre gegenwärtige Armuth ebenso fühlten als zu

ertragen vermochten: dachte man zwei Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung die H. Schrift abgeschlossen; doch ist genau ihr dermaliger Umfang erst aus der Zeit sicher bezeugt, als schon eine neue H. Schrift aufwuchs.

Jene erste H. Schrift hat sich der Zeit nach in drei Sammlungen gegliedert: Gesetz, Propheten und andre [heilige] Schriften. Das Gesetz die 5 Bücher Mose, zu den Propheten werden nicht nur die eigentlichen Propheten mit Ausnahme des Daniel, sondern auch die ältern Geschichtsbücher gezählt, zur dritten Abtheilung alles Andre. Die Verfasser der einzelnen Bücher und Büchertheile sind nicht durchaus die von der jüdischen Überlieferung Genannten: es wird genügen, vornehmlich diejenigen zu bezeichnen, über deren Ursprung eine unbefangene Schriftforschung zu abweichenden Ergebnissen gekommen ist.

Die nicht ursprünglich nach Mose, sondern das Gesetz, Thorah, genannten 5 Bücher enthalten die Anfänge der Weltgeschichte, die unter Jehovahs fortwährendem persönlichen Einschreiten sich zur Familienüberlieferung der Patriarchen individualisirt und zur Geschichte und Gesetzgebung des erwachsenden Volkes Israel erweitert bis zu Moses Tode. Das mußte auch vordem den Gläubigsten bedenklich vorkommen, daß Mose mit eigner Hand seinen Tod und sein unbekanntes Begräbniß durch Jehovah beschrieben habe, nebst der Bemerkung, daß hinfort kein Prophet gleich ihm aufgestanden sei in Israel.[a]) Mose mag wohl Sagen der Vorzeit gesammelt, insbesondre die über das nationale Bewußtsein der Hebräer hinausliegenden, wie die vom Paradies und vom Könige Melchisedek, aufgezeichnet haben, auch beurkunden manche Gesetze ihren Ursprung aus der Zeit, als noch das ganze Volk im Heerlager der Wanderung versammelt war; aber ein guter Theil dieser Überlieferungen scheint Jahrhunderte durch im Munde des Volks fortgelebt zu haben, einige auch durch Volkslieder getragen, bevor sie in den Jahren der ersten Könige niedergeschrieben wurden. Die mehrmals wiederkehrende Formel, daß der einem Geschlecht oder einer Ortschaft ertheilte Name üblich sei „bis auf diesen Tag,“ [b]) zeigt darauf hin, wie weit ab von dem Ereignisse der Niederzeichnende sich fühlte. Man hat in den ersten 4 Büchern eine Grundschrift erkannt, die von

---

a) 5 Mos. 34. b) 1 Mos. 19, 38. 26, 33.

einem Späteren überarbeitet und mit seinem auch theilweise alter Überlieferung entnommenen Stoffe durchwebt ist. Man hat die beiden unbekannten Verfasser nach den ihnen üblichen Gottesnamen den Ältern den Elohisten, den Spätern den Jehovisten genannt, wie denn gleich in der Schöpfungsgeschichte die beiden Anschauungen derselben neben einander gestellt sind. Diese Thorah ist zugleich mit dem fünften Buche, einer Wiederholung des Geschichtlichen und Einprägung des Gesetzlichen in der Umgestaltung nach den Verhältnissen der spätern Königszeit, unter dem Könige Josia nicht lange vor dem Untergange des Reiches Juda vom Hohenpriester im Tempel aufgefunden worden als ein ganz unbekanntes oder langvergeßnes Gesetzbuch, das sofort zu einer Cultusreform benutzt wurde. *)

Die Bücher Josua und der Richter, beide aus mehrfacher Zusammensetzung, erzählen die landsässige Begründung der Theokratie und ihre heroische Zeit, „da kein König in Israel war, und jedermann that was ihm wohlgefiel," aus lebendiger Volkssage, die meist das Gepräge treuer Erinnerung trägt.

Die nach Samuel genannten Bücher, nach ihm als dem priesterlichen Helden, nicht als dem Verfasser, und die Bücher der Könige, diese erst in Mitten des babylonischen Exils verfaßt, berichten die aus der Urzeit des Volks eingeleitete Begründung der Hierarchie, dann auch der Monarchie, bis zu ihrem Untergange, nach freier Benutzung schriftlicher Quellen unter dem Gesichtspunkte der die Sünden der Könige auch am Volke strafenden Gerechtigkeit. Die Bücher der Chronik enthalten die Geschichte der göttlichen Führungen des hebräischen Volks insbesondre des Reiches Juda bis zum Ende des Exils, zum Theil aus jenen ältern Geschichtswerken geschöpft, die Abweichungen meist im priesterlichen Interesse ohne geschichtliche Wahrscheinlichkeit. Die Bücher Esra und Nehemia, nach Denkwürdigkeiten von der Hand der genannten Wiederhersteller des Staats bearbeitet, erzählen die Geschichte dieser Wiederherstellung nach dem Exil ohne das übernatürliche Eingreifen der ältern Geschichtschreibung.

Das Gedächtniß der Vorzeit ward im hebräischen Volke mit besonderer Andacht gepflegt, wie es heißt im Liede Moses: „Gedenke der

*) 2 Kön. 22, 3 ff. 2 Chron. 34, 8 ff.

Tage der Vorzeit, betrachte die Jahre der vergangenen Geschlechter; frage deinen Vater, daß er's dir verkünde, deine Ältesten, daß sie dir's sagen." Und das ganze Volk mochte mit David sprechen: „Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen deinen Thaten und sage von den Werken deiner Hände."

Das Buch Ruth bringt eine idyllische, naiv gehaltene Familiengeschichte, wie eine arme kinderlose Witwe zu einem reichen Manne kommt; aber dieses Weib ist die Urgroßmutter Davids geworden. Die Schrift ist nach dessen Regierung verfaßt, doch zu einer Zeit, als die Ehe mit einer Ausländerin [Moabitischen Stammes] noch für erlaubt, ja für den Ursprung des theokratischen Königshauses nicht unrühmlich galt. Das Buch von der schönen Esther, die als erwählte Gemahlin des Königs von Persien ihr Volk daselbst aus Todesgefahr rettet und ihm Erlaubniß verschafft alle seine Feinde 75000 Perser zu erwürgen, ist ohne religiösen Inhalt voll fanatischen Hasses erdichtet zur Erklärung des in Persien entstandenen Purimfestes, bei allen Ungeheuerlichkeiten nicht ohne Kenntniß persischer Sitten.

Propheten hatten schon lange ihr Volk je nach dessen Treue zu Jehovah gewarnt, bedroht oder mit glänzenden Verheißungen getröstet, auch über die Völker ihrer Kenntnißnahme göttliche Strafgerichte verkündet, bevor abgesehn von Geschichtswerken im 8. Jahrhundert vor Christus eine prophetische Literatur entstand, und Jesaias, der königliche Prophet, hochangesehn im Rathe des Königs Hiskias, daran dachte, seine Prophetenweihe und seine Gesichte tiefen religiösen Sinnes in hochfliegender Poesie niederzuzeichnen. Er hat sie verkündet im Angesichte des Bruderkampfes zwischen den beiden Reichen, in welche das kleine Volk der Hebräer zerfallen war, jedes im drohenden Bunde mit einem übermächtigen Nachbarvolke. Die zweite Hälfte des nach ihm genannten Sammelwerks*) enthält Trost- und Ermahnungsreden eines unbekannten kaum geringer begabten Propheten an das Volk im Exil, aus einer Zeit als Jeremias vorlängst schon mitten unter den Vorzeichen der Zerstörung unheilvolle Weißagung gepredigt und ihre Erfüllung über den Trümmern Jerusalems beweint hatte.

Die Propheten waren religiöse Volksführer, die gegen die

---

*) Kap. 40—66.

Mißbräuche der Monarchie und Hierarchie das theokratische Recht vertraten. Theokratie und Hierarchie haben mit einander gemein die Mischung des Religiösen und Politischen, eine Staatsregierung durch religiöse Motive, supernaturalistisch aufgefaßt, unmittelbar in Stellvertretung Gottes. Die Theokratie ist eine Herrschaft des Genius, welcher mit der Behauptung seiner göttlichen Vollmacht Anerkennung erlangt: die Hierarchie eine Herrschaft des Amtes, des Priesterthums, aus der Theokratie entstanden; aber diese ist stets naturgemäß, durch die Kraft des Herrschers und das Bedürfniß der Beherrschten, die Hierarchie ist die legitim gewordene, künstlich gesicherte Herrschaft. Je geistesmächtiger ein Hierarch, desto mehr wird das Theokratische an ihm wieder hervortreten. Mose und Mohammed waren Theokraten, die Kaliphen und die Päpste des Mittelalters Hierarchen. Auch eine Hierarchie ist auf die Länge nur möglich, wo die Religion entscheidende Macht übt über ein Volk, da jedoch diese Macht auch durch den Fanatismus einer verdüsterten Religion geübt wird, kann die Hierarchie auch zur verderblichsten Regierungsform werden, und die jüdische Hierarchie hat das Todesurtheil über den Erlöser gesprochen.

Weil die Theokratie noch immer als ein Ideal im Glauben des hebräischen Volkes stand, fühlten sich die geistig Hochbegabten als Organe Gottes, Mose der Urprophet ihr Vorbild, und Prophetenschulen seit Samuel, wohl auch gewisse Ordensverhältnisse, die sich doch allmälig lösten, gaben dem Prophetenthum einen bestimmten Charakter, es war das fromme Gewissen und freie Wort der Nation gegen Königthum und Priesterthum. Der Prophet Nabi d. i. der Dolmetscher Gottes, durch den Gott spricht,*) war nicht ein Wahrsager: allein, da wer Könige und Völker berathen will, für den Ausgang eines einzuschlagenden Wegs einen erleuchteten Blick in die Zukunft haben muß, da im Judenthume selbst etwas Zukunftvolles lag, auf das es hindrängte, und da der Gott durch den der Prophet redet alle Zukunft überschaut: so galt er auch als Seher und verkündete nach Art der Orakel Weißagungen, die wenn auch in begeisterter Verzückung, ausnahmsweise selbst im Traum empfangen, da nach ihrem und ihres Volkes Da-

*) Vrgl. 1 Mos. 20, 7. 2 Mos. 4, 16. 5 Mos. 18, 18 f.

fürhalten der Geist Jehovahs über den Seher kam, doch mit klarem Bewußtsein ausgesprochen wurden.

Man konnte streiten, ob für diese politisch-religiösen Weißagungen vom Geschick der Könige und der Staaten der scharfe Verstand und die religiös patriotische Begeisterung ausreichte, oder ob ein uns geheimnißvolles Hellsehn dazukam, dessen niedre Grade als Ahnungen und zukunftträumende Naturstimmen mancher Art auch sonst vorkommen. Jedenfalls sind die am wenigsten erklärlichen Weißagungen in Bezug auf die Zeit ihrer Erfüllung so unbestimmt, daß unter ihren gläubigsten Vertheidigern in gegenwärtiger Wissenschaft den Propheten die sichere Zeit-Perspective abgesprochen wird, so daß also, was sie demnächst bevorstehend erwarteten, vielleicht erst nach Jahrtausenden eintreten werde. Durch solchen Irrthum aber fällt der ganze praktische Erfolg einer Vorhersagung zusammen: wer uns versichern könnte, daß morgen oder über's Jahr der letzte Tag dieses Erdplaneten komme, der würde sofort die ungeheuerste Umwandlung aller menschlichen Zustände bewirken; kann das aber möglicherweise erst nach einigen Jahrtausenden eintreten, so ist's den Menschen der Gegenwart eine sehr gleichgültige Sache und nicht einmal ihre Eisenbahn-Actien würden dadurch fallen.

Sodann ist die Weißagung insgemein nicht so gemeint, daß sie unbedingt erfüllt werden müßte, sondern sie hat zugleich einen ethischen Inhalt als drohende Warnung. Dem kranken Könige Hiskias wurde sein sofortiger Tod im Namen Jehovahs verkündet: aber auf sein Flehn ihm nach neuer Weißagung noch eine Frist von 15 Jahren vergönnt.[a]) Micha hat geweißagt, daß Zion als Feld gepflügt, Jerusalem zu Steinhaufen werde, der Tempelberg zu Waldhöhen: daß sich das nicht erfüllte, galt dem Volksbewußtsein nicht als falsche Weißagung, sondern durch das Flehn des gottesfürchtigen Königs ließ sich Jehovah des Übels reuen das er über sie geredet hatte.[b]) Aber neben der Erinnerung an mancherlei falsche Propheten wird auch Gottes selbst gedacht als einen Lügengeist den Propheten sendend, um mit falscher Weißagung einen verhaßten König in's Verderben zu stürzen.[c])

Auch deßhalb ist schwer die Thatsache einer erfüllten Weißagung

---

a) Jes. 38, 1—5. 2 Kön. 20, 1—7. b) Jerem. 26, 18 f. c) 1 Kön. 22, 19 ff. 2 Chron. 18, 19 ff.

sicherzustellen, weil eine poetische Anschauung es liebt Vergangenes als ein Gegenwärtiges zu schildern, wo nicht als Zukünftiges, und ein solches Fragment in die Sammelschrift eines ältern Propheten verirrt, als genaue Vorhersagung des Zukünftigen erscheint. Ein ganzes prophetisches Buch ist nach mehrfachen Merkzeichen in dieser Weise erdichtet: in die Geschicke wunderbar beschützten Glaubensmuthes und in den Mund eines alten der Volkserinnerung bekannten Propheten Daniel[a]) ist zur Zeit, als der König von Syrien Antiochus Epiphanes die jüdische Religion und Nationalität mit furchtbarer Gewalt vernichten wollte, diese Ermahnungs- und Trostschrift gelegt worden, welche die Geschichte bereits durchlebter Jahrhunderte in bester Kenntniß derselben bis auf diese Gegenwart weißagt, um nach dem in Visionen geschauten Verlaufe von vier Weltmonarchien das wunderbare Reich der Heiligen als demnächst bevorstehend zu berechnen, das nie gekommen ist. Der jüdischen Überlieferung lag wohl eine Ahnung dieses Umstandes zu Grunde, daß sie dieses prophetische Buch weder unter die großen noch unter die kleinen Propheten eingereiht hat, deren Sammlung bereits abgeschlossen war, als dieser neue Daniel erschien; und ähnliche Dichtungen, so aus derselben Zeit Orakel, von einem alexandrinischen Juden in den Mund der Sibylle gelegt, als der Prophetin des Heidenthums,[b]) finden sich noch einige in der jüdischen Literatur.

Am sichersten scheint daher die Vorhersagung da, wo durch ihr nicht genaues Zutreffen mit der Wirklichkeit ihr Vorher verbürgt ist. So wird dem Jesaias eine Weißagung zugeschrieben über Babylon, daß die Stadt durch ein entsetzliches Gottesgericht von den Medern erobert, von der Erde vertilgt wie Sodom und Gomorrha nicht bewohnt werde in Ewigkeit außer von den Thieren der Wüste und von den Waldteufeln, die daselbst tanzen werden.[c]) Aber Babylon wurde bei der Eroberung durch Cyrus fast unversehrt gelassen, erst in Folge einer Empörung ließ Darius Hystaspis die Mauern schleifen, erst Xerxes den prachtvollen Belustempel abbrechen und erst nachdem Seleukus Nikator Seleucia erbaut hatte, ist der Reichthum von Babel auf diese Nachbarstadt übergegangen, aber jenes war noch zur Zeit des Augustus

---

a) Ezech. 14, 14. 20. 28, 3. Vrgl. Esra 8, 2. Nehem. 10, 7. 8, 4.
b) Im 3. Buche der Sammlung Sibyllinischer Orakel. c) Jes. 13.

von vielen Tausenden bewohnt und ist erst unter der Herrschaft des Islam ganz allmälig verödet.

Hiernach dürfte das Wesen dieser Weißagungen, die durch den jedesmaligen geschichtlichen Gesichtskreis des Propheten begränzt erscheinen, weit weniger in der Wahrsagung des Zufälligen zu erkennen sein, als in der frommen Einsicht des Nothwendigen und Vernünftigen, der ewigen Gesetze, nach denen die Vorsehung die Geschicke der Völker lenkt. Es ist der Glaube an die siegreiche Macht des Guten und ein mächtiges Vorgefühl der welthistorischen Bestimmung des Judenthums, die sich doch in einer wesentlichen Beziehung anders erfüllt hat, als die Propheten sie dachten.

Mit Maleachi bald nach dem Exil verstummt die Prophetie, weil jene Begabung und Form des Geisteslebens aufhörte, wie etwa das Geschlecht der classischen Dichter in der Literatur eines Volks. Das jüdische Volk hielt die Erweckung neuer Propheten immer für möglich, wie geneigt war es doch Johannes den Täufer für einen solchen zu achten! Die Erwartung der Wiederkunft des Elias oder sonst eines der alten Propheten als Vorläufer oder Begleiter des Messias ist nur derselbe Glaube in supernaturaler Form. Der jüdische Orden der Essener rühmte sich denselben Geist wie die Propheten zu besitzen, und der jüdische Geschichtschreiber Josephus berichtet seltsame Vorhersagungen von einzelnen Ordensgliedern.

Die heiligen Schriften der dritten Abtheilung enthalten vornehmlich die Poesie und Lehrweisheit der Hebräer. Die Psalmen, lyrische Ergüsse frommer Herzen in allen Stimmungen des religiösen Gemüths, vom Jubel der sich in die Arme Gottes wirft bis zur schmerzensvollen Wehklage und Buße, manche mit epischen Rückblicken auf die Volksgeschichte durchwebt, manche ganz individuelle Stimmen, andre besonders spätere zum Tempelcultus gehörig, werden für alle Zeiten diesen rein menschlichen Gefühlen vorbildlich und sympathisch bleiben, etwa mit Ausnahme der Fluchpsalmen gegen die Feinde wie Gottes so des Dichters, die dem jüdischen Zorneifer angehören.*) Die Sammlung des Psalters von 150 Liedern in 5 Büchern ist in verschiednen Abtheilungen und Jahrhunderten entstanden. Die beigeschriebenen Namen der

*) z. B. 109. 137, 8 f.

Dichter gehören einer spätern unsichern Überlieferung, aber nach dem Liede des Mose von der Unendlichkeit Gottes und der Bedürftigkeit des Menschen[a]) hat wirklich der königliche Sänger den hohen Ton angegeben für die verschiedenen Arten des religiösen Gesanges,[b]) der dann fortklang bis lange nach dem Exil vielleicht bis in die Makkabäische Zeit. Die Form hebräischer Poesie ohne absichtlichen Reim und ohne gleichmäßige Sylbenzahl bewegt sich doch in einem harmonischen Rhythmus, Gedanke und Ausdruck insgemein paarweise gegliedert.

Das Hohelied ist eine zusammenhängende, aber wohl im Volksmunde unter einander geworfene Sammlung idyllischer Liebeslieder in aller orientalischen Gluth der Flamme Jehovahs, nicht aus dem Serail, doch aus der Zeit Salomos. Als edles Denkmal der Vorzeit einmal aufgenommen in die heilige Urkunde mußten diese unverhüllten Naturstimmen dem frommen Bewußtsein zu Bildern werden für die Liebe Jehovahs zu seinem Volke, nachmals Christi zur Kirche, wie ja zu allen Zeiten der höchsten Hingebung an Gott zugestanden wurde Bild und Namen zu entlehnen von geschlechtlichen Neigungen.

Die Sprüche Salomos enthalten die Spruchweisheit eines ganzen und sehr klugen Volkes, auch seines weisen Königs, erfahrungsgemäße Lebensklugheit und religiöse Vergeltungslehre. Aber der Prediger Salomo hat aus einer Zeit, da schon des vielen Büchermachens kein Ende war,[c]) die Maske dieses Königs vorgenommen, wie er, der alles genossen hat, was die Erde bietet, alles nichtig findet; und nur dies Gefühl der Eitelkeit aller Dinge, das hier doch auf die weise und dankbar gegen Gott zu genießende Gunst des Augenblicks zurückweist, hat mit seiner Trostlosigkeit dem frommen Sinne zugesagt.

Das Lehrgedicht Hiob mit tiefen Sinnen, hochpoetischer Naturanschauung und fast dramatischer Gestaltung, wenn sich's auch naturgemäß nicht so redet in Anfechtung, erhebt gegen die fromme Meinung des Alterthums, daß es dem Guten gut gehen müsse und die Glücklichen die Gottgeliebten sein, den Beweis, den der bittre Ernst des Lebens dagegen führt, um zu der wahren Lösung des Räthsels zu gelangen, zur

---

a) Psalm 90. b) Von den 73 dem David zugeschriebenen Psalmen trägt die größere Hälfte keine innern Merkmale gegen diesen Ursprung, einige sind nicht von, aber auf David gedichtet wie Psalm 110. c) Pred. 12, 12.

unbedingten Ergebung in die unergründliche Macht und Weisheit Gottes. Die Zwischenrede Elihus,[a]) welche mit allerlei kleinlicher Reflexion diese Lösung vorwegnimt, die erst der erscheinende Gott großartig gibt, ist spätere auch schriftstellerisch unvermittelte Einschaltung. Der Epilog, welcher die Erzählung wiederaufnehmend dem bewährten Dulder alles Verlorne verdoppelt erstattet, wiefern auch erschlagne Kinder erstattet werden können, [b]) ist das Zugeständniß für das bekämpfte Vorurtheil im Sinn einer ästhetischen Befriedigung, sowie der Prolog im Himmel dasselbe Zugeständniß sinnig einleitet. Die Schilderung deutet auf eine patriarchalische Zeit, aus der wohl die Sage von eines wirklichen Hiob schwergeprüfter Gottesfurcht die Grundlage des Gedichts geworden ist,[c]) auch der Satan im Prolog trägt einen alterthümlichen Charakter als noch zugelassen unter die Söhne Gottes: aber die kritische Macht des Zweifels, von der diese Poesie ausgeht und der Styl zeigt auf die Entstehungszeit, als das hebräische Volk selbst anfing ein Hiob zu werden kurz vor dem Exil.

Das Judenthum hat bei all' seiner zähen Eigenthümlichkeit doch schon unter der persischen Herrschaft religiöse Vorstellungen des Parsismus unbewußt in sich aufgenommen. Dem gewaltthätigen Aufdrängen griechischer Sitten unter dem Könige von Syrien Antiochus Epiphanes hat sich Juda Makkabe, der ein Hammer wie Karl Martell die Bedränger seines Volkes zerschlug, mit seinen Brüdern entgegengeworfen, und die Makkabäer haben dem Volke Jehovahs noch auf kurze Frist ein selbständiges Vaterland erkämpft. Aber der friedlichen Macht griechischer Bildung hat das Judenthum wenigstens außerhalb Palästinas nicht widerstanden. Vornehmlich in Alexandrien der Weltstadt Alexanders, wo neben den Schätzen der Erde im großen Tauschhandel griechische Weisheit mit den Offenbarungen des Morgenlandes zusammenströmte, hat eine mächtige Gemeinde dort ansässiger Juden sich beide Arten des Reichthums mit kluger Betriebsamkeit angeeignet. Hier entwickelte sich ein gelehrt beschauliches, von platonischer Philosophie durchdrungenes Judenthum, das nur durch die künstlichste Auslegung in der altväter-

---

a) Hiob 32—37. b) Die doch durch ein Redactions-Versehn, obwohl nach 1, 19 erschlagen, in der nachmaligen Rede Hiobs 19, 17 noch als gegenwärtig erscheinen. c) Ezechiel 14, 14—20.

lichen H. Schrift sich zurechtfand. Aber auch der Gemeinde war das Griechische zur Muttersprache geworden, so daß für ihr Bedürfniß eine griechische Übersetzung ihrer H. Schrift entstanden ist, die Septuaginta, die der siebenzig Dolmetscher, so genannt nach der Erzählung, daß der König Ptolemäus Philadelphus zum Behuf einer allgemeinen Gesetzsammlung in der gebildeten Weltsprache 72 Schriftgelehrte aus Palästina nach Ägypten berief, welche jeder in seine Zelle eingeschlossen den ganzen heiligen Text in's Griechische übertrugen, und als alle diese Übersetzungen mit einander verglichen wurden, da fanden sich alle wörtlich gleich, zum Zeichen daß Gott selbst sie dictirt habe; und um so größer erscheint dieses Wunder, wenn man erwägt, daß die Übertragung durch Voraussetzungen des hellenistischen Judenthums bedingt oft weit vom hebräischen Texte abweicht. Es ist eine Legende ersonnen und geglaubt, um die H. Schrift in der Sprache des Heidenthums zu entschuldigen und zu rechtfertigen. An dieses hellenistische Heiligthum, wie es allerdings in Ägypten durch verschiedene Hände entstanden, ein Jahrhundert vor Christus vollendet war, haben sich allmälig andre jüdische Schriften angeschlossen, die theils in Palästina geboren in's Griechische übersetzt, theils von Haus aus griechisch geschrieben, dem griechischen Judenthum als sein eignes Fleisch und Blut zusagten. Das palästinische Judenthum hat sie von seiner H. Schrift, als Regel alles Lebens nachmals griechisch der Kanon genannt, zurückgewiesen als Apokryphen, d. h. dunkle, verborgne Schriften unter dem Vorwurfe ihres dunklen Ursprungs oder weil sie dem Volke verborgen gehalten werden sollen. Dem Begriffe nach sind es Schriften, für welche der unberechtigte Anspruch ihrer Aufnahme in den Kanon gemacht worden ist, und welchen doch eine gewisse Berechtigung neben demselben gebührt, Geschichtsbücher, Lehrschriften und an beide angränzend erbauliche Erdichtungen.

Das erste Buch der Makkabäer, aus dem Hebräischen übersetzt, enthält die Geschichte des heldenmüthigen Kampfes gegen die syrisch-griechische Gewaltherrschaft,*) lückenhaft doch geschichtlich treu, ohne wunderbares Eingreifen, aber die Geschichte eines Volks, das für seinen Glauben und seine Freiheit kämpft, ist immer groß. Das zweite

*) 175—135 vor Christo.

Buch der Makkabäer bringt einen Theil derselben Geschichte[a]) mit abentheuerlichen Wundersagen und mit zwei erdichteten Schreiben, diese zur Empfehlung des Festes der Tempelweihe.

Das Buch Judith erzählt nicht ohne historische und geographische Widersprüche die kühne List einer gesetzeseifrigen Jüdin, die für ihre Reize den Kopf des assyrischen Feldherrn eingetauscht hat; eine patriotische Dichtung hebräischen Ursprungs aus der Zeit der Kämpfe gegen Rom, vielleicht erst aus der Zeit des Sternensohns Bar Cochba, dem das jüdische Volk als einem Messias nach seinem Herzen zugefallen ist.[b])

Das Buch Tobi gleichfalls aus Palästina und mit den Malen der persischen Einwirkung, dem Hiob nur vergleichbar nach dem Verlaufe der Fabel, berichtet erbaulich die endliche Belohnung der im Vertraun zu Gott, in Gebet, Enthaltsamkeit und guten Werken ausharrenden Frömmigkeit.

Von den Lehrschriften verkündet das Buch der Weisheit, alexandrinischen Ursprungs, aber wiederum aus dem Munde Salomos, wie die aus Gott stammende sittlich religiöse Weisheit im jüdischen Volke vom Anfange an waltend im Gegensatze der ungläubigen Weltkinder die Ihrigen zu Gott und zur Unsterblichkeit führt. Streift dieses Buch die Tiefen hellenistischer Philosophie, so hat Jesus Sirach, ein Palästinenser, der viel nachgedacht über menschliche Sitten und Geschicke, die Weisheit gefeiert als Quell aller Tugend und Gottseligkeit; sein Enkel hat dieses Buch in's Griechische übersetzt.[c])

§. 19. Das Neue Testament.

Die Kirche des ersten Jahrhunderts, auch die dem jüdischen Heiligthum nicht verpflichtete, hatte keine andre H. Schrift als das A. Testament. Die nach dem Gebrauche der Synagoge üblichen Abschnitte desselben wurden in der Gemeindeversammlung zur Erbauung und als Grundlage frommer Herzensergießung verlesen. Aber jemehr das Christenthum zum Bewußtsein gelangte als Erfüllung aller Prophetie etwas für sich selber zu sein, desto weniger konnten jene vorchristlichen Denkmale genügen, und so hat sich im 2. Jahrhunderte ohne bestimm-

a) 176—161 vor Christo. b) Um 132 nach Christo. c) Um 130 vor Christo.

ten Beschluß sehr allmälig eine neue H. Schrift gebildet soweit möglich aus Denkmalen der apostolischen Kirche, nachdem auch über sie, die an keine Zukunft unter den bisherigen Bedingungen des Erdenlebens gedacht hatten, schon die Ehrwürdigkeit des Alterthums gekommen war.

Die Paulinischen Briefe nach ihrem Eingehn auf persönliche Verhältnisse und individuelle Zustände der Gemeinden ihrer Adresse waren nicht auf ein wiederholtes öffentliches Verlesen, noch auf weite Verbreitung berechnet. Im Kolosser-Briefe ist zwar verordnet,[a]) ihn der Gemeinde von Laodicea lesen zu lassen, wiederum einen Brief des Apostels an diese Gemeinde zu lesen: aber das ist nur ein Austausch wie zwei befreundete Kreise die Briefe eines gemeinsamen Freundes einander mittheilen. Den Judenchristen konnten diese Briefe ohnedem nie zu heiligen Schriften werden.

Haben in der Gemeindeversammlung zunächst an alttestamentliche Weißagungen Bruchstücke aus Jesu Leben und Lehre als ihre Erfüllung sich angeschlossen, noch aus eignem Erlebniß, so mochte wohl geschehn, wenn solch ein lebendiger Evangelist seines Wegs weiter zog, daß er diese Erinnerungen in einigem Zusammenhange aufzeichnete, und solch ein Evangelium sofort das Besitzthum dieser Gemeinde wurde, oder wie das Evangelium des Lukas nach seiner Zueignung an Theophilus von einer bestimmten Persönlichkeit aus sich in einem Gemeindekreise verbreitete.

Die erste Spur einer Zusammenfassung Paulinischer Briefe und anderer Schriften zeigt sich im zweiten Petrusbriefe; [b]) aber es ist nicht der Apostel, sondern ein Unbekannter im 2. Jahrhundert mit der Petrus-Maske, der jene Briefe nicht ohne eine Bemerkung über schwieriges Verständniß und über ihre Mißdeutung empfiehlt. Papias, Bischof von Hierapolis, der in früher Jugend noch den Johannes gesehn, und in seinem Alter, das bis über die Mitte des 2. Jahrhunderts reicht, die Alten, die noch mit den Aposteln verkehrt hatten, fleißig befrug nach ihren Erinnerungen aus der Urzeit des Christenthums, gedenkt zweier Evangelien, hat den ersten Brief des Johannes wie des Petrus gebraucht und geht auf den Wegen der Offenbarung Johannis: aber davon fehlt jede Spur, daß eine bestimmte Sammlung urchristlicher Schriften ihm

a) Kol. 4, 16. b) 2 Ptr. 3, 15 f.

vorgelegen hätte, vielmehr weist er von den Büchern hinweg auf die lebendige Überlieferung.

Noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts ist es ein von der großen Kirche Ausgestoßner, doch tief von der neuen Herrlichkeit des Christenthums Ergriffner, Marcion, welcher, da er in seiner Geringschätzung des Judengottes das A. Testament nicht anrufen konnte, eine neue Heilige Schrift geltend machte: nur ein Evangelium, wesentlich das des Lukas, und den Apostel, nehmlich 10 Paulinische Briefe. Etwa 3 Jahrzehnte nachher werden die 4 Evangelien als die 4 Ströme, die ergossen aus einer Urne das neue Paradies umschließen, so selbstverständlich bevorzugt, daß ein schriftstellerischer Versuch ihre Verschiedenheiten zu einem Evangelium verschmelzen will, und in der ganzen großen Kirche erscheint ein Neues Testament als dem Alten ebenbürtig schon nahe seinem dermaligen Umfange, nur daß in verschiednen Gemeindekreisen das Urtheil noch schwankte, einestheils über die meisten katholischen Briefe, ob sie nicht als unsichern Ursprungs auszuscheiden, anderntheils über einige Schriften apostolischer Art, das Evangelium der Hebräer, den Brief des Barnabas, des Clemens von Rom, den Hirten des Hermas, ob sie nicht in die heiligen Urkunden aufzunehmen sein. Zur selben Zeit wurden in einzelnen Gemeinden solche Schriften in regelmäßiger Wiederkehr verlesen, so in Korinth der Brief, den Clemens gegen Ende des ersten Jahrhunderts im Namen der römischen Gemeinde an die zu Korinth bei innern leidenschaftlichen Streitigkeiten als eine Ermahnung zum Frieden geschrieben hatte. Noch in den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts hat das Urtheil der Kirche, jetzt abgesehn vom ersten Briefe des Petrus und Johannes, so geschwankt, ja die Johanneische Offenbarung in diese Frage gezogen. Aber mit der äußern Einheit der katholischen Kirche hat dieses Urtheil sich noch in diesem Jahrhundert dahin geeinigt, daß die Auszuscheidenden sammt der Offenbarung festgehalten wurden, die Aufzunehmenden ausgeschieden blieben, obwohl mit verschiedner Werthschätzung derselben. Einige kleine Synoden haben dieses nur ausgesprochen, als es bereits in der öffentlichen Meinung entschieden war, und ihre Beschlüsse, daß nur diese kanonischen Bücher in den Kirchen verlesen werden sollten, haben ebenfalls allgemeine Anerkennung gefunden. Wodurch das Urtheil der Kirche sich entschieden hat, das war ebensosehr ein unbewußtes Her-

kommen des Glaubens an ihren Ursprung aus apostolischen Kreisen, als ein Gemeingefühl, die sichern Grundlagen ursprünglichen Christenthums an ihnen zu haben.

Das N. Testament enthält historische Schriften, lehrhafte Briefe und eine prophetische Schrift, alle in griechischer Sprache, die Weltreligion hat ihre Urkunden in der Weltsprache niedergelegt, die zwar attischen Herkommens, doch nicht mehr in der Reinheit ihres goldnen Zeitalters, damals als gemeine griechische Sprache weit verbreitet war; von den jüdisch Gebornen ist sie mit hebräischen oder aramäischen Sprachformen versetzt und von den einzelnen Autoren je nach dem Maße ihrer literarischen Bildung sehr verschieden, doch nicht ohne feste grammatische Regeln gehandhabt worden. Die Betrachtung dieser Schriften, wiefern aus ihnen die Glaubenslehre quillt, hat zunächst die Zeit ihres Ursprungs und die in der Sicherheit über ihren Verfasser liegende Bürgschaft zu untersuchen.

§. 20. Paulinische Briefe.

Die ältesten und sichersten Denkmale christlichen Glaubens sind die Paulinischen Briefe; die vier großen: der an die Galater, zwei an die Korinther und der an die Römer, als ächte Urkunden der apostolischen Kirche auch vom kühnsten wissenschaftlichen Zweifel nicht berührt. Diesen voran gehen zwei Briefe an die neugegründete Gemeinde zu Thessalonich, in der Theilnahme an ihren Drangsalen und zur sittlichen Ermahnung, der Erste unter dem Eindrucke der bevorstehenden Wiederkunft des Herrn zum Weltgericht, der Andre die dadurch aufgeregten Leidenschaften ermäßigend. Dieses als den sonst bekannten Erwartungen der apostolischen Kirche entsprechend, sowie der verhältnißmäßig geringe Gedankeninhalt beider Briefe ist kein Grund gegen ihre Ächtheit. Sie sind in Korinth um das Jahr 54 geschrieben, hiernach die auf die Nachwelt gekommenen Briefe des Paulus ohngefähr innerhalb eines Jahrzehents verfaßt.

Paulus, nach der römischen, für den Apostel der Heiden üblich gewordnen Form seines Namens, — den Juden wird er immer der Rabbi Schaul geblieben sein, — war in Tarsus, der griechisch gebildeten Hauptstadt Ciliciens geboren, in Jerusalem zum Pharisäer erzogen, ein Schriftgelehrter, zugleich nach morgenländischer Sitte ein

Handwerker, Weber von grobem cilicischen Tuch vornehmlich zu Reisezelten. Sein ererbtes römisches Bürgerrecht ist ihm auch innerlich etwas gewesen, indem es ihn hinauswies auf das römische Weltreich, und nicht wie die Judenapostel ist er stolz Schmach zu leiden um Christi willen, in Philippi weigert er sich den Kerker zu verlassen, bis die Magistratspersonen, welche ihn gegen sein Bürgerrecht gemißhandelt haben, ihn ehrenvoll herausgeleiten.[a] Ein Zeitgenosse Jesu scheint er denselben in Jerusalem doch nicht gesehn zu haben. Sein Wüthen gegen die Christen ging aus religiösem Ernste hervor in der Ahnung dessen, was damals noch verschlossen im Evangelium erst durch ihn selbst eine Macht werden sollte, die Bedrohung des väterlichen Gesetzes. Hat er bei der Steinigung des Stephanus gestanden und Christen dem Henker überliefert, so hat er auch ihre Standhaftigkeit gesehn und ihre Vertheidigung gehört, also daß er sich fühlte als ein Kämpfer wider ihren Christus.

Den Wendepunkt seines Lebens, durch den er brach mit seiner Vergangenheit, hat er im reinsten Ausdrucke bezeichnet: „als es Gott gefiel seinen Sohn zu offenbaren in mir.“[b] Doch hat er selbst dies Ereigniß als eine ihm bestrittene Erscheinung Christi den Erscheinungen an die Seite gestellt, durch welche einst der Auferstandene sein unvergängliches Leben den Seinen bewährt hatte.[c] Das Bedürfniß, für die siegreiche Durchführung des Kampfes, dessen Feldherr er geworden ist, den alten Aposteln gleichzustehn als gleich ihnen unmittelbar durch Christus berufen, mochte selbst unbewußt zu dieser Auffassung beitragen.[d] Auch anderwärts ist Christus ihm erschienen.[e] In Troas hat die Erscheinung eines hülferufenden Macedoniers ihn bestimmt nach Europa überzusetzen.[f] Es ist eine Gefühlsentscheidung in der supernaturalen Form der Vision, nur mehr individualisirt als der Dämon des Sokrates. Die Vision ist der Traum des Wachenden, in welchem den durch eine gewisse Krankhaftigkeit oder Überreizung dafür Empfänglichen und doch geistig Begabten das innerliche Schaffen ihres Geistes

a) AGesch. 16, 37. vrgl. 5, 41. b) Gal. 1, 16. Die Erzählungen davon in der Apostelgeschichte, wenn auch die zwei Letztern als aus Paulus eignem Munde, sind doch nur Berichte zweiter Ordnung, wie man sich's erzählte. c) 1 Kor. 15, 5—7. d) 1 Kor. 9, 1 f. e) AGesch. 18, 9 f. 22, 17 ff. 23, 11. Im allgemeinen bestätigt durch 2 Kor. 12, 1. f) AGesch. 16, 9 f.

gegenständlich vor die Seele tritt. Ihre eignen wenn auch nur halbbewußten Gedanken haben die Vision erzeugt und fühlen sich durch dieselben bekräftigt. Paulus hat auch gemeint einmal in den dritten Himmel entrückt zu sein und Unaussprechliches vernommen zu haben.[a] Er ist ein Visionär, obwohl mit dem schärfsten Verstande, und der Ruhm seiner himmlischen Verzückungen erinnert ihn selbst an das Leiden, das nach seinem Dafürhalten durch einen Engel des Satan ihm angethan seine apostolische Wirksamkeit hie und da verstörte. Nicht unwahrscheinlich ist die Überlieferung, daß er an der fallenden Sucht gelitten habe. Dreimal hat er zum Herrn gefleht ihn zu befrein. Der hat ihm geantwortet: laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist mächtig in den Schwachen.[b] Und es erfüllt ihn das Gefühl, daß er nichts ist durch sich selbst, aber alles und gewaltig durch Christus.

Seine Wirksamkeit war kein Sichvordrängen. Nicht einmal drängt es ihn die noch in Jerusalem weilenden Apostel zu befragen über Lehren und Thaten des Auferstandenen. Erst nach Jahren kehrt er dorthin zurück um den Petrus kennen zu lernen, bei dem er vierzehn Tage verweilte. Erst Barnabas holt ihn aus Tarsus zu seinem Beistande in der aufwachsenden Gemeinde zu Antiochien. Diese hat dann beide zu einer Missionsreise ausgesandt. Sie durchwandern Cyprus und einige Landschaften Kleinasiens kleine Gemeinden begründend meist unter Heiden griechischer Bildung.

In dem Briefe an die Galater, Bewohner einer Gegend Kleinasiens, die von einem eingewanderten celtischen Stamme, Galliern, den Namen führt, hat Paulus gelegentlich der Behauptung seines guten apostolischen Rechts einige Denksteine dieses apostolischen Lebens aufgerichtet. Hier tritt auch am schärfsten der Gegensatz hervor, der nur mehr oder weniger verhüllt durch alle seine Sendschreiben geht.

Das Judenthum hatte in dem halbberechtigten Vorgefühl seiner welthistorischen Bestimmung eine Art Heidenthum in sich aufgenommen, indem es Proselyten warb, denen nicht das schwere Joch des Gesetzes, sondern nur die sogenannten Noachischen Gebote aufgelegt wurden,[c] nehmlich mit einiger Erweiterung derselben, daß sie dem Götzendienste,

a) 2 Kor. 12, 2 f. vrgl. 1 Kor. 14, 18. b) 2 Kor. 12, 5 ff. Genauer: „Meine Kraft erweist sich vollkommen in der Schwachheit." Vrgl. Gal. 4, 14. c) 1 Mos. 9, 4—6.

der Gotteslästerung, der Blutschande, der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit und dem Verzehren des Fleisches in seinem Blute absagten; vor Alters Bedingungen, unter denen heidnische Fremdlinge in Palästina wohnen durften, zur Zeit Jesu betrachtet als Gebote Gottes, unter denen die Ahnherren des Volks noch vor der Mosaischen Gesetzgebung Freunde Gottes gewesen waren, und so der ganzen Menschheit gegeben. Im damaligen innern Absterben des Heidenthums auf den Höhen weltlicher Bildung hielten sich fast in allen Städten des römischen Reichs Proselyten der Art zur Synagoge, und wo das Evangelium von den Juden verschmäht wurde, waren sie es, die dasselbe annahmen und ihm eine Brücke zur heidnischen Bevölkerung schlugen. Die Gemeinde zu Antiochien hatte sich zum großen Theil aus Proselyten gebildet, und hier ist in der bestimmten Unterscheidung von den Juden der Name Christianer entstanden.[a]) Barnabas und Paulus hatten nach der Sitte Antiochiens in Ländern griechischer Bildung zahlreiche Proselyten und Heiden getauft. Da um die Mitte des Jahrhunderts kamen Einige aus Jerusalem, die sagten: „So ihr euch nicht beschneiden laßt, könnt ihr nicht selig werden." Die Beschneidung als Pfand und Sinnbild der Übernahme des ganzen mosaischen Gesetzes mit allen seinen Ceremonien. Man erkennt hier die Gefährdung des Christenthums: die Gnade Gottes, das ewige Seelenheil abhängig von solch äußerlichem Gebahren, und das Christenthum auf immer herabgesetzt zu einer jüdischen Secte! Doch entstand darüber heftiger Zwiespalt. In der Hoffnung das Ansehn der Apostel in Jerusalem für eine milde Lösung zu gewinnen, begaben sich Barnabas und Paulus, er sagt in Folge einer Offenbarung, dorthin, und die Darstellung ihrer großen Erfolge unter den Heiden, ihre Bedingung die Freilassung vom jüdischen Gesetz, hat die Häupter der dortigen Gemeinde, Petrus, Johannes und Jakobus den Bruder des Herrn, die nur für das Volk des Gesetzes ihre Mission erkannten, bewogen, ihnen die Hand zu reichen als den Aposteln der Heiden, ohne irgendeine Bedingung, als daß sie der Armen in Jerusalem gedenken möchten.[b])

Aber dieser Vertrag konnte schwerlich Bestand haben. Schon die jüdischen Schulen waren darüber uneinig, ob die Proselyten, diese nur

---

a) AGesch. 11, 26. b) Gal. 2, 1—10.

halben Juden, an den Freuden des Messiasreichs theilhaben, oder von demselben ausgestoßen würden. Waren die höchsten Segnungen der Religion zu erlangen ohne das jüdische Gesetz, wozu dann seine Last! So sah das Christenthum, das zugleich ein Judenthum bleiben wollte, sich fortwährend durch die Kirche aus den Heiden bedroht, und hat es Paulus auch nicht ausdrücklich gethan, so war es doch eine Folge seines Evangeliums, daß er die Juden abhalte ihre Knaben zu beschneiden.*)

Das Judenthum als eine körperliche Religion verbot jede engere Gemeinschaft insbesondre das Zusammenessen mit einem Unbeschnittenen: das Christenthum zumal in seiner ersten Innigkeit schloß die engste Gemeinschaft seiner Genossen und stellte sie dar im Liebesmahl; das konnte der Judenchrist mit dem Heidenchristen nur halten, indem er die geheiligte Sitte seiner Väter preisgab. Als Petrus nach Antiochien kam, hat er anfangs mit den Heidenchristen zusammen gelebt und gegessen. Als abermals Eiferer für das Gesetz von Jerusalem kamen, hat er sich dem gemeinsamen Liebesmahl entzogen, andre Judenchristen, selbst Barnabas sind dem gefolgt, und so sollten die Heidenchristen genöthigt werden als Juden zu leben. Paulus betrachtet dies als ein Thun gegen beßre Überzeugung, eine Heuchelei, und hat das Gebahren des Petrus ihm in's Angesicht öffentlich gerügt. Der Apostelfürst mochte vielleicht nur um des Friedens willen mit seinen Volksgenossen zur altväterlichen Sitte zurückgekehrt sein. Aber dieser Zwiespalt scheint nie wieder ausgeglichen, Petrus steht noch in den Erinnerungen der Judenchristen des nächsten Jahrhunderts als ihr Parteihaupt. Nicht leicht war dieser Gegensatz für Paulus, der seine Beweise auf dem Boden des A. Testamentes zu führen hatte, also mit den Waffen seiner Gegner. Es ist sein tragisches Geschick, daß dieselbe Macht, für die er vordem geeifert hat, ihm aus dem Schoße der apostolischen Kirche selbst heraus überall feindselig entgegentritt; solche, die er falsche Brüder nennt, heften sich an seine Sohlen, indem sie die bekehrten Heiden zu überreden suchen, daß er ein falscher Apostel sei und durch Verachtung des Gesetzes, das Gott seinem erwählten Volke gegeben als das Pfand seines Bundes und die Bedingung seiner Gnade, sie um ihre Seligkeit betrüge.

Wenn er dagegen nicht ohne einen Seitenblick auf die überdie-

*) AGesch. 21, 21.

maßen großen Apostel[a]) sein Apostelamt vertheidigt, geschah es nach der allgemeinen Bedeutung dieses Wortes und nach dem vollen idealen Rechte, daß auch er von Christus gesandt, mehr gewirkt und mehr gelitten habe als irgendein anderer, in der stärksten Mischung von Selbstgefühl und Selbstdemüthigung: allein das geschichtliche Vorrecht der Zwölf, ihre Betrauung durch den Herrn und ihre Vertraulichkeit mit seinem irdischen Wandel, war doch auf Erden nicht mehr zu erlangen.

Im Kampfe der Geister um das ewige Recht eines vergänglichen Gesetzes hat unsers Wissens keine Partei sich auf ein entscheidendes Wort ihres gemeinsamen Herrn berufen. Er hatte sich doch über die Sabbathsordnung und ähnliche Verschränkungen mit Wort und That hinweggesetzt. Er hat das jüdische Gesetz über seine Schranken hinausgehoben, als er die Satzungen der Vorzeit zu ihrer sittlichen Höhe erhob und zu ihrer Innerlichkeit vertiefte. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen.[b]) — Nicht was zum Munde eingeht verunreinigt den Menschen, sondern was vom Munde ausgeht, denn das kommt aus dem Herzen." [c]) Er hat auch in verhüllter Rede vom Tempel, den abgebrochen er in dreien Tagen wieder aufrichten werde, das Abbrechen vom jüdischen Gesetz und einen Tempel von Geisterhand erbaut verheißen. Sein Apostel selbst hat das nach dem vermeinten Erfolge gemißdeutet.[d]) Das schärfere Ohr des Argwohns hat es wohl verstanden, wie die Zeugen böswillig, aber nicht falsch aussagten: wir hörten ihn sagen: ich will diesen Tempel auflösen, der von Menschenhänden erbaut ist und in dreien Tagen einen andern aufbauen nicht von Menschenhänden erbaut; [e]) der Tempel das Sinnbild des ganzen jüdischen Cultus und Gesetzes. Die offnere Weißagung, so angemessen der Örtlichkeit im Angesichte des Garizim, des heiligen Bergs der Samariter, schlummerte damals auch noch unverstanden im Herzen dessen der sie vernommen hat.[f]) Diese Abschaffung des Gesetzes mag es vor allem gewesen sein, was die Apostel damals noch nicht tragen konnten.[g]) Christus hat es mit mehr oder minder klarem Bewußtsein dem von ihm ausgehenden Geiste vertraut.

---

a) Gal. 2, 6. 2 Kor. 11, 5. 12, 11. b) Mt. 5, 43 f. c) Mt. 15, 11. 18. d) Joh. 2, 19—22. e) Mk. 14, 58. f) Joh. 4, 21—24. g) Joh. 16, 12.

Wir hören nicht, daß die Kirche der Apostel irgendwie Ärgerniß gegeben hätte, wie der Herr es gegeben, durch Überschreiten der gesetzlichen Satzungen, vielmehr in Jerusalem waren Tausende von Christen, sie alle Eiferer für das Gesetz.[a]) Noch einmal taucht die Rede vom Tempel auf in der Anklage wider den ersten Märtyrer: „wir haben gehört ihn sagen, Jesus von Nazaret wird diese Stätte zerstören und ändern die Sitten, die uns Moses gegeben hat.“[b]) Mit Stephanus war diese beginnende Entwicklung des christlichen Bewußtseins scheinbar untergegangen. Aber neben dem Sterbenden stand der künftige Träger und Held derselben,[c]) wie der Testamentsvollstrecker Christi hat er dessen letzten unausgesprochnen Willen eines neuen Bundes vollzogen. Hatten die Apostel sich zunächst an die nationale Seite des Selbstbewußtseins Jesu angeschlossen, so hat Paulus das Allgemeine, das Religiössittliche darin geltend gemacht.

Es ist meist so geschehn, daß, wer an der Spitze einer welthistorischen Umwandlung steht, nicht zuerst den Gedanken ausgesprochen, noch zuerst das Werk unternommen hat. Paulus hat den Gedanken fest und volksthümlich verkündet: kann der Mensch durch eigne gesetzliche Werke selig werden, so ist Christus vergeblich gestorben. Aber das Gesetz, wie es immerdar unerfüllt bleibt, hat nur alles unter der Sünde beschlossen. Christus hat am Kreuze unsre Schuld gesühnt für alle, die sich im Glauben ihm hingeben, auf daß er auferstanden sittlich belebend in ihnen lebe. Die Entscheidung hat Paulus durch die That gebracht, indem er die Fülle der Heiden in die Kirche hereinzog. Wenn die Völker römisch griechischer Bildung Christen wurden, was kam zuletzt darauf an, ob in einem Winkel von Syrien noch einige christliche Synagogen verkümmerten!

Will man die Judenchristen mit einem Parteinamen nennen, der uns erst aus dem 2. Jahrhunderte bekannt, doch wahrscheinlich ein ursprünglicher Christenname ist, so waren die Gemeinden der Apostel allerdings Ebioniten, d. h. die Armen, die Christus selig gepriesen hat, die Armen um des Evangeliums willen, oder richtiger in Folge der Gütergemeinschaft, die man im jugendlichen Enthusiasmus zu Jerusalem begonnen und dadurch die ganze Gemeinde zur Verarmung gebracht

a) AGesch. 21, 20. b) AGesch. 6, 14. c) AGesch. 7, 58.

hatte; ein Ehrenname wie jener der armen Leute von Lyon, welche dem Luxus der päpstlichen Kirche die apostolische Armuth entgegenhielten, und der Bettler, der Geusen, welche die Freiheit der Niederlande, als sie nicht zu erbetteln war, erkämpften. Diese Christen waren im Glauben von den Juden nur dadurch unterschieden, daß ihr Messias bereits gekommen war, die Juden den ihren noch erwarteten. Ja die Gleichheit mit ihren Volksgenossen ist noch größer, denn auch die Christen erwarteten das rechte Messiasthum erst von der Zukunft ihres wiederkommenden Herrn; nur hatten sie den H. Geist voraus, nehmlich die sittlich religiöse Macht, die vom Tod und vom Leben Jesu ausging, ein Princip mächtig genug um die Welt des Alterthums aus ihren Fugen zu heben und die Weltgeschichte umzugestalten. Aber Paulus hat das Christenthum noch als eine jüdische Secte vorgefunden, und als die freie Religion der Menschheit verlassen.

War diese Bedeutung des Paulus längst anerkannt, so hat doch gegen die hergebrachte Meinung, daß durch den Vertrag zu Jerusalem alles ausgeglichen und so die Umwandlung glatt abgegangen sei, die Tübinger Schule nachgewiesen, welch ein tiefer schmerzensvoller Riß durch die apostolische Kirche gegangen ist. Aber wie es geschieht, daß ein neu aufgefundener Gedanke über das Ziel hinaustreibt, so hat diese Schule auch behauptet, daß Paulus den Kampf ganz unentschieden hinterlassen habe, sein Werk bis zum Untergehn bedroht, daß die älteste Literatur der Kirche, insbesondre die des N. Testamentes aus diesem Gegensatze oder aus unzureichenden Vermittlungsversuchen entstanden und zu erklären sei, daß erst nach einem Jahrhunderte voll unentschiedner Kämpfe der Geist des Paulus wieder emporkam und gegen Ende des 2. Jahrhunderts beide Parteien sich durch gegenseitige Zugeständnisse zur katholischen Kirche einigten.

Diese Behauptung war nur durchzuführen, indem einestheils jede heidenchristliche Schrift, die etwas nachläßt vom alleinigen Heil durch den Glauben, zu Gunsten der Werke, als ein absichtliches Zugeständniß angesehn wurde, anderntheils jede alttestamentliche Form, jede aristokratische Bevorzugung der Juden und jedes Übelwollen gegen Paulus, selbst das Schweigen über ihn als ebionitisch. Aber Paulus selbst trägt den alleinseligmachenden Glauben im Gegensatze der frommen Werke nur auf der Spitze seines Degens, sonst preist er auch den Glauben,

der thätig ist in der Liebe,[a]) und ist der volksthümlichen Anschauung des Evangeliums nicht fremd vom gerechten Weltrichter, der einem jeglichen zahlen wird nach seinen Werken.[b]) Er selbst bewegt sich in alttestamentlichen Formen, erkennt das Erstgeburtsrecht der Juden willig an und fühlt sich als Jude: „auch ich bin ein Israelit vom Samen Abrahams und vom Stamme Benjamin.“[c]) Aber der persönliche Groll gegen ihn mochte noch lange fortbestehn, nachdem der principielle Gegensatz erloschen war.

Ebionismus, wenn etwas bestimmtes darunter gedacht werden soll, ist die Behauptung der religiösen Nothwendigkeit des mosaischen Gesetzes, und zwar nach den beiden geschichtlich vorkommenden Arten, nach der strengern Form die Nothwendigkeit zum Heile für alle Christen, nach der mildern nur für geborne Juden.

Abgesehn von den Galatischen Gemeinden, um deren junges Christenthum Paulus sich ängstet, und doch mit folgerechten Schlüssen und unwiderstehlicher Herzlichkeit die jüdischen Irrungen abweist, erscheint er überall siegesgewiß. Wodurch hätten auch Griechen und Römer, die vorzugsweise das Evangelium des Heidenapostels aufnahmen, sich bestimmen lassen, die so mißliche Beschneidung und das ganze Joch gesetzlicher Ceremonien auf sich zu nehmen! zumal nachdem die Zerstörung der heiligen Stadt und der Untergang des Tempels als ein Gottesgericht über das Judenthum erschien. Schon in der Verfolgung des Nero und im Berichte des Tacitus über dieselbe werden die römischen Christen nicht mit den Juden zusammengeworfen, deren doch grade in Rom Tausende lebten. Nur in Palästina war das Judenchristenthum in der Mehrzahl, aber das jüdische Volk hat sich in seiner großen Masse früh entschieden für die Verwerfung des gekreuzigten Messias. Selbst Jerusalem hatte seit 130 unbeschnittene Bischöfe und schon in diesem Jahrhunderte haben die Judenchristen nur noch vereinzelte Niederlassungen in Syrien, vielleicht eine kleine separirte Gemeinde in Rom, die doch am Sieg ihrer Sache bereits verzweifelnd nur Beschneidung und Taufe für gleich heilbringend achtete. Der Kirche des 3. Jahrhunderts war der Ebionismus zu einer Ketzerei geworden und die Erinnerung ganz verloschen, daß es die ursprüngliche

a) Gal. 5, 6. b) Röm. 2, 6. c) Röm. 11, 1.

Gestalt des Christenthums war; die Orthodoxie, von einer höhern Bildung überflügelt und von der öffentlichen Meinung verlassen, wird zur Secte.

Die Briefe des Paulus sind von einverstandenen Genossen an ihre Adresse getragen worden. Insgemein hat er sie dictirt und pflegt dann einen eigenhändigen Gruß anzufügen.[a] Der würde sich täuschen, wer in diesen Briefen auch nur der Form nach das suchte, was man so obenhin unter evangelischer Einfalt voraussetzt. Paulus versteht es sein Herz auszuschütten und Herzen zu erfassen, je nach den Umständen mit den zartesten und mit gewaltigen Worten. Doch ist seine Sprache gedrängt, hart und schroff; oft in verwickelten Perioden reiht er Schluß an Schluß, vom Besondern zum Allgemeinen forteilend und in die letzten Gründe sich vertiefend. Eine Ermahnung zu selbstvergeßner Demuth erhebt sich sofort zu einer Anschauung dessen, der es nicht für einen Raub hielt Gott gleich zu sein,[b] dessen Herablassung und Verherrlichung zu denken unsre Gedanken nicht ausreichen wollen, oder er stellt einen Mittler des Gesetzes mit der Einheit Gottes in eine Collision, die durch Hunderte verschiedner Auslegungen nicht klar geworden ist.[c]

Die Briefe an die Gemeinde zu Korinth, der Erste aus Ephesus, der Zweite, dem Paulus selbst bald nachfolgen wollte, aus Macedonien, — ein anderer vor, vielleicht auch noch einer zwischen beiden verloren — enthalten mannichfache Ermahnungen über individuelle Zustände dieser von dem Apostel in der reichen, aller Lust der Welt hingegebenen Stadt zwischen beiden Meeren gegründeten Gemeinde von Juden- und Heidenchristen, über ihr Parteiwesen, ihr Rechtssuchen vor heidnischen Gerichten, über Ehelosigkeit und Opferfleisch, über die Lieblosigkeit ihrer Liebesmahle, Ausschweifungen ihres häuslichen Lebens und selbst ihres Gottesdienstes, gegen Zweifel an der Auferstehung, sammt einer leidenschaftlich aufgeregten Vertheidigung seines apostolischen Ansehns, eingerahmt in eine tiefe religiöse Anschauung unter dem Stamme des Kreuzes.

Der Brief an die Heiligen zu Rom, als dort nur kleine Haus-

---

a) Gal. 6, 11. Philem. 19. — 2 Thess. 3, 17. 1 Kor. 16, 21. Kol. 4, 18. b) Phil. 2, 3 ff. c) Gal. 3, 20.

versammlungen vornehmlich aus Judenchristen bestanden, durch den Verkehr der Provinzen mit der Welthauptstadt allmälig gebildet, ist während des nachfolgenden Aufenthaltes zu Korinth im Jahr 59 geschrieben als Ankündigung seiner Absicht ihnen demnächst persönlich das Evangelium zu verkünden, nach seiner Weise nicht auf fremdem Grunde zu bauen.[a]) Der Apostel hat früh seine Blicke nach Rom gewandt[b]) in der Ahnung, daß hier sich ein Hauptsitz des Christenthums begründe. Er entfaltet seine religiöse Weltanschauung von Adam bis Christus und weiter hinaus, die Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben allein. Da steht er vor dem Räthsel, daß die Heidenwelt hereindrängt in das Gottesreich, während schon damals entschieden war, daß sich das alte Volk der Verheißung davon abwendet, und in der Unergründlichkeit göttlicher Rathschlüsse findet er die milde Lösung, wenn erst die Fülle der Heiden eingegangen sei in das Reich, werde auch ganz Israel, bisher zurückgeblieben und verstockt, errettet werden. Luther nannte diese Epistel das rechte Hauptstück des N. Testaments und das allerlauterste Evangelium, welches wohl werth ist, daß ein Christenmensch täglich damit umgehe als mit einem täglichen Brote der Seele. So ist der Brief an die Römer, als diese ihn unter die Bank warfen, ein Brief an die Deutschen geworden.

Die Briefe an die Kolosser und an Philemon hat Paulus aus der Gefangenschaft geschrieben, man zweifelt, ob aus der zweijährigen in Cäsarea oder aus Rom; nach einigen Spuren aus der letztern. Er ist in Kolossä, einer damals herabgekommenen Stadt von Großphrygien, nicht von Angesicht bekannt, der Anlaß des Briefs war doch persönlich durch einen dort Heimischen, in der Gemeinde Angesehenen, ihm nah Verbundenen. Der Zweck zunächst eine Zurückweisung dortiger Irrlehrer, die durch besondre gesetzliche Entsagungen geheimnißvolle Kunde über weltherrschende Geister und Einfluß auf dieselben verhießen; ihnen hat der Apostel seinen Christus als den wahren Weltherrscher und die Sittlichkeit des einfachen Evangeliums entgegengestellt.

Der gleichzeitige Zettel an Philemon in Kolossä, Begleitschreiben für einen diesem entlaufnen Sklaven Onesimus, der sich an Paulus gewandt hatte, von diesem bekehrt und zur Rückkehr zu seinem Herrn

a) Röm. 15, 20. b) Röm. 1, 13. 15, 22 f. AGesch. 19, 21.

bewogen worden war, der fortan einen nutzbaren Knecht, aber auch einen Bruder an ihm haben soll, zeigt, wie das Christenthum auch das unrechtlichste Recht des Alterthums, statt es gewaltsam zu brechen, zu mildern und einer rechtlichen Lösung entgegenzuführen verstand.

Der Brief an die Gemeinde zu Philippi in Macedonien aus der spätern Zeit der römischen Gefangenschaft, veranlaßt durch den Dank für eine überbrachte Unterstützung, wie der Gefangene sie brauchte, der nicht mehr wie sonst durch seiner Hände Arbeit die Kosten seines Unterhalts in einer von Prätorianern bewachten Miethwohnung der Hauptstadt bestreiten mochte, spricht in der traulichsten Antheilnahme am Wachsthum in Christo der von ihm gegründeten Gemeinde und an ihrer Bewahrung vor Irrlehren, die Gefühle des Apostels aus, der ungewiß über den nächsten Ausgang, Befreiung oder Hinrichtung, beides gleich gern erwartet, da er nur lebt, auch in Banden noch großartig wirkend, für das Allgemeine, Ideale, das ihm als Christus erschienen ist.

Die Tübinger Schule hat die sämmtlichen Briefe aus der Gefangenschaft für unächt erklärt, eine Dichtung des 2. Jahrhunderts. Ihre gewichtigsten Gründe: weil erst da die Irrlehrer aufgestanden sind, gegen welche diese Briefe streiten, und weil die dadurch veranlaßte Erhebung Christi auf den Gipfel eines jenseitigen Geisterreichs nicht der apostolischen Zeit angehöre. Aber die frühen Spuren von Irrlehrern, welche gottartige und doch untergeordnete Geisterordnungen für die Schöpfer der sichtbaren Welt ansahn, zeigen sich an Simon Magus, dem in der Apostelgeschichte, und an Cerinth, von dessen feindseligem Zusammentreffen mit Johannes eine unverfängliche Überlieferung berichtet. In der geheimen Engellehre der Essener, diesem jüdischen Orden, dessen Glieder im Gefühle der Verwandtschaft zahlreich zum Christenthum übertraten, lag ein bereiter Anlaß vor zu Phantasien der Art. Eine Erhebung Christi auf den Weltschöpfer- und Weltrichterthron ist auch in anerkannt ächten Paulinischen Briefen angedeutet*) und der Offenbarung Johannis nicht fremd.

Für ein so privates, nicht unmittelbar religiöses Briefchen, wie das an Philemon, gibt es allerdings kein äußeres Zeugniß der Ächtheit als sein Einbegriffensein unter die älteste Aufzählung Paulinischer

---

*) 1 Kor. 8, 6.

Briefe: allein die Undenkbarkeit irgendeines Interesse der nächsten Generationen solch einen Brief zu erdichten, sein ganz individueller, überaus feiner und dem hohen Sinn des Paulus höchst angemeßner Inhalt spricht doch dafür, daß eine Kritik, die solches Zeugniß verwirft, sich das Verständniß einer bedeutsamen Vorzeit und das Leben mit ihr willkürlich verkümmere.

Nur der Brief an die Epheser, der durch denselben getreuen Tychikus zugleich mit dem an die Kolosser abgesandt sein will,[a]) und dessen etwas verblichnes Abbild ist, nur daß mehr vom Mittelpunkt einer heiligen, ursprünglich von Gott verordneten Genossenschaft aus die sittlichen Ermahnungen gestellt werden: er entbehrt so ganz jedes individuellen Zuspruchs an eine Gemeinde, in der Paulus jahrelang gelebt hat, und von deren Vorstehern nach anderweitiger unbefangner Mittheilung er mit solcher Innigkeit geschieden war,[b]) daß hierdurch der Verdacht einer Fälschung entsteht. In alten Handschriften ist statt der Zuschrift „an die Heiligen zu Ephesus" [c]) die Bezeichnung der Empfänger des Briefs ganz allgemein gehalten. Aber Briefe so insgemeinhin oder als cartes blanches, so daß Tychikus an die leere Stelle den Namen dieser oder jener Gemeinde, an die er ein Exemplar des Briefs abzugeben angemessen finde, einzutragen habe, pflegte Paulus nicht zu schreiben, und so allgemein ist auch dieser Brief nicht gehalten. An das Kolossä benachbarte Laodicea zu denken, könnte durch die Erwähnung eines Briefs dahin angezeigt scheinen,[d]) und in der Sammlung Marcions war der Brief an die Laodicener überschrieben: aber wenn auch der reichste Geist in Briefen desselben Tags an verschiedne Freunde ohngefähr dasselbe schreiben mag, so verordnet er doch nicht, wie hier geschehen wäre, daß sie die Briefe zum wechselseitigen Lesen mit einander austauschen, und warum hätte sich das Wort Laodicea in Ephesus verwandelt!

Gegen den ersten Brief an Timotheus hat zuerst Schleiermacher ernste Gründe vorgebracht, daß er nicht von Paulus geschrieben, sondern vornehmlich aus den beiden andern Hirtenbriefen zusammengelesen sei. Aber nicht ohne Grund hat die kirchliche Überlieferung alle drei Briefe an

---

a) Ephes. 6, 21. vrgl. Kol. 4, 7—9. b) AGesch. 20, 17 ff. c) Ephes. 1, 1. d) Kol. 4, 16.

die hochbetrauten Jünger, Timotheus und Titus, unter dem Namen der Pastoralbriefe zusammengefaßt. Sie sind alle drei in demselben eigenthümlichen Styl geschrieben, enthalten eine Anweisung zur Gemeindeverwaltung, indem sie ein der apostolischen Kirche sonst fremdes Gewicht auf eine ausgebildete Gemeindeverfassung legen, fehlen in der ältesten Sammlung Paulinischer Briefe, und bestreiten Irrlehrer, die doch mehr als die der andern Briefe einer spätern Zeit anzugehören scheinen. Doch sind diese Irrlehrer mit ihren Mythen und Stammbäumen von Geisterreichen nicht nothwendig die Gnostiker des 2. Jahrhunderts, auch sie können höhern Graden der Essener angehören, die um den Preis der Anerkennung Jesu als Messias das Christenthum in den stammverwandten Essenismus zurücknehmen wollten. Insbesondre aber setzen jene Briefe persönliche und räumliche Verhältnisse voraus, wie sie nirgends sich vorfinden in der uns bekannten Lebenszeit des Paulus. Daher um ihre Ächtheit zu retten, die Auskunft gefunden wurde, daß Paulus aus seiner römischen Gefangenschaft, also vor der allgemeinen Christenverfolgung in Rom [64] befreit, wieder in sein Missionswerk nach dem Orient zurückgekehrt, erst in einer zweiten Gefangenschaft [67] die Palme des Märtyrerthums empfangen habe. In dieser uns ganz unbekannten Zeit haben alle persönliche Beziehungen jener Briefe Raum. Aber solch einer zweiten römischen Gefangenschaft gedenkt der älteste Kirchenhistoriker Eusebius nur als einer Sage, sie scheint entstanden eben zum Besten dieser Briefe; und weil Paulus früher die Absicht ausgesprochen hatte nach Spanien zu gehn,*) hat man gemeint, er müsse auch dahin gegangen sein. Aber in Spanien hat sich nicht die fernste Erinnerung an ihn erhalten, vielmehr als den Spaniern die Lust kam, auch einen Apostel für sich zu haben als Begründer ihrer Kirche, haben sie sich dazu den Jakobus erdichtet. Hätte aber Paulus nach der römischen Gefangenschaft seine Freunde in Kleinasien wiedergesehn, wie seine letzten Briefe aus Rom es hofften, der Verfasser der Apostelgeschichte würde sicher die Todesahnung seines Abschieds von ihnen nicht mit solcher Absichtlichkeit herausgestellt haben. Sonach wird es bei der einen Gefangenschaft des Apostels bleiben, aus der nur der Tod ihn befreite. Die Tübinger Schule mag daher

*) Röm. 15, 28.

rechthaben, daß zu einer Zeit, die ohne den Begriff literarischen Eigenthums nur allzufrei dachte über die Erdichtung von Schriften unter dem Schilde eines berühmten Namens, der Schatten des großen Heidenapostels in diesen Briefen citirt worden sei gegen die neuen Gefahren der Kirche. Doch gehören die Pastoralbriefe, die bei allem Eifer für die gesellschaftliche Verfassung der Kirche den Bischof noch nicht kennen als über seine Mitpresbyter monarchisch erhoben, mindestens den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts, Denkmale des kirchlichen Lebens dieser Zeit und Nachklänge der Apostelzeit. Nur die Phantasie verliert ungern, was sie doch am ersten ersetzen kann, den besonders im zweiten Timotheus-Briefe bezeugten Anblick des sittlichen Helden, der den schönen Kampf gekämpft, den Lauf vollendet hat und den fortan der Kranz des Sieges erwartet.

Der Brief an die Hebräer hat sich dadurch im Kanon erhalten, daß er unter die Paulinischen Briefe gerathen war, doch grade deßhalb hat die Kirche auch lang über ihn geschwankt. Der Verfasser macht nicht den Anspruch sein Evangelium vom Herrn selbst zu haben wie Paulus,[a]) mit dessen Anschauung verwandt und mit Timotheus befreundet,[b]) ist doch seine gewähltere Sprache, seine Anführung alttestamentlicher Stellen nach der alexandrinischen Übersetzung, seine ganze Lehrweise eigenthümlich. Seine Auffassung des Glaubens als Fürwahrhalten des Unsichtbaren mit der Entwicklung in alttestamentlichen Beispielen kühnen Gottvertrauens[c]) wie weit liegt sie ab vom seligmachenden Glauben am Stamme des Kreuzes! Der unbekannte Verfasser kann Apollos sein, der dem Paulus so nah und mit seiner alexandrinischen Gelehrsamkeit zugleich fern stand. Die Adresse an christliche Hebräer bezeichnet Ebioniten, jedenfalls außerhalb Jerusalem, welche nach dem Ableben der Apostel und ersten Lehrer,[d]) vom drohenden Rückfall in's Judenthum durch die Nachweisung abgebracht werden sollen, daß aller Inhalt des Judenthums als eines bloßen Schattenrisses auf höhere Weise im Christenthum enthalten sei. Der Brief ohne eigentliche Brief-Art ist eine große Allegorie: Vor uns erhebt sich der alte Tempel Salomonis, noch unzerrissen deckt der Vorhang das heilige Geheimniß, dahinter die Bundeslade mit den Cherubim der

a) Hebr. 2, 3. b) Hebr. 13, 23. c) Hebr. 11. d) Hebr. 13, 7.

Thron des Unsichtbaren, die Himmelsbrote und der Stab Aarons, der einst grünte. Der Farren Blut strömt zur Entsühnung des Volks und der Hohepriester schreitet in das unnahbare Heiligthum. Umduftet von Weihrauch und Opfergeruch fühlen wir uns hinein in das Herz eines Israeliten, der die heilige Stadt seiner Väter noch gesehn hat in ihrer Herrlichkeit, der seine Jugenderinnerungen nicht vergessen kann, als er unter dem Schalle der Posaunen hinaufzog zur Versammlung seines Volks und zum Hause seines Gottes. Dennoch ist alles nur ein Geisterbild und zwar desjenigen Geistes Bild, der die Wirklichkeit des Bildes das Heiligthum auf Zion für immer zerstört hat.

§. 21. Apokalypse.

Den sichern Paulinischen Briefen steht der Zeit nach am nächsten ein gleich sichres Denkmal dessen, was das Herz der apostolischen Kirche bewegt hat, die Offenbarung Johannis, die Apokalypse d. h. die Offenbarung des Herrn, zur Enthüllung dessen was in Bälde geschehn werde. Ihre Zeit ist dadurch bestimmt, daß sie nach dem Blutbade, durch welches Nero die ihm schuldgegebene wahnsinnige Verbrennung eines Theils von Rom an den Christen rächte, gedichtet ist, und vor der Zerstörung Jerusalems. Denn der Seher erwartet, daß unter den heranziehenden Strafgerichten Jerusalem 42 Monate lang von den Heiden zertreten werde, auch der Vorhof des Tempels, der Tempel nicht, daß der zehnte Theil der Stadt durch ein Erdbeben zerstört werde, 7000 Menschen getödtet, die Übrigen sich aber bekehren und Gott die Ehre geben.[a]) Hierzu stimmt auch das Thier, auf dem die Buhlerin sitzt trunken vom Blute der Märtyrer mit dem Taumelkelch der Verführung, die Stadt der 7 Hügel, das Thier mit 7 Häuptern, die als Könige gedeutet werden, 5 sind gefallen, [Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero] der Eine ist, der Andre ist noch nicht gekommen, und wenn er gekommen, darf er nur eine kleine Weile bleiben, das Thier das war und nicht ist, ist selbst der achte und ist einer von den 7, zum Tode wund, aber die Todeswunde geheilt.[b]) Das ist Nero, der mit dem Seufzer, welcher Künstler mit ihm untergehe! sich die Kehle abgeschnitten hat, aber nach dem römischen Volksglauben nicht

---

a) Offenb. 11, 1 f. 13. b) Offenb. 13, 1—3. 17, 9—11.

todt aus dem Morgenlande wiederkommen soll. In der christlichen Erinnerung hat sich das Phantasiebild eines Antichristus, als persönliche Zusammenfassung aller dem Christenthum feindseligen Mächte an ihn geheftet, er ist der fünfte und wiederkommend der achte König, zwischen ihm Galba und einer der Gegenkaiser während des Interregnums, der wiederkehrende Nero, wie er vordem Rom verbrannt hat, nun in wahnsinniger Rache das römische Reich zerstörend, das dämonische Gegenbild des wiederkehrenden Christus; die geheimnißvolle Zahl 666 nichts anders als der Zahlenwerth mit griechischen Lettern von Neron Kaisar.[a]) Die Apokalypse ist also geschrieben zwischen dem Jahre 68 und 69, als nach dem siegreichen Kampf in Galiläa die römischen Legionen schon gegen Jerusalem heranzogen. Mit dieser festen Zeitbestimmung und mit dieser Lösung des Buchstabenräthsels schwinden alle die phantastischen Auslegungen, die fast in allen Jahrhunderten die nahe Erfüllung ihrer frommen oder rachsüchtigen Wünsche diesem prophetischen Buche vertraut haben. Auf dem Grunde der Erwartung, die damals zum Christenglauben gehörte, daß Christus mit einem himmlischen Heere wiederkehren werde alle seine Feinde niederzuwerfen und sein irdisch himmlisches Reich zu gründen, ist's eine prophetische Dichtung wie das Buch Daniel, in ähnlich schwerer Zeit zum Troste der Christen, in Visionen die nahe Zukunft und Vollendung der Kirche darstellend, zukunftdurstig und ahnungsvoll über die welthistorische Macht des Christenthums, doch über die Art, Berechnung und Nähe dieser Erfüllung, die auch einem Worte des Herrn widerspricht[b]) und sich zuletzt in den Seufzer auflöst: „ja komme Herr!"[c]) in dem gemeinsamen Irrthum befangen. Die Bilder der Visionen sind gutentheils aus den Propheten, vornehmlich den Spätern, entlehnt, mit Vorliebe für das Schreckliche, großartig, wie sie noch unlängst sich unserm alten Meister Cornelius zu den erhabenen Reitern der Apokalypse gestaltet haben, doch meist unförmlich, die Visionen in künstlich symmetrischer, doch nicht stetig fortschreitender Entwicklung, mancher hohe Kernspruch dazwischen. Der Verfasser gibt sich als Johannes der Knecht Jesu Christi, der auf der einsamen Felseninsel Patmos am

---

a) Offenb. 13, 18. b) Mk. 13, 32. AGesch. 1, 7. — Luk. 17, 20 f. c) Offenb. 22, 20.

Tage des Herrn diese Gesichte im Geiste geschaut hat. Dieses selbst kann der Dichtung angehören. Die Kirche hat früh den Apostel Johannes für den Verfasser gehalten. Erst mit der Verzögerung des tausendjährigen Reichs und mit der geistigen Erhebung über dasselbe begann der Zweifel, der einen Presbyter Johannes, auch einen Schüler des Herrn, der neben dem Apostel in Ephesus gelebt hat, für den Verfasser hielt, ja selbst ein Ketzerhaupt Cerinth; auch Luther hat in mißmuthiger Stunde dafür gehalten, daß dieses Buch weder apostolisch noch prophetisch sei, da er nichts vom H. Geiste darin spüre.

§. 22. Synoptische Evangelien und Apostelgeschichte.

Die drei ersten Evangelisten gewähren durch ein gemeinsames Gepräge eine Zusammenschauung des Lebens Jesu, daher Synoptiker genannt. Sie heben sein öffentliches Leben an mit der Taufe durch Johannes und der Versuchung in der Wüste. Dann folgt sein ganzes messianisches Walten als Volkslehrer und Wunderthäter in Galiläa, meist am See Gennesaret, in einem unbestimmten Nacheinander. Erst um zu sterben bricht er auf um die Zeit des Passah nach Jerusalem, vertreibt dort die Händler aus dem Tempel und hat nach dem Essen des Passahlammes das h. Abendmahl eingesetzt. Den gemeinsamen Schluß bilden verschiedne Erscheinungen des Auferstandenen. Die Überschrift Evangelium nach Matthäus und sofort kann auch irgendeine entferntere Beziehung anzeigen, bezeichnet jedoch im Sinne der kirchlichen Überlieferung die Genannten als Verfasser. Die Verschiedenheit der Synoptiker ist vor Alters durch den einem jeden beigegebenen Genossen bezeichnet worden, dem Matthäus ein Mensch, den die bildende Kunst in einen Engel umbilden mußte, dem Markus ein Löwe, dem Lukas ein Stier. Wurde dem vierten Evangelisten ein Adler zugesellt, so war die Beziehung klar und wahr, um das Himmelstrebende, grad in die Sonne der Gottheit Schauende seines Aufschwungs zu bezeichnen, er selbst ist der Adler; es würde seltsam klingen, wollte man dasselbe von dem Sinnbilde des Lukas sagen. Für Matthäus soll angezeigt sein, daß er vornehmlich die menschliche Natur und Markus das königliche Amt Jesu dargestellt habe, das Opferthier des Lukas den Erlöser. Aber es sind nur die 4 Häupter der Cherubim,

die den Wagenthron Jehovahs tragen nach dem Gesicht Ezechiels, unter die 4 Evangelisten vertheilt worden.

Matthäus hat zugleich mit Lukas ein Kindheitsevangelium, doch ist beiden nur gemein der Grundzug: Geburt Jesu von der Jungfrau durch den H. Geist in Bethlehem; alles andre daran verschieden, zum Theil einander ausschließend. Nach Matthäus erscheint Bethlehem als Wohnort von Maria und Joseph, erst eine göttliche Weisung führt sie nachmals nach Nazaret:[a]) nach Lukas ist Nazaret ihr Wohnort, erst eine aus diesen Jahren sonst unbekannte Schatzung führt sie nach Bethlehem.[b]) Die Magier nach Matthäus trafen entweder die heilige Familie nicht mehr in Bethlehem, wenn das Kind nach Lukas schon in den Tempel gebracht worden war, und hätten dann auch Jerusalem nicht so verwundert gefunden über den neugebornen König, wenn bereits Simeon im Tempel ihn erkannt hatte und Hanna von ihm geredet zu allen, die in Jerusalem auf die Erlösung harrten,[c]) oder sie hätten bei der nachfolgenden Darstellung im Tempel das Kind in die mörderischen Hände des Herodes geliefert.[d]) Auch die Protestation beider Stammbäume Jesu wider einander ist nur durch künstliche Ausflüchte zu umgehn, und diese Stammbäume des Joseph selbst sind bedeutungslos für das Kind der Mutter.

Im Matthäus-Evangelium ist das Leben Jesu erzählt als eine erfüllte Weißagung, im Großen und auch im Kleinen, die Juden zu überführen, daß der Gekreuzigte dennoch der Messias sei. Dieses Evangelium liebt die Verdoppelung: 2 Beseßne in der Wüste Gadara,[e]) 2 Blinde in Jericho,[f]) 2 Thiere auf denen zugleich unser Herr in Jerusalem eingezogen sei,[g]) 2 wunderbare Volksspeisungen, diese wenigstens in Gemeinschaft mit Markus. Matthäus hat die reichste Sammlung von Reden Jesu, diese und andres auch außerhalb des ursprünglichen Zusammenhangs in Gruppen zusammengefaßt. So die Bergpredigt, scheinbar ein Ganzes um ein großartiges Bild des Volks- und Weltlehrers aufzustellen, auch wohl an eine bestimmte Volksrede angeschlossen, jeder Spruch darin ein Granitblock, dem der Name Jesus

---

a) Mt. 2, 1. 22 f. b) Lk. 1, 26. 2, 1—5. 39. c) Lk. 2, 22—38. d) Nach Mt. 2, 16 ff. und gegen 2, 13. e) Mt. 8, 28. vrgl. Mk. 5, 2. Lk. 8, 27. f) Mt. 20, 30. vrgl. Mk. 10, 46. Lk. 18, 35. g) Mt. 21, 7. vrgl. Mk. 11, 7. Lk. 19, 35. Joh. 12, 14.

Christus aufgeprägt ist: aber in solcher Zusammenstellung, da eins das andre zerstreuen und in Vergessenheit bringen müßte, wie die Äste zu nahe stehender großer Bäume einander zerschlagen, wird nie ein begabter Redner zum Volke sprechen, noch mit Parabeln, deren jede eine sinnige Betrachtung fordert, ungeübte Zuhörer überschütten.

Das Markus-Evangelium ist jüdischer Sitte kundig und manches daran erklärend für Ausländer geschrieben, karg mit eignen Reden Jesu, auch über seine Wunderthaten kurzgefaßt hinsichtlich dessen, was es mit den andern Synoptikern gemeinsam hat, eigenthümlich nur zwei Wunderheilungen, und diese in besonderer Art erzählt wie geheimnißvolle Curen;[a]) dabei etwas Stürmisches, Unheimliches in dem Gebahren Jesu, und mancher kleine anschauliche Zug aus dem Leben, der doch auch mit etwas lebendiger Phantasie hinzugethan sein könnte.

Der dritte Synoptiker hebt sein Evangelium an mit einem persönlichen Vorworte,[b]) wie ein Geschichtschreiber, der Bericht gibt über seine Vorgänger und seine Quellen, so daß, nachdem er diesen Ereignissen von ihrem Anfang an sorgfältig gefolgt sei, er einem angesehenen Freunde Theophilus sichere Kunde über dieselben geben will, welche Zueignung auch nach literarischer Sitte des Alterthums doch keineswegs die Absicht der Veröffentlichung ausschließt. Er verheißt auch eine Erzählung in zusammenhängender Folge, und hat wirklich manches, was der Erste in seine Sammelplätze eingereiht hat, an besonderer schicklicher Stelle untergebracht. So hat Matthäus gegen das Gebetsplärren der Heiden das Vaterunser als eine Formel, wie die Christen beten sollen, inmitten der Bergpredigt,[c]) da man es doch eher als ein wirkliches Gebet am Schluß einer Volksrede erwarten sollte, und die gebotene Formel vielmehr eine Verführung werden konnte, auch geworden ist zu neuem Gebetsplärren. Nach dem Lukas-Evangelium hat an ganz anderer Stelle der Herr seinen Jüngern, da sie baten, er möge sie beten lehren wie der Täufer seinen Jüngern das gelehrt habe, dieses sinnvolle, alle nicht bloß individuelle Wünsche eines frommen Herzens umfassende Gebet gelehrt.[d]) Dennoch in der Zeitfolge der Begebenheiten hat dieses Evangelium den andern nichts voraus,

a) Mk. 7, 32—37. 8, 22—26. b) Lk. 1, 1—4. c) Mt. 6, 7—13. d) Lk. 11, 1—4.

und seine kleinen Abweichungen sind nicht durchaus glücklich. Es hebt das Lehramt Jesu an mit dem in der Synagoge seiner Vaterstadt entstehenden Mißverhältniß, allerdings ein feierlicher Anfang mit der erfüllten Weißagung des königlichen Propheten und zugleich ein Vorbild seines kommenden Geschicks im Vaterlande. Allein in der Erzählung selbst tritt es hervor, daß mindestens ein bedeutungsvolles Auftreten in Kapernaum dem vorausging,[a]) daß daher die andern Synoptiker das Zerfallen mit Nazaret nicht ohne Grund, wenn auch farbloser beschrieben, später angesetzt haben.[b])

Dieser Dritte hat nicht die ganze Redeweisheit des ersten Evangelisten in sich aufgenommen, doch hat er einen noch reichern Geschichtsinhalt, insbesondre einen langen Abschnitt, der in den Rahmen des Zugs nach Jerusalem gar Mannichfaches einfaßt,[c]) nicht ohne Unklarheit über Raum- und Zeitfolge: da finden wir den Herrn in Samarien,[d]) dann wohl dem Evangelisten unbewußt in Bethanien schon nahe den Thoren von Jerusalem,[e]) dann wieder in Galiläa im Begriff es zu verlassen,[f]) nachmals wiederum mitten durch Samarien und Galiläa ziehend,[g]) bis er endlich in Jericho auf dem Wege nach Bethanien[h]) mit den andern Evangelisten zusammentrifft.

In den Synoptikern ist uns das Räthsel vorgelegt, wie ihr Zusammentreffen bis auf Worte, auch zufällige, nur schriftstellerische Worte in den Übergängen der Erzählungen, und ihr Auseinandergehn bis auf Thatsachen zu erklären sei, ein Verhältniß, das seines Gleichen nicht hat in der Literatur. Unsre Vorfahren konnten sich dahin beruhigen, daß dem H. Geiste eben gefallen habe die Evangelien so zu schreiben, damit durch ihr Zusammenstimmen und durch ihr Auseinandergehn bis zu scheinbaren Dissonanzen dieser wunderbare Accord und dreistimmige Lobgesang des Erlösers herauskomme. Als einer vielleicht weniger frommen, doch gewissenhafteren Bibelforschung unwiderleglich ein wenn auch göttlich Gegebenes, doch menschlich Gewordenes entgegentrat, und nicht bloß scheinbare Dissonanzen, sondern Verschiedenheiten und Gegensätze, mußte man den geschichtlichen Bedingungen dieses Gewordenseins nachforschen.

a) Lk. 4, 23. vrgl. Mk. 1, 21—28. b) Mk. 6, 1—6. Mt. 13, 54—58. c) Lk. 9, 51—18, 31. d) Lk. 9, 52. e) Lk. 10, 38—42. vrgl. Joh. 11, 1 ff. f) Lk. 13, 31—33. g) Lk. 17, 11. h) Lk. 19, 1. 29.

Am nächsten lag der Gedanke einer schriftstellerischen Abhängigkeit der spätern Synoptiker von den früheren. Aber wie man dieses Verhältniß auch gedacht hat, da Lukas nach seinem Bekenntniß eigner Abhängigkeit wie nach seinem volleren Inhalte nicht vorangestellt werden konnte, also entweder das erste Evangelium als tonangebend voran und durch dieses unter Vermittlung des Zweiten das Dritte bedingt, oder das Zweite vom Ersten und Dritten abhängig als ein Auszug aus Beiden, oder vielmehr das Zweite das Urevangelium, an das sich die beiden Andern angeschlossen haben: immer blieb so Manches unerklärt, was der eine Evangelist vom andern nicht aufgenommen oder anders aufgenommen hätte. Aber diese ganze Vorstellungsweise scheitert an dem Prolog des Lukas, er schreibt nicht: ich habe den Matthäus oder Markus, dieses oder jenes Evangelium vor mir gehabt, sondern: *) „Sintemal Viele unternommen haben eine Erzählung zusammenzustellen von den unter uns vorgegangenen Geschichten, wie uns diejenigen überliefert haben, welche von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind, so gefiel es auch mir, nachdem ich alles von Anbeginn genau verfolgt habe, es dir der Reihe nach aufzuschreiben.“ Diesen Vielen stellt er sich an die Seite, sie und die mündlichen Überlieferungen der Augenzeugen sind seine Quellen. Wodurch also wäre geschehn, daß eben nur jene drei einander benutzt und ausgeschrieben hätten? Die Vielen, von denen im 2. und 3. Jahrhundert Einzelne noch genannt und gebraucht wurden, sind untergegangen bis auf vereinzelte Bruchstücke, verklingende Stimmen. Die Untersuchung ist daher auf den Ursprung jedes Einzelnen unsrer Drei verwiesen.

Eusebius hat in der Kirchengeschichte eine Nachricht über ein Matthäus- und Markus-Evangelium bewahrt aus der Schrift des Papias, dieses Mannes alter Zeit. Zwar nennt der gelehrte Eusebius ihn beschränkten Geistes, aber nur weil er den Glauben an ein tausendjähriges Reich in seiner vollen Sinnlichkeit vertritt. Die Kirche im 4. Jahrhunderte hatte vergessen, daß dieser Glaube einst allgemeiner Kirchenglaube war; man könnte mit demselben Rechte Luther wegen seines Glaubens an Teufelsanfechtungen für beschränkten Geistes achten. Jedenfalls ist es das älteste Zeugniß, das mit seinem Dufte apostolischer

*) Lk. 1, 1.

Zeit genaue Erwägung fordert, des Inhalts: „Matthäus hat in hebräischer Sprache die heilige Geschichte aufgezeichnet, die jeder übersetzt hat wie er's vermochte."

Da, was ich als heilige Geschichte gedeutet habe, im Griechischen auch heilige Aussprüche bedeuten kann,[a]) sah Schleiermacher in dem Werke des Matthäus nur eine Sammlung der Reden des Herrn, zu denen jeder die Thatsachen hinzugefügt habe so gut er konnte. Allein in dem Berichte eines griechischen Autors stellt der Gegensatz des Hebräischen außer Zweifel, daß hier von Übersetzungen in's Griechische die Rede sei, und die gleiche Bezeichnung der eignen Schrift des Papias, die nach den bekannten Fragmenten derselben nichts weniger als bloß Reden des Herrn enthält, läßt auch bei Matthäus nicht wohl an bloße Reden denken, wenn auch vielleicht grade in Bezug auf seinen reichen Schatz solcher Reden der betreffende Ausdruck gewählt ist.

Aber unser Matthäus-Evangelium lautet nicht wie eine Übersetzung, es ist mindestens eine ganz freie griechische Bearbeitung nicht ohne griechische Wortspiele, dazu die Anführungen des A. Testaments größern Theils aus der Alexandrinischen Übersetzung. Doch bewährt es auch nicht die Eigenthümlichkeit und Anschaulichkeit eines Augenzeugen. Daß zweimal die wunderbare Volksspeisung erfolgt sei,[b]) die Möglichkeit muß man zugeben, wenigstens wenn man absieht von dem mißlichen Erfolge nach der Johanneischen Überlieferung:[c]) aber dann konnte nicht von Seiten der Apostel, die das ungeheure Wunder erlebt hatten, dieselbe Litanei anheben:[d]) woher sollen wir in der Wüste so viel Brote nehmen, so viel Volk zu sättigen! Ein Augenzeuge hätte nicht unsern Herrn in Jerusalem einziehn lassen auf zwei Thieren zugleich wie ein Bereiter; das konnte nur dem Fernstehenden geschehn durch das Mißverständniß einer Weißagung, die er in diesem Einzug erfüllt sah.[e]) Auch die Versiegelung des Grabes als in Folge von Auferstehungsgerüchten und die Bestechung der römischen Wache konnte nicht wohl von einem gegenwärtigen Apostel erzählt werden. Der scheinbar theilnahmlose Bericht von der Werbung des Zöllner Matthäus mag

---

a) Logia: oracula und im spätern Griechisch res gestae. b) Mt. 14, 13—21. 15, 32—39. c) Joh. 6, 15 u. 26. d) Mt. 15, 33. e) Mt. 21, 4—7. Nach Sachar. 9, 9.

das bescheidene Zurücktreten jeder andern Persönlichkeit vor dem einen Herrn sein,[a]) aber wenn beide andre Synoptiker in derselben charakteristischen Weise die Erwählung des Zöllner Levi erzählen, so scheinen sie wenigstens nichts davon zu wissen, daß dieser Levi=Matthäus ein Evangelium geschrieben habe.[b])

Ist die neuere Schriftforschung fast einmüthig in dem Urtheil, daß unser erstes Evangelium nicht unmittelbar von der Hand eines Apostels komme, so hat die Glaubensfreudigkeit an den Evangelien doch nicht Ursache sich vor solchem Resultat zu entsetzen. Dieses Evangelium macht gar keinen Anspruch darauf von einem Augenzeugen geschrieben zu sein, es tritt nur zurück in den Kreis der andern Synoptiker, und dieses Zurücktreten könnte dem vierten Evangelisten zu Gute kommen, zwei Apostel bei so manchem Widerspruch ihrer Berichte würden sich gegenseitig widerlegen.

Man hat neuerdings gemeint die Spuren einer frühen Überarbeitung des Matthäus=Evangeliums nachweisen zu können je nach seiner Theilnahme an dem Zwiespalte, der durch die apostolische Kirche ging. Es enthält Sprüche im Sinne des Judenchristenthums. Christus sendet die Jünger aus mit dem Gebot: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlornen Schafen Israel!“[c]) Er bekennt von sich selbst: „Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlornen Schafen Israel.“[d]) Und noch ernster, feierlicher: „Meinet nicht, daß ich gekommen sei das Gesetz zu lösen oder die Propheten: ich bin nicht gekommen zu lösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich ich sage euch. bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht ein Jota noch ein Pünktchen vom Gesetz vergehn, bis das alles geschehe.“[e])

Aber dasselbe Evangelium hat auch Sprüche, die sich hoch über die Schranken des Judenthums erheben. Es berichtet, wie Christus in Verwunderung über das demüthige Vertraun des römischen Hauptmanns ausruft:[f]) „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Ich sage euch, Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham im Himmelreich sitzen, aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen werden in die äußerste Finsterniß.“ Er

a) Mt. 9, 9—13. b) Mk. 2, 13—17. Lk. 5, 27—32. c) Mt. 10, 5 f. d) Mt. 15, 24. e) Mt. 5, 17 f. f) Mt. 8, 10 f.

schleudert den Juden in Jerusalem die Weißagung entgegen: [a]) „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das seine Früchte bringt." Und so gebietet der scheidende Erlöser: [b]) „Gehet hin und lehret alle Völker!"

Dieses Freie, Paulinische ist also für die Zuthat und das Anzeichen eines Überarbeiters angesehn worden. Aber wer mit so bewußtloser Absicht ein Juden-Evangelium überarbeitet hätte, würde auch die andern Stellen ebionitischen Klanges nicht unverletzt gelassen haben, er hätte etwa wie Marcion dem schroffsten Spruche die Wendung gegeben: „Ehe wird Himmel und Erde vergehn, als ein Jota meiner Worte." Daher doch auch Raum bleibt für das Andre, daß ein einfacher Mann die Worte des Herrn aufgezeichnet hat, wie er sie vorfand in der Überlieferung, die allerdings in der Bewahrung solcher Worte von dem großen Zwiespalte nicht unberührt bleiben mochte. Auch ließen die freien Sprüche wennschon nur für ein jüdisch phantastisches Denken noch immer die Möglichkeit zu, daß die Heidenvölker Christen werden sollten, indem sie das mosaische Gesetz annähmen und so mit den Erzvätern an der Tafel des Himmelreichs sitzen würden. Oder der Verfasser des Evangeliums war ein Judenchrist, aber in der mildern Weise wie die Säulenapostel einst gegenüber dem Paulus, so kann er an die Unverbrüchlichkeit des Gesetzes für das Geschlecht Abrahams glauben, über dessen Abwendung von Christus sich kränken, und doch die Fülle der Heiden hereinziehn sehn in das Gottesreich.

In der wirklichen Geschichte aber, auch wenn zu gewagt scheint, eine fortschreitende Entwicklung im eignen Bewußtsein Jesu anzunehmen, so daß erst die beginnende Verwerfung durch sein Volk die ganze Welt vor ihm aufthat als seine göttliche Bestimmung, mochte die Wahrheit jener widerstrebenden Aussprüche theils in der Unterscheidung liegen zwischen der ersten Aussendung der Apostel wie auf Probe und ihrer letzten welthistorischen Mission, theils zur Verwahrung gegen ein unvorbereitetes revolutionäres Umstürzen in der tiefern Bedeutung des Erfüllens, nach der auch Paulus von sich sagen konnte: [c]) „heben wir also das Gesetz auf durch den Glauben? das sei ferne! sondern wir stellen das Gesetz fest!" wiefern das Mosaische Gesetz erst dadurch seine

---

a) Mt. 21, 43. b) Mt. 28, 19. c) Röm. 3, 31.

göttliche Bestimmung erfüllte, daß es zum Christenthum hinführend in demselben unterging, wobei dann freilich das ewige Bestehn des Jotas als eine volksthümliche Paradoxie erscheint. Der Evangelist selbst läßt unmittelbar auf dieselbe in der Bergpredigt jene Antithesen folgen, in denen Christus gegenüber dem, was zu den Alten gesagt ist, d. h. gegen die gesetzlichen Satzungen, die Moral des Gottesreichs in ihrer Reinheit und Innerlichkeit verkündet.[a])

Die Geburtszeit dieses Evangeliums ist nur annähernd zu bestimmen. Eine Zeitferne von den erzählten Ereignissen ist durch die zweifache Erwähnung angezeigt, daß ein damals entstandener Name des Blutackers sowie das Gerücht vom gestohlnen Leichnam sich erhalten habe „bis auf den heutigen Tag."[b]) Es geschieht unwillkürlich, daß der Bericht von einer Weißagung, nachdem sie wesentlich sich schon erfüllt hat, eine bestimmtere Färbung von dieser Erfüllung annimt. Durch sämmtliche Synoptiker geht eine Weißagung des scheidenden Christus von einer Zerstörung der heiligen Stadt und des Tempels,[c]) also daß kein Stein auf dem andern bleiben werde. Zwar ist auch das nicht buchstäblich erfüllt, Jerusalem ist nie gänzlich zerstört worden und die Substructionen des Tempels stehen noch heut, doch entspricht es dem volksthümlichen Eindrucke jener entsetzlichen Zerstörung. Man darf aber zweifeln an der vollen Ursprünglichkeit dieser ganzen Überlieferung, da die Offenbarung Johannis, dieser treue Ausdruck apostolischen Volksglaubens, als das Ereigniß schon drohend heranzog, dasselbe nicht erwartet, vielmehr den Tempel und die heilige Stadt in allen Drangsalen gesichert glaubt. Düstre Verkündigung über das Geschick des Volks, das sich anschickte seinen Messias zu ermorden, mag einerseits, das mißverstandene Symbol des zu zerstörenden und durch Christus wieder aufzubauenden Tempels andrerseits die Grundlage dieser Weißagung sein, die sich nach den Schreckensbildern der einstmaligen wie der nun graunvoll selbsterlebten Zerstörung von Jerusalem gestaltete. Unsre synoptischen Evangelien sind daher sämmtlich nicht vor dem Jahre 70 verfaßt.

Es ist ferner ein Naturgesetz der religiösen Überlieferung, eine

---

a) Mt. 5, 21 ff. b) Mt. 27, 8. 28, 15. c) Mt. 24. 25. Mk. 13, 1—37. Lk. 21, 5—36.

bereits als irrig erkennbare Weißagung weder zur Erbauung aufzuzeichnen, noch unbewußt zu erdichten. Im Matthäus-Evangelium ist das Ende des dermaligen Weltzustandes und das Kommen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels mit der Zerstörung Jerusalems unmittelbar verbunden.[a]) „Alsbald nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden und der Mond seinen Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen. Alsdann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, alle Geschlechter der Erde werden wehklagen und den Menschensohn kommen sehn auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit.“ Die Bedingung, daß vor dem Ende allen Völkern des Erdkreises das Evangelium verkündet werde,[b]) mußte dann wohl dem beschränkten Judenblick als leicht und nah bevorstehend erscheinen, um arglos auch eine frühere Zeitbestimmung zu berichten: [c]) „Wahrlich ich sage euch, unter denen die hier stehn, sind etliche, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie den Menschensohn kommen sehn zu seinem Reiche.“ Die damalige Generation und manche nach ihr ist dahingestorben, achtzehn Jahrhunderte sind vorübergegangen, jenes Alsbald hat sich noch nicht erfüllt. Dieses Alsbald ist der urkundliche Beweis, daß unser Matthäus-Evangelium noch unter den Drangsalen des jüdischen Kriegs geschrieben ist, wohl kaum so viele Mondenwechsel nach der Zerstörung Jerusalems als die Offenbarung Johannis vor derselben.

Über ein zweites Evangelium hat Papias einerseits eine hohe Beglaubigung ausgesprochen: Markus habe die Erzählungen des Petrus als dessen Dolmetsch aufgezeichnet. Andrerseits meint er etwas an der Form entschuldigen zu müssen: derselbe habe Reden und Thaten Jesu niedergeschrieben, doch nicht nach der Ordnung, oder nicht im vollen Zusammenhange. Aber im Matthäus-Evangelium herrscht keine genauere Zeitordnung, kein strengerer Zusammenhang. Wie kommt's, daß Papias nichts der Art an diesem Evangelium zu entschuldigen fand? Lukas hat im Prolog angekündigt, er werde alles in guter Ordnung beschreiben. Daher wohl anzunehmen ist, daß sein Evangelium nach damaliger Ansicht hinreichend in Ordnung zu sein schien. Mit der Anordnung in unserm zweiten Evangelium ist es nicht schlechter bestellt.

---

a) Mt. 24, 29 f. b) Mt. 24, 14. vrgl. 28, 19. c) Mt. 16, 28.

Weiter entschuldigt Papias: Markus habe niedergezeichnet, was Petrus für die Bedürfnisse seiner Zuhörer von den Geschichten des Herrn verkündete. Hiernach sollte man erwarten theils ganz ungeordnete Fragmente etwa wie Las Casas die Geschichte des auf St. Helena angeschmiedeten Prometheus niedergezeichnet hat aus dessen gelegentlichen Mittheilungen, theils ein Vorherrschen des Erbaulichen.

Nichts der Art zeigt unser zweites Evangelium. Grade das Erbaulichste in der evangelischen Geschichte die Reden Jesu sind meist ausgelassen. Wenn ein Mann aus apostolischer Zeit sich über dieses Evangelium aussprach, sollten wohl diese Verkürzungen ihm zunächst aufgefallen sein, statt dessen bemerkt unser Urkundszeuge ausdrücklich: Markus habe die Thaten und Reden Jesu treu aufgezeichnet.

Hiermit mußte der Zweifel erwachen, ob Papias unser zweites Evangelium vor Augen hatte? ob nicht ein ähnliches Verhältniß wie zwischen unserm und einem ursprünglichen Matthäus-Evangelium stattfindet, und da hier von der Übertragung aus einer Sprache in die andre nicht die Rede ist, ob nicht jenes ursprüngliche Evangelium aus den Mittheilungen des Petrus verloren gegangen sei, und nur etwa aus demselben ein wohlgeordneter, jenes frühe Vergessen selbst mit herbeiführender Auszug sich erhielt, dem der Name des Markus blieb, der als Evangelist wie als ein junger Genosse des Paulus unter wechselnden Stimmungen und als befreundet mit Petrus in den Erinnerungen der Kirche stand.

Dennoch und wohl ebendeßhalb trägt dieses Evangelium unter allen am meisten einen alterthümlichen Charakter. Es beginnt nicht mit einem Kindheitsevangelium und hat in den ältern Handschriften das Zeugniß der Auferstehung zum Erschrecken kurz abgebrochen.[a]) Es hat die Aufrichtigkeit zu bemerken, als nach der ersten stürmischen Dämonenaustreibung in Kapernaum alle Kranke zu Jesu gebracht wurden, daß er viele heilte und viele Dämonen austrieb,[b]) daß er aber in Nazaret seine Wunderkraft nicht erweisen konnte, außer daß er wenige Kranke durch Handauflegen heilte.[c]) Es hat die Unbefangenheit auf ein Irrewerden selbst der Mutter an ihrem hohen Sohn hinzudeuten,

---

a) Also ohne unsre Schlußverse 16, 10—20. b) Mk. 1, 32—34. vrgl. Mt. 8, 16. c) Mk. 6, 5.

das der nachmaligen Ehrfurcht für beide bedenklich erscheinen mußte, und ohne welches doch der nachfolgende geistvolle Ausspruch Jesu der Pietät ermangeln würde.[a])

Insbesondre ist die Kürze und Anordnung dieses Evangeliums der Art, daß eine Schrift, welche beiden andern Synoptikern zu Grunde läge, am ersten in dieser Art gedacht werden könnte. Dennoch ist es nicht ein ursprüngliches und uraltes Evangelium, das unberührt auf uns gekommen, vielmehr in der vorliegenden Gestalt ist es jünger als unser Matthäus, denn mit Verlöschung des verhängnißvollen Alsbald verkündet es die Katastrophe nur mit einem ganz unbestimmten nach der Zerstörung von Jerusalem, nebst der vorsichtigen Bemerkung, daß noch nicht das Ende vor der Thür sei, sondern vorher allen Völkern das Evangelium verkündet werden müsse[b]) und schließlich Tag und Stunde niemand wisse, Christus selbst nicht.[c]) Auch der andre Ausspruch von denen, die den Tod nicht schmecken werden, ist mit voller Absichtlichkeit abgeschwächt zu dem Allgemeinen, Unverfänglichen:[d]) „bis sie werden sehn das Reich Gottes kommend in Kraft;" also das nahe persönliche Wiederkommen des Herrn umgewandelt in das ideale, in die mächtige Verbreitung des Evangeliums, dieses aber doch so nahe, daß die große Umwandlung immer noch der gegenwärtigen Generation verheißen wird.[e]) Die Streitfrage der apostolischen Kirche ist in diesem Evangelium der Thatsachen umgangen. Wenn nach Matthäus der Herr zum Gebet auffordert, daß die plötzliche Flucht aus der Kriegsnoth nicht geschehen müsse im Winter oder am Sabbath, so ist schwer zu sagen, ob es vorsichtig oder zufällig geschehn sei, daß unser Markus den Sabbath, als die Flucht verhindernd, ausgelassen hat.[f])

Das dritte Evangelium hat kein bestimmtes Zeugniß für sich, aber der Inhalt verweist ohne Gefährde auf einen Verfasser aus der zweiten Generation apostolischer Zeit. Er beruft sich im Prolog auf die, welche vom Anfang an Augenzeugen gewesen sind. Man hat gesagt: nur auf das, was Andre aus ihren Mittheilungen niedergezeichnet haben. Aber indem er diesen Andern sich mindestens gleichstellt, gibt er sich als einen ihres Gleichen, der gleichfalls noch Augenzeugen

---

a) Mk. 3, 21—35. vrgl. Mt. 12, 46—50. b) Mk. 13, 7. 10. c) Mk. 13, 32. d) Mk. 9, 1. e) Mk. 13, 29 f. f) Mk. 13, 17 f. vrgl. Mt. 24, 20.

befragen konnte. Wenn die Überlieferung ihn als Lukas, den Arzt, den treuen Genossen des Paulus bezeichnet,[a]) so ist die Verwandtschaft dieses Evangeliums mit Paulus, mit dem es selbst in der Fassung der Einsetzungsworte des h. Abendmahls „zum Gedächtniß" ausschließlich zusammenstimmt,[b]) von Alters her anerkannt worden. Nicht ohne Absicht scheint der Stammbaum Jesu bis auf Adam fortgeführt, während Matthäus bei den Stammvätern des jüdischen Volks stehen bleibt;[c]) 70 Jünger werden an die 70 Völker der Erde gesandt,[d]) die von Morgen und Abend kommen werden zum Schmauße mit Abraham und allen Propheten im Reiche Gottes;[e]) in Nazaret beruft sich Christus auf alttestamentliche Wohlthaten einem Heiden gespendet;[f]) in Parabeln werden die Samariter und Heiden begünstigt gegenüber den Juden,[g]) und wenn ohne tiefere Begründung der Paulinischen Lehre stellen doch die Gleichnisse vom verlornen Sohn, vom Pharisäer und Zöllner, in schöner Anschaulichkeit das Heil auf die göttliche Gnade auch da wo es am Ruhme der Werke gebricht.[h]) Doch fehlt darum nicht Ebionitisches, wie es wohl aus einer der Quellenschriften dieses Evangeliums stammt: den Aposteln werden 12 Throne verheißen zu richten die 12 Stämme Israel;[i]) die Gunst für die Armen, denen das Himmelreich zugesprochen wird, ist selbst noch schroffer ausgesprochen als in der Bergpredigt,[k]) und das scheinbar Stärkste für das Judenthum ist nicht unterdrückt: „leichter werden Himmel und Erde vergehn, als daß ein Pünktchen des Gesetzes falle,"[l]) wo allerdings dem Zusammenhange näher läge zu lesen: „als ein Pünktchen meiner Worte," was nur ein verdächtiger Zeuge darbietet; doch auch im ächten Texte des Lukas steht das feste evangelische Wort:[m]) „Himmel und Erde werden vergehn, meine Worte werden nicht vergehn."

Für die Entstehungszeit dieses Evangeliums bestehn dieselben Merkmale wie für das vorige. Die Gründung des messianischen Reichs wird noch vorsichtiger dem unmittelbaren Zusammenhange mit den Stürmen des jüdischen Kriegs entzogen. „Wenn ihr hört von Kriegen

---

a) Kol. 4, 14. Philem. 24. — 2 Tim. 4, 11. b) Lk. 22, 19. 1 Kor. 11, 23. c) Lk. 3, 38. Mt. 1, 2. d) Lk. 10, 1 ff. e) Lk. 13, 28—30. f) Lk. 4, 27. g) Lk. 10, 30 ff. 17, 15 f. 14, 16 ff. h) Lk. 15, 11 ff. 18, 10 ff. i) Lk. 22, 30. k) Lk. 6, 20. vrgl. Mt. 5, 3. l) Lk. 16, 17. m) Lk. 21, 33.

und Zerrüttungen, zaget nicht, denn solches muß zuvor geschehn, aber nicht alsbald kommt das Ende."[a]) Eine hohe Anschauung lenkt sogar ab von aller Äußerlichkeit:[b]) „das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebährden, noch wird man sagen: siehe hie oder da ist es, denn siehe das Reich Gottes ist inwendig in euch." Dennoch wird auch hier die Wiederkunft Christi auf den Wolken mit der Zerstörung Jerusalems so nah verbunden, daß dieses Menschenalter nicht vergehn soll, bis das Alles geschehn, was die Anzeichen verkünden, wie man merkt, daß der Sommer nahe ist, wenn der Feigenbaum ausschlägt.[c])

Zur Zeit des Lukas war noch kein beherrschender Name aus dem Strome der Evangelien-Literatur aufgetaucht. Die Apostel haben sich nicht zusammengesetzt und ein Urevangelium besprochen oder dem schreibkundigen Zöllner Auftrag dazu ertheilt: sie haben, wie ihr Meister selbst, auch die Erinnerungen, in denen sie lebten, dem Geiste vertraut. Dennoch hat sich ein Urevangelium gebildet, aber nicht schriftlich, nicht durch Verabredung, es hat sich von selbst gemacht. Dies entspricht jener begeisterten Stimmung, die noch wenig gab auf den Buchstaben, aber das Andenken des Herrn alltäglich feierte. Denken wir uns eine Familie, welche ganz in Erinnerungen lebt an einen abgeschiedenen ruhmvollen Ahnherrn. Einige Genossen seines Heldenlebens sind noch am Leben und erzählen von seinen großen Thaten und weisen Sprüchen dem heranwachsenden Geschlechte, und das oft schon Gehörte hören alle gern von neuem. Die Geschichten werden sich allmälig abrunden und eine feste Gestalt annehmen, bis auf Wortfügungen. Solch eine Familie war die erste Christenheit.

Sobald eine solche Gestalt der evangelischen Überlieferung sich zu bilden begann, wurde sie durch die Ehrfurcht der Pietät gegen raschen Wechsel geschützt, denn trotz aller Veränderungslust menschlicher Dinge tief in der menschlichen Natur liegt die Neigung, heilige Gebräuche und Überlieferungen als etwas Unabänderliches zu bewahren. Wir sehen das an den Götterbildern des griechischen Alterthums. Ein Beispiel der langbewahrten Unverletzlichkeit ihrer Gesichtszüge ist neuerer Zeit an den Tag gekommen in jenen Marmorbildern, welche unter den Tempeltrümmern des Zeus Panhellenios auf der Insel Ägina ausge-

---

a) Lk. 21, 9. b) Lk. 17, 20 f. c) Lk. 21, 20—32.

graben, zu den Schätzen von München gehören. Die anmuthigen lebensvollen Körper dieser Ägineten bezeugen eine hohe Bildung griechischer Kunst. Aber die Gesichtszüge sind alle einander ähnlich: in ein feixendes thörigtes Lächeln ausgehend wie aus den rohsten Anfängen der griechischen Kunst. Dieser Zwiespalt kann nur durch die Unverletzlichkeit der heiligen Überlieferung entstanden sein. Man hielt für einen Frevel, die Gesichtszüge, wie die Unbehülflichkeit des Alterthums sie den Göttern und Heroenbildern gegeben hatte, zu verändern, bis endlich Phidias es wagte aus seinem Herzen heraus dem Zeus ein neues Antlitz zu schaffen, in welchem das griechische Volk die Majestät des Weltherrschers erkannte. So erklärt sich einigermaßen das Gleichförmige in den Evangelien. Aber wo eine künstlerische oder geschichtliche Überlieferung nur durch die Pietät selbst, nicht durch irgendeine priesterliche Macht vertreten wird, mußte auch geschehn, daß in verschiedenen Gemeindekreisen eigenthümliche Erinnerungen und Abweichungen sich festsetzten.

Man hat eingewandt, in den sichern Denkmalen der apostolischen Kirche erscheine das Andenken an Thatsachen des Lebens Jesu gar nicht so vorwaltend, daß sich daraus eine so feste Überlieferung bilden konnte. Der Vordersatz ist einzuräumen. Aber welche Denkmale der apostolischen Kirche besitzen wir denn abgesehn von den Evangelien? Wenig mehr als die Apostelgeschichte, die Offenbarung und die Paulinischen Briefe. Der Verfasser der Apostelgeschichte hatte bereits sein Evangelium geschrieben. Die Offenbarung blickt nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft. Paulus hat nicht zu den Vertrauten des irdischen Wandels Jesu gehört, dies Bewußtsein, nicht in diesem historischen Sinne ein Apostel zu sein, war ihm unbequem, er hat auch deßhalb kein Gewicht auf den Verlauf des Lebens Jesu gelegt, er zeigt keine Sorgfalt den von ihm gegründeten Gemeinden den geschichtlichen Inhalt desselben zu vermitteln. Daß Christus von Gott gesandt, aus dem Stamme David, für uns gekreuzigt und auferstanden, ist ihm genug; ganz gelegentlich gedenkt er noch der Einsetzung des h. Abendmahls. Doch liegt es in der Sache selbst, daß Jesu individuelle Erscheinung einen tiefen geschichtlichen Eindruck hinterlassen hat. Auch waren die Apostel nicht ganz ohne Rücksicht auf dieses Geschichtliche, war doch alles was sie hatten Erinnerung, sie hielten für angemessen an die

Stelle des Einen, Verlornen einen von denen einzusetzen, „die mit uns verkehrten von der Taufe des Johannes an bis zu des Herrn Jesu Hinwegnahme,“ *) also doch einen bewährten Zeugen des irdischen Lebens Jesu.

Noch bleibt unerklärt, warum nach den Synoptikern das ganze messianische Leben Jesu in Galiläa verläuft, bis er endlich aufbrechen muß zum Tode nach Jerusalem, während doch sichre Spuren auf eine frühere Wirksamkeit dort hinweisen. Man hat dieses Schweigen daraus erklären wollen, daß sämmtliche Apostel, mit Ausnahme des Judas, Galiläer waren. Warum hätte sie das abgehalten das Gedächtniß dessen zu bewahren, was vor ihren Augen in Judäa und in der heiligen Stadt vor dem Angesichte der Nation geschah! Aber daß die evangelische Überlieferung gerade von Aposteln ausgegangen sei, hat nur in dem Verhältnisse des Matthäus zu unserm Matthäus-Evangelium, des Petrus zu einem Markus-Evangelium eine schwankende Wahrscheinlichkeit. Uns freilich erscheinen die Thatsachen des Lebens Jesu so wichtig, daß wir geneigt sind nicht bloß ein allgemeines religiöses Interesse, sondern eine besondre Aufmerksamkeit auf ihre Bewahrung anzunehmen. Jesus hat keine besondre Veranstaltung der Art getroffen außer der Einsetzung der Apostel, die doch nicht eben beauftragt waren der Welt die Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Das Gedächtniß eines Ereignisses, so lang es nicht in Schrift verfaßt ist, hält gemeinlich am zähesten am heimischen Boden desselben, wo die Örtlichkeit selbst mit redet, und viele sind, die es gesehn und gehört haben. Der eigenthümliche Schauplatz der synoptischen Erzählungen sind die Ortschaften am galiläischen See, wahrscheinlich hat hier zunächst die evangelische Überlieferung sich gebildet. Wir wissen nichts von christlichen Gemeinden daselbst, doch ist unglaublich, daß hier wo die Apostel und jene getreuen Frauen, die auch den Leichnam des Hingerichteten nicht ungeehrt lassen wollten, zu Hause waren, wo Jesus einst hochgefeiert seine großen Thaten vollbracht hat, daß er hier durchaus vergeblich gewirkt haben sollte. Hier vornehmlich wird das Evangelium vom Auferstandenen Anklang gefunden haben. Als das furchtbare Schicksal über Jerusalem hereinbrach, hat Galiläa unter der Ver-

*) AGesch. 1, 21 f.

heerung des Kriegs verhältnißmäßig weniger gelitten, hier also ist die Überlieferung nicht so gewaltsam unterbrochen worden wie dort. Die Ortschaften am See, im Umkreise von wenig Meilen, im steten leichten Verkehr mit einander, mochten die örtlichen Erinnerungen an Jesu Thaten und bedeutungsvolle Worte leicht mit einander tauschen, so daß hier in ländlicher Stille der gemeinsame Quell evangelischer Überlieferung sich bildete, aus der die erste Evangelien-Literatur geflossen ist, und aus der selbst ein Apostel seine persönlichen Erinnerungen ergänzen mochte.

Die mündliche Überlieferung bewahrt nur selten die Zeitfolge und den Unterschied kleiner Zeitabschnitte. Dem entspricht die Beschaffenheit der synoptischen Berichte: die Ereignisse am See bilden eine Masse in einem bloßen Nacheinander ohne bestimmt gegliederte Zeitfolge. Wegen der Kreuzigung muß es endlich zum Zuge nach Jerusalem kommen. Die synoptische Erzählung gedenkt nur dieses einen traurigen Zugs zum Tode. Was nach Galiläa gekommen war von Erinnerungen an andre Festreisen, wurde in diesen einen Zug und in dies eine Fest eingewebt, dazu die Leidensgeschichte in der Ausführlichkeit, mit der die letzten Tage eines geliebten, zumal tragisch untergegangenen Menschen sich in's Andenken seiner Hinterlaßnen eingraben.

Das schriftstellerisch Gleiche, namentlich die willkürlichen Übergänge von einer Erzählung zur andern, die zweien oder allen drei Synoptikern gemeinsam sind, ist hierdurch noch nicht erklärt. Aber wer möchte auch erweisen, daß die mündliche Überlieferung nicht schon vor unsern Evangelien niedergezeichnet worden sei! Solch eine Aufzeichnung mag dann der Zöllner Matthäus als des Schreibens kundig gemacht, oder nach der andern Deutung der Papias-Nachricht er mag nur Reden des Herrn gesammelt und Markus aus der Verkündigung des Petrus, der so berechtigt war die gemeinsame Überlieferung mit seiner persönlichen Erinnerung zu durchwirken, umfassender ein Evangelium geschrieben haben. An ein solches Vorbild haben sich Andre angeschlossen, erweiternd oder in's Kurze ziehend, und ein so gleichmäßiger Evangelientypus hat sich gebildet, daß noch Justin der Märtyrer, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts eine Apologie des Christenthums schrieb, ohne einen Namen hervorzuheben von Denkwürdigkeiten der Apostel spricht, aus denen Anführungen bald dem Einen bald

dem Andern unsrer Synoptiker entsprechen. Diese sind nach demselben Vorbild entstanden, wobei doch einem jeden je nach seinen Mitteln die frischen Quellen mündlicher Überlieferung, auch wohl einzelne Aufzeichnungen nicht fehlten. Selbst noch Papias als er sein Werk schrieb „Erzählung der den Herrn betreffenden Geschichten," also ein Nachtrag zu den Evangelien, befrug alte Leute in Asien nach dem, was sie von den Aposteln gehört hatten, und zwei noch lebende Jünger des Herrn. Nachdem unsre drei Synoptiker hervorgetreten waren, die den Anschauungen der Kirche des 2. Jahrhunderts am meisten zusagten, wobei mancherlei Zufall mit gespielt haben kann, ist die vorkanonische Evangelien-Literatur untergegangen, wie mehr als eine Generation von Urpflanzen untergegangen ist.

Der zweite Theil der Lukas-Schrift an denselben Theophilus gerichtet, wenn auch nicht gleich anfangs in Sicht, früh unterschieden unter dem Namen Thaten der Apostel, Apostelgeschichte, dieser Anfang einer Kirchengeschichte enthält den Zug des Evangeliums von Jerusalem bis Rom. In der ersten Hälfte, nach einem Nachtrage zum Evangelium über Leben und Himmelfahrt des Auferstandenen, die Gründung der Muttergemeinde in Jerusalem, ihr Beisammenleben ein Herz und eine Seele mit dem kühnen Gedanken einer freien Gütergemeinschaft, nicht ohne den hierarchischen Todesschatten der auf dieselbe fällt, die ersten Verfolgungen mit dem Erfolge der Verbreitung des Evangeliums nach Samarien und Antiochien, das mit liebevoller Ausführlichkeit geschilderte Martyrium des Stephanus, die nur flüchtige Erwähnung, wie Jakobus den Kelch geleert hat, den unbewußt seine Mutter für ihn erbeten hatte,[a]) und die Befreiung des Petrus aus dem Kerker des letzten Königs der Juden. Die zweite durch die Bekehrung des Paulus und die Taufe der ersten Heidenchristen vorbereitete Hälfte umfaßt die Thaten und Geschicke des Paulus, so daß er als der Held des Heidenchristenthums erscheint wie Petrus als das Haupt des Judenchristenthums, und Beide auf der Versammlung in Jerusalem einander die Hände reichen, womit Petrus aus der Geschichte verschwindet. Unser Schluß von der römischen Gefangenschaft des Paulus, „er blieb aber zwei ganzer Jahre in eigner Miethwohnung,"[b]) kann nicht der vom Ver-

a) AGesch. 12, 2. Mt. 20, 22 ff. b) AGesch. 28, 30.

fasser beabsichtigte Schluß sein, in dieser Form selbst nach der willkürlichen Annahme nicht, daß dieses in Rom geschrieben sei grade am Schlusse dieses zweiten Jahres. Nach dem Hervorheben des ahnungs- und schmerzensvollen Abschieds in Milet, „daß sie sein Angesicht nie wieder sehn würden,“ [a]) und wie auch die Zeit des Evangeliums es erweist, ist die Apostelgeschichte geschrieben nach dem Tode des Paulus, und nur dieser Märtyrertod konnte der würdige Schluß- und Höhenpunkt sein, der dem Verfasser im Sinne lag, aber früh verloren oder irgendwie verhindert worden ist.

Wir besitzen an den Paulinischen Briefen nicht grade, wie Luther meinte, die Glossa, die Auslegung, aber den Probirstein der Treue des Geschichtschreibers. Für die Gründungszeit der Kirche, die mehr als ein Menschenalter ihm zurücklag, hat er mitunter einer mündlichen Überlieferung folgen müssen, die bereits zur Sage geworden war.

Das Reden in Zungen am Pfingstfeste ist nach seiner Schilderung dieses ungeheure, alle Gesetze menschlicher Entwicklung lösende Wunder des unerlernten plötzlichen Redens in den Sprachen so vieler Völker: nach der urkundlichen Verhandlung des Paulus mit seiner Gemeinde zu Korinth nur ein ekstatisches Reden von sehr zweideutigem Werthe, das der Redende selbst nicht verstand und für das sich nicht immer ein Ausleger fand in der ganzen Versammlung, [b]) wie wir Ähnliches in den Erstlingsversammlungen der Irwingianer vernommen haben. Das Todesurtheil über Ananias und Sapphira [c]) wegen etwas Scheinheiligkeit, das gegen die Häupter einer religiösen Secte und im Zusammenhange mit einer Geldsache zu den dunkelsten Gerüchten Anlaß gegeben hätte, konnte bei all' der greulichen Eile jüdischer Todtenbestattung doch nicht in der Art vollzogen sein, daß der Mann begraben wird, ohne daß seine Ehefrau in derselben Stadt, in derselben Gemeinde etwas davon vernommen hätte.

Paulus ist würdig und mit Vorliebe dargestellt. Seine Rede auf dem Areopag, [d]) wie sie anhebt von der Gottesfurcht der Athener, und vom Altar eines unbekannten Gottes, den er dort gesehn hat, sich erhebt zur Idee des unbekannten Gottes, dessen Offenbarung er ver-

---

a) AGesch. 20, 38. b) AGesch. 2, 5—13. 1 Kor. 14. c) AGesch. 5, 1—10. d) AGesch. 17, 18 ff.

künde, als dessen Geschlechts wir sind nach ihrer eignen Dichter Munde, und wie der bedeutende Eindruck bei den Philosophen scheitert am Weltgericht und an der Auferstehung der Todten: das entspricht gar sehr dem Genius des Orts wie des Heidenapostels; aber in die Tiefe seiner religiösen Speculation konnte oder wollte der Verfasser auch hier nicht eindringen. Dazu hat er die Arbeiten und Beschwerden seines Helden nur unvollständig beschrieben, wie Paulus ihrer gedenkt fast noch inmitten seiner Bahn: fünfmal von den Juden gegeißelt, dreimal gestäupt, einmal gesteinigt, dreimal Schiffbruch gelitten, dazu Gefahren von Räubern, Heiden, Volksgenossen und falschen Brüdern, Hunger und Durst, Kälte und Blöße.[a])

Ein freisinniges, von der Tübinger Schule nur geschärftes Urtheil über die Apostelgeschichte behauptet, daß dieselbe in der Nebeneinanderstellung ihrer beiden Helden den Petrus paulisch als den Begründer und Vertheidiger des freien Heidenchristenthums, den Paulus als treuen Sohn des Gesetzes darstellend, die Schrift eines Pauliners sei, der durch Zugeständnisse das Judenthum zu gewinnen suchte und alles Geschichtliche diesem Zwecke beugte, daher ohne geschichtlichen Werth.

Die Begründung dieses Urtheils hat ihren Schwerpunkt in dem Berichte von dem sogenannten Apostelconcil im Vergleiche mit dem, was Paulus im Galaterbriefe von derselben Zusammenkunft in Jerusalem erzählt.[b]) Nach beiden Berichten ist der beginnende Zwiespalt zwischen Jerusalem und Antiochien, den damaligen Hauptsitzen beider Gestalten des Christenthums, dadurch geschlichtet worden, daß die dargelegten Erfolge des Paulus den Judenchristen imponirten. Nach der Apostelgeschichte haben die Säulenapostel im Einverständnisse mit den Ältesten und der ganzen Gemeinde einen Brief an die Heidenchristen des Auslandes erlassen, daß dem H. Geist und ihnen gefallen habe denselben keinerlei gesetzliche Last aufzulegen außer das Nothwendige, „daß ihr euch enthaltet von Götzenopfern, vom Blut und Erstickten und von Unzucht." Also in Bezug auf das Fleisch in seinem Blute doch ein, wenn auch harmloses Stück Judenthum. Paulus dagegen versichert von Jakobus, Petrus und Johannes: „sie gaben mir und dem Barnabas

a) 2 Kor. 11, 23—27. b) AGesch. 15, 1—33. Gal. 2, 1—10.

den Handschlag der Gemeinschaft, wir für die Heiden, sie für das Volk der Beschneidung, nur daß wir der Armen gedächten; was ich auch eifrig gethan habe."

Man hat beides neben einander bestehn lassen wollen durch die Annahme, daß Lukas die öffentliche Verhandlung und ihren Erfolg, Paulus das vertraulich mit den Aposteln Vereinbarte erzähle. Aber abgesehn von dem Bedenken gegen einen so genauen Theilungsvertrag zwischen zwei unabhängigen Schriftstellern, Paulus hätte dann gegen die Galater, als ihm alles daran lag das gute, auch von den Aposteln urkundlich anerkannte Recht des befreiten Christenthums darzuthun, grade die Hauptsache verschwiegen den für das Heidenthum feierlich ausgestellten Freibrief, und nicht nur hier, in all' seinem Widerstreben gegen das hereindrängende Judenchristenthum, für immer hat er davon geschwiegen; selbst wo er ausdrücklich davon handelt, ob unrecht sei Opferfleisch zu essen, wie es auf den griechischen Märkten häufig feilgeboten als wohlfeiles und gesundes Fleisch für manche kleine Haushaltung ein gewohntes Bedürfniß war, er betrachtet's als etwas Gleichgültiges, das nur aus christlicher Liebe da zu meiden sei, wo es schwachen Brüdern zum Anstoß gereiche;*) wie wäre hier sein Schweigen über jenes Decret erklärlich, wenn dieses Fleisches sich zu enthalten eine der Bedingungen gewesen wäre für die Verbrüderung beider Theile der Kirche! Dagegen der Eifer, mit welchem er für die armen Heiligen in Jerusalem collectirt, während die griechischen Gemeinden an Armen in ihrer Mitte doch sicher auch nicht Mangel hatten, es bezeugt, wie ernst es ihm war eine Bedingung der Art zu erfüllen, die zwar nicht an sich, aber in ihrer Wirkung eine solche war, wiefern die durch den versuchten Communismus verarmte Gemeinde zu Jerusalem die griechischen Gemeinden brüderlich anerkennen mußte, so lange sie ihre Gaben bedurfte und annahm.

Hat nun Lukas jenes Apostel-Decret erfunden, eine Urkunde erdichtet? Dieser Verdacht verliert schon dadurch seinen Grund, daß der Verfasser der Apostelgeschichte seinen Zweck auch erreicht hätte, wenn er jene einfache Thatsache anführte, auf die sich Paulus im Galaterbriefe beruft: die alten Apostel haben ihm die Bruderhand gereicht als

---

*) 1 Kor. 8.

dem Apostel des Heidenthums. Der Verfasser des Evangeliums hat sogar in historischer Gewissenhaftigkeit Worte angeführt, die diesem Zweck entgegen waren.

Hiernach bleibt nur die Vermuthung, daß jener Brief ein wohlgemeinter Entwurf gewesen ist zur Vereinbarung der Parteien, den Lukas aufgefunden, nicht erfunden hat. Erst mit der Apostelgeschichte ist dieses Decret als eine kirchliche Satzung angesehn worden, und die Christen wurden mitunter daran erkannt, daß sie sich ein Gewissen daraus machten Blutwurst zu essen. Dagegen wenn damals Verhandlungen auch vor der Gemeinde in Jerusalem nicht unwahrscheinlich sind, so sieht doch die Rede, welche dabei Petrus gehalten haben soll,[a]) so ganz darnach aus, als wenn Paulus sie dictirt hätte, und sie erscheint so unvereinbar mit seinem Rückzug in Antiochien, daß diese Rede wohl für eine Composition des Lukas gehalten werden muß, wozu er sich berechtigt meinen konnte durch einen Rückschluß aus der Thatsache, daß Petrus selbst vormals Heiden getauft hatte, und nach dem üblichen Rechte antiker Geschichtschreiber.

Wenn aber Paulus nach der Apostelgeschichte, wo er in eine Stadt kommt, regelmäßig seine Predigt in der Synagoge anhebt, so geschah dies ebensosehr nach der Gelegenheit hier an geweihter Stätte zu Juden und heidnischen Judengenossen zu reden, angemessen der nicht bloß sprachlichen Nebeneinanderstellung „den Juden zuerst und auch den Hellenen,“ [b]) als auch nach seinem jüdischen Bewußtsein, das seinen Glauben an die Erstgeburt seines Volks zum Reiche Gottes, gegenüber der schon unleugbar gewordnen Verwerfung des Evangeliums durch dasselbe, im tiefsinnigen Grübeln über die Rathschlüsse Gottes beschwichtigt.[c]) Wenn er jüdische Feste gefeiert, Timotheus den Sohn einer Jüdin beschnitten, selbst auf Zureden des Jakobus ein jüdisches Gelübde auf sich genommen hat, so ist das in erhabener Gleichgültigkeit geschehn nach seinem Bekenntniß: [d]) „ich bin den Juden geworden wie ein Jude, auf daß ich die Juden gewänne, den Gesetzlosen wie gesetzlos, auf daß ich die Gesetzlosen gewänne.“ Nicht daß, wie er selbstverständlich hinzufügt, er gesetzlos vor Gott etwa auch dem Zeus geopfert hätte, um den Griechen

---

a) AGesch. 15, 7—11. b) Röm. 1, 16. c) Röm. 9. 10. 11, 25—32. d) 1 Kor. 9, 19—21.

zu gefallen: nur das jüdische Gesetz ist ihm eine göttliche Satzung, obwohl es seine Bestimmung erfüllt hat als ein Führer zu Christus und fortan nur in nationaler Pietät für geborene Juden fortbestehn mag ohne religiöse Bedeutung. Er behandelt das Judenthum wie etwa im Briefe an Philemon die Sklaverei.

Selbst Petrus, der in der Gründungszeit der Kirche überall Voranschreitende, mag ohne langes Bedenken einem gottesfürchtigen römischen Hauptmann die Taufe, die sein Verlangen war, gewährt und gegen Vorwürfe deßhalb sein gutes Recht vertheidigt haben damals, als die Folgerung noch nicht erwogen und der Streit noch nicht ausgebrochen war, denn erst durch die Menge der übertretenden Heiden ist die Gefahr für das Judenthum offenbar geworden. Petrus hat in Antiochien gegen das Gesetz mit Heidenchristen das Liebesmahl gefeiert, Paulus konnte ihm vorhalten, daß er ein Jude auf heidnische Weise unjüdisch gelebt habe, wie mag er da die Heiden nöthigen jüdisch zu leben![a]) Sonach hat der Apostel der Extreme auch darin gewechselt, und die Apostelgeschichte ist nicht einer Fälschung überführt. Nur das wird absichtlich geschehn sein, daß sie das bittre und wie es scheint nie wieder versöhnte Zusammentreffen des Paulus und Petrus in Antiochien mit Schweigen bedeckt, denn je näher der Genossenschaft des Paulus wir den Verfasser zu denken haben, desto weniger konnte ihm dieses Mißverhältniß unbekannt sein. Auch gegenüber der Erwähnung des Timotheus[b]) scheint das Schweigen über Titus, von dem Paulus rühmt, daß er denen, die seine Beschneidung forderten, nicht gewichen sei,[c]) dieser Absicht anzugehören. Insofern ist die Apostelgeschichte eine Schrift zum Frieden, als sie den Zwiespalt, der bereits durch die Kirche ging, doch auch im Sinne des Paulus auszugleichen sucht, während das Autobiographische im Galaterbriefe, obwohl untadlich in seiner Wahrhaftigkeit, doch in fast entgegengesetzter Tendenz geschrieben ist, in der Erregtheit und religiösen Sorge seine Ebenbürtigkeit mit den alten Aposteln darzuthun.

Der Reichthum geschichtlicher Nachrichten in der Apostelgeschichte greift über jene Tendenz weit hinaus, für die auch, was am Evangelium desselben Verfassers eigenthümlich ist, keineswegs spricht, und

---

a) Gal. 2, 14. b) AGesch. 16, 1—3. c) Gal. 2, 3 f.

Theophilus, der über diese Geschichten, die mit Jesus anheben, Genaues erfahren sollte, wäre durch absichtlich Ungeschichtliches wenig gefördert worden. Daher die Apostelgeschichte auch so manches enthält, was nach jener Tendenz-Voraussetzung gestrichen werden mußte. Wenn z. B. Petrus einen solchen zum Apostel an die Stelle des Judas zu wählen für nothwendig erklärt, „der mit uns gewesen ist von der Taufe des Johannes an bis zur Hinwegnahme Jesu," [a]) oder als die gotterwählten Zeugen der Auferstehung nur diejenigen achtet, die mit dem Auferstandenen gegessen und getrunken haben, [b]) so waren das Erfordernisse, die dem Paulus zum Apostel unersetzbar abgingen. Wenn Jakobus bemerkt, daß in Jerusalem Tausende sind Gläubiggewordne, „und alle sind Eiferer für das Gesetz;" [c]) wenn Paulus gegen die Verstockung der Juden in Rom dieselbe harte prophetische Schlußrede schleudert, mit welcher im Johannis-Evangelium am Ausgange der öffentlichen Wirksamkeit Jesu das Schlußurtheil über das jüdische Volk gesprochen wird: [d]) so sieht das nicht aus wie ein Beugen der Geschichte zur Versöhnung mit dem noch jüdischen Inhalte des damaligen Christenthums.

Eine besondre persönliche Sicherheit der Apostelgeschichte und so auch ihres Evangeliums würde doch immer in der nächsten Genossenschaft mit Paulus liegen, auf welche die spätern Reiseberichte hinweisen, und diese mit besonderer Anschaulichkeit in der ersten Person der Mehrzahl: w i r fuhren ab von Troas, w i r verweilten etliche Tage in Philippi, grade nur bis Philippi, [e]) nach der folgenden europäischen Mission wiederum von Philippi aus bis zur Gefangenschaft in Jerusalem, [f]) endlich auf der Fahrt des Gefangenen bis Rom. [g]) Man hat die darin liegende Bürgschaft neuerdings durch den Einwand abgelehnt, diese Reiseberichte gehörten freilich einem vertrauten Genossen des Paulus, allein der Verfasser der Apostelgeschichte habe sie nur aufgefunden und unverändert aufgenommen. Übrigens habe nicht einmal Lukas diese Berichte geschrieben, denn der, nur in römischen Briefen obenhin erwähnt, erscheine nicht als ein so treuer stetiger Genosse des Apostels. [h])

---

a) AGesch. 1, 21 f. b) AGesch. 10, 41. c) AGesch. 21, 20. d) AGesch. 28, 25 ff. Joh. 12, 39 f. e) AGesch. 16, 10—17. f) AGesch. 20, 5—21, 18. g) AGesch. 27, 1—28, 16. h) Kol. 4, 14. Philem. 24. [2 Tim. 4, 10.]

Paulus nennt ihn doch seinen lieben Lukas, aber es kommt überhaupt nichts darauf an, ob nach der alten Überlieferung und Überschrift Lukas jene Schrift verfaßt habe, oder Titus, Timotheus, Silas, vielleicht auch Lukas und Silas bei der gleichen Abstammung des Namens derselbe, oder ein ganz Ungenannter, es ist nur der treue Jünger des Paulus, der hier in Frage kommt, nicht als wenn er von ihm für sein Evangelium besondre Kunde eingezogen haben würde, sondern weil durch dieses Zusammenleben, nächst einer moralischen Verbürgung, sein Zeitalter bestimmt und seine Gelegenheit des Verkehrs mit Augenzeugen des Evangeliums wie der Apostelgeschichte gesichert ist. Für die behauptete Ausscheidung der Wir-Berichte wird geltend gemacht, daß diese in einem reineren weniger hebraisirenden Griechisch geschrieben sind als manches Vorhergehende und daß der Verfasser weder sein Eintreten in die Reisegesellschaft noch sein Zurückbleiben bezeichnet. Aber von sich selbst anders zu reden als durch die einfachste Bezeichnung der Genossenschaft in dem Wir, mochte nicht im Sinn eines evangelischen Geschichtschreibers liegen, das Ich spielt keine Rolle in der biblischen Geschichtschreibung. Beide Schriften, die wir nach Lukas nennen, sind verhältnißmäßig in einer gebildeten Sprache verfaßt; trägt manches frühere über palästinische Ereignisse einen mehr orientalischen Schimmer als die Wanderberichte durch classisches Land, so kann dies durch mancherlei persönlichen Anlaß bedingt sein, insbesondre für jene frühern Ereignisse durch Benutzung seiner Vorgänger, denn manches Vorgefundene hat der Verfasser allerdings verarbeitet, man erkennt hie und da noch die Näthe der Einfügung: aber wie er sich als einen eigentlichen Schriftsteller ankündigt und wie die formelle Einheit seiner beiden Schriften vorliegt, so ist eine solche bequeme Gedankenlosigkeit nicht wohl denkbar, daß er unverändert einen Reisebericht aufgenommen hätte, durch welchen der entfernte Verfasser plötzlich als Mitreisender, als Gegenstand der Geschichte, und nach einiger Unterbrechung wieder als solcher erschiene. Der Vorwurf hat sich daher dahin gesteigert, daß der ferne, unbekannte Verfasser in den fremden Reisenotizen das Wir absichtlich stehen ließ, um sich als Augenzeugen, als Genossen des Paulus zu legitimiren. Wer auf solchen Wegen gegangen wäre, hätte zu solcher Täuschung nicht erst eines fremden Reisetagebuches bedurft, er hätte sein lügnerisches Wir im Evangelium und in die Apostelgeschichte

überall einschieben können. Aber die Unmöglichkeit einer harmlosen Aufnahme des Fremden läßt sich allerdings nicht erweisen, daher wenigstens dies unleugbar bliebe, daß der Verfasser Quellen aus der unmittelbaren Umgebung des Paulus benutzt und mit nur allzugroßer Treue bewahrt hätte.

§. 23. Das Evangelium nach Johannes.

Ganz andre Gestalt und Wesen als die Synoptiker zeigt das vierte „nach Johannes" genannte Evangelium. Der Täufer weist dem Herrn die ersten Jünger zu und gedenkt nur eines himmlischen Anzeichens, das nach dem synoptischen Berichte bei der Taufe Jesu geschah.[a]) Nach kurzem Aufenthalt in Galiläa und geringer Anerkennung dort, trotz eines heitern, die Natur selbst zu überbieten scheinenden Wunders,[b]) erscheint Jerusalem und Judäa als die Werkstätte Jesu, erst ein besondrer Grund führt ihn wieder nach Galiläa,[c]) von da nach einer der synoptischen Überlieferung ähnlichen Wunderheilung, bei der doch die große freie Anschauung des Matthäus unberührt bleibt,[d]) führt ein Fest ihn nach Jerusalem zurück.[e]) Wiederum in Galiläa vollzieht er die wunderbare Volksspeisung, aber es knüpft sich daran eine Volksrede, welche in kühnen Bildern den Sinn des h. Abendmahls verkündet und mit der Abwendung eines Theils seiner Schüler endet.[f]) Von da in der Nähe des Passah bleibt er in Galiläa um dem tödtlichen Hasse der Juden auszuweichen, bis er im Spätherbste zum Laubhüttenfeste nach Jerusalem zurückgeht.[g]) Durch die Erwähnung der jüdischen Jahresfeste erhellt seine öffentliche Wirksamkeit über das zweite Jahr hinaus, nach den Synoptikern ist sie durch das eine Passah begränzt. Die Tempelreinigung geschieht am ersten Passah, die Kreuzigung unmittelbar vor dem Passah, dem dritten seines Lehramtes. Der erste Theil des Evangeliums enthält die öffentlichen Verhandlungen um die Anerkennung des messianischen Gottessohnes mit bald glänzenden, bald mißlichen Erfolgen, der zweite Theil den letzten traulich schmerzlichen Abend mit den Aposteln in der gehobensten Stimmung, statt der Einsetzung des

---

a) Joh. 1, 32. b) Joh. 2, 1—11. — 2, 12. 4, 43—45. c) Joh. 4, 1 f. d) Joh. 4, 46—53. vrgl. Mt. 8, 5—13. e) Joh. 5, 1. f) Joh. 6, 1—67. g) Joh. 7, 1—10.

Abendmahls die Fußwaschung, der dritte Theil die Leidens- und Auferstehungsgeschichte, jene bei mancher Abweichung doch wesentlich zusammentreffend mit den Synoptikern.

Kein bestimmtes synoptisches Evangelium wird vorausgesetzt, doch als bekannt eine der synoptischen ähnliche Überlieferung,[a]) mit gelegentlicher Berichtigung derselben.[b]) Auch bei dem Zusammentreffen mit den Synoptikern zeigt sich doch die seltsamste Zersplitterung einzelner Züge. So enthalten sämmtliche Evangelien eine verehrende Salbung Jesu durch ein Weib an der Tafel eines Gastfreundes, eine unfreundliche Rüge deßhalb und ihre Zurückweisung durch Jesus.[c]) Man wollte in den Berichten davon nur verschiedene Darstellungen desselben Ereignisses sehn, so daß Maria von Bethanien, die zu des Herrn Füßen sitzend das beste Theil erwählt hat,[d]) die Tochter eines ehrbaren Hauses, in welchem Jesus befreundet war[e]) und wohin viele Leidtragende aus der Hauptstadt kamen,[f]) für dieselbe mit Maria von Magdala, dem verlorenen Kinde, gehalten wurde. Doch für jede nicht gewaltsame Harmonisirung scheiden sich zwei Ereignisse, das Eine durch Lukas, das Andre, so ungewöhnlich diese Gruppirung auch ist, durch die drei andern Evangelien erzählt. Die Salbung nach Lukas in unbestimmter Zeit, in Galiläa, im Hause eines Pharisäers, die Salbende eine berüchtigte Sünderin, nicht unwahrscheinlich Maria Magdalene,[g]) deßhalb der Vorwurf des Pharisäers: die Salbung der drei Andern in Bethanien, in der Leidenszeit, die Rüge aus apostolischem Munde in Bezug auf die Verschwendung der theuern Salbe. Vor allem ist der Grundton beider Berichte verschieden, bei Lukas ethisch, bei den Andern sentimental. Dort hat eine der Frauen, die äußerlich untergegangen in der Lust und im Jammer der Welt, doch die Trauer und Sehnsucht in der Tiefe bewahrt haben, ihren Retter mit morgenländischer Verehrungsgluth begrüßt, wohl auch in der Hoffnung auf ein Wort des Trostes für ein von Erinnerungen wundes Herz, und gegen den Vorwurf des ungastlichen Pharisäers beschirmt sie der Mann, der das geknickte Rohr nicht zerbricht, ebenso geistreich als gutmüthig: „ihr sind viel Sünden

---

a) z. B. Joh. 1, 19. b) Joh. 3, 24. vrgl. Mt. 4, 12. c) Lk. 7, 36—50. — Joh. 12, 1—8. Mk. 14, 3—9. Mt. 26, 6—13. d) Lk. 10, 38—42. e) Joh. 11, 3. f) Joh. 11, 18 f. g) Lk. 8, 2.

vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ Nach den drei Andern entschuldigt Jesus nicht nur, sondern rechtfertigt die Verschwendung kostbarer Salbe in dem Gefühl, das im Gegensatze des Nützlichkeitprincips auch die Poesie des Lebens empfindet und sich an Liebeszeichen erfreut ohne zu berechnen, was kann's helfen und wieviel Bettelsuppen könnte man dafür kochen! Er versteht ein liebevolles Gemüth und die Jahrhunderte überblickend verheißt er der freundlichen Seele, die das am wenigsten gesucht hat, das Höchste, was dem Menschen diesseits bleibt, wenn der Leib in Staub zerfallen: „So weit das Evangelium wird verkündet werden in der ganzen Welt, wird man davon sagen zu ihrem Gedächtniß was sie an mir gethan hat.“ Nur ihm selbst im Abendmahl und dieser Jungfrau hat er ein Gedächtniß gesetzt. Achtzehn Jahrhunderte sind vergangen und wir gedenken ihrer in dieser Stunde: Jahrtausende werden nach uns kommen und ihrer gedenken, die seine letzten Tage erfreute mit liebender Seele, denn Todesbilder umgeben ihn schon: „sie hat mich gesalbt zu meiner Bestattung.“

Bei so wesentlicher Zweitheilung findet doch ein Herüber und Hinüber von allerlei Äußerlichkeiten statt. Bei Matthäus und Markus geschieht das Gastmahl nach dem Palmeneinzuge 2 Tage vor dem Passah,[a]) nach Johannes vor dem Einzuge, 6 Tage vor dem Feste.[b]) Nach jenen geht der Tadel von den Jüngern aus, nach diesem von Judas Ischariot. Nach jenen ist ein ungenanntes Weib die Salbende, nach Johannes Maria von Bethanien, Schwester oder Tochter des Hauses. Nach Matthäus und Markus salbt sie das Haupt des Herrn, nach Lukas und Johannes die Füße. Nach Johannes geschieht's im Hause der Geschwister zu Bethanien, da Lazarus mit am Tische lag, und Martha wieder die Zeichen ihres treuen Herzens wohl gekocht und gebraten auftrug. Nach Matthäus und Markus geschah's zwar in Bethanien, aber im Hause eines sonst unbekannten Simon genannt der Aussätzige: ebenso nach Lukas im Hause des durch Jesus geheilten Pharisäers Simon; und hier wirft die Lukas-Erzählung offenbar einen Schatten herein in das elegische Idyll von Bethanien.

Das vierte Evangelium hat nicht wie das dritte einen schriftstellerischen Prolog, aber es hebt an wie eine Stimme vom Himmel: „im

---

a) Mk. 14, 1. Mt. 26, 2. b) Joh. 12, 1.

Anfange war der Logos, und der Logos war bei Gott, und ein Gott war der Logos." Die Vorstellung eines göttlichen Logos, nach dem griechischen Doppelsinne Vernunft und ihre Äußerung durch das Wort, ist in der Mischung platonischer Philosophie und hebräischer Überlieferung zu Alexandrien ausgebildet worden, wie auch in dem hier entstandenen Buche der Weisheit diese, die Sophia, schwebend zwischen Personification und Persönlichkeit, als ein Kind vor Gott spielt, ihren Sitz in Israel nimmt und in den Weisen wohnt. Die Logoslehre liegt uns vor in den Schriften des griechisch gebildeten Juden Philo: die Gottheit zu hoch für jedes menschliche Denken, zu rein für jede Berührung mit der Welt, hat uranfänglich ihre schöpferische Vernunft aus sich hervorgehn lassen, dieser göttliche Logos regiert die Welt wie er sie erschaffen hat, alles religiöse Bewußtsein und Heil bedingend. Philo nennt ihn den ältesten Sohn, den Erstgebornen Gottes, einen Gott, den Schöpfer, Mittler und Steuermann des Weltalls. Der vierte Evangelist hat den Logos gedacht Fleisch geworden als Christus. Das Logos-Evangelium hat nicht zur Vorgeschichte ein Kindheitsevangelium der jungfräulichen Geburt vom H. Geist: der Logos ist ein höher Geborener, er erschafft sich selbst die menschliche Hülle, obgleich auch der Johanneische Christus eine liebe Mutter und ungläubige Brüder besitzt; scheidend verheißt er und sendet den H. Geist an seiner Statt. In den synoptischen Evangelien wird zunächst das Reich Gottes nach der sittlichen Bedingung des Bürgerrechts in demselben volksthümlich verkündet: im Johannisevangelium verkündet der König desselben sich selbst als das Licht im Kampfe wider die Finsterniß, als den alleinigen Spender des Heils.

Hat die Kirche vornehmlich nach diesem Evangelium ihre Vorstellung von Christus gefaßt und haben fromme Herzen aller Jahrhunderte vornehmlich an diesem Evangelium des Geistes sich erquickt, während die andern Evangelien mehr die Äußerlichkeiten des Lebens, den Messias in seiner nationalen Bedingtheit darstellen: so mußte doch irgendeinmal der Zweifel hervortreten, ob dieses Evangelium bei all' seiner schroffen Verschiedenheit von den Andern wirklich von einem Apostel, von dem Lieblingsjünger des Herrn verfaßt sei? Dieser Zweifel ist erst in unsern Tagen wissenschaftlich begründet worden, zuerst von Bretschneider in Gotha [1820], der doch durch die damalige Sympathie

hervorragender deutscher Theologen für das Evangelium des Schoßjüngers wie erschrocken seine Bedenken für beschwichtigt erklärte, dann durch die Tübinger Schule, welche insgemein dafür hält, daß dieses Evangelium um die Mitte des 2. Jahrhunderts durch einen geistvollen Unbekannten geschrieben sei, der die Gestalt des Lieblingsjüngers annahm, um im Hinblick auf die Parteien in der Kirche seiner Zeit, und doch erhaben über alle, den Glauben an Christus als den göttlichen Logos in geschichtlicher Form zu begründen. Nichts sei als solches geschichtlich, sondern alles Thatsächliche theils erdichtet, theils aus den Synoptikern zurechtgelegt, um den Logos-Christus zu zeigen gegenüber den mannichfachen Situationen des Unglaubens und Halbglaubens. Einem schon vorgefundenen Streben der Kirche jenes Jahrhunderts entgegenkommend habe dies Evangelium rasch allgemeine Anerkennung erlangt, die Kirche sei nicht sowohl getäuscht worden, sie habe sich selbst getäuscht.

Man konnte fürchten, bisher für einen Diamant gehalten zu haben, was doch nur ein böhmischer Stein sei: man konnte aber auch fürchten, durch spitzfindige Gründe einen Schatz von unermeßlichem Werthe sich entwerthen zu lassen. Denn bleibt auch alles, was wahr an sich ist, gleich wahr, ob es im ersten oder zweiten Jahrhunderte nach Christus geschrieben sei, durch einen Apostel oder durch einen Ketzer: wiefern es aber eine geschichtliche Person betrifft, ein Zeugniß von Christo, ob es Wahrheit oder Dichtung sei? da ist die Persönlichkeit des Zeugen eine nothwendige Vorfrage. Man hat jener Behauptung, die bereits das freie wissenschaftliche Denken dem abspricht, der es noch wage das vierte Evangelium dem Apostel Johannes zu bewahren, entgegengehalten, daß sie hervorgehe aus dem Unglauben an die hohen Lehren dieses Evangeliums und aus der Voraussetzung der Unmöglichkeit seiner Wundergeschichten. Es mag das mitgewirkt haben, dennoch ist es nicht eine Frage religiösen Glaubens oder Unglaubens, sondern eine rein historische Untersuchung, mag ihr Ergebniß uns lieb oder leid sein, ob ein Buch der Vorzeit von einem bestimmten Autor, dessen Namen es trägt, geschrieben sei oder nicht.

Sichere Spuren vom Dasein und kirchlichen Gebrauche des vierten Evangeliums kennen wir nicht vor der Mitte des 2. Jahrhunderts. Doch reicht ein Zeugniß für seinen apostolischen Ursprung noch mittelbar in die apostolische Zeit, das Zeugniß des Irenäus, des gelehrten

Bischofs von Lyon, der aus Kleinasien gebürtig im J. 177 in Rom verweilte. Er hat in seiner Jugend andächtig zu den Füßen des Polykarpus gesessen, des alten Bischofs und Märtyrer von Smyrna, und dieser hat noch mit dem Apostel Johannes beim Liebesmahl gesessen. Irenäus selbst schrieb einmal von dieser bekannten Erfahrung an einen Jugendgenossen in Rom, der sich einer gefährlichen Lehre zuwandte: „Jene Lehre haben die alten Presbyter, die noch mit den Aposteln zusammengelebt hatten, dir nicht überliefert. Denn ich habe dich bei Polykarpus gesehn, als ich noch ein Knabe war. Was damals geschah, ist mir viel klarer im Gedächtniß, als was neuerdings geschehn ist, denn was wir als Knaben erleben, das wächst gleichsam mit dem Alter und verbindet sich fest mit der Seele, so daß ich noch den Ort beschreiben kann, wo der selige Polykarpus saß, wenn er mit uns redete, und wie er aussah, und wie er von seinem Leben mit Johannes und den Andern, die den Herrn gesehn haben, erzählte, und von dem, was diese vom Herrn gehört hatten." Irenäus versichert nicht, daß Johannes das vierte Evangelium verfaßt habe, als wenn es irgendwie bezweifelt worden wäre, aber er gebraucht dasselbe als ein unzweifelhaftes Werk des Johannes und betrachtet die vier Evangelien von Gott der Kirche wie ein Weltgesetz geordnet. Ein Widerspruch ist nur von einer gleichzeitigen Partei in Kleinasien ausgegangen, die zugleich mit der Verheißung des Paraklet, des H. Geistes, das Evangelium dieser Verheißung ablehnte, wahrscheinlich dieselbe, die mit dem gelehrten Logos-Begriff das Logos-Evangelium verwarf, daher nachmals witzelnd Aloger genannt, wie wir etwa sagen würden Irrationalisten. Sie haben das Evangelium dem Irrlehrer Cerinth zugeschrieben, von dessen feindseligem Zusammentreffen mit Johannes eine charakteristische Überlieferung besteht, und haben auch darin seinen Ursprung aus apostolischer Zeit anerkannt. Irenäus ist durch Polykarp der geistige Enkel des Johannes. Indeß es sind nur zwei Augen, die können irren, zumal bei dem Schweigen anderer Denkmale der asiatischen Kirche, auch des Papias, denn seine Überlieferung über ein Johannis-Evangelium würde Eusebius nicht leicht verschwiegen haben. Sonach ist die Frage nach dem Ursprunge dieses Evangeliums auf innere Zeugnisse verwiesen, auf die Untersuchung, ob sein Inhalt der Abfassung durch einen Apostel und „den Er lieb hatte" entspreche oder widerspreche.

Manche der angebrachten Gründe lassen sich hin und her wenden. Man hat für einen eingebornen Juden wie für einen Apostel bedenklich erklärt, daß er die Stadt der Samariter Sychar nennt, da es doch das alttestamentliche Sichem ist:[a]) aber die Umbiegung des Namens, wenn sie absichtlich geschah, die Trunkene, Taumelnde, mag ein aus Haß gegen die Samariter entstandener jüdischer Sprachgebrauch sein, an dem der einzelne Volksgenosse theilnehmen kann, ohne an das Motiv seines Ursprungs auch nur zu denken; daß er den Namen der Wasserleitung Siloah nicht eben grammatisch berechtigt auf Christus deutet:[b]) es ist das eine allegorische Deutung im Sinne der Schulen jener Zeit; daß er Kaiaphas den Hohenpriester jenes Jahres nennt,[c]) als wechsele das Hohepriesterthum gleich einer römischen Magistratur mit dem Jahre, da doch Kaiaphas seit Jahren Hoherpriester war und nach dem Gesetz auf Lebenszeit gewählt: aber es ist dem Autor nur wichtig zu sagen, daß Kaiaphas Hoherpriester gewesen ist in jenem großen, dem Todesjahre des Herrn, und so mag der unangemeßne Ausdruck, obwohl wiederholt, auch dem Schriftsteller entfallen, der sonst, wer auch er sei, jüdischer Zustände vollkommen kundig erscheint.

Doch liegen einige Gründe vor, welche, wie sie von der Tübinger Schule mit höchster Schärfe geltend gemacht worden sind, ein ernstes Besinnen erfordern.

„Der historische Johannes, wie wir aus den synoptischen Evangelien und urkundlich aus dem Galaterbriefe ihn kennen, war ein Eiferer, ein Judenchrist, der sich zum Verfasser der nach ihm genannten Offenbarung eignet, welche die getauften Juden noch jenseits bevorzugt und den Paulus um seinen Apostelruhm bringt, nicht zur Abfassung des Evangeliums, das vom Geiste des Friedens und der Liebe durchdrungen das Judenthum nur haßt und als eine ausgelebte, von Gott verlaßne Weltordnung ansieht."

Der synoptische Johannes, der Donnersohn, erscheint allerdings unduldsam, eifernd, und seine Mutter fordert für ihre Kinder die höchsten Ehrenplätze im Messiasreiche.[d]) Doch auch hier schon unter den drei Vertrauten des Herrn, warum sollen wir den persönlichen Einfluß

---

a) Joh. 4, 5. 1 Mos. 12, 6. 1 Kön. 12, 25. b) Joh. 9, 7. c) Joh. 11, 51. 18, 13. d) Mk. 3, 17. 9, 38. Lk. 9, 54. Mt. 20, 20—22.

Jesu so gering anschlagen, daß nicht aus dem heftigen Jüngling ein Mann voll Liebe werden konnte! Solcher Liebesfülle, deren Apostel der vierte Evangelist geworden ist, fehlt es nicht an innerer Gluth, selbst die Heftigkeit des Jünglings erkennt man noch in der Verwerfung der Juden, der Mörder Jesu, und im Hasse alles Antichristlichen.

Dem Paulus gegenüber stand Johannes unter den Säulenaposteln, die nur eine nationale Mission zu haben erklärten: aber sie erkennen doch seinen göttlichen Beruf an die Heiden, sie theilen gleichsam die Welt mit ihm, noch unbewußt wie gering da ihr eignes Theil ausfiel, sie reichen ihm doch die Bruderhand, die Luther dem Zwingli versagte, und sie haben selbst das Mittel angegeben um die jüdischen Eiferer in der Urgemeinde zu einer brüderlichen Haltung zu bestimmen. Finden wir nachmals den Johannes im Wirkungskreise des Heidenapostels zu Ephesus, hat er dort, wie alle Erinnerungen der kleinasiatischen Kirche bezeugen, eine große segensreiche Wirkung geübt, so kann er dort nur begossen haben, was Paulus gepflanzt hatte; der Liebling des Herrn noch als Judenchrist hätte dort nur Verwirrung anrichten können. Gerade wenn der Apostel auch die Apokalypse verfaßt hätte, muß ein großer Schmerz und ein ernstes Besinnen über das Recht des Judenthums an die Zukunft durch seine Seele gegangen sein, als geschehn war was seinen Gesichten, seinem Glauben widersprach, ganz Jerusalem zerstört und der Tempel in Trümmern. Aber auch wenn er nicht dieser Seher gewesen ist, durch das Gottesgericht der Zerstörung des Heiligthums auf Zion, durch die weitern Erfolge des Paulus und durch die innerlich treibende Entwicklung des christlichen Geistes konnte naturgemäß eine Umwandlung bedingt sein, die nur das Fortschreiten war vom friedlichen Gewährenlassen zur Theilnahme an der Weltmission des Evangeliums.

Ein Bedenken dagegen könnte aufsteigen aus solchen Worten des Herrn, die diese Zukunft verkünden, von der Stunde, die da kommt und schon gekommen ist, da nicht mehr auf Garizim und nicht mehr auf Zion Gott verehrt wird;[a]) von der andern Heerde, die Christus noch zu weiden hat, auf daß eine Heerde und ein Hirt sei.[b]) Sind das wirklich Worte Jesu, wie sie denn sein Bildniß und Gepräge tragen,

---

a) Joh. 4, 23. b) Joh. 10, 16.

und hat Johannes sie uns aufbewahrt, so mußten sie doch auch in seinem Gedächtniß vorhanden sein, als er noch ein Judenchrist war, und gegen ihn zeugen. Allein wie niemals ein Ausspruch Jesu in einfacher Verneinung das Judenthum traf, sondern nur seine Weißagung für den ihrem Verständnisse Gewachsnen über dasselbe hinausschritt, so hatten jene Sprüche doch auch auf dem alten Standpunkte der Apostel ihren Sinn gegen die Verschränkung des Cultus auf die beiden einander ausschließenden heiligen Berge und für die Wallfahrt aller Völker nach Zion. In solcher Weise wird denn Johannes in seinem damaligen verschränkten Sinne sie verstanden haben, bis mit seiner eignen freien Entfaltung ihr großer Inhalt ihm aufgegangen ist. Insgemein verstehn wir das überlieferte Wort nur nach dem Maße des schon in uns offenbar gewordenen, und selbst das wäre nicht unerhört, wenn erst mit der eignen Entwicklung des Apostels ihr verwandte Aussprüche in seiner Erinnerung auftauchten; in der geheimnißvollen Tiefe, die wir Gedächtniß nennen, liegt gar mancher Schatz, über den wir uns verwundern, wenn er durch die Wünschelruthe eines neuen Gedankens oder einer anklingenden Erinnerung zu Tage kommt.

Sind aber mit der Entschiedenheit eines Charakters in Liebe und Haß die Juden d. h. die Vorsteher der jüdischen Nation dem Evangelisten ein fremdes verhaßtes Geschlecht geworden, und liegt der Kampf des Paulus bereits siegreich abgeschlossen hinter ihm, bis auf einen einzelnen Nachhall des Gegensatzes von Gesetz und Gnade,[a]) so verleugnet doch sein Evangelium durchaus nicht den jüdischen Ursprung: so emsig fast wie Matthäus sucht er die Ereignisse des Lebens Jesu als in alttestamentlicher Weißagung vorgesehn zu rechtfertigen, und sein Christus eignet dem Judenthum vor andern Völkern das höhere religiöse Bewußtsein zu, „das Heil kommt von den Juden."[b])

Derzeit gilt fast als eine ausgemachte Sache: der Verfasser der Apokalypse kann nicht das Evangelium geschrieben haben! was dann je nach Gründen und Neigungen gegen den Johanneischen Ursprung des Evangeliums oder der Apokalypse geltend gemacht wird. So ganz unmöglich ist die Abfassung beider durch dieselbe Hand doch nicht. Hätte Johannes etwa nahe dem sechzigsten Lebensjahre die Offenbarung ver-

a) Joh. 1, 17. b) Joh. 4, 22.

faßt, warum soll er nicht nahe dem achtzigsten mit der zitternden Hand des Alters, aber mit jugendlich verklärtem Geiste das Denkmal seines eignen höchsten Jugendglückes den Gemeinden Kleinasiens zum nahen Abschiede aufgerichtet haben! Gewiß, beide Schriften sind gar sehr verschieden, hier Geist der Liebe, dort Geist der Rache. Aber beides liegt selbst gleichzeitig in einer Menschenbrust nicht so fern, wie viel weniger, wo eine lange Zeitreihe mit ihren Erfahrungen dazwischen liegt. Beide Schriften sind auch verwandt, der Meister der Tübinger Schule selbst hat diese Verwandtschaft anerkennend das vierte Evangelium eine vergeistigte Apokalypse genannt. Die Verschiedenheit ist durchweg eine höhere Entwickelung des Evangeliums. Was die Apokalypse sinnlich und gewaltsam kommend erwartet in grotesken Bildern, verkündet das Evangelium innerlich kommend in der stillen Macht des Geistes. Aber das Lamm auf dem Thron der Weltherrschaft, das A und das O steht dem Logos des Evangeliums nicht allzufern, ja schon ist sein Name ausgesprochen: der Logos Gottes.[a]) Auch die Sprache ist im Evangelium nur etwas reiner und weniger hebraisirend, die eines Hebräers der in einer griechischen Stadt alt geworden ist. In den Formen hebräischer Poesie bezeichnet die Apokalypse schon den Standpunkt, wo das Judenchristenthum dem Heidenchristenthum die Hand reicht; die 144000 Besiegelten aus den 12 Stämmen Israel umgeben den Thron des gemordeten Lammes als die Erstlinge, aber alsbald erblickt der Seher um den Thron versammelt noch eine unzählbare Menge jeder Nation und Zunge in weißen Kleidern und Palmen in den Händen, die Täuflinge und Märtyrer aus dem Heidenthum.[b]) Die Verherrlichung der zwölf Apostel, daß ihre Namen eingeschrieben stehn auf den zwölf Grundsteinen des neuen Jerusalem, dieser bescheidene Nachklang des Sitzens auf zwölf Stühlen des Messiasreichs,[c]) enthält keine Verkleinerung des Paulus, denn wie weit seine Wirksamkeit alle Apostel überragt, unter den Aposteln, den Zwölfen im ächten historischen Sinne, war doch nicht seine Stätte. Nach einigen tausend Jahren könnte ein Gelehrter auch mit recht stattlichen Gründen erweisen, daß der erste und der zweite Theil des Faust nicht von demselben Dichter verfaßt sein könne.

Aber sei's unmöglich derselbe! so kann der Glaube an die aposto-

---

a) Offenb. 19, 13. b) Offenb. 7, 4 ff. c) Offenb. 21, 14.

lische Urhebung der Apokalypse leicht durch jenen andern Johannes, den Presbyter, entstanden sein, durch den sich Papias evangelische Überlieferungen erzählen ließ. Wurden zur Zeit des Eusebius noch beide Johannisgräber in Ephesus gezeigt, so erklärt sich auch eine gewisse Verwandtschaft beider Schriften, indem der Apostel in denselben Bildungskreis griechischen Christenthums eingetreten ist, aus dem dort die Offenbarung hervorgegangen war.

Ein zweiter Beweis unächter Geburt dieses Evangeliums ist darin entdeckt worden, daß es den Todestag Jesu abweichend von den Synoptikern vor den ersten Passahtag setzt, sowohl damit Christus als das wahre Passahlamm in derselben Stunde hingerichtet erscheine, in welcher die Passahlämmer im Tempelhofe geschlachtet wurden, als auch in parteiischer Theilnahme an den Passahstreitigkeiten seit der Mitte des 2. Jahrhunderts.

Allerdings tritt der Widerspruch des vierten Evangeliums gegen die Synoptiker, denen das Abschiedsmahl und die Einsetzung des h. Abendmahls mit der feierlichen Mahlzeit des Passahlammes zusammenfällt, ebenso unbefangen als unleugbar hervor, und die neusten Versuche, durch Umdeutung der betreffenden Johanneischen Stellen[a]) zu Gunsten der Synoptiker diesen Widerspruch abzuleugnen, sind nur zum Zeichen gesetzt, daß die Aufrichtigkeit protestantischer Schriftauslegung wieder durch eine dumpfe Gläubigkeit bedroht sei. Der Gedanke lag nahe, im Passahlamm ein vorbedeutendes Schattenbild des Opfers am Kreuze zu sehn, dieses sonach, auch im Interesse der Abschaffung alles Opferdienstes, als das wahre auf immer gültige Passahlamm zu betrachten! Der Vierte hat diese Beziehung nur leicht angedeutet, indem er die alttestamentliche Satzung über das Passahlamm, „es soll ihm kein Bein gebrochen werden," als eine Weißagung betrachtet, welche sich dadurch erfüllte, daß die Beine des gekreuzigten Erlösers nicht gebrochen wurden,[b]) und er stellt dem sogleich in Bezug auf den Lanzenstich eine andre Weißagung zur Seite, welche nicht die fernste Beziehung auf das Passahlamm bietet.[c]) Hätte jene Beziehung so großes Interesse für ihn gehabt, um deßhalb die allgemeine Überlieferung vom letzten Passah-

a) Joh. 13, 1. 29. 18, 28. 19, 14. 31. b) Joh. 19, 36. vrgl. 2 Mos. 12, 46. c) Joh. 19, 37. vrgl. Sachar. 12, 10.

mahl umzustoßen, er würde wenigstens seinen Christus das prophetische Passahlamm genannt haben; nur Paulus hat das gethan.[a]) Aber gesetzt auch dieser Gedanke habe ihn beherrscht, so war die typische Beziehung nach dieser Denkweise vollkommen dadurch berechtigt, daß Christus jedenfalls in der Passahzeit gestorben ist, ein Passahopfer. Justin der Märtyrer hat um die Mitte des 2. Jahrhunderts diesen Gedanken, das Passahlamm ein Typus auf den Gekreuzigten, mit ebenso viel Interesse als Geschmacklosigkeit ausgeführt, und doch genügt ihm ganz die synoptische Zeitangabe. Die Forderung des genauen Zutreffens der Stunde gehört nicht zu solchen Deutungen. Zudem nicht das Schlachten der Lämmer, welches durch die Familienväter vor dem Anbruche des Festes geschah und bei der Schlächterei vieler Tausende dieser Thiere im Tempelhofe ziemlich tumultuarisch verlaufen mußte, sondern das Verzehren des Passahlammes im Familienkreise war der Anfang und Höhenpunkt des Festes, das erst am Abende, nach jüdischer Zählung mit dem folgenden Wochentage anhob. Welches Interesse sollte daher einen Nachgebornen, Fremden bewogen haben, der bisherigen Evangelienüberlieferung gegen die geschichtliche Wahrheit zu widersprechen, und so zugleich der Einsetzung des h. Abendmahls ihre feierliche Stätte zu entziehn! Dagegen konnte leicht geschehn sein, daß in der mündlichen Überlieferung das erhabene, schmerzensvolle Abschiedsmahl so unmittelbar vor dem Passah in unbewußter Absichtlichkeit einen Tag vorgerückt wurde, und so das Mahl des neuen Bundes unmittelbar aus dem alten Bundesmahl herauszuwachsen schien, während Johannes der Tischgenosse, vielleicht ohne an einen Gegensatz zu denken, nur in treuer Erinnerung und gelegentlicher Erwähnung das wirkliche Zeitverhältniß herstellte.

Dazu spricht gegen die synoptische Zeitangabe die Unwahrscheinlichkeit, daß am großen Festtage, der einem Sabbath gleichgeachtet wurde, und nicht ein Rüsttag genannt werden konnte, [b]) eine Gerichtssitzung gehalten und eine Hinrichtung zugleich zweier andern Verurtheilten, also für diesen Tag zum Tode Bestimmten, vollzogen worden wäre, während die Johanneische Zeitfolge grade die Eile erklärt, daß man vor dem Anbruche des Festes noch fertig werden wollte.

---

a) 1 Kor. 5, 7. b) Mk. 15, 42.

Die Kirche von Kleinasien begann ihr Osterfest mit den Juden am 14. Nisan, dem Frühlingsmonat, also bei wechselndem Wochentage, wie wir Weihnachten halten, zwar nicht durch das Essen des Passahlammes, das ja nur in Jerusalem gegessen werden durfte, aber durch ein feierliches Liebesmahl, also im vollen Sinne das Abendmahl zur Feier des Todes Jesu, aber als eines überwundenen Todes das heilbringende Passah. Die römische Kirche, indem sie den Accent auf die Auferstehung legte und das Wochenfest derselben den Sonntag auch als Jahresfest durchführte, hielt ihr Ostern stets am Sonntag, der nach dem Frühlingsvollmonde berechnet wurde, also mit wechselndem Monatstage. Als durch Gäste aus Kleinasien in Rom seit dem Jahre 160 die Verschiedenheit zur Sprache kam, und die römische Kirche in ihrer ersten Anmaßung ihren Festgebrauch den Asiaten aufdrängen wollte, beriefen sich diese auf die Ahnenherrn ihrer Kirche, insbesondre auf Polykarpus, daß er noch mit dem Apostel Johannes selbst am 14. Nisan das heilige Mahl gehalten habe.

Hierauf hat sich jene Behauptung gestellt: unmöglich könne derselbe Johannes, der am 14. Nisan mit Polykarpus das hehre Gedächtnißmahl gehalten hat, in einem Evangelium bezeugt haben, daß der Herr in der Nacht, da er verrathen ward, das Passahmahl nicht gehalten habe, und in der folgenden Nacht, als es gesetzlich zu halten war, schon im Grabe lag. Aber warum nicht? Die Passahfeier hat zunächst in Gemeinden fortbestanden, darin Juden- und Heidenchristen gemischt lebten, und hat nur allmälig mit ihrem christlichen Inhalte sich von den gesetzlichen Vorschriften in verschiedenem Maße abgelöst, so daß auch wir noch ein recht unbequemes Stück dieses jüdischen Ursprunges tragen in dem Wechsel der Zeit des Festes nach dem Frühlingsvollmonde. Warum sollte der Apostel, der doch wohl so gut wie Paulus den Juden ein Jude bleiben wollte, diese Feier nicht mitbegangen haben, wenn er auch wußte, daß der Herr schon am Vorabende des Passah zum letztenmal das Brot gebrochen und vom Gewächse des Weinstockes getrunken hatte! Dagegen der Spätgekommene inmitten des Passahstreites, oder vielmehr in der Vorausschauung desselben, wie hätte irgendeine Parteinahme ihn bestimmen können, die geschichtliche Wahrheit und die allgemeine Überlieferung, die gerade der asiatischen Feier am nächsten stand, zu verleugnen in einer Schrift, die anerkann-

termaßen von Kleinasien ausgegangen ist! Überhaupt kam nichts darauf an, ob das letzte Abendmahl ein Passahmahl war oder nicht, denn in frühern Jahren hatte der Herr das Passahmahl doch jedenfalls nach jüdischer Sitte gehalten, und wenn nicht das letzte Mal, so war eben dieses in seiner schmerzlich hehren Weise die vorweggenommene Feier und der überbietende Ersatz. Auch hat noch der schriftkundige Bischof von Ephesus Polykrates die asiatische Feier gegen Rom in einem uns erhaltnen Briefe um's Jahr 190 vertheidigt, also in einer Zeit wo das Johannisevangelium dort und in der ganzen Kirche anerkannt war.

Endlich der Hauptschlag gegen das Logos-Evangelium ist kraft des Logos selbst geführt worden durch die dreifache Behauptung: der Logosbegriff konnte erst nach einer Reihe von Entwicklungen um die Mitte des 2. Jahrhunderts auf Jesus übertragen werden, ein ungelehrter Fischer aus Galiläa war am wenigsten der Mann dazu solch ein gelehrtes Philosophem in den Christenglauben einzuführen, und ein Apostel konnte nicht meinen mit dem Weltschöpfer bei Tische zu sitzen; sonach „Person und Geschichte Jesu in die Formen der Logoslehre zu gießen gehört nicht der lebendig anschauenden Erinnerung, sondern einer spätern Periode der Dogmenbildung an."

Die einfachste Widerlegung wäre die Nachweisung: er ist wirklich der göttliche Logos gewesen und seine eigenthümliche Herrlichkeit ist eben nur durch diesen Begriff angemessen bezeichnet. Die neuere Theologie dürfte auch nur nach den vorliegenden geschichtlichen Forschungen doch schwerlich diese Behauptung wagen. Jene Vorstellung von einer aus Gott hervorgegangenen, also nicht mehr in ihm seienden Vernunft, von einem Logos-Gott, der doch nicht vollkommen Gott ist, konnte nur in der Zeit einer Mischung von Polytheismus und Monotheismus, platonischer Philosophie und jüdischer Theologie entstehn, ja nur auf griechischem Sprachgebiete in dem sinnreichen Doppelsinn vom Logos. Schon die lateinischen Kirchenväter schlagen sich mühsam mit der Übersetzung herum, indem sie es bald durch Sermo die Rede, bald durch Ratio die Vernunft ausdrücken, und keine dieser beiden Hälften erfüllt den Logosgedanken; im lateinischen Sprachgebiete wäre diese Vorstellung nie entstanden, so wenig als im hebräischen.

Das ist nicht zu verkennen, daß Gedanken, die nicht Einfälle eines Einzelnen sind, sondern als geistige Mächte Jahrhunderte durch die

Gemüther beherrschen, ihre Zeit und Stunde haben. Aber die Logosvorstellung war in der apostolischen Zeit vorhanden, ein Lieblingsgedanke des alexandrinischen Judenthums, die höchste von hellenistischer Phantasie gedachte Individualität. Der Messias war die höchste Persönlichkeit des palästinischen Judenthums. Sie lagen beide vor wie auf einander angelegt, ihre Beziehung auf einander schwebte schon in der Luft wie eine Weißagung, da konnte über Nacht geschehn, daß sie sich zusammenfaßten, und so erst die volksthümliche Messiasvorstellung nach ihrer Neigung schon auf jüdischem Boden über das Menschliche hinauszuschreiten, wie sie vorliegt in dem gemordeten Lamm der Offenbarung, vor dem himmlische Heerschaaren anbeten, eine tiefere religiöse wie philosophische Grundlage erhielt.

Gehörte der Fischer aus Galiläa jedenfalls zu den Vertrauten, war er nach dem vierten Evangelium der Lieblingsjünger: ein geistesgewaltiger Mann wie Jesus liebt nicht bloß das treue Herz, was freilich die Hauptsache ist, sondern auch den hochstrebenden, entwicklungsfähigen Geist. Warum sollte der bei seinem nachherigen Dienste unter Hellenen nicht auch Elemente ihrer Bildung in sich aufgenommen haben? und er hat die Logoslehre nicht nach ihrer speculativen Bedeutung sich angeeignet, wiefern sie die Vermittlung bilden soll zwischen der Undenkbarkeit Gottes und seiner alttestamentlichen Erscheinung, seiner Weltflucht und seiner Weltregierung, sondern nur im religiösen Interesse der Verherrlichung seines Christus. Er hat auch die Gewissenhaftigkeit, diese Logosverkündigung nur wie ein Morgengeläute am Eingange seines Evangeliums ertönen zu lassen, ohne sie unmittelbar auf Jesu Lippen zu legen. Freilich als er noch an der Brust seines hohen Meisters gelegen hat, wird er ihn nicht wie einen Dalai-Lama für den Weltschöpfer gehalten haben.

Ganz anders die Lage der Dinge durch den Umschwung, der schon im Glauben an die Auferstehung lag, und dann im hohen Alter, das Johannes nach der Ephesinischen Überlieferung erreicht hat. Er waltet wie ein Hoherpriester unter solchen, welche ihr ewiges Heil auf den Gekreuzigten gründen, er sieht bereits den beginnenden Sieg der Sache, für die er ausschließlich gelebt hat, in Kleinasien veröden schon die Tempel der alten Götter, Christus weithin anerkannt als Weltheiland, unwiderstehlich fortschreitend zur geistigen Weltherrschaft, dazu die jüdische

Ehrfurcht vor dem Messias, jetzt umgestaltet zur Erwartung seiner Wiederkehr mit den himmlischen Heerschaaren, vor allem der tiefe Eindruck seiner erhabenen, durch den Tod verklärten Persönlichkeit: denken wir uns das Herz des Schoßjüngers von all' dieser Erinnerung und Gegenwart bewegt, dem in einem Gemeindekreise griechischer Bildung etwa durch den gelehrten Alexandriner Apollos das Philosophem vom göttlichen Logos entgegengebracht wurde, wie nahe lag es da, daß er in demselben das Wort des ihn erfüllenden Geheimnisses, den vollen Ausdruck seiner unendlichen Liebe und Huldigung erkannte.

Aber hier wendet sich auch in Betracht der wirklichen Beschaffenheit des vierten Evangeliums das gegnerische Anzeichen zum Bekräftigungszeugniß. Wenn ein Fremder, der Sohn eines andern Jahrhunderts vom Standpunkte der Logoslehre aus ein Leben Jesu geschrieben und seinen Stoff theils aus den synoptischen Evangelien theils aus eigner Phantasie geschöpft hätte: es würde die Wundergeschichte eines Gottes in Menschengestalt geworden sein, in der das Menschliche als die Maske des göttlichen Logos nur ein Verschwindendes wäre. Dagegen und das gerade ist der eigenthümliche Zauber dieses Evangeliums, nur auf dem Goldgrunde des göttlichen Logos dieses Bild der vollen innigen Menschlichkeit Jesu, diese Theilnahme an allem Menschlichen, dieser fast sentimentale Zug, diese Thränen an Lazarus Grabe, diese wehmuthvollen und doch so kraftvollen Liebesworte am letzten Abendmahl, dieses alles trotz des Logos und seiner Allmacht bewährt uns den Apostel mit der Fülle eigner Erinnerungen, sein Dogma hat ihn nicht um den Hauch frischen menschlichen Lebens gebracht, durch den goldnen Panzer des Logos fühlt man den Pulsschlag des menschlichsten Herzens, an dem er gelegen hat; ein fremdes Himmelswesen ist an die Stelle des geliebten Menschen getreten, während die persönlichste Erinnerung dasselbe immer wieder mit der lebendigsten geschichtlichen Wahrheit durchdringt. Wie Herder dieses Evangelium auffaßte: „es ist ein tiefer stiller See, in welchem sich mit der Erinnerung der schönsten Jugendzeit im Leben des Johannes als einem anmuthigen Ufer der Himmel selbst mit Sonne und Gestirnen spiegelt."

Noch ein zweiter Grund gegen den apostolischen Ursprung wendet sich gleichfalls für denselben: ein ganz anderer Schauplatz der sich aufthut, insbesondre durch die Festwanderungen nach Jerusalem. Aber

haben diese nicht wirklich stattgefunden, so daß der Vierte sie zwar nicht einem bestimmten Evangelium, aber der gesammten galiläischen Überlieferung ergänzend anfügt, was sollte zur Erdichtung dieser gesetzeseifrigen Wallfahrten den bewogen haben, hinter dem die Gesetzestafeln zertrümmert liegen! An sich ist wahrscheinlich genug, daß der, dessen Beruf es mit sich brachte vom ganzen Volke Gottes anerkannt zu werden als Messias, diese Anerkennung da suchte, wo ein großer Theil dieses Volkes sich alljährlich zu den hohen Festen in der heiligen Stadt versammelte. Hätte Jesus fortwährend seine hohen Ansprüche in den Thälern Galiläas verborgen, so durfte man zu ihm sagen, was seine Brüder ihm vorhielten, als er an einem der kleinen Feste Jerusalem vermeiden zu wollen schien.[a]) Auch finden sich in den synoptischen Evangelien selbst die Spuren solches frühern Aufenthalts in Jerusalem. Die Rede, „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigst die zu dir Gesandten, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihren Flügeln, und ihr habt nicht gewollt!“ [b]) diese wehmüthige Klage war kaum berechtigt, wenn Jerusalem nur die wenigen Tage vor dem Todespassah seinen Messias gesehn hätte; selbst als Citat aus unbekannter Schrift konnten diese Worte tiefen individuellen Klanges nicht in Jesu Mund gelegt werden mit dem Bewußtsein, daß er dort nie vorher sein Evangelium verkündet hatte. Auch nach den Synoptikern hat Jesus zuverlässige Gastfreunde in Bethanien; so nahe der Hauptstadt,[c]) daß hierdurch ein früherer Aufenthalt daselbst bescheinigt wird, und das mehrfache Aufbrechen nach Jerusalem, diese fast Kreuz- und Querzüge nach dem Lukas-Evangelium [S. 99] erklären sich kaum anders als durch das unbewußte Zusammenwerfen verschiedner Festzüge dahin. Für die Austreibung der Händler aus dem Tempel hat man deßhalb bei den Synoptikern die richtigere Zeit finden wollen, weil solche Gewalthandlung gleich am ersten Passah offne Feindschaft gebracht hätte mit der jüdischen Hierarchie. Allein es wird doch nur als die That eines Propheten, eines Eiferers für das Gesetz angesehn. Am Todespassah, als Jesus bereits vom Hohenrath gebannt und geächtet war, hätte diese That weit eher als Verhöhnung der Obrigkeit ausgesehn, und würde

---

a) Joh. 7, 1—8. b) Mt. 23, 37. Lk. 13, 34. c) Mt. 21, 17. Mk. 11, 11.

als Aufruhr in der Anklage geltend gemacht worden sein. Auch mochte Jesus damals weit weniger veranlaßt sein, polizeiliche Maßregeln zu üben für die Reinhaltung der jüdischen Cultusstätte, deren Untergang er schon im Geiste schaute. Übrigens besteht hier gar nicht ein unmittelbarer Gegensatz gegen die Zeit der Synoptiker: diese haben die Tempelreinigung nur auf ihr Gesammtpassah verlegt, da sie nur dieses Eine kennen, Johannes in seiner Unterscheidung der Feste hat es an seine geschichtliche Stelle gerückt. Dagegen als einen beliebigen Grund dieser Versetzung konnte man nur das Interesse anführen, den Logos-Christus gleich anfangs auf dem großen Schauplatze der heiligen Stadt im vollen Kampfe mit der jüdischen Hierarchie darzustellen. Dieses, um es künstlich und gegen die Geschichte zu machen, wäre doch gar zu sehr gegen die wahre Kunst der allmäligen Steigerung des Interesse gewesen, und mag sich auch der Verfasser, wie wir ihn denken, um diese Kunst wenig bekümmert haben, je mehr er als ein schriftstellerischer Autor gedacht wird, desto weniger kann solch ein schriftstellerischer Fehler als absichtlich gemacht ihm zugetraut werden.

Hat aber der Vierte die Zeit- und Ortsanschauung der Synoptiker berichtigt, so ist seine geschichtliche Bedeutung überhaupt nicht in Zweifel zu ziehn, so ist er nicht der Unbekannte eines spätern Jahrhunderts. Immer bleibt seltsam, daß die Synoptiker nicht der Weinverwandlung noch der Auferweckung des Lazarus gedenken, die, wenn sie geschehn sind, wie der Vierte sie erzählt, sich der Erinnerung aller Volksgenossen einprägen mußten; doch kann dieses Schweigen in mancherlei unbekannten Gründen oder Zufälligkeiten verborgen liegen. Ein Evangeliendichter, der eine neue Lehre aufbringen wollte, würde sich grade in Darstellung der Ereignisse an das Hergebrachte gehalten haben, er durfte nicht zugleich eine unbeglaubigte Geschichte bringen: ein Apostel war nicht an die bereits sich feststellende Überlieferung gebunden, er war noch ein lebendiger Quell derselben.

An diese Merkmale der Ursprünglichkeit schließt sich noch eine Reihe kleiner Merkzeichen. In den synoptischen Evangelien wird der andre Johannes der evangelischen Geschichte regelmäßig als der Täufer unterschieden: im vierten Evangelium ist er einfach als Johannes eingeführt;*) nur für den Apostel selbst lag der Gedanke fern, daß er mit

*) Joh. 1, 19.

jenem verwechselt werden könnte. Aber durch's ganze Evangelium geht eine ungenannte gleichsam verschleierte Gestalt eines Jüngers. Undenkbar, daß der Verfasser nicht gewußt hätte, wer dieser Jünger sei, den Jesus lieb hatte, der bei dem Abschiedsmahl an seiner Brust lag, der mit Petrus dem gefangenen Herrn nachfolgte, dem Jesus die Mutter vererbte, der wieder mit Petrus zum Grabe des Auferstandenen eilte:[a]) also muß irgendeine besondre Beziehung des Verfassers zu dieser Person stattgefunden haben, ein Grund sie nicht zn nennen. Was liegt da näher, als daß er sich selbst bezeichnet mit dem Namen, der den höchsten Inhalt und das Glück seines Lebens ausspricht. Wer dagegen gesagt hat, das wäre Selbstüberhebung gewesen, der hat sich schlecht verstanden auf diesen Stolz des Geliebtseins durch den über alles Geliebten. Jedenfalls ist solch eine feine Bezeichnung sicherer, als wenn der Seher der Offenbarung, die zwar Sendschreiben enthält, doch kein Brief ist, sich Johannes nennt.

Denselben Eindruck macht die Erzählung von den beiden Jüngern, die zuerst sich dem Herrn anschließen, Andreas und ein Anderer, Ungenannter, eine Erzählung, die aus lauter unbedeutenden Äußerlichkeiten besteht.[b]) Wie hat ein sonst so geistvoller Autor dergleichen schreiben können? Alles ist erklärt, wenn Johannes selbst dieser Ungenannte ist, das Ereigniß sein erstes Zusammentreffen mit Jesu, das über sein Leben entschied in alle Ewigkeit. Alles steht ihm noch lebendig vor Augen, wie sie ihm nachgingen, wie Jesus sich wandte und frug: was sucht ihr? wie sie sahn, wo er blieb und blieben bei ihm denselben Tag, und es war um die zehnte Stunde; alles will er mit liebenswürdigem Egoismus auf die Nachwelt bringen.

Aber nicht von seiner Hand ist das letzte Kapitel, nachdem das vorhergehende feierlich das Evangelium beschlossen hat.[c]) Der Zweck dieses Anhangs war die Berichtigung einer Sage, daß Johannes nicht sterben werde, wie dieselbe trotz dieser Zurückführung auf ihren bedingten Anlaß sich nachmals mit der unleugbaren Wirklichkeit ausgeglichen hat in dieser Umbildung, daß der Apostel sich müde in ein Grab unter Blumen gelegt habe und darin schlummere bis zur Wiederkunft des

---

a) Joh. 13, 23. 18, 15. 19, 26 f. 20, 3 f. b) Joh. 1, 35–41. c) Joh. 20, 30 f.

Herrn. Solch eine Sage, weltlich ausgedrückt, daß der Tod einen vergessen habe, pflegt sich nur an hochbejahrte Personen zu hängen, und so liegt darin ein Nebenzeugniß für die Überlieferung vom hohen Alter des Johannes; wie auch die besondre Merkwürdigkeit, welche die Sage darin findet, daß dieser Eine nicht sterben werde bis der Herr wiederkehrt,[a]) auf die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts deutet, während zur Zeit des Paulus ihrer Viele erwarteten, nicht zu sterben, sondern bei dem Rufe der Posaunen nur überkleidet und entrückt zu werden.[b]) Ein Interesse zur Berichtigung jener Sage konnte nur in einem dem Johannes befreundeten Kreise und bald nach seinem Tod entstehn, daher wie das Kapitel schließt mit einer Betheuerung der geschichtlichen Treue des Evangelisten und mit einer übertreibenden Wiederholung seines ächten Schlusses, enthält es ein Zeugniß aus einem diesem Jünger nah verbundenen Kreise, dem freilich für ein rechtsgültiges Zeugniß die Namensunterschriften fehlen.

Dagegen der Versuch, mit demselben Rechte wie diesen Anhang noch andre Bestandtheile, zumeist die durch ihre Wunderbarkeit Befremdlichen, auszuscheiden, ist ebensosehr gescheitert an dem Nichtvorhandensein irgendeiner formellen Berechtigung wie an der ausgeprägten Einheit dieses Schriftwerks.

Noch manches Räthsel enthält dieses hohe Evangelium in dem was es berichtet, in dem was es verschweigt, und das Sinnen der Christenheit über dasselbe, soweit sie sich nicht bloß erbauend, sondern denkend dazu verhält, wird schwerlich jemals enden. Strauß brachte die dritte Auflage seines Lebens Jesu mit dem Geständnisse, „daß ein erneuertes Studium des vierten Evangeliums mir die früheren Zweifel an der Ächtheit und Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums selbst wieder zweifelhaft gemacht hat. Nicht als ob ich von seiner Ächtheit überzeugt worden wäre, nur von seiner Unächtheit bin ich es nicht mehr. Unter den so eigenthümlich sich stoßenden und durchkreuzenden Merkmalen der Glaubwürdigkeit und des Unglaubhaften, der Nähe und der Ferne von der Wahrheit in diesem merkwürdigsten Evangelium hatte ich mit einseitig polemischem Eifer einzig die, wie mir schien, vernachläßigte, ungünstige Seite hervorgehoben: unterdessen ist auch die andre Seite all-

a) Joh. 21, 22 f. b) 1 Theß. 4, 15—17. 2 Kor. 5, 4.

mälig in mir zu ihrem Rechte gekommen, nur daß ich nicht im Stande bin, ihr die entgegengesetzten Beobachtungen ohne Weitres zum Opfer zu bringen." Das ganze Unternehmen von Strauß, die Mythen-Umrankung abzureißen, die den dürren Stamm des Kreuzes überwuchert habe, war in Zweifel gestellt, so lange dieser Zweifel auf demselben lag, und war verurtheilt, sobald die Ebenbürtigkeit dieses Evangeliums anerkannt wurde. Er ist daher schon bei der folgenden Auflage seines Werkes auf die entschiedne Verwerfung zurückgekommen.

Der Meister der Tübinger Schule ist in demselben Urtheil besonders durch die Bemerkung verhärtet worden, daß alle Thatsachen in jenem Evangelium nur eine ideale Bedeutung haben, die Herrlichkeit des göttlichen Logos darzustellen; daß alle Personen, die an den umherwandernden Gott herantreten, nur als Typen gelten für eine bestimmte Art des Verhaltens zu ihm, als Repräsentanten einer bestimmten Classe von Menschen. So repräsentire Nikodemus das gläubig werdende, aber noch scheue Judenthum, das samaritanische Weib die Glaubensgeneigtheit zugleich mit den Verirrungen ihres Volksstammes, Maria und Martha diese doch schon von Lukas vorgezeichneten Urbilder der beiden Arten ihres Geschlechts. Auch die Wunder dieses Evangeliums, die erdichteten wie die entlehnten, hätten nur allegorische Bedeutung: die Weinverwandlung bezeichne die Geisteswirksamkeit Jesu im Gegensatze der Wassertaufe des Johannes; die Heilung aus der Ferne die Heilkraft des Evangeliums in der Ferne der Räume und Zeiten; die Volksspeisung daß er selbst das lebendige Himmelsbrot, die Heilung des Blindgebornen daß er das Licht der Welt, die Erweckung des Lazarus daß er selbst die Auferstehung und das Leben. Man darf dies zugestehn mit dem Vorbehalte, daß der bunte Reichthum geschichtlicher Wirklichkeit über den abstracten Dienst jener Idee vielfach hinausgreift. Göthe, der in Wahrheit und Dichtung ein möglichst treues Bild seiner Jugend aufgestellt hat, sagte einmal zu Freund Eckermann: „Ein Factum unsers Lebens gilt nicht insofern als es wahr ist, sondern insofern als es etwas bedeutet." Dieses Bedeutende ist es, woran sich Johannes mehr als seine Vorgänger gehalten hat, mit dem klaren Bewußtsein davon, daß er aus vielem Andern eben dieses ausgewählt habe.*) Die

*) Joh. 20, 30.

Ideen sind nicht so ohnmächtig, daß sie nicht, wenn auch unvollständig, sich verwirklichen könnten, und das wahrhaft Geschichtliche, das im Andenken der Nachwelt fortzuleben verdient, ist eben die Verwirklichung dieses Idealen. Auch kennt jeder ächte Geschichtschreiber diese Kunst, die Johannes auf geniale Weise wohl unbewußt geübt hat, die unabsehbare Masse des Stoffes dadurch zu bewältigen und zu einer klaren Anschauung zu bringen, daß einzelne Personen und Begebenheiten mit diesem repräsentativen Charakter herausgegriffen werden. Sollte das Repräsentativsystem in ganz Europa untergehn, in der Geschichtschreibung wird es sicher fortbestehn.

Sind wir hiernach berechtigt, nach Erwägung aller gewichtigen Bedenken, die Fahne des Johannes noch immer hochzuhalten, so fordert doch protestantische Aufrichtigkeit ein großes Zugeständniß in Bezug auf die Johanneischen Reden Jesu, zu denen dießeits der Leidensgeschichte die Ereignisse und Örtlichkeiten insgemein nur den Rahmen bilden.

Nicht das zunächst spricht gegen ihre Ursprünglichkeit, daß sie ganz anders lauten als die synoptischen Reden Jesu. Die verschiedne Art der Auswahl und Bewahrung mag da viel erklären. Die Synoptiker enthalten theils Parabeln, also kleine Geschichten die auch ein Kind behält, theils mit den Ereignissen verwachsene kurze Gespräche und eindringliche Kernsprüche, deren jeder wie mancher fliegende Blumensame ein Häkchen hat, um sich in's Gedächtniß der mündlichen Überlieferung festzuhaken, während die langen Reden im vierten Evangelium sich höchstens in die Erinnerung eines treuen Jüngers einschreiben und täglich mit Andacht angeschaut bis in sein Alter erhalten mochten. Sie sind doch der Art, daß ohne eine besondre Gedächtnißkunst, die nicht grade zum Apostel gehört, diese langen, fast eintönigen, aus einander sich entwickelnden Gedankenreihen gar nicht wörtlich behalten werden konnten. Es läßt sich noch heut erfahren, wer einem volksthümlichen Kreise ein synoptisches Evangelium und darnach das Johannis-Evangelium vorläse, daß von diesem vielleicht der allgemeine Eindruck tiefer und ergreifender sein wird, aber nur von jenem werden sich eine Menge Einzelnheiten in den Volks- und Kinderköpfen erhalten.

Daß der Styl des Johannes von seinen Reden Jesu so gar nicht verschieden ist, hat man allenfalls dahin erklärt, daß er seine Schreib-

weise nach Jesu Redeweise gebildet habe. Aber auch sein Johannes der Täufer spricht in derselben Weise, und der Verfasser selbst scheint die Unverletzlichkeit dieser Reden so wenig zu beachten, daß er sie unmerklich in seine eignen Reflexionen übergehen läßt, ohne daß man den Einschnitt genau nachweisen kann.[a]) Diese Reden bewegen sich insgemein in hohen Bildern geistigen Inhalts, die regelmäßig fleischlich mißverstanden werden, und der Redende thut so gar nichts wenigstens dieses Mißverständniß abzuschneiden, so daß die öffentlichen Reden in der Regel mit gesteigerter Verbitterung enden. Dieses will sich doch schwer ausgleichen mit der Verständlichkeit und dem gewinnenden Erfolge der synoptischen Reden. Die Erhabenheit Jesu über alle seine Umgebungen scheint sich dem Apostel so tief eingeprägt zu haben, daß er auf diese Weise sie darzustellen meinte, alle hätten ihn nicht verstanden; ohne zu bedenken, wie er dadurch seine Lehrweisheit beeinträchtige. Auch berufen sich solche Reden, welche in der großen Stadt und in verschiedenen Festzeiten doch schwerlich zu derselben feindseligen Menge gesprochen sind, auf einander;[b]) welche Beziehung doch erst schriftstellerisch hineingetragen sein kann. Sie enthalten großentheils Entwickelungen aus dem Logosbewußtsein heraus, das auf seine heilbringende Anerkennung dringt. Einige hohe Aussprüche der Art kommen vereinzelt auch in den synoptischen Evangelien vor,[c]) doch mit dem Unterschiede, daß da auch die höchste Macht ihm nur von seinem himmlischen Vater übertragen ist zur Gründung seines Reichs, dem Logos ist sie angeboren, uranfänglich.

Scheint sonach der Griffel des Autors mehrfach hineinzugreifen in diese Reden aus göttlichem Munde, so könnte der Verdacht entstehn, daß Johannes seine größern Reden Jesu auf ähnliche Weise componirt habe wie Plato die Reden seines Sokrates. Wie ein Schreckenswort tönt uns der Ausruf des Sokrates entgegen: welch einen wunderlichen Sokrates hat Plato aus mir gemacht! Würde vielleicht unser Herr, wenn er das vierte Evangelium gelesen hätte, ähnlich ausgerufen haben: welch einen wunderlichen Christus hat mein Johannes aus mir gemacht!

---

a) Joh. 3, 16 ff. 31 ff. b) Joh. 10, 26. vrgl. 10, 14 ff. c) z. B. Mt. 11, 27. 28, 18.

Indeß der bedrängte Gemahl der Xantippe konnte mancherlei Anlaß haben sich über den Sokrates in den Platonischen Gesprächen so scherzend zu äußern, während doch anerkannt ist, daß dieser ideale Sokrates mit seiner tiefsinnigen Weisheit der großen Wirkung, die er unleugbar auf das griechische Volk geübt hat, weit mehr entspricht als der Sokrates des alltäglichen Lebens, wie Xenophon ihn geschildert hat. Thucydides bevorwortet über die von ihm mitgetheilten Reden seiner Staatsmänner und Helden: „Was die angeführten Reden betrifft, so wär' es für mich als Ohrenzeugen, wie auch für Andre, die mir solche anderswoher hinterbrachten, allzuschwer gewesen, die Ausdrücke in ihrer ursprünglichen Gestalt zu behalten. Sie wurden daher von mir so wiedergegeben, wie ich glaubte, daß jeder unter den obwaltenden Umständen am angemessensten geredet haben möchte, wobei ich mich so nah wie möglich an den allgemeinen Sinn des wirklich Gesprochenen hielt." Die Schlachten, von denen die classischen Geschichtschreiber erzählen, sind wirklich geschlagen worden und nicht selten mit möglichster Treue geschildert, aber die Reden, welche die Feldherrn vorher halten, gehören gutentheils der Rhetorik des Geschichtschreibers, obwohl gerade die Staatsreden in der Geschichte des Thucydides einen tiefen Einblick in die Motive der Handelnden gewähren. Bei dieser Freiheit antiker Geschichtschreibung konnte vielleicht auch ein Apostel es nicht für einen Raub halten, wenn er aus seinen Erinnerungen, auf unvergeßlichen Grundworten und aus dem gläubig vorausgesetzten Logosbewußtsein heraus jene Reden fortgesponnen hat. Gewiß hat er nicht gemeint den geliebten Herrn etwas sagen zu lassen, was der nicht gesagt haben könnte, vielmehr hat er auch einzelne Reden seiner Erinnerung in solcher Treue überliefert, daß wir abweichend von seiner eignen spätern Deutung den ursprünglichen Sinn der Rede noch zu erkennen vermögen, so die Rede von der Zerstörung und Wiederaufrichtung des Tempels, welche Johannes nachmals irrig auf die Auferstehung deutete.*) Dazu liegt auf diesen Reden der eigenthümliche Reiz, der von Alters her sinnige Gemüthe an das einige zarte Hauptevangelium gefesselt hat, daß sie vom Logos und seiner Gotteshähe redend, im Grunde die tiefsten Beziehungen der ganzen Menschheit zur Gottheit aussprechen, und wäre dies etwa ihr ursprünglicher

*) Joh. 2, 19—22.

Inhalt, das ideale Ziel der Menschheit nur zusammengefaßt in Christo, so konnten daraus in der denkenden Phantasie eines Logosgläubigen diese Reden fast unwillkürlich hervorwachsen.

§. 24. Katholische Briefe.

Nachdem Paulus im Bedürfniß, abwesend befreundeten Gemeinden gegenwärtig zu sein, diese neue Form der religiösen Mittheilung aufgebracht hatte, sind auch andre christliche Ansprachen und Abhandlungen in Briefform mehr oder minder in's allgemeinehin erlassen und deßhalb nach ihrer Mehrzahl nachmals unter dem Namen katholische Briefe zusammengefaßt worden.

Der nach Johannes genannte erste Brief ohne eigentliche Briefform, doch für einen nahverbundenen Kreis von Lesern von einem Verfasser, der sich absichtlich, doch unverdächtig, als einen Augenzeugen der geschichtlichen Wirklichkeit des Logos gibt,[a]) und auf seine Anerkennung im Fleische als Christus den höchsten Werth legt, wenn auch nicht Begleitungsschrift des vierten Evangeliums, doch demselben verwandt in Vorstellungs- und Ausdrucksweise, ist ein Liebesbrief, der in der Liebe Wahrheit, Licht, Leben und aller Räthsel Lösung findet, und doch mit der Härte, die selbst von der Fürbitte abmahnt für bestimmte Sünden innerhalb der Gemeinde.[b]) Die Bezeugung des Eusebius, daß Papias diesen Brief gebraucht habe, läßt unbestimmt, ob als Schrift des Apostels; der spätern deßfalligen Überlieferung ist nur einzuräumen, daß ein bestimmter Grund dagegen nicht vorliegt.

Die beiden andern Johannisbriefe, nicht eigentlich katholische, sondern an bestimmte Personen, gestatten bei dem wenig charakteristischen Inhalte noch weniger eine Bestimmung ihres Ursprunges; die Selbstbezeichnung nur als Presbyter scheint auf jenen andern Johannes in Ephesus hinzuweisen.

Der Brief des Jakobus, wie der Verfasser selbst sich nennt, an die 12 Stämme in der Zerstreuung, christlich-jüdische Volksgenossen außerhalb Palästinas, enthält eine kernige Ermahnung zur Treue am Gesetz im ethischen Sinne der Bergpredigt gegen allerlei Mißstand, insbesondre gegen die Verweltlichung durch Reichthum und gegen alles

---

a) 1 Joh. 1, 1—3. b) 1 Joh. 5, 15 f.

bloße Gerede vom Glauben. Die Überlieferung von Jakobus, dem Bruder des Herrn,[a]) dem Gerechten, der mit den Aposteln und nach ihnen der Gemeinde zu Jerusalem vorstand, paßt zu diesem einfachen thatkräftigen Christenthum; aber erst im 3. Jahrhundert und noch lange zweifelnd hat die Kirche diesen Ursprung des Briefes anerkannt.

Der erste Brief des Petrus, wie auch dieser Verfasser sich selbst bezeichnet, als Apostel und der Christi Leiden mitangesehn hat,[b]) aus Babylon an die Christen von Asien zunächst über ihren Wandel unter den Heiden zur Zeit drohender und schon begonnener Verfolgung, wird in so hohem Ursprunge bedroht durch die ganz äußerliche Abhängigkeit, einerseits von Paulinischen Briefen, insbesondre an die Römer und Epheser, andererseits vom Jakobusbriefe, ohne eine innere auch nur versuchte Vermittlung beider; man müßte sich denn darauf berufen, daß ein Mann von großer voranschreitender Thatkraft doch ein unselbständiger Schriftsteller sein kann. Er hat wie die Andern alle auf die Wiederkunft des Herrn geharrt, ohne daß er deßhalb in apostolischer Theilung mit dem seligmachenden Glauben des Paulus und der seligmachenden Liebe des Johannes sich die Hoffnung zugeeignet hätte.

Der kleine Brief des Judas, der sich den Bruder des Jakobus nennt, also bescheidne Bezeichnung statt Bruder Jesu,[c]) bei der Möglichkeit dieses Ursprungs, ist an eine bestimmte, doch ungenannte Gemeinde gerichtet, in zorniger Abmahnung gegen Ausschweifende und Spötter in derselben, mit Anführung einer jüdischen Sage und eines jüdischen Sagenbuchs wider dieselben,[d]) deren Entstehungszeit doch zu wenig gesichert ist, um daraus einen sichern Schluß zu ziehn.

Ein zweiter Brief Petri, der sich mit starker Absichtlichkeit diesen Ursprung bezeugt,[e]) schon mit Berufung auf apostolische Lehren und Paulinische Briefe,[f]) ist großentheils eine nicht durchaus glückliche Nachahmung des Briefes Juda, gerichtet gegen solche, die an Mythen in der evangelischen Überlieferung dachten und über das Verziehen der Wiederkunft des Herrn spotteten;[g]) nach diesen Malzeichen jenseit des apostolischen Jahrhunderts entstanden.

---

a) Vrgl. Gal. 1, 19. 2, 9. b) 1 Petr. 5, 1. c) Mk. 6, 3. Mt. 13, 55. d) Jud. 9. 14 f. e) 2 Petr. 1, 1. 14. 18. 3, 1. 15. f) 2 Petr. 2, 15 f. g) 2 Petr. 1, 16. 3, 3 f.

§. 25. Unversehrtheit, Auslegung, Glaubwürdigkeit.

Für die treue Bewahrung des heiligen Textes spricht für das A. Testament die Ehrfurcht der Juden vor dem heiligen Buchstaben und selbst manche Abweichung der Septuaginta vom hebräischen Texte, als in welcher die alexandrinische Absichtlichkeit nicht zu verkennen ist. Für das N. Testament stehen ein, theils Anführungen einzelner Sprüche bei den Kirchenvätern bis hinauf zu den Schülern der Apostel, theils Handschriften, von denen doch die ältesten, der Codex welcher im Vatican aufbewahrt wird und der neuerlich im Sinai-Kloster aufgefundene, nicht über das 4. Jahrhundert hinaufreichen; auch Übersetzungen, insbesondre die syrische und die alte lateinische, bezeugen die im 2. Jahrhundert geltenden Lesarten. Die frühen Streitigkeiten und Vorwürfe gegen die Ketzer wegen Fälschung der H. Schriften beweisen die Eifersucht, mit welcher man in der Kirche über dieselben wachte.

Doch konnte diese Sorgfalt nicht verhindern bei der Wanderung durch die Hände der Abschreiber in so vielen Jahrhunderten, daß nicht durch Unvorsichtigkeit oder parteiische Wünsche und vermeintes Besserwissen zahlreiche Stellen verändert wurden. Für die gedruckten Ausgaben hat sich durch die Betriebsamkeit gelehrter Buchdrucker ein Text gebildet, der als der hergebrachte für wohlbegründet gehalten und durch fromme Scheu beschützt wurde. Doch haben gelehrte Engländer aus den alten Handschriften abweichende Lesarten gesammelt zu Tausenden. Als zu Anfange vorigen Jahrhunderts einem pietistischen Studenten in Tübingen, Johann Albrecht Bengel solch eine Sammlung in die Hände fiel, ergriff ihn die Angst über diese Unsicherheit des göttlichen Worts. Er selbst hat durch die gewissenhaftesten Forschungen diese Unsicherheit gar sehr vermindert, aber auch gewagt die ihm bewährtesten Lesarten in den Text aufzunehmen. Seitdem sind mit denselben Mitteln, durch welche die classischen Werke des Alterthums wiederhergestellt wurden, und mit noch reicheren, da die Klöster, welche die Denkmale des heidnischen Alterthums bewahrt haben, noch größere Mühe auf Abschriften der H. Schrift verwandten, die ächten Lesarten fast durchaus sicher hergestellt; über irgendeine Lehre ursprünglichen Christenthums besteht auf diesem Grunde eine Unsicherheit nicht.

Die H. Schrift ist auszulegen wie jedes andre Denkmal des Alter-

thums. Von diesem einfachen, sich von selbst verstehenden Gesetze hat die eigenthümliche Bedeutung der Bibel als Urkunde der Offenbarung, als Gesetzbuch der Kirche und als religiöses Volksbuch drei diesen Beziehungen entsprechende Abweichungen veranlaßt: die allegorische, kirchliche und moralische Auslegung.

Wenn ein Zeitalter von neuen religiösen Gedanken bewegt wird, während es durch Gesetz oder Pietät an alte heilige Schriften gebunden ist, geschieht die Ausgleichung gern durch Hineinlegung des neuen Sinnes unter die alterthümlichen Vorstellungen als weißagende Bilder desselben. Dieses Allegorisiren gehörte weniger dem Christenthum an als der Zeit seiner Geburt, wo von allen Enden der Welt in den Abgrund des römischen Reichs die Geister zusammenströmten, und da wo morgenländische Phantasie und abendländischer Geist ihre Brautnacht hielten, in der Weltstadt Alexanders finden wir diese Lust an Allegorien bis zur Abgeschmacktheit bei Philo, der dadurch seine platonische Philosophie mit seinem Judenthum versöhnte. Die griechischen Philosophen, als sie den Volksglauben wider das Christenthum zu retten suchten, waren zur allegorischen Deutung der alten Göttersagen veranlaßt, und so überall wo es dem Geiste unheimlich wird im Herkommen des Buchstabens ohne den Muth zur Durchbrechung desselben. Aber auch die Ehrfurcht vor der H. Schrift, als von Gott selbst verfaßt, verlockte zum Allegorisiren, wiefern nach dem buchstäblichen Verständnisse manches Minderbedeutende eines solchen Autors nicht würdig erschien. Origenes, gleichfalls in Alexandrien heimisch, gilt als der Chorführer dieser Auslegung: den buchstäblich geschichtlichen Sinn hat er anerkannt, wo er nicht auf Gottes unwürdige Vorstellungen führe, überall aber im buchstäblichen einen tiefern allegorischen, obwohl nur durch besondre Erleuchtung erkennbaren Sinn. Auch bedurfte man oft dieses zwiefachen Sinnes, um in den Weißagungen der Propheten ihre Erfüllung an Christus zu erkennen.

Die kirchliche Auslegung ist der katholischen Theologie geboten, theils unbestimmt in der Geltendmachung eines von angesehnen Kirchenlehrern der Vorzeit ererbten Verständnisses der H. Schrift, theils in voller Bestimmtheit nach der Voraussetzung, daß die H. Schrift den von der Kirche festgestellten Dogmen in keiner Weise widersprechen könne. Die protestantische Theologie verwarf diese Abhängigkeit, doch

die Orthodoxie ließ unwillkürlich ihre eigne Schriftauslegung durch die Satzungen ihrer Kirche bestimmt werden.

Die moralische Auslegung, welche, unbekümmert um den eigentlichen Sinn, die Schrift bloß zur sittlichen Belehrung und Erbauung auslegen will, wurde von Kant empfohlen, nicht als ein wissenschaftliches Verfahren, sondern nur um den möglichsten Nutzen der H. Schrift als des einmal eingeführten religiösen Volksbuchs zu erreichen.

Jede dieser drei Besonderheiten trägt ihre Verwerfung nur in ihrer Ungemessenheit. Die H. Schrift enthält manche schöne Allegorie, und erst am letzten Abendmahl freuten sich die Apostel daran, daß der Herr jetzt frei heraus rede und nicht in Gleichnissen.[a]) Wenn er sich den guten Hirten nennt der das verlorne Schaf sucht, den Weinstock dessen Reben wir sind, so liegt da eine Allegorie und ihr Sinn offen zu Tage. Auch die allegorische Deutung in der Weise der jüdischen Schulen fehlt nicht ganz, so wenn Paulus im Sohne der Sklavin und im Sohne der Sara Gesetz und Evangelium vorgebildet findet.[b]) Man wird darüber zwar urtheilen wie Luther, daß „die Allegorie von Sara und Hagar zum Stich zu schwach ist, denn sie weicht ab vom historischen Verstand." Aber solche Allegorien sind oft nur ein Gedankenspiel, das treffend und geistreich sein kann, wie wenn Origenes die Erscheinung des Moses und Elias auf dem Berge der Verklärung auf das Judenthum deutete, welches in seiner Bedeutung erst erkannt und verklärt werde vor dem Angesichte Christi, nach der Erscheinung des Christenthums. Die allegorische Auslegung ist also nur da berechtigt, wo wirklich der Autor, oder wie unsre Vorfahren sagten, der H. Geist den bildlichen Ausdruck nicht im eigentlichen Sinne um seiner selbst willen gebraucht hat, sondern als Hülle und zugleich Veranschaulichung eines tiefern darin liegenden Sinnes.

Zum rechten Verständniß der H. Schrift gehört ein Sinn, der in der Kirche erzogen, auch in das Erbe ihrer gelehrten Überlieferung eingetreten ist: aber das Dogma der Kirche und die Auslegung der Väter als Gesetz der Auslegung setzt eine menschliche, jedenfalls fremde Auctorität über die H. Schrift.

Indem die kirchliche Glaubenslehre sich auf einzelne Stellen der

---

a) Joh. 16, 29. b) Gal. 4, 21 ff.

H. Schrift beruft, gilt als Regel, daß dunkle Sprüche nach etwanigen klaren Aussprüchen über denselben Gegenstand auszulegen sind, wiefern ein jeder seiner Rede bester Ausleger ist. Die ältern Theologen machten das geltend für das ganze Bereich der H. Schrift, wiefern sie nur diesen einen Autor derselben anerkannten, den H. Geist. Auch hielten sie diejenigen Sprüche für dunkel, welche ihrem Lieblingsdogma zu widersprechen schienen; so sollte das Wort: „er wird einem jeglichen geben nach seinen Werken," als dunkel ausgelegt werden nach den Stellen vom alleinseligmachenden Glauben. Nach unsrer bisherigen Betrachtung der H. Schrift hat sich jene Regel auf Schriften desselben menschlichen Autors zu verschränken; auch ist möglich, daß in verschiedener Stimmung und schriftstellerischer Absicht derselbe Gedanke verschieden ausgesprochen sei. Der gewissenhafte Ausleger wird auch diese Verschiedenheiten als solche anerkennen, zumal in Schriften zwar desselben Autors, doch aus verschiedner Zeit; man ist nicht berechtigt den Schluß des Lukas-Evangeliums vom Scheiden Jesu für durchaus gleich zu achten mit dem Anfange der Apostelgeschichte von seiner Himmelfahrt.

Die H. Schrift, ohne grade nur „Beispiele des Guten" zu erzählen, ist eine sittliche Macht: aber sie übt dieselbe am sichersten, wenn wir ohne irgendeine Voraussetzung nur denjenigen Sinn in ihr suchen, den jeder einzelne Autor niederzuschreiben im Sinne hatte. Das ist die grammatisch-historische Auslegung, wie dieselbe seit der Mitte vorigen Jahrhunderts als die allein wissenschaftliche anerkannt ist: jede Schrift auszulegen nach dem Sprachgebrauche und der Denkart ihrer Zeit, wie nach dem Geiste ihres Verfassers. Jedes Schriftwerk, das werth ist auf die Nachwelt zu kommen, erscheint als ein Abbild seiner Zeit, der sich keiner entzieht, vielmehr nach dem arabischen Sprüchwort, ihr ähnlicher ist als seinem Vater und seiner Mutter. Nächst diesem allgemeinen Gepräge ist es aber auch eine Urkunde der Eigenthümlichkeit seines Verfassers, eine festgezauberte Geistererscheinung desselben in einer bestimmten Beziehung. Es kommt darauf an, ob man aus sichern Denkmalen sich ein klares Bild dieser Zeit verschaffen und freilich zunächst aus dem Werke selbst durch Zusammenschauung alles Einzelnen den Geist seines Urhebers zu erfassen vermöge, denn nur wer sich in den Herzschlag eines fremden Lebens hineinfühlt, von dem aus dessen Weltansicht überblickt und seine Gedanken nachdenkt, versteht wahrhaft

einen Autor. Dieses Hineinleben ist möglich, weil in jedem wohlbegabten Menschen, nicht dem Charakter, aber dem denkenden Geiste nach als Möglichkeit die ganze Menschheit liegt, so daß alle ihre Individualitäten, sobald sie uns persönlich nahetreten oder in bestimmten Thaten sich beurkunden, und auch die rechten Schriftwerke sind Thaten, in der Phantasie denkend nacherlebt werden können. Das ist bei scharf umgränzter Eigenthümlichkeit die rechte Lebensfülle, sich hineinzudichten in jedes Zeitalter, in jedes Volkes und Geistes Art, alle Gelehrsamkeit ist todt ohne diese geistige Belebung, welche die ganze Vergangenheit in eines Menschen enges Leben versammelt, weißagend zugleich auf die Zukunft ist sie die rechte Gegenwart, die wir der flüchtigen Zeit abringen. Der Baum der Erkenntniß ist nicht der Baum des Lebens, durch solch ein Pfropfreis wird er's. Die meisten Menschen und ihre Werke, Fragmente von Humanität, sind zwar dieser Mühe nicht werth, in ihr armes Leben, soweit das nicht persönlich uns nahe gelegt ist, sich hineinzudenken, so wenig als ein Volk ohne eigenthümliche Geschichte und Literatur, daß man seine Sprache erlerne: die Werke des H. Geistes sind es werth.

Die Glaubwürdigkeit der H. Schrift, noch rein menschlich betrachtet, ist durch die dargelegte Verschiedenheit des Ursprungs ihrer einzelnen Schriften mannichfach bedingt. Hiernach können Bücher des A. Testamentes einzelne Volkssagen sowie priesterliche Überlieferungen enthalten: aber zur Erkenntniß der hebräischen Religion und ihrer Entwicklungen liegen hinreichend sichre Denkmale vor. Die unzweifelhaften Paulinischen Briefe sind Urkunden des Urchristenthums, wie es in den Gemeinden ihrer Adresse bestand und zu den judenchristlichen Kreisen sich verhielt. Nicht minder die Johanneische Offenbarung eine Urkunde der religiösen Weltanschauung und der Hoffnungen des apostolischen Christenthums.

Die 4 Evangelien in ihrer Zusammenstimmung und in ihren gegenseitigen Abweichungen sind uns gegeben, nicht um künstlich und selbstrügerisch ihr Auseinandergehn zu verleugnen, aber als Mahnungen, um aus ihrer Vergleichung in ernster Forschung die evangelische Wahrheit zu gewinnen. Nicht bloß das Johanneische Evangelium, sämtliche historische Schriften des N. Testamentes haben nicht einen historischen, sondern einen religiösen ja erbaulichen Zweck: aber wie sie

dazu historische Mittel brauchen, so ist hierdurch zwar die Auswahl und Art ihrer Berichte bedingt, aber an bewußten Erdichtungen und Fälschungen konnte die christliche Frömmigkeit sich nicht erbauen wollen.

Die Evangelisten lassen die nationale Grundlage in einer zuweilen noch erkennbaren Genauigkeit durchblicken, die bald nach dem apostolischen Jahrhundert durch die Zerstörung der heiligen Stadt und bei der Verödung des gelobten Landes nur durch besondre, ihnen offenbar fremde Studien zu erreichen war. Sie schildern die Apostel in solcher Beschränktheit und allmäligen Bildung, in welcher sie darzustellen, nachdem ihre Vertraulichkeit mit dem Herrn sie früh mit dem Heiligenschein umgeben hatte, für einen, der ihnen nicht noch persönlich nahe gestanden hätte, kaum möglich war. Ja von dem Herrn selbst berichtet Johannes das Unerwartete, daß noch inmitten seiner Bahn viele seiner Jünger ihn verließen, und wie er in schmerzlicher Bitterkeit sich an die Zwölfe wandte: „wollt auch ihr mich verlassen?" *) Ein entfernter, verherrlichender Evangeliendichter hätte das nie erzählt. Die Lehre Jesu wird wenigstens von den Synoptikern in einer Einfachheit dargestellt, zugleich in einer dem gesammten Geiste der Zeit und ihrer eignen Befangenheit fremden Größe, die ohne die Einwirkung einer Persönlichkeit, wie sie als Christus erscheint, so unbegreiflich wäre wie die Entstehung der Kirche selbst. Diese ist nicht auf das N. Testament gegründet, so daß sich der Reiz und Nutzen einer Täuschung denken ließe, vielmehr das N. Testament ist großentheils erst durch die Kirche entstanden.

Nicht ohne Schein erinnert man auch, daß wer eine Persönlichkeit wie Jesus erdichten, oder da dies doch ganz undenkbar wäre, zu dieser Charakter-Hoheit hinaufdichten konnte, die sich von einem Ideal durch ihre Individualität gar sehr unterscheidet, fast selbst ein Jesus sein mußte. Indeß dichten ist immer doch leichter als sein. Aber in der apostolischen Kirche waren Tausende, die den Sohn der Maria persönlich gekannt hatten, und ein Mann wie Paulus, der mit Petrus und Johannes verkehrte, hätte für eine ihm erst feindselige Wahrheit nicht sein Leben eingesetzt, wenn irgendein Zweifel an derselben ihm geblieben wäre. Jedenfalls sind seine Briefe unfehlbare Zeugnisse für

*) Joh. 6, 66 f.

eine wunderbare Verherrlichung Jesu bereits im Kreise der Apostel, wie sie aus den Evangelien uns entgegentritt.

Unwahrscheinliches wenigstens im Ausdrucke des einen Synoptikers findet nicht selten durch den Andern seine Berichtigung. Bei Markus [a]) heißt es wörtlich: „Es geschah, daß er am Sabbath durch die Saaten ging und seine Jünger begannen einen Weg zu machen indem sie die Ähren ausrupften." Hat es hier den Anschein, als hätten sie die Ähren ausgerauft um sich Bahn zu brechen durch ein Getraidefeld, so ergibt sich aus beiden andern Synoptikern [b]) was auch allein in den Zusammenhang paßt, daß sie nur im Vorübergehn ein paar Ähren pflückten, um mit den Körnern ihren Appetit zu stillen, und so dieses gastliche Recht für alle Zeiten in christlichen Landen dem Wanderer zu bewahren. Über andres kann der gewissenhafte Forscher zweifelhaft sein, wo sich der wirkliche Thatbestand finde. An den beiden Mitgekreuzigten geht Johannes schweigend vorüber, Markus und Matthäus lassen sie schmähen auf ihren hohen Todesgenossen, nur Lukas erzählt, wie der eine Schecher seine durchbohrte Hand vertrauend ergriff um ihn hinüberzuführen in das Jenseits des Abgrundes, über dem sie hingen, und wie der gekreuzigte Messias ihm mehr verhieß, als Leonidas den dreihundert Kampfgenossen.[c]) Wer unbestochen bleibt von der Schönheit dieser Episode, wird doch Bedenken tragen, ob sie nicht bei dem Schweigen dessen, der unter dem Kreuze stand, und bei dem theilweisen Widerspruche der beiden andern Synoptiker, sich aus dem Wunsche allmälig herausgebildet habe, daß es so tröstlich verlaufen sei.

Bringt das Johannisevangelium zum synoptischen Christus die Möglichkeit einer zeitlichen Gliederung und den ganzen Reichthum einer tief innerlichen Geschichte, so doch auch große Bedenken, wiefern sich beide Quellen zum Strome eines wirklichen Lebens einigen. Mußten wir in Bezug auf Reden Jesu nach Johannes ein schweres Zugeständniß machen, so sollte doch in Bezug auf Ereignisse dem Augenzeugen offenbar der Vorzug gebühren. Allein daß Johannes bei jedem Ereignisse seines Evangeliums der Augenzeuge gewesen sei, ist noch nicht erwiesen. Einiges, wo beide Evangelienarten zusammentreffen, erzählen

---

a) Mk. 2, 23. b) Mt. 12, 1. Lk. 6, 1. c) Joh. 19, 18. Mt. 27, 44. Mk. 15, 32. Lk. 23, 39—43.

die Synoptiker doch in Nebenumständen genauer. Sie bemerken vom Anlaß zur wunderbaren Volksspeisung, daß der Herr den Tag über in der Wüste große Volksmassen belehrte und ihre Kranken heilte, als der Tag sich neigte, entstand die Sorge wegen ihrer Ernährung, bei der noch einmal angeführten Speisung erst am dritten Tage. Das ist wenigstens ein einfacher naturgemäßer Verlauf.[a]) Dagegen nach Johannes[b]) setzte sich Jesus mit den Jüngern auf einen Berg, und als er seine Augen erhob und sah, daß viel Volk zu ihm kommt, spricht er zu Philippus: „woher werden wir Brot kaufen, auf daß diese essen.“ Hier ist unser Herr dargestellt wie eine sorgsame Hausfrau, die, wenn sie Gäste kommen sieht, zunächst daran denkt, was sie ihnen vorsetzen werde; wenn er das auch gesagt haben soll, um seltsam genug den Apostel zu versuchen. Wenn Johannes den Seelenkampf auf Gethsemane und den Moment der Gottverlassenheit am Kreuz[c]) übergeht, ist darin eine schriftstellerische Absichtlichkeit nicht wohl zu verkennen, welche mindestens in dem Gefühl, daß nach den siegreichen Worten des Abschiedmahls[d]) durch solches neu hereinbrechende Dunkel die Klarheit und Einheit der Stimmung unterbrochen würde, nur einen ähnlichen innern Kampf aus den ersten Tagen der Leidenswoche erzählt hat.[e]) Im wirklichen Leben wechselt Ebbe und Fluth, so lang ein Menschenherz noch schlägt, und die möglichst genaue Darstellung dieses innern Processes ist freilich als Quell für den Geschichtsforscher am werthvollsten: aber der Geschichtschreiber, der es weiß, daß er die Unendlichkeit eines individuellen Lebens nur in einzelnen ausgewählten Thatsachen darstellen kann, ist leicht versucht für seinen sei's künstlerischen, sei's religiösen Zweck etwas wählerisch zu sein.

Hat die Logos-Voraussetzung einen falschen Glanz über die Reden Jesu geworfen, so konnte für den Apostel als Geschichtschreiber auch die Gefahr entstehn, daß Erinnerungen seiner Jugend durch diesen Glanz an ihren scharfen Umrissen verloren, oder sagenhafte Überlieferungen, die spät an ihn gebracht wurden, ihm glaubwürdig erschienen. Ein Geschichtschreiber, der mit einem enthusiastischen Bekenntnisse zu einer singulären philosophischen Weltanschauung anhebt, ist der Versuchung,

---

a) Mk. 6, 30 ff. Mt. 14, 13 ff. Lk. 9, 10 ff. b) Joh. 6, 2—6. c) Mt. 26, 38—42. 27, 46. d) Joh. 16, 33. e) Joh. 12, 27 f.

oder doch dem Verdachte mehr ausgesetzt, daß zu dieser Philosophie, sei es auch eine tief religiöse, seine Thatsachen sich gebeugt haben, als der einfach anhebt mit dem Berichte über die Quellen, denen er gefolgt ist. Gewissermaßen ist das ja der Unterschied zwischen dem Lukas- und dem Johannis-Evangelium. Nach der vermeinten Logos-Allwissenheit setzt Johannes voraus, daß der Herr von Anfang an seinen Verräther als solchen durchschaute.[a]) Hätte Jesus ihn zum Apostel erwählt mit der Überzeugung seinen Verräther an ihm heranzuziehn, und ihm die seiner Seele so gefährliche Kasse bis an's Ende gelassen mit dem Bewußtsein, daß er ein Dieb sei, das hieße mit einer Seele gespielt, wie es menschlich betrachtet kaum an einem Gott zu rechtfertigen wäre. Durch dasselbe Evangelium geht vom Anfang an ein Grabgeläute und sein Christus sieht gleich anfangs das Kreuz aufgerichtet: die Synoptiker lassen ihn mit froher Hoffnung auftreten und bezeichnen sehr genau gegen das Ende seiner Bahn den Tag und Ort, wo er anhob zu den Aposteln von seinem blutigen Ausgange zu reden, der fortan auf seinen Lippen schwebt.[b]) Die entgegengesetzte Anschauung des vierten Evangeliums zeugt gegen den Geschichtschreiber, nicht gegen den Apostel. Wer unter dem Kreuze gestanden und darnach den Jubel der Auferstehung erlebt hat, dem mochte sich Christus fast ausschließlich als der Gekreuzigte und Auferstandne darstellen. Indem Johannes dies Gefühl mit seinem Dogma zusammenfassend einige bildliche Aussprüche Jesu in diesem Sinne deutete,[c]) hat er die Todfeindschaft der Juden und die dadurch bedingte Katastrophe schon als entschieden an den Anfang der Geschichte gestellt, gegen die geschichtliche Wahrscheinlichkeit, die sich durch die Synoptiker als Wahrheit erweist, und gegen das geschichtliche Interesse allmäliger Steigerung; aber ein großer Apostel muß nicht auch ein großer Geschichtschreiber sein.

Ist hiernach die naive volksthümliche Erzählung der unbekannten Synoptiker für den bloßen Geschichtsforscher nicht minder werthvoll als der Bericht des Apostels, bei dem man die Absicht nicht erst zu merken braucht,[d]) so lassen doch die andern Evangelien, soweit sie aus mündlicher Überlieferung entsprungen sind, daran denken, daß einzelnes Sagen-

---

a) Joh. 6, 64. vrgl. 12, 6. 13, 29. b) Mt. 16, 21. Mk. 8, 31. Lk. 9, 22. c) Joh. 2, 19—22. 3, 14. d) Joh. 20, 31.

hafte sich in dieselben verirrt habe, wie es sich über den berühmten Wunderthäter in Galiläa unter dem Volke früh gebildet und nachmals in apokryphischen Evangelien abgelagert hat. Gleich im ersten Evangelium der wegeweisende Stern der Weisen,[a] sobald er aufrichtig als solcher verstanden wird, theilt das Geschick des Steins der Weisen; das Goldstück in des Fisches Maul,[b] nicht wenigstens wie der Ring des Polykrates in seinem Magen, droht sich in eine bildliche Redensart aufzulösen; bei der so bedenklichen Verfluchung des Feigenbaums, der zu Ostern auch bei allem Blätterreichthum gar keine reifen Früchte erwarten ließ, wird das Alsbald seiner Verdorrung durch Markus auf den nächsten Morgen verlegt und das Ereigniß durch Lukas zu einer Parabel herabgesetzt.[c] Die auferstandenen Heiligen, so handgreiflich am Anfange, so geisterhaft verschwindend im Ausgange,[d] widersprechen der urchristlichen Vorstellung von Christo als dem Erstgebornen aus dem Reiche der Todten,[e] und werfen als aus der Phantasie der Zeitgenossen geboren vielmehr einen trüben Schatten auf das Grab des einen Auferstandenen, selbst als Volkssage. Wie sinnvoller ist doch die gleichartige Sage, die der Erzbischof Wilhelm von Tyrus aus dem ersten Kreuzzuge bei der Erstürmung von Jerusalem erzählt: „Der Legat, der Bischof Ademar, ein heiliger Mann, der vor Antiochien gestorben war, wurde von Vielen gesehn, wie er zuerst die Mauern erstieg und die Andern ermuthigte. Auch viele Andre, die auf dem Zuge gefallen waren, wurden gesehn, wie sie zu den heiligen Stätten wallten. Wodurch offenbar wurde, daß sie, obwohl aus dem leiblichen Leben geschieden, doch nicht in ihrem Verlangen getäuscht werden sollten, sondern was sie mit frommem Eifer gesucht, das haben sie noch vollkommen erlangt."

Wir besitzen fast nichts von Jesu eigner Sprache in der Mundart seines Landes und nicht die glücklichste Bewahrung konnte eine Übertragung in die Weltsprache des Heidenthums sein. Das lag nicht in der Weise jener Zeit, daß die Reden und Tagesbegebenheiten Jesu von irgendjemand aufgezeichnet worden wären. Nicht auf eine Schrift hatte Jesus die Seinen verwiesen, sondern auf den von ihm ausgehenden

---

a) Mt. 2, 9. b) Mt. 17, 24—27. c) Mt. 21, 19. Mk. 11, 20. Lk. 13, 6—9. d) Mt. 27, 52 f. e) 1 Kor. 15, 20. Kol. 1, 18.

Geist, und wie dieser durch das lebendige Wort getragen war, mochten Jahrzehnte vorübergehn, bevor man versuchte dasselbe in Schrift zu stellen. Wenn aber die Phantasie selten unberührt läßt, was Jahrelang ihrem bildenden Triebe bildsam ausgesetzt war, so wird der Standpunkt einer Thatsache und ihrer ursprünglichen Betrachtung noch leichter verrückt, wenn durch eine Folgenreihe großer Entwicklungen das Vergangene im Abglanze der Gegenwart und nebenbei als eine Erfüllung alter Weißagungen erscheint.

Das Evangelium ist so geistiger Art, daß es nur annäherungsweise in Begriffe gefaßt, wohl allezeit ein Geist durch der Worte Spieße und Stangen hindurchschreitet. Sogar konnte geschehn, daß aus dem gegebenen Grundgedanken des Christenthums dasselbe selbständig entwickelt wurde. Paulus ist mit der Zeit von der ganzen Kirche als Apostel anerkannt und damit die Vorstellung verbunden worden, die er selbst damit verband, daß er nicht von Menschen, sondern unmittelbar vom Herrn belehrt sei. Dennoch führt er keine andre Thatsache dieser Belehrung oder Offenbarung an als die bekannte Erscheinung Christi.

Wie der Paulinismus und Ebionismus in der apostolischen Kirche neben einander bestanden, so hat die neuere Theologie auch noch andre eigenthümliche Auffassungen des Christenthums in neutestamentlichen Schriften erkannt, die daher wohl auch besondern apostolischen Kreisen angehörten. Wo ist das eigentlich und ursprünglich Christliche?

Jedenfalls in den eignen Aussprüchen Jesu. Doch unbedingt entscheidend und alles Andre ausschließend sind auch diese insofern nicht, als einerseits die Auswahl derselben vom Berichterstatter abhing, und Johannes, auch im gläubigsten Sinne betrachtet, erweist, wieviel dabei auf das eigne Dafürhalten ankam, und als andrerseits diese unsterblichen Reden, während sie von Mund zu Munde gingen, manche leise Umbildung auch ohne bewußte Absicht erleiden konnten.

Das rationale Bewußtsein wird da entscheiden: diejenige biblische Lehre ist, wo nicht die ursprüngliche, doch die wahrhaft christliche, welche dem religiösen Geiste am reinsten entspricht. Im gemeinen Leben wird jeder Unbefangene so urtheilen. Sei etwa die Wahl vorgelegt zwischen dem Ausspruche: „es kommt die Stunde, da ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem anbeten werdet: es kommt die Stunde und ist schon angebrochen, da die wahren Anbeter den Vater im Geist und in der

Wahrheit anbeten werden;"[a]) und zwischen dem andern: „wenn ihr euch nicht beschneiden laßt, könnt ihr nicht selig werden."[b]) Niemand wird den zweiten Ausspruch für den wahrhaft christlichen achten, obwohl er von Jakobus dem Bruder des Herrn, dem hochangesehnen Haupte der Muttergemeinde zu Jerusalem, ausgeht und in der That der ersten Gestalt apostolischen Christenthums entspricht: im ersten Spruche würden wir das Christenthum erkennen, auch wenn er uns nicht als ein Wort Christi überliefert wäre; es ist ein durchaus rationaler Ausspruch des religiösen Geistes, obwohl dort im Angesichte des heiligen Berges der Samariter in geistvoller individueller Gestaltung.

Die verschiednen Auffassungen des Christenthums, die friedlich neben einander in der apostolischen Kirche bestanden, wiefern es Verschiedenheiten, nicht Gegensätze waren, sind jedenfalls berechtigt auch fortan als christlich zu gelten, und die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion zeigt sich auch darin, daß die Unermeßlichkeit des Geistes, der in Jesu erschienen war, sich gleich anfangs in mehrfachen Strahlenbrechungen darstellte, je nach dem Maße nicht nur des Glaubens, sondern auch nach der Fähigkeit und Eigenthümlichkeit der frühsten Träger des Evangeliums.

§. 26. Die H. Schrift und die Glaubenslehre.

Nicht als ununterbrochen forthallendes Wort Gottes an die Menschheit, noch als Glaubensbekenntniß der Christenheit ist das N. Testament geschrieben, durch allerlei Zufall scheint die Sammlung seiner Schriften bedingt, andre ächt apostolischen Ursprungs sind erweislich untergegangen; in den Geschichtsbüchern treten mancherlei Personen mit ihren individuellen, nicht immer christlichen Meinungen auf; die Briefe sind gutentheils Gelegenheitsschriften an bestimmte Gemeinden oder Personen über ihre besondern Verhältnisse: hiernach ist keineswegs wahrscheinlich, weder daß diese Sammlung die Gesammtheit alles Christlichen, noch durchweg die allgemeinen und ewigen Aussprüche der Religion enthalte.

Man hat diese Beziehung auf Vergängliches, auf Räumliches und Zeitliches, unter dem Namen des Localen und Temporellen zu-

a) Joh. 4, 21—23. b) AGesch. 15, 1. Gal. 2, 12.

sammengefaßt, das entweder gar nicht zum Christenthum gehöre, oder nur in der Erhebung zum allgemeinen Begriff. Hätten die Apostel geboten sich des in seinem Blut Erstickten und des Opferfleisches zu enthalten, so liegt darin unter veränderten Verhältnissen nur der Gedanke, daß der Christ auch harmlose Dinge unterlassen solle, falls er dadurch seinen Brüdern ein Ärgerniß geben würde. Wenn Christus dem hochstrebenden Jüngling, den er liebgewonnen, gebot, seinen Reichthum den Armen zu geben und ihm nachzufolgen, so war die Anwendung noch zu engherzig, daß dieses Gebot nur ein evangelischer Rath sei für den, welcher das Höchste erreichen wolle, denn wir alle sollen es wollen, aber unter veränderten Verhältnissen kann grade pflichtmäßig sein, Reichthum zu mehren statt zu zerstreun: sondern der allgemeine Begriff ist, daß alles Irdische dienen und wo es Noth ist geopfert werden soll dem Ewigen. Andre Stellen, etwa Einreden der Pharisäer, gehören nur als Verbindungsglieder zur heiligen Geschichte, an sich ohne Bedeutung, wie der Schatten im Gemählde. Daher schreibt Luther: „Man muß mit der Schrift säuberlich handeln und fahren. Das Wort ist in mancherlei Weise geschehn vom Anfang. Man muß nicht allein ansehn, ob es Gott geredet habe, sondern vielmehr, zu wem es geredet sei, ob es dich treffe oder einen andern."

Da das Evangelium unter Menschen verkündet wurde, welche zur religiösen Bildung, die es in sich trug, erst allmälig erzogen werden konnten, mußte sich dasselbe niedern Bildungsstufen anschließen,[a]) und da es von jüdischer Nationalität sich erst allmälig ausschied, so ist vorauszusetzen, daß auch im N. Testament solche außerchristliche Bestandtheile sich finden, die man unter dem Namen der Accommodation, der Anbequemung, begriffen hat. Sie kann stattfinden nicht nur in der Lehre, auch in der Handlungsweise. So hat Paulus, wenn das geschichtlich ist, durch die Beschneidung des Timotheus, als des Sohnes einer Jüdin, einem Vorurtheil der Judenchristen aus weiser Kraft nachgegeben,[b]) da er doch ein solches Nachgeben aus eigner Schwachheit als Bestätigung des Irrthums an Petrus bitter rügte.[c])

Die Kirchenväter nannten das ganze Judenthum eine Accommodation, eine Kinderlehre Gottes, und sie hielten für recht, auch aus

---

a) 1 Kor. 3, 1—3. b) AGesch. 16, 3 doch vrgl. Gal. 2, 3. c) Gal. 2, 11 ff.

Mythen und Vorurtheilen der Heiden Schlüsse zu ziehn für christliche Glaubenssätze. Einige Ordensmissionen vornehmlich in Asien benutzten die Accommodation an Cultus und Mythologie der Eingebornen, nicht ohne Erfolg, bis dieser Mischung mit dem Heidenthum von Rom aus gewehrt wurde. Die ersten Versuche des Rationalismus, das Christenthum zur reinen Vernunftreligion aufzuklären, fanden ein bequemes Mittel in der weitesten Ausdehnung vorausgesetzter Accommodation. Erschien irgendeine Lehre Jesu oder der Apostel nicht aufgeklärt genug, so galt sie als solch eine bewußte Herablassung zum Volksglauben. Doch schon der reformatorische Protestantismus hat den Begriff der Accommodation benutzt, um nicht unbedingt an apostolische Satzungen gebunden zu sein. Melanchthon schreibt in der Apologie: „Es ist nicht genug, das Beispiel einer apostolischen Einrichtung anzuführen, man muß auf Bedeutung und Absicht sehn. Manches behielt die Gemeinde aus altväterlichen Sitten bei, was die Apostel zur evangelischen Geschichte accommodirten."

Gegen die willkürliche Ausweitung der Accommodation hat die protestantische Theologie, sich selbst corrigirend, fast einmüthig einige Schranken aufgestellt.

Hiernach ist für Accommodation im N. Testament zu achten, in der Lehrart jede Darstellung oder Beweisführung, welche ungenügend höherer Geistesbildung zu ihrer Zeit für gültig geachtet wurde. Alle Lehrweisheit fordert einzugehn in die beschränkte Fassungskraft des Lernenden. Dabei ist doch nicht anzunehmen, daß jede Beweisführung, die uns oder der Logik ungenügend erscheint, etwa manche Schlußfolgen des Paulus, von denen Luther dafürhielt, daß sie nicht Stich hielten, daß sie alle in bewußter Herablassung geschrieben sein.

Nach dem Lehrinhalte vorerst jedes Stehenlassen jüdischer Anschauungen, deren vorzeitiges Bestreiten die Gemüther der Lehre überhaupt verschlossen hätte, welche, willig aufgenommen, die Kraft in sich trug jene Vorurtheile allmälig abzuthun. So wenig möglich ist, einem Schüler auf einmal alle Weisheit mitzutheilen, so wenig auch jeden Irrthum auf einmal auszurotten. So das Stehenlassen der weltlichen Messiashoffnungen der Apostel, wohl auch ihre Stellung zum jüdischen Gesetz.

Sodann das beiläufige Erwähnen eines jüdischen Volksglaubens

ohne bestimmten Zusammenhang mit dem Evangelium nur als volksthümliche Anschauung. Man braucht hier auch in Jesu Munde nicht durchaus an eine bewußte Herablassung zu denken, sondern wie er aufgewachsen ist in der Weise seines Volkes, konnten gewisse Vorstellungen desselben, deren jedes Volk und Zeitalter ein Gemeingut hat, mit ihm aufwachsen. Er wird nachmals auf alles die Religion Betreffende den prüfenden, lichtenden Gedanken gerichtet haben; Andres konnte stehn bleiben, es sind nicht sowohl seine als die Vorstellungen seines Volks, er ist gekommen die vollkommne Religion zu begründen, nicht aber allerlei Künste und Wissenschaften zu vervollkommnen. Das Heilige soll man suchen in der H. Schrift, aber nicht Entscheidungen über Gegenstände menschlicher Wissenschaft, mit denen man, da sie gelegentlich in der Geschichte eines ganzen Volkslebens vorkommen, durch die niedre Bildung des Judäers die fortgeschrittene Wissenschaft einst binden wollte.

Endlich auch die angelegentliche Geltendmachung einer jüdischen Volksansicht, wiefern sie nur der Wildling ist, auf den das Edelreis der christlichen Anschauung gepflanzt wird, denn nur durch diese Befreundung des Neuen mit dem Alten konnte das Christenthum aus dem Judenthum hervorwachsen. Das große Beispiel hiervon ist der jüdische Messias, ein Volks- und Weltherrscher, aus dem der religiöse Weltheiland geworden ist. Aber außerhalb dieser Bestimmung darf eine jüdische Lehrmeinung, welche im N. Testament selbständig und absichtlich ausgesprochen ist, niemals für bloße Accommodation geachtet werden; es wäre eine absichtliche Bestätigung des Irrthums, undenkbar für den, der als ein König der Wahrheit gestorben ist, undenkbar wenigstens für seine wahrhaft Getreuen.

Ein anderer Versuch das Recht und mit ihm das Gesetz jener rationalistischen Willkür darzuthun war die Annahme einer Perfectibilität des Christenthums, nach einer Andeutung Lessings diejenige Beschaffenheit der geoffenbarten Religion, vermöge welcher sie die bestimmte Möglichkeit und Tendenz einer steten, dem Zwecke ihres Urhebers und ihrer Bekenner gemäßen Fortbildung in sich trägt. Das Christenthum wäre demnach in seinem Ursprunge und in jedem Zeitalter seiner Entwicklung eine thatsächliche Accommodation an die gleichzeitige Bildung seiner Gläubigen. Daß in Gemäßheit derselben der

christliche Geist in verschiedne Gestalten eingegangen ist, steht geschichtlich fest. Auch unsre alten Theologen nahmen eine Vervollkommnungsfähigkeit des Christenthums an, nehmlich unsrer Einsicht desselben und unsres Lebens nach demselben: hielten aber für undenkbar, daß eine durch übernatürlich göttliche Kraft geoffenbarte Religion in ihrem Verlaufe durch menschliche Kräfte vervollkommnet werden sollte. Daher das Dafürhalten einer Vervollkommnung und Vollendung des Christenthums, das einemal in der Jugend der Kirche, das anderemal im Mittelalter, beidemal zu größerer Strenge und Entsagung, sich vielmehr supernaturalistisch auf eine neue Ausgießung des H. Geistes berief, um das Reich desselben zu gründen nach dem Reiche des Vaters und des Sohnes.

Wäre jedoch das Christenthum aus den Tiefen des menschlichen Geistes geboren, so ist zwar eine persönliche Vollendung desselben denkbar, die nie wieder erreicht worden ist, und immer ist es als Impietät, wo nicht als Wahnsinn angesehn worden, wenn einer meinte Christo ebenbürtig oder über ihn hinausgeschritten zu sein; auch wäre das nicht Vervollkommnung, was die moderne Perfectibilität eigentlich im Sinne hatte, durch das Abthun alles Geschichtlichen und Positiven ein sogenanntes reines Vernunft-Christenthum herzustellen: aber diese geschichtliche Entwicklung haben wir bereits anerkannt, diese alleinige Vollkommenheit alles Menschlichen, daß uranfänglich unverlierbar im Christenthum das Streben liegt, durch mannichfache Lebensformen hindurch den Einzelnen und die Gesammtheit zu immer höherer Vollkommenheit zu führen einem Ideal entgegen, das unter den Bildern des himmlischen Jerusalem, der vollkommnen Gottesstadt, da Gott alles in allem sei, der Christenheit immer vorgeschwebt hat. Christus hat davon ein klares Bewußtsein ausgesprochen, daß er ein Senfkorn pflanze, das zum Baum erwachsen solle, unter welchem sich die Völker der Erde sammeln werden, und daß er für das, was sein vertrauter Jüngerkreis, also auch seine Zeit zu tragen noch nicht vermochte, einen Geist senden wolle, der sie in alle Wahrheit führen werde; was nur der supernaturale Ausdruck ist für die lange geschichtliche Arbeit des von ihm geweckten Geistes.

Was im N. Testamente vergänglich, nur jener Zeit und ganz individuellen Verhältnissen angehört, ist nicht immer leicht von seinem ewigen Inhalte zu scheiden. Ob die Bevorzugung des ehelosen Lebens

und die Mißbilligung jeder Ehescheidung zu dem Einen oder Andern gehöre, das ist eine Streitfrage großer Kirchen und Parteien geworden. Daß Simson mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlug, daß Paulus schreibt: den Mantel, den ich zu Troas ließ und das Pergamen bringe mir mit: darin wird niemand einen Glaubensartikel finden. Aber daß Gott in sechs Tagen die Welt geschaffen, daß Adam vom Baume der Erkenntniß gegessen hat, dies rechnete man vor Alters zum christlichen Glauben, und noch mancher wird daran Anstoß nehmen, wenn dergleichen Erinnerungen der Menschheit aus einer Zeit ohne schriftliche Überlieferung als heilige Sagen bezeichnet werden. Worin liegt die verschiedne Bedeutung beider Arten von Schriftstellen für die christliche Frömmigkeit?

Aber die Frage wächst uns unter den Händen. Denn überhaupt fragt sich, nach welcher Tonleiter aus der unermeßlichen Harmonie der H. Schriften jene Grundtöne herausgefunden werden sollen, aus denen wir auch nur die Glaubenslehre des N. Testamentes darzustellen haben. In ihm selbst sind zwar einige Lehren als die wichtigeren bezeichnet, aber wie diese Wichtigkeit vorübergehenden Verhältnissen angehören kann, so versichert uns nichts, daß wir durch ihre Zusammenstellung den religiösen Glauben der apostolischen Kirche vollständig erfaßt haben, noch stellen sie ein Gesetz dieser Darstellung auf. Als äußres Hülfsmittel ist das apostolische Glaubensbekenntniß gebraucht worden. Allein wie es anerkannt unvollständig ist, so zeigt sich auch geschichtlich kein äußerer Rechtsgrund alle Glaubensartikel daran zu erkennen und darnach zu ordnen. Macht man seine innere Angemessenheit geltend, so fragt sich eben nach dem Grunde derselben. Dies führt auf das Innere, auf unsern eignen Geist zurück.

Er muß aus seinem Selbstbewußtsein die allgemeinen und nothwendigen Grundzüge aller Frömmigkeit aufstellen, und unter dieselben die entsprechenden Aussprüche der H. Schrift ordnen, denn weil die Frömmigkeit der Apostel und des Herrn selbst sich doch nur in denselben Grundgedanken der Menschheit darstellen konnte, so werden ihre und die unsern, bei aller Verschiedenheit der Reinheit und Ausbildung, einander decken. Was Paulus von seinem Mantel schrieb, wenn man auch darüber predigen könnte, wie das Christenthum die Sorge um die Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens nicht ausschließe, das wird keine

Stelle finden in dem Grundrisse der Geistesreligion, aber es gehört auch nicht zur Religion des Apostels. Hat er wirklich an Timotheus geschrieben: „trink ein wenig Weins um deines schwachen Magens willen:“ so konnte man daraus einen musikalischen Kanon machen, nicht ein Dogma.

Sonach kommt es gar nicht zu einer wissenschaftlichen Darstellung der biblischen Religion, ohne daß zugleich der religiöse Geist die Grundzüge seines eignen Glaubens sich zum Bewußtsein bringt, und wo jene aufgestellt würde ohne dieses, wirkt dasselbe doch als bewußtlos ordnender Trieb. Da nun der Geist, jedem besondern Verhältniß entnommen, das allgemeine Gesetz der Religion ausspricht, so ergibt sich sofort über die Aussprüche der H. Schrift was daran lokal und temporel ist, und doch oft gerade in dieser nationalen Färbung volksthümlich und eindringlich.

Wenn aber gelungen ist die Religion des N. Testaments in aller Treue aufzustellen, könnte man daran denken, dabei auf immer zu verharren. Gewiß der Einzelne, dem der Bibelglaube zur lebendigen Gesinnung geworden ist, wird nicht übel dabei fahren, und braucht nicht bange zu sein um sein Heil. Die Reformatoren besonders die Schweizer haben recht ernsthaft daran gedacht das Christenthum ausschließlich auf die Bibel zurückzuführen. Es ist dennoch anders gekommen wegen der Entwicklungskraft des Christenthums, das nicht nur für den Einzelnen, wie es Christus am Jakobsbrunnen aussprach, zu einem lebendigen Quell wird, fortströmend in's ewige Leben, sondern auch als ein solcher seitdem durch die Weltgeschichte quillt, während der Islam eine Cisterne ist. Das ist nicht zunächst Sache der Religion, aber der höhern Geistesbildung, und auch diese zu erwerben für den, der Anlage und Gelegenheit dazu hat, kann Religion werden, auf daß er die nachmaligen Entwicklungen der Kirche, sammt den religiösen Gegensätzen kennen lerne, in welche sein Zeitalter ihn gestellt hat, und ein eignes Urtheil über dieselben sich begründe.

Hiernach scheint die H. Schrift keineswegs ein Richtmaß zu gewähren, darnach jeder die Religion betreffende Ausspruch als ein christlicher erkannt oder verworfen werde. Der christliche Geist hat sich in verschiednen Zeiten und Nationalitäten, die er in sich aufnahm, unter mancherlei Gestalt dargestellt, und offenbar würde das Christenthum

sich anders gestaltet haben, wenn es sich mit demselben Glück nach dem heimischen Morgenlande hätte verbreiten können, wie es sich nach dem germanischen Abendlande verbreitet hat. Man könnte daher sagen: das Christenthum ist nicht im N. Testament beschlossen, sondern in der Christenheit, wie sie war und sein wird. Aber grade an dieser auf die Spitze gestellten Behauptung erkennt man, daß doch nicht jede, auch nicht jede religiöse Erscheinung, wie das kirchliche Leben in mannichfacher Trübung sie bietet, dem Christenthum zugerechnet werden kann. Hierdurch wird nur bestätigt, was aus der Natur des Christenthums als einer geschichtlich gegebenen Religion folgt, daß ein Ausspruch nicht als christlich dargethan werden kann, wenn er sich nicht auf bestimmte Weise an die geschichtlich verbürgte Lehre Christi anschließt. Aus diesem Gegensatze ergibt sich die mittlere Folgerung, daß um einen Glaubenssatz als christlich zu erkennen, derselbe zwar nicht im N. Testament nachgewiesen werden muß, wohl aber dessen wesentliche Verbindung mit dem christlichen Geiste, wie er im N. Testament sich urkundlich ausgesprochen hat. Würde aber diese freie Fortbildung des Christenthums verleugnet, so wäre nicht einmal eine christliche Predigt möglich außer durch bloße Zusammensetzung von Bibelsprüchen.

Das N. Testament ist also einerseits das Richtmaß aller Darstellungen des christlichen Glaubens, andrerseits nur das erste Glied ihrer endlosen Reihe; ein Stern gleich andern Sternen, aber der Abendstern, der die himmlischen Heerschaaren heraufführt, zugleich der Morgenstern, der sie alle überstrahlt. Die Glaubenslehre ist ein Herbarium vivum, eine wohlgeordnete Sammlung eingelegter vertrockneter Blumen; in der H. Schrift ist der ganze Frühling.

C. Geschichtliche Zeugnisse.

§. 27. Quellen der Kirchenlehre.

Unter der evangelischen Kirchenlehre kann ein zweifaches verstanden werden: was derzeit wirklich in der Kirche gelehrt und geglaubt wird, oder was einst gesetzlich als die Lehre der evangelischen Kirche festgesetzt worden ist. Nur im letztern Sinne können hier gemeint sein die Glaubensbekenntnisse und Lehrvorschriften, die als Symbole, ihre literarische Zusammenstellung als Symbolische Bücher, großentheils in

der Reformationszeit aufgestellt worden sind. Noch vor jedem Urtheil über ihre fortwährende gesetzliche Geltung sind sie jedenfalls ehrwürdige Denkmale aus der Jugend des Protestantismus, welche nicht nur die Lehre, sondern auch den Glauben enthalten, der 2 Jahrhunderte durch fast einmüthig in der protestantischen Kirche gegolten hat.

Symbol, nach einem griechischen Zeitworte, bezeichnet das, worüber man sich vereinigt hat, den Vertrag selbst, das Pfand und Kennzeichen desselben. Daher die kirchliche Bedeutung des Bundeszeichens und derjenigen Schriften, welche das Eigenthümliche, sonach auch das Unterscheidende des Glaubens einer Kirche enthalten; symbolisch in diesem Sinn ist das dem Kirchenglauben gemäße, sowie die Lehre von den Symbolen einer Kirche an sich oder in Vergleichung mit den Bekenntnissen anderer Kirchen Symbolik genannt wird. Daneben hat sich eine ästhetische Bedeutung gebildet: Symbol, Kennzeichen, Sinnbild einer Idee, entweder nach dem allgemeinen Verhältnisse der Natur zum Geiste, die eine große Hieroglyphe desselben ist, oder weil ein Gemeinwesen sich vereinigt hat gewisse heilige Bräuche als Sinnbilder der ihre Gemeinschaft verbindenden Ideen zu feiern, meist in der altgriechischen Ansicht als uranfängliche, durch die Götter selbst angeordnete, sonach über menschliche Willkür erhabene Zeichen eines Unsichtbaren. Seine Deutung dieser Sinnbilder und Sagen hat Creuzer, der Heidelberger Hierophant, auch eine Symbolik genannt. Das Symbolische im ästhetischen Sinne ist zuweilen das Gegentheil des Symbolischen in jener kirchlichen Bedeutung.

Die zwei ältesten Symbole enthalten das Bekenntniß der gesammten, der wahrhaft katholischen Kirche.

Das Apostolische Symbolum: „Ich glaube an Gott den Vater allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden; und an Jesum Christum seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, empfangen vom H. Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage auferstanden von den Todten, aufgefahren zum Himmel, sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er wiederkommen wird zu richten die Lebenden und die Todten; ich glaube an den H. Geist, eine heilige katholische Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches

und ein ewiges Leben; Amen.“ Dieses Symbol ist sehr allmälig entstanden aus einer Entwicklung der Taufformel*) als Bekenntniß der Täuflinge. In seinen Grundzügen hergebracht um die Mitte des 3. Jahrhunderts, schwanken einige Bestandtheile bis zum 4. Jahrhundert, in welchem die Fabel erzählt wurde, daß es von den Aposteln vor ihrer Zerstreuung aus Jerusalem dadurch, daß jeder einen Satz dazu hergab, aufgesetzt sei; vorher ward es apostolisch genannt, weil es ächte apostolische Lehre enthalte.

Dieses Bekenntniß ist auf den ersten großen Reichssynoden zu Nicäa 325 und zu Konstantinopel 381 mit ihren Satzungen über die Gottheit Christi und des H. Geistes erweitert zum Nicänischen Symbol geworden. Beide ursprünglich griechisch, im lateinischen Texte der römischen Kirche hat das Nicänum nachmals einen Zusatz erhalten vom Ausgehn des H. Geistes auch vom Sohne.

Das Athanasianische Symbolum enthält in 40 kurzen Sprüchen litaneienartig subtile Bestimmungen über die göttliche Dreieinigkeit und den Gottmenschen, die andern Bestandtheile des Kirchenglaubens nur im unvollständigen Anhange; mit der Eingangs- und Schlußformel, daß dieses der katholische Glaube sei, an dem jeder, der selig werden wolle, fest halten müsse. In lateinischer Sprache nicht vor dem 5. Jahrh. entstanden ist es in der abendländischen Kirche seit dem 7. Jahrh. zur Geltung gelangt unter dem Namen des Athanasius, der im 4. Jahrh. als ein heroischer Kämpfer für die Gottheit Christi diesen Glauben siegreich durchgeführt hatte.

Die Kirche der Reformation hat diese drei Bekenntnisse unbesehn aufgenommen, um ihre altkirchliche Rechtgläubigkeit zu erweisen.

Unter den Bekenntnissen der lutherischen Kirche gehn der Zeit nach voran, doch den symbolischen Schriften erst später eingereiht, der große und kleine Katechismus, deutsch von Luther verfaßt 1529, als ihm das Herz bewegt war von der Unwissenheit der Geistlichen und vom geistigen Elende des Volks, wie er's bei der kursächsischen Kirchenvisitation erlebt hatte. Nur verschieden durch die größere und geringere Ausführlichkeit der Erklärungen enthalten sie die 10 Gebote, deren harte Verneinungen mehr für ein halsstarriges, langer

*) Mt. 28, 19.

Knechtschaft entronnenes Volk als für die Unschuld einer christlichen Jugend passend in der untergesetzten Auslegung zu einer christlichen Sittenlehre erhoben sind, das apostolische Symbolum, das Vaterunser und einen Unterricht über die Sacramente; Volksbücher im vollen Sinne, dadurch Luther der Patriarch eines frommen deutschen Familienlebens geworden ist, unsterbliche Vorbilder, wie eine hohe Weisheit dem Volke in einfältiger Rede gelehrt werde nach der Weißagung, die sie erfüllten, daß den Kindern das Himmelreich gepredigt werden solle.

Als Kaiser Karl V zur Versöhnung oder zur Verurtheilung der Protestirenden eine Darstellung ihres Glaubens und Zwiespalts forderte, ist die Augsburgische Confession, unterzeichnet von den evangelischen Reichsständen, auf dem Reichstage zu Augsburg am 25. Juni 1530 in lateinischer und deutscher Sprache dem Kaiser übergeben und vom kursächsischen Kanzler deutsch verlesen worden, das erste feierliche Glaubensbekenntniß der evangelischen Kirche im Angesichte der deutschen Nation. Verfaßt nach bereits vorliegenden, auch mit Zwingli verglichnen Artikeln von Melanchthons milder Hand, wie das Bekenntniß, nicht einer Partei, sondern der Christenheit, gebilligt von den anwesenden reformatorischen Theologen, auch von Luther, der als ein Geächteter auf der Coburger Veste zurückgelassen worden war, doch mit dem Zusatze belobt, daß er nicht so leise treten könne, hat diese Glaubensschrift weniger den Zweck, die Eigenthümlichkeit des Protestantismus auszusprechen, als das Äußerste zur Versöhnung der Reformation mit der alten Kirche zu bieten. In 21 Artikeln werden die Hauptsätze des evangelischen Glaubens bündig, doch in einer gewissen Allgemeinheit dargestellt, und in 7 ausführlichen Artikeln die Mißbräuche der römischen Kirche als Neuerungen gerügt, um das genommene Recht ihrer Abschaffung darzuthun.

Der Kaiser ließ durch seine Theologen eine Confutatio oder Widerlegung dieses Bekenntnisses abfassen und auf dem Reichstage verlesen. Gegen dieselbe schrieb Melanchthon noch in Augsburg seine Apologie. Da der Kaiser ihre Annahme verweigerte, indem er die Confutatio für unwiderleglich erklärte, gab der Verfasser die Apologie der Augsburgischen Confession zugleich mit dieser in lateinischer und deutscher Sprache heraus. In 14 Abschnitten folgt er dem Gange der zu widerlegenden wie der zu schützenden Schrift, die Einstimmigkeit der

aufgestellten Glaubenssätze mit den Aussprüchen der H. Schrift, der Kirchenväter und des frommen Gemüths darthuend. Durch das Herkommen der einzelnen Landeskirchen wurde diese Vertheidigung meist mit der Confession zugleich als symbolische Schrift anerkannt. Melanchthon, der sich nie genugthun konnte und das freie Recht des Autors über sein Werk mit der Unverletzlichkeit der öffentlichen Schrift eines Gemeinwesens verwechselte, überarbeitete mehrmals beide Schriften, und nicht Luther noch die neue Kirche haben gemißbilligt oder auch nur bemerkt, was er schärfend oder erläuternd zusetzte, nur im 10. Artikel der Confession die Lehre vom Abendmahl weniger ausschließend gegen die Reformirten. Nach Luthers Tode, als die Versöhnlichkeit Melanchthons nach der reformirten wie nach der römischen Kirche hin den Zorn und die Sorge der eifrigen Lutheraner hervorrief, ist die veränderte Ausgabe der Confession verworfen worden. Die unveränderte Augsburgische Confession von 1530 galt seitdem als das Panier des Lutherthums, während vornehmlich die erläuterte und explicirte Confession von 1540 vielen Reformirten werth blieb.

Die Schmalkaldischen Artikel sind deutsch von Luther verfaßt, um auf einem nach Mantua ausgeschriebnen Concilium als protestantisches Glaubensbekenntniß übergeben zu werden, und wegen dieses kirchlichen Zweckes nur von den zu Schmalkalden 1537 versammelten Theologen unterzeichnet. Luther hatte sie vorher dem Kurfürsten von Sachsen übersandt, ohne zu verschweigen, wie sehr der Haß ihrer Gegner durch die Entschiedenheit dieses Bekenntnisses verbittert die drohenden Gefahren beschleunigen würde. Der Kurfürst antwortete: „Was die Wagniß und Fahr belanget, so unserm Land und Leuten, auch Personen derhalben begegnen möchte, die wollen wir Gott heimstellen, nachdem er sagt, daß unsre Haar auf unserm Haupte gezählt sind, und wir keins ohne seinen göttlichen Willen verlieren mögen, der wird es auch der Fahr halben mit uns und unsern Kindern, auch Land und Leuten, nach seinem göttlichen Willen wohl verordnen und machen. Denn er hat uns zu einem Fürsten erwählt, ist's sein Wille, so wird er uns dabei erhalten, ist's aber sein Wille nicht, so hilft kein Sorgen der Gefahr, er wird es wie es ihm gefällig wohl machen, dem wir es und in euer und andrer Christen Gebet wollen befohlen haben." Das war einst die Politik unsrer Fürsten.

Als Luther schwer erkrankt vor dem Schlusse der Versammlung abreiste, rief er den Abschiednehmenden zu: „Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstes!“ In solchem Geiste stellen jene Artikel den Gegensatz der Kirchen auf's schärfste dar. Angehängt ist eine Abhandlung Melanchthons von des Papstes Oberherrlichkeit und der Bischöfe Gerichtsbarkeit, um darzuthun, daß beide nicht aus göttlichem Rechte eingesetzt sind, die erste feierliche Lossagung von beiden.

In der Freiheit, auf welche die verjüngte Kirche ihr Recht stellen mußte, konnte nicht fehlen, daß Individualitäten über einzelne Glaubenssätze aus einander traten, da das Recht, seine Überzeugung zu behaupten und gemeingültig zu machen, jedem gleich schien. Daher innere theologische Streitigkeiten mitten im großen Kampfe nach außen. Als dieser vorläufig beschlossen war, traten sie noch lebhafter hervor, genährt zumal durch den Gegensatz wider die reformirte Kirche, wie durch die Hinneigung der Schule Melanchthons zu derselben. Zur Entscheidung dieser Händel sind nach mehrfachen theologischen Berathungen durch einige evangelische Fürsten 6 angesehne Theologen verschiedner Länder berufen worden, welche zu Klosterbergen 1579 die Eintrachtsformel, Formula Concordiae, aufsetzten. Im Sinn des strengen Lutherthums hat sie alle abweichenden Ansichten ausgeschieden, selbst gegen Melanchthon nur diese Pietät beobachtend, seine Meinungen zu verdammen, ohne seinen Namen zu nennen. Nach dem Anlaß ihrer Entstehung weniger symbolische Schrift, in welcher die Kirche ihr religiöses Gemeingefühl ausgesprochen hätte, und ohne den großen Charakter, den der Ernst des Lebens und das Gefühl einer tiefbewegten Zeit den ältern Symbolen aufgedrückt hat, ist sie mehr theologische Streitschrift, und wurde, weil sie als solche verschiedne Parteien verletzte, von diesen eine Zwietrachtsformel genannt. Nur ein Theil der lutherischen Landeskirchen in und außer Deutschland hat sie anerkannt und nach dem Vorgange von Kursachsen ziemlich gewaltthätig eingeführt.

Die genannten Schriften sind enthalten in dem Concordienbuche, das nach der Verabredung in Klosterbergen auf Befehl des Kurfürsten August von Sachsen zuerst 1580 in Dresden veröffentlicht wurde.

Die reformirte Kirche hat eine bedeutende Anzahl Glaubensbekenntnisse, von denen keines, da sie von den Gemeinden einzelner

Städte und Staaten ausgingen, allgemeine Gültigkeit erlangt hat. Nach Zeit und Charakter reihen sie sich in 2 Perioden, deren die erste von Zwingli ausgeht, darunter dessen eigne Darstellung seines Glaubens vor Kaiser Karl, das Bekenntniß der 4 oberdeutschen Städte, auf demselben Reichstage mit der Augsburgischen Confession eingereicht, und die erste Helvetische Confession, welche 1536 von Abgeordneten der Schweizer-Cantone aufgesetzt worden ist. Die zweite Periode unter dem Einflusse Calvins, vornehmlich das Züricher Bekenntniß 1549, das Gallicanische 1559, die zweite Helvetische Confession 1562 und die Beschlüsse der Synode von Dordrecht 1618. Unter demselben Einflusse, doch das Calvinische weit vom Christlichen überragt, ist auf Befehl des Kurfürsten von der Pfalz Friedrich III der Heidelberger Katechismus entstanden 1563, der in 3 Hauptstücken vom Elende des Menschen, von der Erlösung und von der Dankbarkeit für dieselbe den ganzen evangelischen Volksunterricht umfaßt. Daneben vertritt das Bekenntniß des Kurfürsten Sigmund von Brandenburg 1613, als dieser erste Begründer des Preußischen Staats sich von dem in die Hand seines Vaters beschwornen Lutherthum zur reformirten Kirche wandte, den durch Melanchthon bedingten deutschen Charakter derselben.

Das Bekenntniß der bischöflich-englischen Kirche ist enthalten in den 39 Artikeln, welche auf dem Grunde der unter Edward VI aufgestellten, unter Elisabeth auf einer Synode zu London 1562 angenommen und durch den 40. Artikel 1571 bestätigt in die Reichsverfassung aufgenommen wurden. Ähnlich dem ersten Theil der Augsburgischen Confession tragen sie als ein kurzer Inbegriff des Glaubens vor andern Symbolen das Gepräge eines kirchlichen Bekenntnisses.

Da doch die meisten Symbolischen Schriften außer der Aufstellung des religiösen Glaubens die Vertheidigung desselben, die Widerlegung der Gegner, auch manche Nebenzwecke im Auge hatten, so sind nur diejenigen Sätze als Kirchenlehre anzusehn, welche von den Verfassern als Ausdruck ihres religiösen Glaubens niedergeschrieben sind; es hat sicher nicht zur Religion Melanchthons gehört, daß die Verfasser der katholischen Confutatio Esel sein, oder der Papst ein Haupt von Spitzbuben, obwohl er es in der Apologie versichert. Das Verfahren zur Ausmittelung des religiösen Inhalts ist dasselbe wie beim N. Testa-

ment. Fände sich aber, daß irgendein Grundartikel christlichen Glaubens fehlte, oder unvollständig angedeutet wäre, so ist die Billigung der zur Zeit der Reformation gangbaren katholischen Kirchenlehre vorauszusetzen, wiefern sie nicht anerkannten Gedanken des Protestantismus widerspricht.

Eine lange Reihe von Dogmatikern bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hat in beiden evangelischen Kirchen den Lehrbegriff einer jeden scharfsinnig durchgebildet und seine Lücken ausgefüllt: diese von ihren Zeitgenossen anerkannte lutherische und calvinische Orthodoxie bildet einen zweiten Quell schulmäßiger Kirchenlehre neben der amtlichen der Symbolischen Bücher, wo es darauf ankommt, diese Orthodoxie in ihrer ganzen reichen Entfaltung kennen zu lernen.

§. 28. Quellen der Dogmengeschichte.

Es ist nur ihre besondre Bedeutung, daß wir die Lehre der H. Schrift und der evangelischen Kirche herausgestellt haben aus dem Strom der dogmengeschichtlichen Überlieferung, dem sie doch auch angehören. Dieselbe ist zu schöpfen aus den Schriftwerken derer, welche auf Umgestaltungen des Glaubens ihrer Zeitgenossen Einfluß übten, oder die unter denselben geltende Lehre treu dargestellt haben. Die wichtigsten Denkmale dieser Dogmengeschichte sind die amtlichen Glaubenssatzungen der griechisch orthodoxen und der römisch katholischen Kirche.

Die Lehre der griechischen Kirche ist nur in allgemeinen Zügen enthalten in dem Glaubensbekenntnisse des Gennadius, welches dieser Patriarch dem Eroberer Konstantinopels, dem Sultan Mohammed II 1453 überreicht hat; weit genauer und unter nachfolgender Anerkennung der gesammten griechischen Hierarchie in dem orthodoxen Bekenntnisse der katholisch-apostolischen Kirche des Morgenlandes, welches Petrus Mogilas, Metropolit von Kiew, schon im Gegensatze der römischen wie der reformirten Kirche, in dem Fachwerke des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die Sprache im Übergange zum Neugriechischen, katechismusartig 1643 aufgestellt hat.

Urkunden der römisch katholischen Kirchenlehre sind die Beschlüsse der in drei weit auseinanderliegenden Acten von 1545 bis 1563 zu Trient gehaltnen Kirchenversammlung, welche durch das Herandrängen des Protestantismus hervorgerufen, sowohl eine innere katholische

Reform vollzogen, als feste Marksteine gegen die protestantische Reformation errichtet hat. Den zweiten Rang behauptet das Bekenntniß des Tridentinischen Glaubens, welches Pius IV 1564 als gedrängten Auszug aus den Glaubensdecreten dieser Synode entwerfen ließ zur Verpflichtung für alle, welche ein geistliches Amt oder eine akademische Würde annehmen, und der Römische Katechismus, der unter Pius V 1566 erschien. Beide enthalten eine treue Darstellung der Tridentinischen Beschlüsse, nur dem Primate des Papstes haben sie einiges zugelegt, sind jedoch nicht allgemein in der katholischen Kirche anerkannt, weil diese bisher dem Papste das Recht zur Einführung allgemein verbindlicher Lehrvorschriften nicht einstimmig zugestanden hat.

Der ältere Katholicismus hat nur in den 3 allgemeinen, uns gemeinsamen Symbolen und in einigen Synodal-Beschlüssen amtliche Glaubensdenkmale. Da jedoch auch vor Trient eine ziemlich bestimmte katholische Kirchenlehre bestand, so ist dieselbe bei den als rechtgläubig anerkannten Kirchenvätern, insbesondre den als Kirchenlehrer ausgezeichneten, und bei den tonangebenden Scholastikern zu suchen, soweit sich allgemein Anerkanntes von individuellen Meinungen unterscheiden läßt. Für die neuern Entwicklungen des Katholicismus, die doch nicht ganz gefehlt haben, stehn die Werke seiner angesehnsten Theologen auf ähnliche Weise ein, wie die protestantischen Zionswächter für die protestantische Orthodoxie, und noch entschiedner, da die kirchliche Oberbehörde sich fast immer beeilt hat auch nur leise Abweichendes abzuweisen. Doch auch hier mit der Unterscheidung, daß die Tridentinische Lehre Gesetz; die spätere Theologie eine Entwicklung ist, in welcher eine gewisse freie Mannichfaltigkeit stattfinden kann.

Drittes Kapitel.

Zur Geschichte der Glaubenslehre.

§. 29. Der Glaube vor der Glaubenslehre.

Die Semitische Nationalität, so genannt von Sem, einem der Söhne Noahs, der modernen Welt anmuthig bekannt aus Kaulbachs babylonischem Thurm, ein Schwanken zwischen heißer Sinnlichkeit und

dem tiefen Gefühl der Nichtigkeit und unmittelbaren Abhängigkeit von übernatürlichen Mächten, hat sich im hebräischen Volke mit dem Glauben an den einigen, allmächtigen, und doch nationalen Gott, dessen Verehrung zur Zeit Abrahams in Syrien nicht unbekannt war, zur religiösen Gesetzlichkeit erhoben, die dem siegreichen Kampfe gegen die wilden Triebe der Natur das volle irdische Heil versprach, für den Einzelnen und für das ganze Volk. Als dieses Volk, in enge Gränzen seines gelobten Landes eingeschlossen, zwischen kurzen Tagen nationalen Glückes nach einander unter persischer, griechisch syrischer und römischer Dienstbarkeit seufzte, ist seine immer noch das ganze Leben beherrschende Religion zur starren äußerlichen Gesetzlichkeit und zum Fanatismus geworden, während doch prophetische Stimmen der Vorzeit eine reinmenschliche, die Schranken des Gesetzes durchbrechende religiöse Sittlichkeit verkündeten, und das alexandrinische Judenthum, wie wir es kennen aus den Schriften des Philo, eines ältern Zeitgenossen Jesu, der doch ganz unbemerkt an ihm vorübergegangen ist, unbewußt das Judenthum selbst unterhölend die reinsten Strahlen griechischer Bildung in sich aufnahm. Der Widerspruch der Vorliebe des allmächtigen Gottes für sein Volk und dessen hülflose Ohnmacht rettete sich in die Hoffnung eines himmlisch irdischen Reichs. Der die höchste aller Hoffnungen zu erfüllen verhieß, hat auf dem Grunde dieser religiösen Nationalität, indem er alles gesetzlich Äußerliche auf die Gesinnung zurückführte, indem er diejenigen selig pries die da Leid tragen, die geschmäht und verhöhnt werden um der Gerechtigkeit willen, die Menschheit erhoben über jedes irdische Geschick in der unendlichen Macht des an Gott hingegebenen Herzens; und doch hat er in schöner Humanität die Welt nicht verschmäht und alles gewähren lassen, was die Liebe ihm entgegenbrachte. Die Mächtigkeit dieses Evangeliums, das zunächst zur sittlichen Umkehr ermahnte, um alles Verirrte zu suchen und alles Verlorne zu retten, lag ebensosehr in der hohen, mit seinem himmlischen Vater sich durchaus eins wissenden Persönlichkeit Jesu, als in den nationalen Erwartungen, die auf sein Haupt gelegt wurden, und die auch nach seiner nationalen Verwerfung, ja gerade durch dieselbe verklärt wie ein Strahlenkranz dieses dornengekrönte Haupt umgaben.

Johannes hat diesen Strahlenkranz in den Logosbegriff eingefaßt, aber er hat das Christenthum als die Liebe erkannt, und Gott selbst

als die Liebe. **Paulus** hat aus dem Grundgedanken der von Gott abgefallnen und durch das reine Opfer am Kreuze mit Gott versöhnten Welt sein Christenthum erschlossen; das Gesetz, das nur verdammt, vom alleinseligmachenden Glauben überwunden; es gab seit Plato eine religiöse, durch Paulus entstand eine christliche Philosophie. Das Ziel beider Apostel ist dasselbe, die Wege gehn von verschiednen Polen aus, man erkennt in den Paulinischen Briefen noch den Apostel, der einst den Herrn in seinen Gläubigen verfolgt hat, in den Johanneischen Schriften den Apostel, der an der Brust des Herrn gelegen und in seiner Liebe aller Räthsel Lösung gefunden hat, während **Jakobus** gegen das Mißverständniß des Glaubens die Bewährung der sittlichen That fordert.

Jede Ortsgemeinde der apostolischen Kirche unter ihren erwählten Presbytern oder Bischöfen gewährte ihren Gründern, der Muttergemeinde in Jerusalem und den Zwölfen ein frei zugestandnes Ansehn, über den Dreizehnten war Zwiespalt. Nicht unberührt von heidnischer Sündhaftigkeit, die selbst das Liebesmahl unbrüderlich hielt, und von jüdischer Scheinheiligkeit, fühlte sich doch die Menge der Gläubigen als **eine** Familie Gottes in Christo, von eines mächtigen Geistes Wehen ergriffen, nach dem großen Erlebniß einer noch größern äußern Umwandlung gewärtig.

§. 30. Die Kirchenväter.

Das Christenthum hat sich begründet ebensosehr auf das Gefühl der Sündhaftigkeit und Sühnebedürftigkeit, das durch die Welt des abwelkenden Alterthums ging, als indem es durch die Vernünftigkeit seines Glaubens an den einigen allwaltenden Gott die Throne der alten Phantasie-Götter umstürzte, gegen die sich der Verstand der alten Welt bereits aufgelehnt hatte. Es hat sich meist ohne besondre Mission durch's ganze römische Reich verbreitet gegen die blutigen Maßregeln der Staatsgewalt, und in nicht minder heftigen innern Zuckungen gegen ein Zerfallen in Secten. **Ebioniten** und **Nazaräer**, auch diese nicht ein neuer Ketzername, sondern die alte volksthümliche Benennung der Anhänger des Propheten von Nazaret, beide Namen ursprünglich nicht verschieden, diese Träger der ursprünglichen Orthodoxie, die Gegner des Paulus, verkümmerten früh als ein Mischling, der beides zugleich

haben wollte, Judenthum und Christenthum, von beiden verlassen, obwohl noch im 5. Jahrh. ein römischer Heiliger, der ihre armen Hütten in Syrien besuchte, den Wahlspruch unter ihnen fand: „seid nimmer fröhlich wenn ihr nicht die Liebe eures Bruders seht!" denn sie hielten für ein schweres Verbrechen den Geist eines Bruders zu betrüben. Aber aus dem Heidenthum, dem orientalischen wie dem griechischen, drängte sich in die Kirche eine phantastische Philosophie, welche die Macht des Bösen und das ganze Räthsel des Weltverlaufs erklären wollte, indem sie den Logosbegriff meist in eine lange Reihe aus dem göttlichen Urgrunde hervorgegangener, immer geringer werdender gottartiger Wesen zerspaltete, von denen Eins der niedersten Ordnung in seiner Beschränktheit, oder auch unter Einwirkung einer bösen Urmacht, als Judengott diese sichtbare Welt erbaut habe, und Eins der höchsten Ordnung als Erlöser auf Erden erschienen sei, um den wahren, bis dahin unbekannten Gott zu offenbaren und das an die Stoffwelt hingegebene Göttliche in den diese Offenbarung empfangenden Menschen zu befrein. Dieser Gnosticismus in den mannichfachsten Gestalten sinniger Phantasiebildungen machte sich als ein höheres Christenthum geltend, indem er mit gleicher Weltverachtung, insgemein auch mit gleicher Weltentsagung wie die Kirche der ersten Jahrhunderte seinen Erlöser Christus nannte, meist in der Art, daß derselbe erst bei der Taufe sich mit dem Sohne der Maria vereinigt und vor der Kreuzigung ihn wieder verlassen habe.

Im langen Kampfe mit dem Gnosticismus hat sich der Christenheit die Macht des Häretischen schwer aufgedrungen, d. h. des Unchristlichen, das christlich und vorzugsweise christlich zu sein behauptet. Unsre Kunde der vielfachen Gestaltungen desselben ruht großentheils auf den historischen Streitschriften von Irenäus, dem Bischof von Lyon, der ihnen seine apostolischen Erinnerungen entgegensetzt, und aus dem ersten Viertel des 3. Jahrh. von Hippolytus, dem römischen Presbyter und Bischof von Porto an der Tiber-Mündung, der seine Häretiker unter die Schulen der griechischen Philosophie vertheilt, auch über die römischen Bischöfe seiner Zeit sehr Bedenkliches berichtet; sein größeres Geschichtswerk ist erst vor Jahrzehnten auf dem Berge Athos aufgefunden, und seine antike Statue steht jetzt wie ein treuer Wächter am Eingange der Sammlung christlicher Alterthümer im La-

teran, diesem der Stätte und dem Namen nach ältesten Palaste der Päpste. Gegen das Eindringen des Häretischen haben sich die Gemeinden, die bei den einfachen Grundzügen des apostolischen Symbols verharrten, schon in Mitten des 2. Jahrh. als die große, die katholische d. h. die einige allumfassende Kirche in Gedanken zusammengefaßt und auf die Tradition berufen, d. h. eine von den Aposteln ausgehende, zunächst von den Bischöfen in den von Aposteln gegründeten Gemeinden treu bewahrte Lehr-Überlieferung. Denn um dieselbe Zeit hatten sich die Bischöfe von den großen Städten aus, wo die Presbyter der verschiednen Hausgemeinden in ein Collegium vereinigt eines Vorsitzenden bedurften, auf den vorzugsweise der Name des Aufsehenden, des Episcopus, übertragen wurde, über ihre Mitpresbyter erhoben, und einzelne hochangesehne Vorsteher von Gemeinden apostolischer Zeit, wie Jakobus in Jerusalem, Clemens in Rom, stellten sich dem Andenken der Nachwelt als solche Bischöfe dar, Nachfolger und Stellvertreter nach wechselnder Betrachtung der Apostel oder Christi selbst, während auf den gesammten höhern Kirchendienst die alttestamentliche Vorstellung des Priesterthums übertragen wurde als Klerus, ein Mittleramt zwischen Christus und dem christlichen Volke, den Laien. Hiernach erhielt die an sich demokratische Einrichtung der Synoden, um in weitern Kreisen der durch Nachbarschaft oder gleiche Interessen Verbundenen gemeinsame Beschlüsse zu fassen, gleich anfangs die aristokratische Richtung, daß insgemein nur Bischöfe auf denselben Sitz und Stimme hatten. Diese katholische Kirche schrieb sich ausschließlich die Bewahrung des göttlichen Gnadenschatzes zu, und Cyprian sprach es vorgreifend aus: Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der hat Gott nicht zum Vater.

Die Christen waren zu Anfange des 4. Jahrh. noch weit in der Minderzahl, dem Kaiser Diocletian, ihrem blutigsten Verfolger wurde ein Denkmal errichtet als nach Vernichtung des christlichen Namens: aber bei jener Minderzahl war die größere Energie und die Verheißung des Siegs. Konstantin erkannte, daß nur durch den vollen, vom Staate geförderten Sieg des Christenthums die Einheit der Staatsreligion wieder hergestellt werden konnte, und erhob die Kirche noch mit den zuckenden Gliedern ihrer Märtyrer auf den Thron des römischen Weltreichs. Fortan hatte sie Gelegenheit auf ökumenischen Synoden, der Idee

nach Repräsentationen der gesammten Christenheit, in Wirklichkeit Versammlungen der Reichskirche durch ihre Bischöfe zuweilen nach kaiserlicher Auswahl, ihre äußere Einheit in gesellschaftlicher Verfassung und Lehre zu vollziehn. Auf diesen Synoden ist nachträglich der Schlußstein des Katholicismus, doch sehr allmälig und nicht ohne thatsächliche Widersprüche, die Unfehlbarkeit der Kirche, eingesetzt worden. Was diese Synoden zusammenführte, war nach Überwindung aller von Außen kommenden Gegensätze der Kampf der Kirche mit ihr selbst, erst um die vollkommne Gottheit Christi, sodann wie sie geschehn sei diese ungeheure Zusammenfassung, in einem Individuum Gott und Mensch; zwar in dem, was daran zu hoch für menschliches Denken ein Kampfplatz fanatischer Behauptungen, doch dieser unermeßliche Fortschritt der Gesittung, daß die rechte Feststellung eines Glaubenssatzes wichtiger erschien als alle weltliche Interessen, worüber allerdings die Kirche des Morgenlandes zerspalten, das römische Reich zerrüttet und den Siegen des Islam eröffnet worden ist.

Der sittliche Ernst des Evangeliums hat in der Märtyrerkirche kühnen Todesmuth und Verachtung aller Genüsse, selbst der künstlerischen des Heidenthums, hervorgerufen; wer am Todesabgrunde hingeht, pflegt nicht spielend Blumen hineinzuwerfen. Doch bemerkte schon Eusebius, der vielwissende Bischof von Cäsarea, der erste Geschichtschreiber der Kirche, über die lange Zeit des Friedens, die der letzten großen Christenverfolgung unter Diocletian voranging: „Als wir durch zu große Freiheit nachläßig geworden waren, da Einer den Andern beneidete und verläumdete, da wir unter einander innre Kriege führten mit Worten wie mit Speeren uns gegenseitig verwundend, da Vorsteher gegen Vorsteher, Gemeinden gegen Gemeinden aufstanden, endlich Betrug und Heuchelei auf's höchste gestiegen waren: da begann das Gericht Gottes, wie es seine Weise ist, erst mit milder Züchtigung uns zu mahnen, indem die Versammlungen der Gläubigen noch ungehindert waren, und die Verfolgung nur bei den Brüdern im Heer begann. Da wir aber ganz sinnlos nicht daran dachten Gott zu versöhnen, vielmehr wie die Gottlosen dafür haltend, daß sich die Vorsehung nicht um die menschlichen Dinge bekümmere, als unsre Hirten mit Verachtung der Religion nichts als Streit, Drohung, Haß wider einander sinnend nach einer tyrannischen Herrschaft strebten: da nach dem Worte

des Jeremias verdunkelte der Herr in seinem Zorne die Tochter Zions." Nachdem aber das Christenthum eine bequeme Staatsreligion geworden und an die Stelle des frommen Glaubens der Streit um die Rechtgläubigkeit getreten war, ist weltliche Lust und Bildung mit ihrem Recht und mit ihrem Übermaß rasch eingedrungen. Es fehlte doch nicht an kirchlichem Eifer auch der niedern Stände des Volks in den Glaubenskämpfen um das Geheimniß des Gottmenschen. Das Christenthum, welches in seiner heroischen Jugend den Untergang des römischen Reichs erwartete und ersehnte, hat in seiner Versöhnung mit demselben den langsamen Untergang des Kolosses nicht aufgehalten, es hat nicht eine edlere Staatsverwaltung, nicht ein der Freiheit würdiges Volk geschaffen: aber die Tugenden des Privatlebens hat es gefördert und Charaktere gebildet, welche über das Gefühl der Auflösung aller öffentlichen Verhältnisse in das freie Reich des Geistes erhoben, dem Zerfallen des Reichs, als der geistlosen Gewaltherrschaft, die mit einem Brudermorde begonnen, freudig zusahn, auf daß allein das Gottesreich zur Herrschaft gelange.

Aus dieser Kirche des römischen Reichs in den beiden Perioden ihres Martyriums und ihrer Herrschaft ist eine reiche Literatur aufgewachsen: Apologien des Christenthums, Bestreitung der Häretiker mit gelegentlicher Schilderung derselben, Auslegung aller Bücher der H. Schrift, Schriften insgemein Streitschriften über einzelne Glaubenssätze, Geschichten und nicht bloß der Kirche, Homilien, nehmlich Predigten, Erbauliches und Beschauliches. Man hat sie K i r c h e n v ä t e r genannt die classischen Autoren der altkatholischen Kirche, so daß ihre Vorfahren, die noch den Kirchenglauben in seiner Unbestimmtheit zeigen, eine unklare, auch theilweise unsichre Literatur, A p o s t o l i s c h e V ä t e r heißen, als die noch das Antlitz der Apostel gesehn haben. Am bedeutendsten Briefe unter dem Namen des I g n a t i u s, Bischofs von Antiochien, in dreifacher Gestalt auf uns gekommen, die 7 von Eusebius angeführten im kurzen griechischen Texte frühesten Ursprunges, als an Polykarpus und verschiedne Gemeinden geschrieben auf seinem Zuge nach Rom, um nach dem Spruche des Kaisers Trajan dort im Amphitheater mit den Thieren der Wüste zu kämpfen, Briefe voll Märtyrer-Enthusiasmus, mit der Auffassung des Christenthums als etwas durchaus Innerlichen, und doch die Erhebung des Episcopats so bezeugend

wie fördernd. Der Letzte, jener Papias, der uns die älteste Kunde über zwei Evangelien bewahrt hat.

Die Kirchenväter haben je nach ihrem Herkommen griechisch, latein, auch syrisch geschrieben, in einer gesunkenen Sprache, meist künstlich, schwülstig und weitschweifig wie die heidnischen Rhetoren und Sophisten ihrer Zeit: aber sie hatten ihnen voraus ihre Überzeugung, ihre religiöse Begeistrung und ihren großen Gegenstand.

Da die Apologeten zu erweisen suchten, daß alle höhere Ahnungen des Heidenthums im Christenthum erfüllt sein, entstand früh eine Befreundung mit der griechischen Philosophie, und Justinus, der Evangelist im Philosophenmantel, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts den Namen des Märtyrers erworben hat, konnte dafürhalten, daß kein großer Unterschied sei zwischen den Lehren Platos und Christi. Grade die Lehre vom Logos als der göttlichen Vernunft begünstigte diese Auffassung des Christenthums als Vernunftthum, die doch wunderfreudig und voll war der göttlichen Gnade.

Diese Richtung ward heimisch zu Alexandrien in der dortigen Katechetenschule zum Unterrichte der in die Kirche Übertretenden, nicht selten Männer von höherer Bildung: zwei Lehrer dieser Schule, vom letzten Jahrzehent des 2. bis um die Mitte des 3. Jahrh. ihre Repräsentanten, Clemens und Origenes. Jener brachte seine attische Bildung zum christlichen Glauben, als durch den jedes Dorf ein Athen geworden sei, dieser hat alle Wissenschaft des griechischen Alterthums seiner unermüdlichen Forschung in der H. Schrift dienstbar gemacht. Die Alexandriner waren überzeugt, wie Gott den Juden die Propheten gesandt habe, so den Hellenen die Philosophen als Führer zu Christus. Alles Wahre und Schöne, das Philosophen und Dichter vordem verkündigt haben, ist ihnen berechtigt und bewahrt in der Christenheit. Durch ihre christliche Weltanschauung braußt ein Geist der Freiheit: sie achten jede individuelle Bestimmtheit aus der ursprünglichen Gleichheit der Geister frei geworden. Wenn diese Schule den christlichen Volksglauben mannichfach überschritt, hielt sie sich berechtigt als christliche Gnosis, im Gegensatze des häretischen Gnosticismus, eine von Christus ausgehende, durch seine Lieblingsapostel fortgepflanzte geheime Überlieferung; in der That war es der erste kühne Versuch einer freien christlichen Wissenschaft.

Gegen diese christliche Philosophie, noch bevor sie sich in Origenes zuspitzte, erhob sich naturgemäß ein Gegensatz, den der Afrikaner Tertullian, Sohn eines römischen Officiers, Rechtsanwalt in Rom, dann Presbyter in Karthago, auf's schärfste aussprach: „Was haben Jerusalem und Athen, was die Akademie [die Platonische] und die Kirche mit einander gemein! Unsre Lehre ist von der Halle Salomos. Die mögen zusehn, die ein stoisches und platonisches und dialektisches Christenthum zu Tage gebracht haben!“ Er selbst geistvoll und mit griechischer Bildung vertraut hat dieselbe nur gebraucht um alle Blüthen weltlicher Kunst und Cultur niederzutreten. Obwohl er das Bewußtsein des wahren Gottes für eine göttliche Mitgabe an die Seele achtet, „dasselbe in Ägypten und in Syrien und im Pontus,“ will er doch nur eine heilige Überlieferung gelten lassen, die er als das Althergebrachte den Häretikern wie den Philosophen als ihren Patriarchen entgegenhält, deren Lehre schon als Neuerung rechtlos sei; wie sie denn auch bekennen, die Wahrheit immer erst zu suchen, also noch nichts Gewisses zu haben. Er hat seine Freude daran, jene Überlieferung, die vom Gott Abrahams ausgeht, durch die Apostel gesteigert, durch den H. Geist vollendet ist, der vermeinten Weisheit seiner Zeitgenossen entgegenzusetzen: „Der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden: wir schämen uns dessen nicht, weil es schämenswerth ist. Der Sohn Gottes ist gestorben: es ist durchaus glaublich, weil es unsinnig ist. Er ist auferstanden von den Todten: es ist gewiß, weil es unmöglich ist.“ Und so das Bekannte, neuerdings als Zeichen aller Abgeschmacktheit der Kirchenväter oft Angeführte: „ich glaub' es, weil es absurd ist;“ was doch nur ein pikanter, grade dadurch eindringlicher Ausdruck ist, statt mit trivialer Ausführlichkeit zu sagen: obwohl es eurem beschränkten Denken absurd zu sein scheint. Es ist nur im trotzigen Vertraun auf die göttliche Weisheit ein Fortklingen des apostolischen Ausspruchs: „Wir aber predigen Christum als den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgerniß, den Griechen eine Thorheit.“ *)

Der nächstfolgende Träger dieser afrikanisch römischen Richtung, Cyprian, ein angesehner Rhetor, bald nach seiner Taufe Bischof von Karthago, stellt zuerst in sichrer Geschichtlichkeit einen der großen Bi-

*) 1 Kor. 1, 23.

schöfe dar, der mit dem Bewußtsein an Christi statt zu stehn, nach vielen Seiten hin eine helfende und rettende Wirksamkeit übte, die er beschlossen hat auf Befehl des Kaisers enthauptet [258]. Er hat die Unabhängigkeit eines jeden Bischofs als nur Christo verantwortlich, und doch die Einheit der Kirche als eine göttliche Nothwendigkeit behauptet, er hat auch darin seinem Meister Tertullian folgend, die lange durch die afrikanische Kirche forttönende Losung verkündet: Christus sprach nicht, ich bin die Observanz, sondern, ich bin die Wahrheit, also weiche die Gewohnheit der erkannten Wahrheit.

Aus der Schule des Origenes sind die Kirchenlehrer, die Leuchten der griechischen Kirche hervorgegangen, welche im 4. Jahrh. den Sieg des Christenthums feierten und die Gottheit seines Gründers im Glauben der Kirche begründeten: Athanasius der heldenmüthige Gotteskämpfer für den dreieinigen Gott, Gregor von Nazianz der beredte Mund desselben, Gregor von Nyssa der philosophirende Bischof und sein Bruder Basilius der Große der Heilige des orientalischen Mönchthums. Das Originelle und Origenistische wurde theils in den Kirchenglauben aufgenommen, theils immermehr beseitigt, und die ausgebildete Orthodoxie, die auch einst hochverehrte Kirchenlehrer im Grabe nach ihrer Rechtgläubigkeit frug, hat im 6. Jahrh. Origenes als einen Häretiker verdammt.

Auch an Tertullian in seiner sittlichen Strenge und Unerbittlichkeit hat sich ein häretischer Name gehängt, aber die afrikanisch römische Theologie erhob sich zu ihrer Höhe durch Augustinus. Er hat in Karthago, dann als Lehrer der Beredtsamkeit in Rom und in Mailand eine stürmische Jugend durchlebt; ihr unverhülltes Bild in der seltsamen Form einer Beichte vor dem Allwissenden seine Confessionen, ein Werk nur mit Rousseaus Confessions und mit Schleiermachers Monologen bei tiefeinschneidender Verschiedenheit beider zu vergleichen. In allen Lüsten des weltlichen Lebens lassen doch geistige Interessen ihm keine Ruhe, auch hat Monica, die fromme Mutter, den Namen des heilbringenden Christus in die Erinnerungen seiner Kindheit unauslöschlich verwebt: aber es sind ehrgeizige, philosophische, künstlerische Interessen die ihn bewegen, er liebt leidenschaftlich die Tragödie und hat um den Dichterpreis derselben geworben. Den rechten Christus hat er zu finden gewähnt in einer gnostischen, mit der persischen Religion gemischten

Secte, im Manichäismus, der vom schweren Gefühl der Macht des Bösen als einer Urmacht ausgehend aller Räthsel Lösung verhieß. Zu der weinenden Mutter, die dem geliebten verlornen Sohn über die See gefolgt war, sprach einst tröstend ein Bischof: es ist unmöglich, daß ein Sohn, um den so viele Thränen vergossen werden, verloren gehe. Da geschah's, daß derselbe, überall unbefriedigt und getäuscht, unter dem Einflusse des Ambrosius, der aus einem alten Senator ein hochangesehner Bischof geworden war, in einem Moment mächtiger Erregung durch ein scheinbar unbedeutendes Wort den Sturm seiner Bekehrung erlebte, nehmlich die Entscheidung eines alleinigen Lebens für den Christus der katholischen Kirche. Auf die Bahn weltlicher Ehren verzichtend ging er nach Afrika zurück und hat als Bischof von Hippo Regius in allen kirchlichen Verhandlungen seiner Zeit, weit mehr noch als kirchlicher Autor für alle Zeiten einen weitgreifenden Einfluß geübt, indem er mit tiefer Kenntniß der Abgründe des menschlichen Herzens sowohl den freisten Geist des Evangeliums, als durch den Gegensatz gedrängt das Furchtbarste der Geistesfreiheit, beides in feurigen Zungen einer alles beherrschenden Gottesliebe aussprach; die Goldkörner der Gedanken doch unter viel rhetorischem Geröll. Mit ihm hat sich das Sinnen der abendländischen Kirche in die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen vertieft, während die Kirche des Morgenlandes den Erlöser als den Gottmenschen und in ihm die Tiefen der Gottheit zu erkennen rang.

Die Kirche von Rom als aus apostolischer Zeit die einzige im Abendlande galt demselben als ein Quell reiner Lehre, der römische Bischof durch den Sitz in der alten Welthauptstadt und durch die geglaubte Nachfolge des heiligen Petrus galt unter allen Bischöfen, obwohl gleicher Berechtigung, als der Erste, sobald von einem irdischen Range die Rede war. Viele unbedeutende, fast namenlose Menschen sind diese Bischöfe von Rom in der Leidenszeit der Kirche einander fast mehr im Märtyrerthum als im Amte nachgefolgt. Seit Konstantin erhielten sie durch die Verlegung der Reichshauptstadt nach dem Hellespont und durch Schenkungen großen politischen Einfluß in den Wirren Italiens; aber unbedenklich bekannten sie sich als Unterthanen des Kaisers.

Unter die schriftgelehrten Väter der Kirche reihen sich nur zwei von ihnen: Leo der Große im 5. Jahrhundert, der im Streite der

orientalischen Kirche über das Geheimniß der Gottmenschheit das entscheidende Wort gesprochen und Italien vor Attila, der Geißel Gottes, durch eine friedliche Gesandtschaft so wunderbar gerettet hat, daß die Sage aufkam, Petrus und Paulus hätten als Rachegeister den Heidenkönig bedrohend über ihm geschwebt. Gregor der Große am Ausgange des 6. Jahrhunderts, der den feierlichen Pomp der römischen Kirche entfaltet und einen Überrest gelehrter kirchlicher Bildung auf das Mittelalter gebracht hat, obwohl er für unwürdig hielt, das Wort Gottes den Regeln der lateinischen Grammatik zu unterwerfen.

Nächst ihnen und vor ihnen gilt neben Augustin Hieronymus aus Dalmatien als der vierte Kirchenlehrer des Abendlandes. In Rom gebildet und in der syrischen Wüste hat er einst alle heidnische Wissenschaft abgeschworen, als ein Traum ihm die Wahl vorlegte, ein Ciceronianer oder ein Christ zu sein. Er ist doch immer beides geblieben und hat die Schriftgelehrsamkeit der griechischen Kirche wie der hebräischen Zunge mit unermeßlicher Thätigkeit in's Abendland übertragen. Enthusiastisch, charakterlos und ein Heiliger hat er in Rom die Gewissen vornehmer Frauen geleitet und Satyren geschrieben über die Sitten des römischen Klerus. Als er hier unhaltbar sich nach der Geburtsstätte des Erlösers zurückzog, sind ihm die Töchter der Scipionen dorthin gefolgt zu einem frommen Stillleben.

Die Zeit der Kirchenväter wird von der katholischen Theologie bis weit in's Mittelalter erstreckt, von der ältern protestantischen Theologie auf die ersten 5 Jahrhunderte beschränkt, weil beide diesen Vätern christlicher Literatur eine wenn auch unbestimmte Auctorität zuerkannten, mit der sich einstimmig zu wissen ihnen am Herzen lag. Besteht das Wesen dieser Literatur auf dem Grunde antiker, nehmlich griechisch römischer Bildung in der Hingabe an die Ausbildung einzelner Dogmen: so ist sie beschlossen im 7. Jahrh. ohne scharfe Abgränzung. Der antiken Anschauung lag die systematische Zusammenfassung überhaupt fern. Doch hat bereits Origenes in einer Jugendschrift von den Principien einen ahnungsvollen Anfang dazu gemacht, indem er aus dem Worte Christi, das ihm durch die ganze H. Schrift hindurch tönt, und nach dem Maße der apostolischen Überlieferung das von derselben unbestimmt gelaßne Wie und Warum der Glaubensartikel denkend erkennen und zu einem Ganzen umfassen wollte, wobei er den Gründen

des religiösen Glaubens ebenso nachgeht als den Gründen alles Seins, und über die Frage, ob Sonne und Mond belebte Wesen seien? ebenso sinnreich phantasirt als über den ewigen Ursprung der gesammten Geisterwelt. Am Ausgange dieses Zeitalters hat ein griechischer Mönch Johannes Damascenus in seiner Auseinandersetzung des Glaubens aus den Schriften der anerkannten griechischen Kirchenlehrer ihre Gedanken über die einzelnen Glaubenssatzungen zu einem Ganzen nothdürftig zusammengesetzt, fortan die Glaubenslehre der griechischen Kirche in ihrem langen Traum- und Fastenleben.

§. 31. Die Glaubenslehre des Mittelalters.

Das Mittelalter begann, als der germanische Volkscharakter mit seinem tiefen religiösen Gemüth, aber gewaltthätig und plötzlich als Herrscher in die Freuden einer verdorbenen Civilisation eingetaucht, sich der römischen Kirche, ihrer Bildung, ihren Segnungen und ihren Bannflüchen unterwarf. Daher das Leben in Contraste zerfiel: wüster Sinnengenuß und fromme phantastische Thaten oder Entsagungen. Die Kirche mit ihrer Geistermacht hat die Stürme der Völkerwanderung besänftigt, die germanischen Völker erzogen und mitten im Faustrechte Tage des Gottesfriedens geheiligt.

Die Häupter der Kirche waren zu Anfange des 8. Jahrhunderts der Patriarch von Konstantinopel und der römische Bischof, der in stolzer Demuth die Idee seiner Berechtigung anerkennend sich einen Knecht der Knechte Gottes nannte, wie Friedrich der Große sich den ersten Diener des Staats genannt hat. Zunächst durch politische Verhältnisse wurde der Sprengel des Einen immermehr auf die Mauern von Konstantinopel verschränkt, dem Andern das ganze Abendland aufgethan. Durch die Theilnahme an einer glücklichen Revolution im fränkischen Reich erhielt er fürstlichen Landbesitz. Die Kaiserkrone, die der Papst am Christfeste 800 auf das Haupt Karl des Großen setzte, war ihm unbewußt das Sinnbild, daß fortan die geschichtliche Bewegung, die wahre Weltherrschaft, auf das Haupt der germanischen Völker übergehe. Das Papstthum wurde in alle politische Zuckungen Italiens und in die Parteiungen der verwilderten Bevölkerung von Rom verwickelt. Aber eine Reihe elender, zum Theil auch elend untergegangener Menschen auf dem apostolischen Stuhl, sie erwiesen nur, daß unab-

hängig von menschlicher Willkür der Papst in der allgemeinen Veräußerlichung des Christenthums hinaufgetrieben wurde zur monarchischen Gewalt über Leiber und Seelen als der sichtbare Christus, nicht nur ein Herr der Kirche, sondern auch der Stellvertreter des weltherrschenden Gottessohnes, wie Gregor VII dies erkannte und zugleich mit einer sittlichen Reform der Kirchenämter es verwirklichte, soweit einem Menschen möglich war.

Als im 11. Jahrh. alle Wissenschaft des Abendlandes kirchlich war, ist die Glaubenslehre zur Scholastik geworden durch die Geltendmachung der Schule in und neben der Kirche. Die Scholastiker waren Lehrer an Klosterschulen oder Universitäten, fahrende Ritter der Wissenschaft, ihre Lanzen Begriffe, ihre Turnire Disputationen. Sie haben die als unbedingt wahr vorausgesetzten Dogmen vor dem denkenden Bewußtsein ihrer Zeit als nothwendig, oder doch als angemessen gerechtfertigt und in die Einheit eines kunstreich ausgebildeten Systems gebracht. Ihr eignes Denken in den Formen des Aristoteles, der ihnen galt als der Philosoph, der Vorläufer Christi, der Repräsentant der denkenden Menschheit gegenüber der zu verstehenden göttlichen Offenbarung.

Anselmus, Erzbischof von Canterbury, mit dem Bewußtsein des pflichtmäßigen Fortschreitens vom Glauben zur Einsicht, reicht noch den Kirchenvätern die Hand in der Hingabe an die Entwicklung einzelner Glaubenssätze. Petrus Lombardus, Bischof von Paris, nannte seine Glaubenslehre Sentenzen, weil er ihren historischen Stoff großentheils den Kirchenvätern entlehnt hat. Noch am Eingange der Scholastik bezeichnet Abälard ihr drohendes Überschreiten in der Andeutung, daß nur Eingesehnes zu glauben sei; er selbst ein reich von Gott geschmücktes Opfer für die Freiheit des Geistes in der Wissenschaft wie im Leben. Aber Thomas von Aquino, dieser gläubige Thomas, hat ganz hingegeben an die Kirche einen hohen philosophischen Scharfsinn mit seiner frommen Innigkeit verbunden, also daß sich das Urtheil der Kirche über sein Hauptwerk, die Summa, in der Sage darstellte, nach Vollendung derselben, die er zwar nie vollendet hat, habe Christus zu ihm gesprochen: du hast gut von mir geschrieben, mein Thomas, was willst du nun dafür? und er, nicht geringes fordernd, habe geantwortet: nichts als dich selbst. Schon das Herabgleiten von

dieser Höhe bezeichnet Duns Scotus, der den kirchlichen Satzungen scharfe unwiderlegliche Gründe entgegen hielt, und jenen dann doch zustimmte als durch die schrankenlose Willkür Gottes so gesetzt.

Die Scholastik war das naturgemäße Ergebniß des zu gränzenloser Forschungslust erwachten Geistes, der seine Welt mit den Bretern einer unfehlbaren Kirchenlehre verschlagen fand. Auf einen historischen Stoff verwiesen, fehlte dieser Schultheologie seine genaue Kunde wie das Verständniß geschichtlicher Entwicklung, und verschränkt in ihre Begriffswelt war sie wenig bekümmert um die Wirklichkeit der Dinge. Barbarisch in ihrem Latein, das sie doch wie eine lebendige Sprache handhabte; eintönig in ihrer Zergliederung jedes Dogmas, dem sie eine Reihe Gründe entgegenstellt, warum es nicht wahr zu sein scheine, die dann durch stärkere Gründe widerlegt werden, so daß es dennoch wahr und erwiesen sei: hat sie die freie Regsamkeit des denkenden Geistes innerhalb der unübersteiglichen Schranken bewahrt, aber durch das immer voraus feststehende Ziel den Ernst der Forschung entbehrend sich zuletzt in ein Spiel subtiler oder eitler Fragen verloren, und die Verzweiflung an ihrem Vorhaben in dem Bekenntniß ausgesprochen, daß dasselbe in der Philosophie falsch, in der Theologie wahr sein könne.

Die Stellvertretung Gottes in eines Menschen Hand führte zur Verwechslung seiner Leidenschaften mit dem unbedingten Willen Gottes, die Befreiung des Kirchenamtes aus der Hand des Staats zur Unterjochung durch einen auswärtigen Hierarchen, der Staat griff nach seinem unveräußerlichen Rechte, und im langen Kampfe zunächst des Kaiserthums und des Papstthums, wie zweier Kämpfer die sich gegenseitig den Tod geben, erhob sich eine dritte Macht, vor der das Papstthum dereinst untergehen sollte, der Verstand und das Nationalgefühl der Völker. Die Kirche selbst wurde seit dem 14. Jahrh. immermehr eine zerstörende und verführende Macht, indem sie ihre Ämter als einträgliche Pfründen verhandelte; Gaben und äußerliche Werke im Sinne der Kirche ganz abgesehn von der Gesinnung, aus der sie hervorgingen, als verdienstlich empfahl; für die Sündenstrafen im Fegfeuer, das allein die Gläubigen zu fürchten hatten, Ablaß verkaufte, und diejenigen, welche ein freies und innerliches Christenthum geltend machten, so weit möglich verbrannte.

Aber nicht an Kraftlosigkeit hat das kirchliche Mittelalter geendet.

Sein überschwängliches Phantasie- und Gefühlsleben, das den Kreuzzügen ihr Gott will es! zugerufen, die Klöster bevölkert und die Münster erbaut hat, stellte in der Literatur sich dar die Scholastik ergänzend als Mystik, eine erfahrungsmäßige Anweisung im unaussprechlichen Gefühl sich unmittelbar mit Gott und dem Gottessohn zu vereinen, sei's im Anklange freud' und leidvoll an das schwäbische Minnelied, sei's in volksthümlicher und werkthätiger Liebesfülle, sei's im Absterben der Selbheit ein kühnes Sichversenken in den Abgrund der Gottheit. Die Auferstehung des classischen Alterthums, das an die Stelle des Priesters den Menschen stellte im heitern Genuß all' der Gaben, mit denen der Schöpfer ihn ausgestattet hat, trieb als Humanismus in Italien eine diesem Alterthum ebenbürtige nationale Literatur hervor und führte in Deutschland zum urkundlichen Verständnisse der H. Schrift wie des kirchlichen Alterthums. Von der Kirche geboren und an der Brust griechischer Schönheit genährt stellte die bildende Kunst ihre christlichen Ideale immermehr in voller Naturwahrheit dar. Die ehrnen Zungen der Presse sicherten jedem heilbringenden Gedanken die allgemeine Verbreitung, sobald die Völker nur erst lesen lernten, und die Unsterblichkeit. Es war ebensosehr diese Erhebung der Geister als die Verdumpfung der Kirche, daß dieselbe in schmerzlicher Unzufriedenheit mit sich selbst über ein Jahrhundert lang nach einer Reformation an Haupt und Gliedern gerungen hat. Die Päpste vornehmlich, welche vorerst in ihrer Noth, als sie das Papstthum an den König von Frankreich verrathen hatten, und in Folge davon als Gegenpäpste sich gegenseitig excommunicirten, dann in ihrer gänzlichen Verweltlichung die Kirche zu einer Wechselbude und Mördergrube gemacht hatten, haben es verstanden, das Unternehmen der großen reformatorischen Concilien des 15. Jahrh. zu vereiteln, und alle die Vorläufer der Reformation bald mit offener bald mit stiller Gewalt zu beseitigen.

§. 32. Der ursprüngliche Protestantismus.

Die Reformation, wie sie endlich geschah, ist nicht von einem Ringen um die Befreiung der Geister ausgegangen, obwohl dieser Geist der Freiheit durch ihr erstes Jahrzehnt stürmt; noch von einer Erhebung des deutschen Volksgeistes gegen römische Aussaugung und Verführung, obwohl durch denselben getragen; noch aus der Aufklärung der Huma-

nisten, obwohl eine zeitlang mit denselben verbündet: sondern sie ist aus der Angst eines frommen Herzens hervorgebrochen, daß durch den Ablaßkram die rechte Buße, durch die ganze Entsittlichung der Kirche die ewige Seligkeit verloren gehe, und so durch einen Mann des deutschen Volks an das Volk gebracht, eine unwiderstehliche Macht geworden. Erst als ihr das Papstthum mit der ganzen bestehenden Kirchengewalt entgegentrat, und Luther die Wahl vor sich sah, den heiligen Vater oder seinen lieben Herrn Christus aufzugeben, ward die Reformation zur kirchlichen Revolution.

Ihr zum Bewußtsein gekommener Grundgedanke war im Zurückgehn auf das ursprüngliche Christenthum der H. Schrift die Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben allein. Dieser im Gegensatze aller kirchlichen Werke, durch welche das ewige Heil verdient werden sollte, als die unbedingte Hingabe des Herzens an den Gekreuzigten. Selbst über diesen Hauptartikel schien eine Ausgleichung möglich, wie dieselbe auf dem Religionsgespräche zu Regensburg vereinbart wurde: daß der Glaube allein rechtfertige durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst und Würdigkeit, aber der lebendige, in der Liebe thatkräftige Glaube. Wenn doch über die Folgerungen, welche die Reformation aus diesem Grundgesetze zog, eine Vereinbarung sich als unmöglich erwies, und alles wieder zerfiel, auch das Vaterland, so wurde darin nur offenbar, daß unabhängig von menschlicher Willkür eine neue Gestalt des Christenthums sich hervordrängte, die noch ihrer unbewußt als solche, verschieden von ihren ersten Glaubenssatzungen, doch durch ein übermächtiges Gemeingefühl von der Kirche des Papstthums eine protestantische Kirche auf immer schied, und für die kein Opfer zu groß war.

Die selbständig am Fuße der Alpen begonnene Reformation gehörte derselben neuen Gestalt des Christenthums an, deren Zeit, die irgendeinmal kommen mußte, gekommen war: aber diese Reformation, weniger aus der Tiefe des religiösen Gemüths als aus dem sittlichen Ernste des Gewissens geschöpft, war biblischer und zugleich rationaler. Zwingli lichtete die altkirchlichen Dogmen mit der Aufklärung des Humanismus: Luther achtete die Vernunft, die er nur als Scholastik kannte, wie gewaltig sie oft in seinem Genius rumorte, als des Teufels Metze, die alte Frau Wettermacherin, der den Hals umzudrehn er sich verbunden hielt. Der Streit über das Abendmahl, an dem dieser

Gegensatz ausbrach, war bereits vergiftet, als Calvin der schweizerischen Kirche seinen gläubigen Supernaturalismus und zugleich seine romanische Verstandesschärfe brachte. Melanchthon mit seiner versöhnenden Neigung den Zwiespalt nur mehrend ist ihm zum Opfer gefallen, obwohl seine wie Calvins Glaubenslehre die beiden ersten, vom Hauche einer Wiedergeburt der Kirche erfüllten Denkmale protestantischer Glaubenswissenschaft sind.*)

Wenn der Umstand, daß der deutsche Kaiser die Grundlagen seiner Macht außerhalb Deutschland wußte in Ländern, wo stetig geübte blutige Gewalt den Siegeszug der Reformation aufzuhalten vermochte, verhindert hat, daß damals nicht eine deutsche Nationalkirche entstand: so war es jener innere Zwiespalt des Protestantismus durch seine Verwirrung der Gemüther wie durch seine politische Machtverminderung, der jene Verhinderung nicht überwinden ließ. Zugleich befestigte sich in beiden protestantischen Kirchen, wie sie abgewandt von einander ihre Wege gingen, jene Verwechslung, die schon der altkatholischen Kirche verhängnißvoll gewesen war, daß die Paulus-Lehre vom alleinseligmachenden Glauben für gleich genommen wurde mit der Rechtgläubigkeit, als dem Bekenntniß zu allen von der Kirche angenommenen Dogmen; und es entstand jenes Pfaffengebeiß, das Luther schwermüthig vorausgesehn und begonnen hatte, indem die Formeln dieser Rechtgläubigkeit zu immer feinern Spitzen ausgebildet und alle andre Ausbildungen als Abfall verdammt wurden. In beiden Kirchen ist eine gesetzliche Orthodoxie aufgestellt und im 17. Jahrh. von den altprotestantischen Dogmatikern mit zweifelloser Sicherheit durchgeführt worden, lutherischer Seits insbesondre von denen, die auf Luthers Stuhl in Wittenberg saßen, von Calov und Quenstedt in weitschichtigen Werken nach diesen Grundzügen:

Von Gott nach seinem Ebenbilde vollkommen erschaffen hat Adam dasselbe durch den Sündenfall verloren und über sein ganzes Geschlecht eine unendliche Schuld zugleich mit der unwiderstehlichen Lust zur Sünde

*) Beide lateinisch, Melanchthons Glaubenslehre mit dem unübersetzbaren Namen Loci communes, etwa: allgemeine Begriffe, zuerst 1521, Calvins Institutio religionis christianae, Unterricht über die christl. Religion, zuerst 1536.

gebracht, so daß nur die Möglichkeit einer äußerlichen Legalität aus Furcht vor der Strafe geblieben ist. In diesem natürlichen Zustande ohne die Kraft das religiöse Leben zu erneun ging die Menschheit der ewigen Verdammniß entgegen. Aber aus lauterer Gnade hat der dreieinige Gott von Ewigkeit her eine Rettungsanstalt für alle beschlossen, welche dieser Rettung nicht hartnäckig widerstreben. Daher wurde Gott der Sohn Mensch, um im Vereine der göttlichen und menschlichen Natur der ewigen Gerechtigkeit genugzuthun, indem er an unsrer Statt das göttliche Gesetz erfüllte, und schuldlos die Strafe unsrer Sünden bis zum Kreuzestode trug. Da der Mensch im natürlichen Bewußtsein nur den Zorn Gottes empfindet, kann er dieses Heil nur empfangen durch gläubige Hingabe an die durch den Gottmenschen vollzogne Versöhnung, dadurch dessen Verdienst ihm zugerechnet und er vor Gott als gerecht angesehn wird. Aber der Mensch in gänzlicher Unfähigkeit zum Guten kann den Glauben gar nicht fassen außer durch Gott selbst: daher vom Vater und vom Sohne Gott der H. Geist ausgeht um nach göttlichem Rathschluß ein neues Leben in uns zu schaffen, und zwar, nachdem er die Gemeinschaft der Gläubigen gegründet hat, nur mittels derselben durch das göttliche Wort und die Sacramente, nehmlich durch die Taufe, welche in jedem nicht Widerstrebenden die Wiedergeburt im Glauben bewirkt, und durch das H. Abendmahl, welches unter dem gesegneten Brot und Wein den Leib und das Blut Christi Gläubigen wie Ungläubigen wirklich mittheilt. Zur Verwaltung des Worts und der Sacramente mußte die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe eine äußerliche Kirche werden. Da in derselben auch Unwiedergeborne sind und die Wiedergebornen noch nicht durchaus von der Sünde befreit, so ist in ihr mit der Sünde auch Irrthum, welchen abzuhalten und auszuscheiden der H. Geist ihr die H. Schrift vorgesetzt hat als die unfehlbare Urkunde der göttlichen Offenbarung und die alleinige Gesetzgebung ihres Hauptes Christi, welcher in sichtbarer Herrlichkeit wiederkommen, die Todten erwecken, das Weltgericht halten, die Ungläubigen zu hoffnungsloser Qual in die Hölle verdammen und die Gläubigen zur ewigen Freude seines himmlischen Reichs einführen wird.

So dieses göttliche Drama, gespielt von den drei Personen der Trinität, die Menschheit, um die sich's dabei handelt, nach der ersten That ihres Ahnherrn nur als Statist, und doch eine Handlung tiefen

sittlichen Inhalts, am Eingange das Paradies das verlorne, am Ausgange der Wolkenthron des Weltrichters, in Mitten der Weltgeschichte aufgerichtet das erlösende Kreuz.

§. 33. Die Entwicklung des Protestantismus. Insgemein.

Jene protestantische Orthodoxie ist zumal in ihren feinern Ausführungen nicht ohne strenge Überwachung der Presse, nicht ohne Entsetzungen, Landesverweisungen, ja Hinrichtungen durchgeführt worden, doch bei dem Bedürfniß einer festen geschichtlichen Begründung und Bewahrung des durch die Reformation gewonnenen Glaubensschatzes von einer Generation frommer und eifernder Pastoren nach der andern verkündet, durch die Erinnerung hier an Luthers volksthümlich religiöse Genialität, dort an Calvins ehrfurchtgebietende Persönlichkeit getragen, waren ihre Grundgedanken unter mancherlei Äußerlichkeiten eine Macht in den Herzen und Gewohnheiten der Völker fast zwei Jahrhunderte durch. Aber diese erste Gestalt des Protestantismus trug einen Widerspruch mit sich selbst in sich, der irgendeinmal hervortreten mußte, und den Widerspruch mit einer Weltanschauung, die von Seiten urkundlicher Geschichtsforschung und exacter Naturforschung unabwendbar sich aufdrängte.

Die Reformation hatte einer unfehlbar geachteten Kirche absagend den Gläubigen in Freiheit gesetzt und auf sich selber gestellt, ihr Evangelium war eine widerchristliche Empörung oder eine göttliche Berechtigung der religiösen Freiheit für alle: dennoch hat ihre Kirche nicht nur seit den Zeiten der Concordienformel alles in die Fesseln der Orthodoxie geschlagen, sondern auch dem Menschen die Freiheit gerade in ihrer höchsten Bedeutung, im Bereiche der Sittlichkeit und Frömmigkeit, abgesprochen; Calvin hat das nur offner gethan als das spätre Lutherthum. Die Reformatoren betrachteten die H. Schrift als den alleinigen Quell göttlicher Wahrheit: dennoch im Bedürfniß vor sich selber als rechtgläubig zu gelten, haben sie Dogmen, wenn nicht die grundlegenden, doch die Spitzen derselben, so die von der göttlichen Dreifaltigkeit und vom Gottmenschen, unbesehn und ungeprüft an der H. Schrift in ihr Bekenntniß aufgenommen; nur mit naiver Kühnheit hatte Melanchthon dieselben im ersten Drucke seiner Glaubenslehre ausgelassen, wiefern er dafür hielt, daß diese Mysterien besser anzubeten als zu un-

tersuchen sein, und die Scholastik so viele Jahre darüber disputirend nichts erreicht habe als die Verdunkelung der Wohlthaten Christi. Eine genauere Forschung wies nach, daß die Bibel nicht unmittelbar vom Himmel gefallen, sondern, wie göttlich in ihrem Ursprunge, doch aus vielfach menschlicher Vermittlung erwachsen sei, und daß Dogmen, die man von den Lippen Gottes vernommen zu haben meinte, sich nicht ohne weitres in der H. Schrift vorfänden, sondern aus vielfachen Schwankungen und Kämpfen der Kirche in dieser bestimmten Weise sich gebildet hätten.

Der von der Orthodoxie eine zeitlang überfluthete, mit weit schärferen Augen der Geschichtsforschung wieder auflebende Humanismus sah die Menschheit, auch außerhalb Christi, mit ihren Gaben und ihren Schäden in natürlicher Entwicklung ganz anders an, als die orthodoxe Dogmatik das schuldbeladene, unfreie, dem Satan verfallne Geschlecht Adams.

Die päpstliche Kirche hatte die Gefahr richtig erkannt, als sie Galilei nöthigte vermeintlich zur Ehre des Galiläers abzuschwören, daß sich die Erde um die Sonne bewege. Die Entdeckung des Columbus, noch mehr die Berechnung des Copernicus hatte die Welt Gottes weit aufgethan, die Erde nur ein Stern, ein Punkt im Weltall, der Himmel unter wie über ihr. Die Orthodoxie war auf die Weltanschauung des Alterthums gestellt: der Erdkreis die Welt, über ihr der Himmel mit dem Thron des trinitarischen Gottes, umgeben von den Chören der Engel und der Verklärten, Sonne, Mond und Sterne zur Straßenbeleuchtung der Erde, unter ihr die Hölle; dies Universum nicht unwerth, daß eine Person der Trinität aus ihrem Himmel herabstieg, zur Hölle fuhr und in den Himmel zurückkehrte, von wannen sie wiederkommen wird mit den himmlischen Heerschaaren.

Wie die moderne Weltanschauung erst allmälig ihre Augen aufgethan hat, so sind ihre Folgerungen gegen eine bereits vielfach zur Werkthätigkeit eines bloßen Fürwahrhaltens erstarrte Orthodoxie erst allmälig gezogen worden, und es begann ein Kampf der Vernunft, oder dessen was sich dafür ausgab, mit dem altväterlichen Herkommen, wie im Rechtszustande und in der Sitte der Völker, so auch in ihrem Glauben. Nachdem schroffere, ebendeßhalb hoffnungslose Gegensätze an der herrschenden Kirche von England und von Frankreich vorübergegangen

waren, ist vornehmlich in Deutschland, wo von Alters her der Lehrstuhl der protestantischen Kirche steht, und die Universitäten die perennirenden Concilien des Protestantismus sind, eine Umwandlung der Glaubenslehre vollzogen worden, scheinbar größer als durch die Reformation. Aber dieser Kampf war im 18. Jahrh. nicht gründlich durchgeführt, daher wie die Sage geht, daß nach der großen Hunnenschlacht die Erschlagenen sich in der Nacht zu erneutem Kampf erhoben, so hat dieser Geisterkampf mit verschärften Waffen sich erneut. In Folge eines begeisterten Volkskampfes, auch von den Sectenkirchen her und durch eine Selbstcorrectur der Wissenschaft entstand eine neue christliche Innigkeit, die bald eine Hinneigung zum altväterlichen Glauben wurde, und mit der politischen Reaction verbündet sich zur neuen Orthodoxie steigerte, während die Opposition sich nun erst zu ihrer vollen Energie schärfte. Obwohl einzelne Vermittlungsversuche vor der Wissenschaft wenig bestanden, ergab sich doch als die Aufgabe der Theologie des 19. Jahrh. die Selbständigkeit der Geister in ihrer religiösen Vertiefung als festgegründet im kirchlichen Gemeingefühl, der Protestantismus bewährte seine Weitherzigkeit alle die Gegensätze, die er aus seinem Schoße hervorgebracht, ohne Kronos-Gelüst und -Geschick, in seinem Hause ertragen zu können, und es wurde offenbar, daß hier im großen Ganzen kein Abfall des Protestantismus von sich selbst, sondern eine noch unbeschloßne Entwicklung stattfinde. Auch diese ist vornehmlich als im alten Stammvolke des Protestantismus durch die deutsche Theologie vollzogen worden, die mit all' ihrem Sinnen und Sorgen, die religiöse Wahrheit aufrichtig und unerschrocken zu erkennen, sich immer wieder als die Maria zu den Füßen des Herrn niedersetzte, während andern protestantischen Völkern und Volkstheilen mehr gegeben war die sittlichen Thaten des Protestantismus zu vollbringen.

§. 34. Die Vorläufer der Entwicklung.

Noch inmitten der reformatorischen Bewegung ist der freie, den Menschen auf sich selber stellende Gedanke derselben einseitig hervorgebrochen in supernaturaler Verhüllung als Anabaptismus, für den die Verwerfung der Kindertaufe, sonach die Wiedertaufe der zum Selbstbewußtsein Erwachsnen und Wiedergebornen nur das äußere Zeichen, der Enthusiasmus, der all' sein religiöses Sinnen und Thun durch den

Geist Gottes gethan meint, das Wesentliche war. Nachdem dieser Geist im phantastischen Wiedertäuferreiche zu Münster seine Ideale im kleinen verwirklicht und seine Unmöglichkeit innerhalb der Civilisation dargethan hatte, ist das Zeichen zur Hauptsache geworden, und die Baptisten haben für ihre ermäßigten Ideale zur mannichfaltigen Erneuerung biblischen Christenthums vornehmlich in Amerika Raum gefunden. Die andre Fassung desselben Gedankens in seiner Verständigkeit, nach den beiden Sozzini, seinen Begründern, Socinianismus genannt, der kraft seiner Protestation gegen den dreieinigen Gott den Weisen von Nazaret für einen bloßen Menschen hielt, doch insgemein voll Zugeständnisse an's Übernatürliche, Geburt von der Jungfrau, vor dem Lehramt Entrückung in den Himmel, nachmalige Belehnung mit der Weltherrschaft, erlangte nur in Polen und Siebenbürgen das Recht einer abgeschloßnen Secte, die nach einem Jahrhundert in Polen, kurz vor der dortigen Ausrottung des Protestantismus, ausgerottet wurde, während die protestantischen Landeskirchen übertretende Socinianer als Heiden tauften. Doch neuern Ursprungs haben sich in Amerika und England zahlreiche unitarische Gemeinden gebildet, die sich nicht mehr ausgeschlossen fühlten aus der Christenheit.

Diese rationale und jene enthusiastische Richtung hat in England eigenthümlich gestaltet an den Geschicken des Reichs ihr Theil gehabt. Dort wo eine durch königliche Willkür mehr beschränkte als gemachte Reformation die neue Kirche in der Hand der alten Bischöfe und ihres Ceremoniels festgehalten hatte, der König an des Papstes Stelle, hat der Protestantismus als Puritanismus der Welt und ihrer Bildung feindselig im 17. Jahrh. sich durchgesetzt, und über seine von Presbytern regierte Kirche haben sich Independenten erhoben, die jede Gemeinde und jeden ihrer vom Geist erfüllten Gläubigen selbstherrlich wollten. Sie haben unter Psalmengesang den König zum Tode verurtheilt und ein Reich der Heiligen errichtet, bis der auf dem Schilde des Glaubens emporgetragne Held desselben, Cromwell, die Bedingung eines wirklich geschichtlichen Volkslebens dem verwegnen Enthusiasmus entgegenstellte. Dieser hat sich zusammengefaßt im Quäkerthum als das Christenthum nur des Geistes, das gleich nach seiner stürmischen Jugend unter Fox durch William Penn Pennsylvanien gegründet hat, die Wiege der religiösen und bürgerlichen Freiheit. Als einmal

Fox einem Pfarrer in seiner Kirche zurief: „du sagst wohl: also spricht Christus und die Apostel! aber was hast denn du von dir selber zu reden?“ hat er unbewußt das Umschlagen in des eignen Geistes Dafürhalten ausgesprochen, in welchem die Freidenker mit dem durch Bacon und Locke nur geschärften englischen Vertraun auf die sinnliche, verständig aufgefaßte Erfahrung als kraft der Vernunft alles Wunderbare und Übernatürliche bestritten; bloß eine am katholicirenden Hofe der Stuarts auferzogne Literatur, nicht innerlich noch äußerlich gedrängt eine Secte zu werden, und anfangs noch so gemischt, daß der ritterliche Herbert von Cherbury im Zweifel, ob er sein tonangebendes Buch, das alle Religion auf die fünf Sätze zurückführt, — Gott ist, ist zu verehren, Gottesverehrung ist fromme Rechtschaffenheit, Reue versöhnt, jenseitige und dießseitige Vergeltung, — veröffentlichen solle, um ein himmlisches Zeichen betete, und dasselbe in einem sanften Getös vom Himmel her empfangen zu haben überzeugt war. Aber dieser Deismus, auch da wo sein Unglaube oder Zweifel nicht allen religiösen Inhalt aufzehrte, wollte nur ein Christenthum übrig lassen so alt als die Welt, dem die in England wieder zur Herrschaft gelangte bischöfliche Kirche ein starres Kirchenthum entgegenstellte. Innerhalb desselben und gegen dasselbe hat im 18. Jahrh. der Methodismus, ein Nachklang puritanischen Christenthums, seine volksthümliche Bußpredigt erhoben zum plötzlichen Durchbruch eines alleinigen Lebens in Christo, und diese neue Methode zur Seligkeit mit ihrer werkthätigen Frömmigkeit hat als eine Erweckungskirche weit über ihre nothgedrungene Sectenkirche hinausgegriffen.

In Deutschland wurde einem alleinseligmachenden Lutherthum aus dessen Mitte heraus von der Universität Helmstädt durch Calixtus widersprochen, der in den alten Denkmalen der Kirche ein gemeinsam Christliches erkannt hatte und in der Noth des dreißigjährigen Kriegs diesen Glauben der ersten 5 Jahrhunderte geltendmachte als das zum Heil Ausreichende, darin Lutheraner, Reformirte und Katholiken zusammenstimmten als ein bisher nur unbewußter Friede zwischen ihnen. Unter den gebildeten Ständen fand diese Friedensbotschaft Beifall. Die Theologen, besonders die Zionswächter in Wittenberg, entsetzt vor einem Greuel, der die Verdammungssprüche der Concordienformel nicht für nothwendig zur Seligkeit achtete, nannten diese Ketzerei Syn-

kretismus, zwar ursprünglich die Bezeichnung eines den Kretern nachgesagten politischen Verfahrens der Parteieneinigung gegen den gemeinsamen Feind, aber mit Hindeutung auf das Sprüchwort von Lügnern und faulen Bäuchen,*) und als Vorwurf einer weltklugen Zusammenmischung des Nichtzusammengehörigen. Darnach hat Speners frommer Sinn die lutherische Theologie vom Kopf zum Herzen führend mit neuer Innigkeit durchdrungen. Sein Grundgefühl der Geistesarmuth, Sündenangst und Erlösungsbedürftigkeit trug die ächte Signatur des reformatorischen Protestantismus. Aber er betrachtete die Begriffsformeln der Orthodoxie mit der Gleichgültigkeit einer Gefühlsreligion, die alles Gewicht auf die Hingabe des Herzens und auf ein gottseliges Leben legt. „Unser Herr Christus wäre ein armer Mann, — sprach Spener auf seinem Sterbebette [1705] — wenn nur die orthodoxen Lutheraner selig würden.“ Daher diese, was sie Pietismus nannten, eine übertriebene Bezeigung der Pietät, als eine neue Secte verfolgten, und gegen die von Speners Anhängern gesteigerte Ängstlichkeit vor aller weltlichen Unterhaltung oder gar Lustbarkeit, als unvereinbar dem steten Umgange mit Christus, sich einer ungewohnten Heiterkeit überließen. Der Pietismus hat in der von ihm mitgestifteten Universität Halle einen neuen Salzquell eröffnet und dort aus lauter Gottvertraun das Waisenhaus erbaut mit seinen großartigen Unterrichtsanstalten. Ein Absenker davon in noch weicheren Formen hat Zinzendorf, Graf, Candidat und Bischof der Seelen, mit genialer Naivetät auf althusitischem Fundamente ein abgeschloßnes Gemeinwesen des Heilandes in seinen Wundmalen begründet, die verschiednen protestantischen Kirchen in Herrnhut aufnehmend und von ihnen aufgenommen, um seiner Zeit als ein Salz in die große Kirche sich wieder aufzulösen. Der Pietismus hatte eine Stätte im deutschen Familienleben gefunden, aber durch die Thatsache, daß man recht gläubig sein könne ohne rechtgläubig zu sein, und durch die Zurückführung des Gläubigen in sein eignes inneres Sein, hat er die Bahn bereitet für einen gemeinsamen Gegner, vor dem erschrocken er als mattherzige Gefühlsreligion, scheu vor der Kritik des Gedankens, sich um die Mitte des 18. Jahrh. wieder in eine durch ihn abgeschwächte Orthodoxie und in eine thränenreiche Literatur verlor.

*) Tit. 1, 12.

Die neuere Philosophie durch Descartes hat in ihrer Freimachung vom Kirchenglauben mit dem Zweifel an allem, was da ist, begonnen und im Acte des Denkens die Gewißheit ihrer selbst gesucht. Dem nachfolgend hat Spinoza, wie manch ahnungsvolles Denken vor ihm, die Lösung aller Räthsel, zwischen denen das Menschenleben anhebt und endet, nachgewiesen, nicht in der Einheit, aber in der Alleinheit Gottes, so daß die Welt nur sein Dasein und sein Sichdenken sei. Der von der Synagoge ausgestoßne, von der Kirche nicht angezogne Jude, der doch zugestand, wenn Gott mit Moses gesprochen habe von Angesicht zu Angesicht, so mit Christus von Geist zu Geiste, hat in der frommen Resignation seines Stilllebens sich gefreut im göttlichen Allleben unterzugehn auf immer. Dagegen wie gegen die ausschließliche Gewißheit dessen, was das Auge sehn und der Fuß niedertreten kann, hat Leibnitz mit reicher Weltkunde und der Weitherzigkeit eines Protestantismus der Zukunft die Erstgeburt der Ideen und je nach ihrer Kraft unvergänglichen Individuen in ihrer ursprünglich geordneten Wechselwirkung kraft einer göttlichen Weltharmonie behauptet, indem seine gelegentliche Vertheidigung der kirchlichen, protestantischen wie katholischen, Dogmen sie leise umbeugte. Wolf, durch die Pietisten unter Friedrich Wilhelm I aus Halle vertrieben, durch Friedrich II wieder eingesetzt, hat diese Philosophie gemeinverständlich und gemein gemacht, in der Meinung Ideen und Glaubensartikel erweisen zu können wie ein Rechenexempel, diese jedoch als ein durch Offenbarung hinzugegebenes Höheres, den allgemeinen Vernunftwahrheiten nicht Widersprechendes. Die aus dieser Schule stammende natürliche Theologie, eine aus dem geschichtlichen Christenthum abgelöste Religionslehre mit der Bläße des Gedankens, mochte als Vorhof zum Heiligthum der Kirche gelten; hinter ihr stand doch die Überflüssigkeit derselben, wie Reimarus beides, jenes für die Menge, dieses für den Freundeskreis und für die Zukunft geschrieben hat. Lessing, der das Letztere theilweise veröffentlichte als Fragmente der Wolfenbüttler Bibliothek, — gegen die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, gegen biblische Wundergeschichten und für einen politischen, verunglückten, durch einen Trug seiner Jünger wiederaufgenommenen Plan des Messias-Königs, — er auf den Höhen deutscher Bildung mit der Lust eines ewigen Ringens nach der Wahrheit setzte das Recht des genialen Ver-

standes den Prätensionen des lutherischen Pastorats entgegen, wollte die Christenheit befrein vom Joche des heiligen Buchstabens, betrachtete die Religion Jesu als einen Bestandtheil der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts zur Vernunftreligion und predigte von der Bühne aus die Gleichberechtigung verschiedner, durch altväterlichen Glauben vorgezeichneter Wege zu Gott, je nachdem eine Religion des frommen Herzens vor Gott und Menschen angenehm macht.

§. 35. Das Zeitalter der Aufklärung.

Um die Mitte des 18. Jahrh. begann in Deutschland die Zeit, die sich mit dem selbstzufriednen Namen der Aufklärung genannt hat, da der Verstand, die Schiffe der geschichtlichen Überlieferung hinter sich verbrennend, über alles im Himmel und auf Erden nur sich selbst vertrauen wollte. Gellerts religiöse Lieder in ihrer milden Lehrhaftigkeit entsprachen noch wie seine Fabeln dem deutschen Gemüth, und mit den ersten Gesängen des Messias [1748] hat ein fast orthodoxes Epos in seiner frommen Empfindsamkeit noch das Herz des deutschen Volkes getroffen; die spätern Gesänge, auch abgesehn von ihrer seraphimischen Poesie, sind mit kalter Bewunderung aufgenommen worden. Während in deutscher Theologie nur eine ganz vereinzelte Feindschaft gegen das Christenthum verlautete, oder Bahrdts abgeschmackte Modernisirung der Evangelisten, wurde die Meinung zu einer Macht, daß die Vernunft als allein berechtigt in Sachen der Religion sich mit einem recht verstandenen biblischen Christenthum wohl ausgleichen könne, und es entstand jener Rationalismus, den wir als den gewöhnlichen, Rationalismus vulgaris, in seiner Beweisführung gegen alles Eingreifen des Übernatürlichen betrachtet haben.

Vornehmlich drei Universitätsgelehrte, die den Glauben an eine göttliche Offenbarung keineswegs preisgeben wollten, haben diese Wendung vermittelt. Michaelis, der vom Hallischen Waisenhause nach Göttingen gekommen ist, zeigte die allmälige Entstehung des A. Testaments mit seinen mannichfachen Lesarten und erklärte das Orientalische aus dem Orient, wobei sich Moses, ja Jehovah selbst als eine Art Montesquieu darstellte. Ernesti in Leipzig, ein frommer Humanist, lehrte das N. Testament auslegen wie jedes andre Denkmal des ihm wohlbekannten classischen Alterthums, und es begann seitdem eine bi-

blische Glaubenslehre, die nach protestantischem Rechte bald für bald gegen die Aufklärung eintrat, aber immermehr in geschichtlicher Wahrhaftigkeit nur den religiösen Inhalt der biblischen Autoren darlegen wollte, in deren verschiednen Gruppen sich zwar nicht die Dogmen der Kirche, doch die Keime derselben in verschiedner Entwicklung vorfanden. Semler in Halle war von pietistischen Stimmungen, unter denen er aufgewachsen ist, bis in sein Alter durchzogen, aber anhebend mit einer Schrift gegen die Dämonenbesitzungen [1760], die der modernen Bildung nur als ein jüdischer Aberglaube erscheinen konnten, haben seine geschichtlichen Forschungen in formloser weitschweifiger Mittheilung die geschichtlichen Voraussetzungen der Orthodoxie niedergeworfen, indem er aus dem Strome wechselnder Meinungen und geschichtlich berechtigter Individualitäten nur was zur moralischen Ausbeßrung diene als göttlichen Ursprunges gelten ließ. Als die Caricatur seines Strebens im leichtsinnigen Bahrdt und im Wolfenbüttler Fragmentisten ihm entgegentrat, hat er die Sache des alten Christus vertheidigt und frei in seiner Privatreligion sich immer für einen rechtgläubigen lutherischen Professor gehalten.

Der vulgäre Rationalismus, der die Wunder der H. Schrift, insgemein an ihrer wesentlich treuen Überlieferung festhaltend, natürlich erklärte, an die Stelle des Un- oder Übernatürlichen die gemeine Natürlichkeit setzend, achtete den Erstgebornen von Maria und Joseph für einen ungewöhnlich begabten Menschen, der durch Lehre und sittliches Vorbild die Tugend, das Vertraun zu einer väterlich waltenden, über die Welt hoch erhabenen Gottheit und den Glauben an ein Jenseits unter dem Gesetz einer milden Gerechtigkeit mächtig gefördert habe als die wahre Versöhnung der Menschheit mit sich selbst und mit Gott. Die Religion der Vollkommnen [1792] von Teller, Propst in Berlin, betrachtete als das Ziel aller göttlichen Erziehung durch das Christenthum einen Tugendbund der Liebe Gottes und der Menschen. Ein Compendium der Glaubenslehre [1793] von Henke, dem scharfsinnigen Kirchenhistoriker, der mit seiner Universität Helmstädt gestorben ist, war gerichtet gegen die Abgötterei mit der Bibel, mit Christus und mit dem alten dogmatischen Formelkram. In seinem Pfarrhause zu Ostrau schrieb Röhr die Briefe über den Rationalismus [1813], um dessen gewissenhafte Vereinbarkeit mit dem geistlichen Amte darzuthun.

Die Vernunft, auf welche sich dieser Rationalismus gegen das Gotteswort berief, war der sogenannte gesunde Menschenverstand mit einigen Nachklängen Wolfischer Philosophie. Gegen die vermeinte Sicherheit derselben, wie gegen ihr Widerspiel, alles für ungewiß zu erklären, und gegen eine Moral, die viel Wesens aus der Tugend machte, doch nur als Mittel glücklich zu werden, die Philosophen meinten hienieden, die Theologen wenigstens jenseits, hat Kant zuerst das Werkzeug des Menschengeistes die Wahrheit zu erkennen untersucht. Er fand alles ungewiß, nicht einmal daß die sinnlichen Dinge unsrer Erfahrung so sind, wie sie uns erscheinen, wir wissen nur, wie jeder gesunde Mensch sich dieselben vorstellt. Doch beginnt hier die Nachweisung bestimmter Gesetze, unter welchen wir nothwendig alle sinnliche Erscheinung denken, insbesondre unter der Form von Raum und Zeit. Aber was sind sie selbst, ein Raum der nichts umschlösse, eine Zeit in der nichts entstünde? Als die Geheimnisse der Kirche von der freisinnigen Theologie beseitigt wurden, hielt sie sich desto sichrer bei den Wahrheiten der natürlichen Religion: der sittlichen Freiheit, dem persönlichen Gott, der individuellen Unsterblichkeit. Man hatte aus alter Überlieferung gar stattliche Beweise für dieselben: Kant setzte andre Beweise dagegen. Hiernach schien eben so erwiesen, daß der Mensch unfrei gegenüber der Naturnothwendigkeit in ihm selbst, daß Gott nicht verschieden von der Welt und der Tod das Ende alles dessen, was einen Anfang gehabt hat. Aber der Königsberger Philosoph ist kein Geist der verneint, mit dem mächtigen Drange nach Wahrheit hat er das Bewußtsein, daß sie ist und auch für den Menschen. Aber alles schwankt. Da besinnt er sich, daß eins feststeht: redlichen Mannes Wort, und das woraus es stammt das Gewissen, das Sittengesetz. Es bedarf keines Beweises, es ist gewiß durch sich selbst, wer es verleugnet, muß sich als einen Schurken verachten; es ist der kategorische Imperativ, das nur frei zu erfüllende und doch unbedingte Gebot. Das wird ihm zum Punkte des Archimedes, von dem aus er alles Umgestürzte wiederaufrichtet, Freiheit, Gott und Unsterblichkeit als Postulate der praktischen Vernunft, das Sittengesetz fordert ihre Wirklichkeit, man muß handeln im Glauben an dieselbe, um diesem Gesetz in Harmonie mit sich selbst zu gehorchen.

Wie Kant das Christenthum vorfand als die Religion seines

Volkes, hat er für pflichtmäßig geachtet, dieselbe als eine Schule sittlicher Bildung zu benutzen, indem ihre heiligen Bücher und Dogmen in diesem Sinne gedeutet wurden. Er selbst hat eine solche Deutung unternommen,*) nach welcher die Auffassung des Sittengesetzes als göttliches Gebot zur Religion wird, ein idealer Christus als das Phantasiebild des vollkommen sittlichen und so Gott wohlgefälligen Menschen am historischen Christus einen Anlaß nimt, und der Kirchenlehre ein geheimnißvoller Ursprung der allgemeinen Sündhaftigkeit zugestanden wird. Man hat ihm eingewandt, daß unter dem Hirtenstabe Christi besser wohnen sei als unter dem Korporalstabe des kategorischen Imperativ, und daß hiernach die Religion, der Glaube an einen göttlichen Gesetzgeber und Richter, von menschlicher Schwachheit nicht wohl entbehrt werden könne, doch das Sittengesetz laute: suche diesen Stab immer mehr zu entbehren, um allein mir selbst um meiner selbst willen freudig zu gehorchen.

Je mehr Kant mit kaltem Scharfsinn alles für unhaltbar Geachtete kühn preisgab, desto ergreifender wirkte seine Achtung vor dem allein unmittelbar Gewissen. Da erhebt sich seine Rede: „es gibt nichts erhabeneres als den Sternenhimmel über mir und das Sittengesetz in mir." Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts übte diese Philosophie unermeßlichen Einfluß, während ihr hochbejahrter Schöpfer fast in Blödsinn endete. Die Theologie hat sich eine zeitlang diesem Einflusse hingegeben, und zwar nach ihren beiden Richtungen, indem die Offenbarungsgläubigen das Geständniß des Nichtwissens der Vernunft zum Erweise des Bedürfnisses einer übernatürlichen Aushülfe gebrauchten, die Rationalisten mehr in des Urhebers Sinn aus der Auffassung der Religion als Moral das Überflüssige, ja der reinen Sittlichkeit Nachtheilige der kirchlichen Dogmen darthaten. Als aber die Philosophie von Kant aus weit über ihn hinaus einen Aufschwung nahm, dem dieser Rationalismus nicht zu folgen Grund hatte, zog er sich wieder wählerisch aus allerlei Philosophie auf seinen einfachen Hausverstand zurück.

Er war rasch zur Herrschaft gelangt indem er einem herrschenden Bewußtsein entsprach, und ebendeßhalb an einen Bruch mit der Kirche nicht zu denken hatte, da er vielmehr einen Bruch der modernen Bil-

*) Rel. innerh. d. Grenzen d. bloßen Vernunft. 1793.

dung mit dem Christenthum, wie er in Frankreich der katholischen Kirche geschah, verhinderte. Friedrich der Große, wie Julian der Abtrünnige unter dem Zwange kirchlicher Satzungen groß geworden, gewährte ihm volle Freiheit. Eine feindselige Staatsgewalt unter Friedrich Wilhelm II, dem seine pietistische Hofpartei zu diesem Behufe selbst den Herrn Christus erscheinen ließ, offenbarte nur die Ohnmacht des Kampfes der Gewalt wider irgendwelchen von der öffentlichen Meinung getragnen Geist. Die Geistlichen dieses Geistes, denen als die wahre pflichtmäßige Orthodoxie galt „das rechtschaffne Verhalten bei Untersuchung der Wahrheit," haben insgemein nicht eben begeistert und tiefsinnig dies Evangelium verkündet, auch ist die Rede, daß ein Generalpächtervermögen dazu gehöre, um wegen Widerspruchs der Überzeugung mit dem Bekenntnisse der Kirche auf sein Amt zu verzichten, unter ihnen gehört worden, aber insgemein haben sie mit sittlichem Ernste und im Vertraun auf die zu erweckende sittliche Kraft des Menschen auf fleißigen Schulbesuch und ehrbaren Wandel in ihren Gemeinden gehalten, im guten Frieden mit denselben.

Doch ist der Rationalismus nie zur Alleinherrschaft gelangt. Ihm stand ein moderner Supernaturalismus entgegen, der die reformatorischen Dogmen festhalten wollte, aber abgeschwächt und entstellt. Er bekannte sich zur göttlichen Eingebung der H. Schrift, die doch nicht unfehlbar sei; zum dreieinigen Gott, aber der Sohn immerdar untergeordnet, der H. Geist noch mehr, oder gar keine Person, nur eine göttliche Kraft; zur Erbsünde, aber nur als angeborne Neigung zum Bösen, ohne Schuld und ohne Nöthigung; daher zu einer Offenbarung, die nichts zum Heile Nothwendiges zu offenbaren, zu einer Erlösung, die nichts zu erlösen hatte, das nicht durch eigne menschliche Kraft wiederhergestellt werden konnte.

Diese Supernaturalisten, die noch in den meisten Kirchenbehörden und in einzelnen Landestheilen vorherrschten, galten ihrer Zeit als die Orthodoxen, sie haben sich wohl selbst dafür gehalten, obwohl sie nach protestantischem Rechte sich lieber auf die Schrift als auf die Kirche beriefen. August Hahn, als Professor nach Leipzig berufen, ein milder und gelehrter Mann, vertheidigte bei seiner Antrittsfeierlichkeit, [1827] die Behauptung, daß die Rationalisten als dem Christenthum feindselig aus der Kirche zu entlassen sein, nachmals dahin ermäßigt,

daß sie gewissenshalber ausscheiden sollten: in Folge davon Generalsuperintendent von Schlesien ist er mit Soldaten und Kanonen gegen eine arme Gemeinde ausgezogen, welche ihren lutherischen Gottesdienst nicht preisgeben wollte. Insgemein hat dieser Supernaturalismus, durch ehrwürdige Theologen vertreten, wie Reinhard in Sachsen, Storr in Würtemberg, nur einen gelehrten friedlichen Streit mit dem Rationalismus geführt, wenn auch unbewußt, daß sie beide von derselben Grundanschauung ausgingen, der Auffassung des Christenthums als Lehre und als Moral, Gottes in seiner Ausgeschlossenheit von der Welt, beide im Abfall von der kirchlichen Orthodoxie. Daher mannichfache Einigungs- und Vermittlungsversuche. Man dürfte von einem Geistlichen wie Bretschneider in Gotha kaum feststellen, ob er mehr zu den Supernaturalisten oder zu den Rationalisten jener Zeit zu zählen sei; nur etwa daß er von jenen mehr zu diesen hingedrängt worden ist.

Die deutsche Literatur, wie sie durch Göthe und Schiller zu ihren lichten Höhen gelangte, mit der Fülle auch eines idealen Lebens, das doch nicht mehr unmittelbar in der Religion wurzelte, war nicht antichristlich, sie stellte gelegentlich Situationen dar, wie nur die Kirche sie geschaffen hat, sie war unbewußt von christlicher Bildung durchzogen: aber sie achtete das Christenthum für eine vergangene Weltordnung, eine Religion abermals bestimmt wie die der schönen Götter Griechenlands als ein Paganismus, eine Bauernreligion zu enden.

Bei der Blutsfreundschaft alles Geistvollen waren doch auch einige minder schöpferische Geister, die noch in der altväterlichen Religion ihr Heimwesen hatten, mit jenen hochbegnadigten Weltkindern zeitweise nah verbunden. Hamann, der Packhofverwalter in Königsberg, durch Göthe der Magus im Norden genannt, als er plötzlich aus einem ungeordneten und nie recht geordneten Leben heraus sich den Brudermörder des eingebornen Gottessohnes nannte und der Baum der Erkenntniß ihm zum Baume des Lebens wurde, hat an der Bibel und am Lutherthum den großen Gegenstand für seine tiefsinnigen Rhapsodien gefunden sammt den Bildern für seine ironischen Weißagungen gegen die neue Babel an der Spree. Durch ihn angeregt hat Herder, der durch Göthe nach Weimar gerufene Generalsuperintendent, der nicht Kephisch, noch Apollisch, auch nicht Paulisch sein wollte,*) mit dem

*) 1 Kor. 1, 12.

reinsten Sinn für Volkspoesie aller Zeiten ein Christenthum ahnungsvoll verkündet, das von Schulmeinungen losgesprochen die Blüthe der Humanität wäre. Jung-Stilling, voll heimlicher Poesie, leichtfertig auf die Vorsehung pochend und wundergläubig für seine Wünsche, hat noch mehr mit seiner Jugendgeschichte als mit seinem Heimwehbuche manch Vergeßlichen an ein höheres Vaterland erinnert, mochte auch Göthe, der den stillen Jüngling geliebt und beschützt hatte, ihn als eine fromme Mumie wiederfinden. Lavater mit seiner sittlichen Macht über die Menschen, eine zeitlang selbst über Göthe, kühn freisinnig und doch gläubig bis zum Aberglauben, war trotz aller Bewunderung von Mann und Weib die vielgeschäftige Martha, die sich doch immer wieder zu den Füßen des geliebten Herrn niederließ. Claudius verstand über göttliche Dinge im harmlosen Scherze zu verhandeln, weil er mit dem lieben Gott auf einen vertraulichen Fuß lebte; sein Wandsbecker Bote hat an manches Fenster geklopft, an den alten Christus erinnernd und die vornehme Aufklärung gutmüthig neckend, wär's auch nur mit ABC Versen der Art:

> Erleuchtet das Jahrhundert ist —
> Der Esel Stroh und Disteln frißt.

Das deutsche Volk hat in unglücklichen Schlachten und fremder Unterdrückung, dann in der Erhebung eines siegreichen Kampfes für des Vaterlandes Befreiung sein Herz wieder zu Gott gewandt, die fromme Begeisterung fiel sofort dem Christenthum zunächst einer unsichtbaren Kirche zu, bei dem Jubelfeste von 1817 wurde Luther nicht mehr bloß als der Held der Freiheit gefeiert und das Lied von der festen Burg klang wieder von Herz zu Herzen, die einem Reiche deutscher Nation in alter Herrlichkeit auf christlichen Grundlagen entgegenschlugen. Aber auch jenseit des Protestantismus und jenseit des Weltmeers war ein stilles Wehn des Geistes angebrochen, der die Völker wieder hinführte zur Kirche ihrer Väter, ohne daß sie doch auf das freie Denken verzichten wollten.

Diese Geistesausgießung war der rationalistischen Schule nicht günstig, aber erst der freien Entwicklung der Wissenschaft selbst ist sie erlegen. Wegscheider auf der großen preußischen Theologen-Universität zu Halle hat die letzte Glaubenslehre dieser Schule in gelehrter Form geschrieben, den Druck von 1817 den Manen Luthers zugeeignet

und noch 1844 die Freude einer achten Auflage erlebt. Röhr, durch Carl August und Göthe zu Herders Nachfolge berufen, ließ noch 1832 Grund- und Glaubens-Sätze für die protestantische Kirche ausgehn, nach denen zwar die evangelische Lehre Christi als die alleinige Richtschnur des christlichen Lebens und Glaubens bezeichnet wird, aber zusammengehalten mit den Aussprüchen unsrer Vernunft, und der rationale Glaube nur durch die dem Beispiele Jesu angemeßne Pflichterfüllung christlich gefärbt. Zunächst auf Wegscheider und Röhr fiel der Gegensatz, der noch in den dreißiger Jahren sich gegen diesen Rationalismus erhob.

Er habe die Bedeutung des Historischen im Christenthum verkannt. So die natürliche unnatürliche Erklärung der biblischen Wunder, die Mißhandlung der alten Kirchenlieder, das Mißverstehn der Erscheinungen mittelalterlicher Frömmigkeit, indem alles nach dem Maße der gegenwärtigen Aufklärung beurtheilt wurde, überhaupt das Christenthum mit allen seinen Segnungen aufgelöst und zu einer langweiligen Vernunftreligion von heute aufgeklärt werden sollte. Daher sei es schon das Erwachen des historischen Sinnes für die eigenthümlichen Zustände der Vorzeit und für die historischen Mächte der Gegenwart, überhaupt für ein Christenthum nicht ohne Christus, was die Zeitgenossen diesem Rationalismus entfremdet habe.

Sodann er habe in seiner bloßen Verständigkeit das Recht des religiösen Gemüths in Sachen der Religion verkannt, indem er das Christenthum nur als eine Lehre, die Religion nur als ein Wissen, andernfalls nur als Moral aufgefaßt habe. Daher vornehmlich kaltverständige, phantasielose Naturen an seiner Religionslehre Genüge gefunden hätten, aber ein Zeitalter, das wieder den vollen Becher des Lebens in Poesie und religiöser Innigkeit an die Lippen gesetzt habe, sich von ihm abwenden mußte.

Dennoch fehle ihm gerade die wissenschaftliche Schärfe. Denn außer einer vorübergehenden Hingabe an die Kantische Philosophie und einigen zerstreuten Erinnerungen an dieselbe, sei dieser Rationalismus der Philosophie ganz fremd geblieben und führe seinen Namen gar unberechtigt von der Vernunft. Er wolle nach derselben alles richten, aber vergebens suche man in seinen Hauptwerken nach einer gründlichen Untersuchung, was die Vernunft sei und was sie auf religiösem Gebiet

sicher zu erkennen vermöge. In der That seine Vernunft sei nur was man so den gesunden Menschenverstand nenne, d. h. ein angebornes Wahrheitsgefühl zugleich mit der Summe alles dessen, was von der Wissenschaft untersucht und von der Erfahrung bestätigt in die gemeinsame Anerkennung eines bestimmten Zeitalters übergegangen ist. Daher in den verschiednen Jahrhunderten dieser gesunde Menschenverstand einen sehr wechselnden Inhalt gehabt habe. Gewiß sei es von hohem Werthe, daß unter den Leuten, auch unter den Gelehrten ein recht gesunder Menschenverstand gelte, nur sei am wenigsten rational, dieses Unbestimmte und Wechselnde so unvermittelt zum höchsten Gerichtshof in Sachen der Religion zu machen.

Die damaligen letzten Häupter dieser Schule antworteten auf solche Vorhaltung nur mit Klagen und Vorwürfen über Verachtung der Vernunft. Seit dieser Zeit ist der Rationalismus vulgaris aufgegeben worden, niemand wollte sich mehr zu demselben bekennen. Unter den mittlern Schichten des Volks, die, wo nicht das religiöse Gefühl oder eine verehrte Überlieferung vorwaltet, auf ihren gesunden Hausverstand verwiesen sind, als jedenfalls der Herrschaft des Unverstandes weit vorzuziehn, blieb diese Denkart naturgemäß eine Macht, welche neuen pietistischen Bestrebungen gegenüber die ersten Volksversammlungen hielt, und von den Regierungen unterdrückt zu den freien Gemeinden entartete. Der moderne Supernaturalismus meinte durch den Verfall seines Gegners auf den Thron deutscher Theologie zu gelangen; er bedachte nicht, daß sein wissenschaftliches Recht nur in der Einseitigkeit dieses Gegners bestand, und sie Beide gleich starke und gleich schwache Kinder ihrer Zeit gewesen sind.

§. 36. Die Religion des religiösen Gefühls.

Als in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. der alte Glaube, der zu Christus als dem Weltherrscher um alle zeitliche und ewige Güter betete, fast nur noch in Herrnhut lebendig war, ist Schleiermacher, aus Schwärmerblut entsprossen, in Herrnhutischen Erziehungsanstalten aufgewachsen, nach einigem Widerstreben in ihre Gefühls- und Sprechweise eingegangen, auch spielend in den Wundmalen des süßen Blutbräutigams. Der Jüngling hat mit seinen Gedanken diese Schranke durchbrochen, damals im schmerzlichen Zerfallen mit seinem Vater,

einem reformirten preußischen Feldprediger, der ihm den Glauben als ein Gnadengeschenk der Gottheit pries und doch es ihm zur Schuld anrechnet, daß er nicht zu glauben vermag an die gänzliche Verderbniß der menschlichen Natur und an die Versöhnung durch das stellvertretende Leiden des Gottmenschen. Schleiermacher hat den hochstrebenden Geist mit strengen Studien genährt, insbesondre sich in die Philosophie Platos vertieft, dessen Schriften er verdeutscht und in ihren Zusammenhang wie ein Vertrauter eingeführt hat. Bei der Theilnahme an aller Weltbildung stellte seine Befreundung mit der romantischen Schule sich persönlich dar in seiner Zeltgenossenschaft mit Friedrich Schlegel, so lange dessen geniale Anregung mit seiner sittlichen Zuverlässigkeit aushielt. Die romantische Dichterschule ist vom Genuß der Unendlichkeit des Ich ausgegangen, das mit der Poesie seiner Ideale die Wirklichkeit durchdringen wollte und mit seinem Humor über ihre Beschränktheit sich erhob. Als aber die Wirklichkeit des Lebens spröd widerstand, wandte sie sich mit ihrer Phantasiereligion zur liebevollen Betrachtung des Mittelalters, und mochte leicht vom poetischen Spiel mit seinem Ritterthum und mit seiner Kirche in die Prosa des Übertrittes zur modernen Erscheinung beider übergehn. Novalis, der an Christus dichtete: „wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!" fühlte sich jung dem Tode geweiht.

Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" verkündeten am Vorabende des neuen Jahrhunderts eine Religion, die was jene verachteten, oder andre als untergegangen beseufzten, den Niederschlag von Lehrformeln, das äußerliche Kirchenthum und einen Bodensatz der Moral, gar nicht als ihres Gleichen erkannte, die einen heiligen Spinoza anrief und an eigenster Erfahrung, in der Tiefe jedes individuellen Lebens, zusammengefaßt mit dem Universum, ein Gefühl des Unendlichen zum unversiegbaren Quell habe; ohne Religion und religiöse Gemeinschaft das Leben arm und gehaltlos. Seine „Monologe" sind das Programm seines thätigen Lebens, nur mit Augustins Confessionen zu vergleichen, doch obwohl geschrieben als Erhebung aus einem leidenschaftlich bewegten Zustande eröffnen sie nicht den Blick in die dunkeln Abgründe einer durchlebten Jugend, sondern in das lichte Ideal eines anhebenden männlichen Lebens, das entschlossen ist in unvergänglicher Jugend jeder sittlichen Aufgabe seiner eigenthüm-

lichen Gestaltung der Menschheit zu genügen, und im stolzen Bewußtsein seiner Freiheit auf sich selber gestellt, wie sehr auch der Liebe und Freundschaft bedürftig, und nach außenhin die Schranken der Nothwendigkeit anerkennend, jedes schöne menschliche Verhältniß der Familie wie des Staats in der Phantasie voraus durchlebend, seine Verwirklichung auch entbehren kann, wenn sie die Außenwelt ihm versagte, dem prophetischen Bürger einer spätern Welt. Er hat sich nach Jahren einmal in einem Brief an seine Verlobte beklagt, daß sie und die Freunde ihn zu hoch nehmen: „Daran sind mir die Monologe schuld, in denen ich mich eben idealisirt habe, und nun meinen die Guten, ich sei so. Nehmlich ich bin ja freilich so, es ist meine innerste Gesinnung, mein wahres Wesen: aber das Wesen kommt ja nie rein heraus in die Erscheinung, es ist immer getrübt in diesem armen Leben und dies Getrübte steht nicht in den Monologen."

Als Mitbegründer der Universität Berlin, ihr erster Professor der Theologie, und als ein vielgesuchter Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche achtete Schleiermacher das eine Amt durch das andre erfrischt, und einen gebrechlichen Körper, an dessen frühes Zerfallen er glaubte, allezeit beherrschend, hat er doch Zeit für die gefahrvollsten Interessen des Vaterlandes, als es galt dasselbe aus fremder Unterjochung zu retten, für die gelehrten Arbeiten der Akademie der Wissenschaften wie für eine edle heitre Geselligkeit.

Die reife Frucht seines Alters ist seine Glaubenslehre [1821 f.] in ihrer kunstreich einfachen Ausführung einerseits wieder angelehnt an die altväterlichen Glaubenssatzungen, andererseits doch geschöpft aus dem frischen Born eines tief religiösen Gemüths, aus all' den Gefühlen die inmitten seiner Gemeinde von ihm ausgehn und auf ihn zurückstrahlen. Er beschreibt die Religion als ursprünglich ein Gefühl, das Gefühl unbedingter Abhängigkeit von Gott. Das allgemein menschliche Geschick der Sünde wird gelöst, indem Christus als die vollkommne Mittheilung Gottes an die Menschheit eintritt in die Weltgeschichte, das Hineingezogenwerden in seine Lebensgemeinschaft ist die Erlösung.

Schleiermacher wollte die Glaubenslehre als die Wissenschaft vom Zusammenhange der religiösen Gefühle innerhalb der evangelischen Kirche scharf abgränzen von der Philosophie, die er selbst doch als Erkenntnißlehre in akademischen Vorträgen gelehrt hat, eine sinnvolle Verschlingung

Kantischen Nichtwissens von Gott mit dem gemeinsamen Zuge dieser Zeit, zwischen Gott und Welt nur einen verfließenden Unterschied anzuerkennen, bei welchem die Sünde ein Entwicklungsmoment der Gottheit und der Gottmensch der vollkommene, doch auch vorübergehende Mensch ist.

Jacobi, der fromme Philosoph, der im Vertraun auf das dem Sittengesetze gleichberechtigte gläubige Gemüth eine Ergänzung zu Kant bildet, bekannte sich einst gegen Schleiermacher: „ein Heide mit dem Verstande, mit dem Gemüth ein Christ schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie mich gemeinschaftlich trügen, sondern wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt mich unaufhörlich das Andre." Jener antwortete: „Ich bin mit dem Verstand ein Philosoph, denn das zu sein ist eine unabhängige Thätigkeit des Verstandes, mit dem Gefühl bin ich ganz ein Frommer, und zwar ein Christ und habe das Heidenthum ganz ausgezogen, oder vielmehr nie gehabt. Mir wollen die beiden Wasser sich auch nicht vereinigen. Sie wünschen die Vereinigung und vermissen sie schmerzlich. Ich lasse mir die Trennung gefallen: Gefühl und Verstand wie abgekehrte Pole einer galvanischen Säule, in ihnen das Leben. Meine Philosophie und meine Dogmatik sind entschlossen sich nicht zu widersprechen, aber deßhalb wollen sie auch niemals fertig sein, und so lang ich denke, haben sie immer an einander herumgesteuert, auch sich immermehr einander genähert." Es war der Scharfsinn seines mächtigen Geistes, der diese beiden Ströme auseinander zu halten vermochte, die doch in ihrem Drange nach Einigung mitunter stürmisch ihn umbrausen.

Er gedenkt in den Reden an die Verächter eines unfrommen Glaubens an die Unsterblichkeit für das Fortbestehn selbstsüchtiger Interessen und kennt dieselbe nur als ein Leben für Ewiges, das alles Sterbliche schon geopfert hat. Er hält für möglich, daß eine Religion ohne Gott besser sei als eine andre mit Gott. In den Monologen bekennt er seinen Stolz unverrückt seine Bahn zu gehn, „obwohl ich weiß, daß ein Abgrund kommt, der mich verschlingt." Als die junge Witwe seines Freundes, seine nachmalige Frau, trostlos Trost bei ihm suchte, kann er sie doch nur trösten, daß es für den Geist keinen Untergang gebe, das persönliche Leben aber sei ja nicht das Wesen des Geistes, nur seine Erscheinung. In der Glaubenslehre, deren Erlösungsplan das Fort=

leben des Individuum über die Spanne des irdischen Daseins hinaus folgerecht fordert, stellte er diesen Glauben auf die unzertrennliche Gemeinschaft mit Christus. Als er schon bejahrt am Grabe seines einzigen Sohnes gottergeben stand und dort es aussprach, wie die Phantasiebilder, mit denen sich viele Trauernde die fortbestehende Gemeinschaft mit den Vorangegangenen darstellen, mit ihren unbeantworteten Fragen ihn zu trösten nicht vermöchten, will er seinen festen Trost auf die Worte der Schrift stellen: „Es ist noch nicht erschienen was wir sein werden, wenn es aber erscheinen wird, werden wir ihn sehen wie er ist," und auf das kräftige Gebet des Herrn: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir sein, die du mir gegeben hast." Worte, die doch nur diese große Bedeutung für ihn haben konnten, wiefern sie aussprachen und erweckten, was schon in ihm selbst lag.

Als er noch am fernsten stand von jedem Gottesdienste auf Zion oder auf Garizim, in den Reden an die Verächter hat er doch von sich bekannt: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschloßne Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch sein eigenthümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte; sie half mir, als ich anfing den väterlichen Glauben zu sichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt; sie blieb mir, als auch der Gott und die Unsterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge verschwanden; sie leitete mich absichtslos in das thätige Leben; sie zeigte mir, wie ich mich selbst mit meinen Vorzügen und Mängeln in meinem ungetheilten Dasein heilig halten solle, und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt." Mit dieser religiösen, im Frieden von Herrnhut entwickelten Anlage war doch verbunden ein nicht minder entwickelter, alles durchdringender Scharfsinn der Vernunft, so daß die beiden Mächte, welche die Entwicklung des Protestantismus in sich tragen, mächtig in ihm zur Einigung strebten: die religiöse Selbständigkeit, welche die starken Wurzeln ihrer Kraft in der kirchlichen Gemeinschaft hat. Unverkennbar ist er innerhalb seines geistlichen Lebens von mehr philosophischen zu mehr kirchlichen Interessen übergegangen, auf den Wogen des Universums treibend ergriff er gleichsam die rettende Hand des Heilandes, und der Weltgeist ward ihm zum H. Geiste, indem aus seinen Jugendeindrücken sich beides wieder

erhob: die Versammlung der Frömmigkeit um den Erlöser und der religiöse Gemeinschaftstrieb, so daß er von sich sagen konnte, er sei wieder ein Herrnhuter geworden, „nur von einer höhern Ordnung.“

Er hat den Gegensatz des gewöhnlichen Rationalismus und Supernaturalismus insofern überwunden, als er im menschlichen Gemüth eine ursprüngliche Gemeinschaft mit dem Unendlichen nachwies und so das Christenthum von einer Lehre zu einer Lebensgemeinschaft übertragend die Hauptdogmen der evangelischen Kirche als naturgemäße geschichtliche Gebilde des religiösen Gefühls aus christlicher Erfahrung beschrieb, wobei doch viel von ihrer Eigenthümlichkeit verwischt oder nur wie ein frommer Wunsch bewahrt wurde. Dieselbe Beglaubigung dürfte den Dogmen der katholischen Kirche, daß sie frommen Gefühlen entsprechen, etwa der innerliche Trost im Gebet an die holdselige Mutter Gottes, nicht minder günstig sein. Auch konnte nicht allein aus christlicher Erfahrung ihm die Sicherheit kommen, daß sein Christus als das geschichtlich geworde religiöse Urbild, nicht einmal berührt von versuchenden Gedanken, ein Wunder in die Geschichte eintrat, während doch seine geschichtliche Auffassung des Lebens Jesu in menschlicher Verschränkung keineswegs zu der unbedingten Hingabe berechtigt, in welcher der Herrnhuter einer höhern Ordnung zu seinem Erlöser gebetet, all' sein Hoffen und all' sein Glauben zuletzt auf ihn gesetzt hat.

Ist sonach selbst durch Schleiermacher der Zwiespalt dieser Zeit gegangen, so ist doch seine imponirende Persönlichkeit wie seine Glaubenslehre ein Markstein der neuern Theologie geworden, indem sie alle Zweige und alle Richtungen derselben erfrischend, in einem großen wissenschaftlichen Zusammenhange darthat, wie ein freies, scharfes, reichgebildetes Denken vereinbar sei mit tiefinnerlicher Frömmigkeit und kirchlicher Gesinnung.

In seiner unmittelbaren Nachfolge ist die Glaubenslehre zu dreifacher Gestalt ausgebildet worden. Twesten hat den kirchlichen Zug dahin gesteigert, daß er die ganze lutherische Orthodoxie rechtfertigen wollte als dem frommen Gefühl entsprechend, aber bei aller Feinheit der Durchführung hat der freie Geist Schleiermachers das nicht zu Ende führen lassen; Nitzsch hat den christlichen Glauben, wie er eben aus der apostolischen Verkündigung hervorgehe, verwebt in die Sittenlehre, sinnig und innig mit Schleiermachers gläubigstem Sinne vermittelt;

beide auch amtlich seine Nachfolger. Am entschiedensten in seinem freien Sinne hat Alexander Schweizer, ein Amtsnachfolger Zwinglis, die Glaubenslehre der reformirten Kirche in allen ihren Entfaltungen aufgefaßt und fortgebildet.

In befreundeter Stellung neben Schleiermacher, auch in glücklicheren Tagen sein akademischer College, hat de Wette, religiös poetisch durch Herder angeregt, philosophisch an die durch Fries im vernunftgläubigen Sinne fortgebildete Kantische Philosophie angeschlossen, ein vielthätiger Schriftgelehrter für's Himmelreich, zugleich mit dem scharfen, sichtenden Verstande und der stark subjectiv betonten Moral das Recht des religiösen Gefühls betont, das doch nur in Sinnbildern sich darstellen und fortpflanzen lasse, aber diese ahnungsvollen Sinnbilder die eigentlichen Glaubensartikel der Kirche, ihre Wahrheit nur in den darin dargestellten religiösen Gefühlen, nehmlich die erhebenden der freudigen Andacht und Begeisterung, die niedergebeugten der Ergebung und Demuth, so daß zwischen denen, welche diese Glaubensartikel, etwa vom H. Geist und vom Versöhnungstode Christi, buchstäblich nehmen, und welche nur das bestimmte religiöse Gefühl darin theilen, bloß ein Unterschied der Verstandesbildung stattfinde.*) Man hat dagegen noch dringender als gegen Schleiermacher eingewandt, daß die kirchlichen Glaubenssätze zwar gewissen religiösen Gefühlen entsprechen, aber Dogmen Begriffe sind, die als solche durch das Anklingen an bestimmte religiöse Stimmungen noch nicht gerechtfertigt werden, überhaupt de Wette ästhetische und religiöse Gefühle verwechsle, da doch jene sich auf die Schönheit, diese auf die Gottheit beziehn. Daher dieser ästhetische Rationalismus den Streit der Geister nicht beschwören konnte, wie de Wette selbst dies gegen das Ende seiner Tage in seiner Weise aussprach:

Ich fiel in eine wirre Zeit,
Die Glaubenseintracht war vernichtet,
Ich mischte mich mit in den Streit;
Umsonst, ich hab' ihn nicht geschlichtet.

Sein ehemaliger Lieblingsjünger Daniel Schenkel hat auf dem Fundamente, nicht mehr der unveränderten Augsburgischen Confession,

---

*) Rel. u. Theologie. 1815. 2. A. 1822. Theodor, des Zweiflers Weihe. 1822. 3. A. 1828. Wesen d. christl. Glaubens. 1846.

sondern des Gewissens, und zwar des christlichen Gemeindegewissens unternommen als ein Fahnenträger der Geisterbefreiung die deutsche Volkskirche des Protestantismus zu erbaun.*)

§. 37. Der speculative Rationalismus.

Schleiermacher und Hegel haben während der zwanziger Jahre in Berlin neben einander gelehrt, volksmäßig genannt Pfeffer und Salz für die Stadt der Intelligenz, sie waren einander antipathisch, der Philosoph hat die Religion der schlechthinigen Abhängigkeit eine Religion für die Hunde gescholten.

Kant hatte den naturgemäßen Anfang alles Philosophirens als die Vertiefung des Geistes in sich selbst und das unbedingte Gebot, das Gute um seiner selbst willen zu wollen, dieses Stellen des Menschen auf sich selbst nach seinen unveränderlichen Gesetzen, der Philosophie auf immer vorgezeichnet. Aber die Verzichtleistung des Königsberger Philosophen auf alles ideale Wissen führte zunächst zu einer titanenhaften Philosophie, die Alles im Himmel und auf Erden begreifen wollte, in dreifacher Entwicklung. Die Träger derselben, alle drei von theologischer Bildung ausgehend, haben ihre kühne Jugend in Jena verlebt, in Berlin sind sie begraben worden, Schelling wenigstens geistig, Hegel nach weitgreifender Herrschaft.

Fichte gedachte die Kantische Philosophie zu ihrem Ziele zu führen, indem das Ich sich selbst, allein als Geist wahrhaft seiend, erkenne, die äußere Welt nur seine nothwendige Vorstellung. Er meinte nicht das individuelle Ich, sondern ein allgemeines, im Individuum sich denkendes und nach dem Gesetze der Entstehung des individuellen Bewußtseins. Da er dieses Ich nur als sittliche Weltordnung denken konnte, nicht als einen von der Welt verschiednen persönlichen Gott, ist er von der kursächsischen Regierung der Gottesleugnung angeklagt, durch den Kleinmuth eines kleinen Staats und durch eigne Ungeduld von seinem Lehramt entfernt worden. Er hat doch nicht Gott, nur die Welt verleugnet, sein stolzer Geist fühlte sich so unabhängig von den Naturmächten, daß er ihnen das Dasein absprach. Als in Berlin sich Bedenken gegen seinen dort gewählten Aufenthalt erhoben, entschied der

*) Wesen des Protestantism. 1847. 2. A. 1862. Christenthum u. Kirche im Einklange mit der Culturentwickl. 1867.

König: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger wie aus allem hervorgeht, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts.“ Und Fichte hielt in Berlin gegen Napoleon die Reden an die deutsche Nation.

Als zu Weimar im Staatsrath das Unbehagen zur Sprache kam über das, was die Landesuniversität an Fichte verloren, sprach Göthe: „Geht der eine Stern unter, geht der andere auf.“ Schelling hatte unternommen auf dem Standpunkte des Fichteschen Idealismus die Grundbeschaffenheiten der Natur aufzustellen, die sonach ihm nur als Schatten erschienen, von den verschiednen Punkten aus geworfen, durch welche der Geist zum vollen Bewußtsein seiner selbst gelangt. Da hat sich seiner liebevollen Betrachtung die Wirklichkeit der Natur, ihr frischer Lebenshauch so mächtig aufgedrungen, daß seine Philosophie dem zu widerstehn nicht vermochte. Es ist seine eigne Rede, er habe ein Pygmalion seine Arme um den kalten Marmor der Welt Spinozas geschlungen, bis er ein klopfendes Herz darin fühlte. Es war die Versöhnung der Gedankenwelt Fichtes mit Spinoza.

Hiermit beginnt am Morgen des neuen Jahrhunderts die zweite, die eigenthümliche Entwicklung der Schellingschen Philosophie. Ist sonach die Natur nicht minder wirklich als der Geist, und beide wie verwandt so doch verschieden, so muß auch ein Höheres sein, das die Einheit von beiden in sich enthält. Dies Höhere und Höchste ist nicht Geist und nicht Natur, aber beides in sich tragend eine verschloßne Knospe, die Indifferenz zwischen beiden. Auf daß es zum Bewußtsein komme, muß es sich trennen in Subject und Object, Vorstellendes und Vorgestelltes, denn so entsteht alles Bewußtsein, indem das Wissen sich unterscheidet vom Sein. Jener Urgrund, das Absolute, das sie Gott nennen, konnte nur die dunkle Sehnsucht sein nach seinem eignen unendlichen Selbst, in dieser Sehnsucht schließt es sich auf in die beiden Sphären des Geistes und der Natur, die in nimmer endenden Gleichungen einander entsprechen, die Natur der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur, jede Blume und jedes Menschenleben ein Gedanke Gottes, die Natur- und Weltgeschichte das göttliche Epos voll Lust und Schmerz, darin die Gottheit ihres unendlichen Lebens bewußt und froh

wird. Schelling hat seine erste schöpferische Freude an dieser Anschauung in den Knittelversen des classischen Gedichts ausgesprochen, welches anhebt:

„Wüßt auch nicht, wie mir vor der Welt könnt' graußen,
Da ich sie kenne von Innen und von Außen."

Hegel hat diese geniale Anschauung mit dem Muthe, der die Tiefen der Gottheit erkennen will, indem sie sich denkt in seinem eignen Denken, als Selbstentwicklung eines unendlichen Seins zum unendlichen Selbstbewußtsein desselben, in ein System gebracht, indem er dem schwäbischen Jugendgenossen vorhielt, daß der auf Abentheuer des Gedankens ausgezogen, die Morgenröthe des verjüngten Geistes im Taumel begrüßt und sein Absolutes aus der Pistole geschossen habe. Er selbst schien im Gedankenspiele der leichten Wandelung zwischen Sein und Nichtsein die Wirklichkeit der Dinge nicht groß zu beachten und den lebensvollen Inhalt der Geschichte zu bloßen Denkbestimmungen zu verflüchtigen, während seine den Conservativen wohlgefällige Rede, was wirklich ist, das ist vernünftig, doch nur das von der Idee erfüllte Sein meinte, und seine Begriffe in die verschiednen Zweige der realen und reellen Wissenschaft eingeführt wurden.

Fichte hat in seiner spätern Erfahrung die Religion des freudigen Rechtthuns, zu der sich der vermeintliche Atheist bekannte, vertieft zur liebevollen Hingabe des individuellen Ich an das Unendliche, deren Vorbild er, mit seiner Weltverachtung dem ältesten Christenthum sympathisch, im Johannisevangelium fand.*)

Schelling hat früh mit der romantischen Dichterschule, deren philosophischer Anhauch von Fichte ausging, gegen die damalige Aufklärung, wie er sie nannte Ausklärung, Ausklaricht der Verstandeswüthriche geeifert, aber noch in den Vorlesungen über das akademische Studium, die er 1802 in Jena hielt, mit sehr bescheidner Kenntniß und Anerkennung über die H. Schrift gesprochen: „Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, welch ein Hinderniß der Vollendung die sogenannten biblischen Bücher für das Christenthum gewesen sind, die an ächt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen andern der frühern und spätern Zeit, vornehmlich den Indischen, auch nur von

*) Anweisung zum seligen Leben. Brl. 806.

fern aushalten." Da jedoch dieser Philosophie die großen Volksreligionen als Gedanken Gottes über sich selbst erschienen, indem Gott sich denkt durch die Volksgeister, und der Philosoph, selbst abgesehn von Jugendeindrücken, nicht umhin konnte im Christenthum als dem Glauben der geschichtlichen Culturvölker eine höhere Steigerung dieses göttlichen Selbstbewußtseins anzuerkennen, so entstand ihm das Bedürfniß zwischen dem Christenthum und zwar dem Christenthum der Kirche in ihren dogmatischen Hauptsätzen und seinen eignen Grundgedanken gewisse Gleichungen anzuerkennen. Er verkündete eine Offenbarung, indem Gott ihm selber offenbar werde in der Weltgeschichte; eine Menschwerdung Gottes, aber von Ewigkeit her eben in der Menschheit, wobei doch eine Steigerung, wenn auch nicht die höchste, als das zuerst klar gewordne epochemachende Bewußtsein, daß der Mensch als solcher auch der Gott sei, im Sohne der Maria anerkannt wurde. Wiefern der Mensch, auf seine eignen Füße gestellt, nichts von Gott wußte, oder zu gespensterhaften Göttern betete, konnte dies als ein Abfall von Gott, als eine allgemeine Sünde betrachtet und mit der kirchlichen Erbsünde verwechselt werden. Wiefern aber die Religionen sich lichten, Gott sich selber erkennt in der Menschheit und so erst wahrhaft Geist wird, konnte von Versöhnung, Erlösung, auch H. Geist geredet und das ganze göttliche Weltdrama der Philosophie in den Rahmen der Dreieinigkeit zusammengefaßt werden: der Urgrund am Anfange Gott der Vater; die aus ihm herausgesetzte Welt als das Andre, in welchem er sich gegenständlich wird, der Sohn; ihre Zurücknahme in die göttliche Einheit, indem der Vater in allem Endlichen sich selbst weiß, der H. Geist; so daß ein unendliches Ziel des Weltverlaufs, was Schelling die Identität nannte, die vollkommene Entfaltung seines unendlichen Inhalts im göttlichen Selbstbewußtsein, auch göttliche Trinität genannt werden könne.

Hegel hat sich das angeeignet und noch bestimmter es ausgesprochen, daß die Philosophie jetzt nothwendig orthodox sei, weil das Christenthum die an sich wahre Religion, in der Gott nicht nur sich offenbart habe, sondern auch ihm selbst offenbar geworden sei in der Einheit mit seinem Andern, der Welt. Daher durch Daub in Heidelberg, der allen Wandelungen deutscher Philosophie wahrheitdurstig mit seiner Theologie nachgegangen ist, und durch Hegels Collegen Marheineke in priesterlicher Feierlichkeit eine Glaubenslehre aufgestellt wurde, welche

die göttliche Dreieinigkeit selbst zum Eintheilungsgrunde ihres Systems machte, den Gottmenschen der Philosophie ohne weitres und ausschließlich in Jesu von Nazaret begrüßte und die subtilsten Formeln altprotestantischer Orthodoxie mit der Philosophie vereinbar fand. Der Meister hat dies mitangesehn und gelegentlich belobt. Er hat den Rationalismus, den er nur als den vulgären kannte, auf dieselbe Linie mit dem Islam gestellt; und doch war seine Stellung zur christlichen Glaubenslehre eine rationale, in der Philosophie das höhere Wissen und die letzte Entscheidung über den Inhalt auch der H. Schrift, wie man es auswärts genannt hat ein speculativer Rationalismus. Auch konnte nicht verborgen bleiben, daß zwischen den kirchlichen Dogmen und ihren philosophischen Beziehungen eine tiefe Kluft liege. Aber die Formen des Denkens, welche diese Philosophie unterschied, ertheilten eine gewisse Berechtigung, die religiösen Vorstellungen der H. Schrift und der Kirche, als dem bloß verständigen oder auch dem dialektischen Denken angehörig, das in den Gegensätzen verharre oder umgekehrt sie zur Einheit auflöse, in das Gebiet des speculativen Denkens zu erheben, welches in den Gegensätzen selbst, in deren Strome sich das All bewege, ihre höhere Einheit erkenne, diese Erhebung sei eben bei der Gleichheit des Inhalts die philosophische Auffassung. So bestehe für die Religion zwischen Gott und Menschheit ein Gegensatz, sei's in der Schärfe des Abfalls, oder in der Milde der Versöhnung: das philosophische Denken erkenne in der Verschiedenheit beider ihre Einheit. So habe das Christenthum die Einheit Gottes und der Menschheit nur an jenem Einen von Nazaret gezeigt und zum Bewußtsein gebracht: die Wahrheit sei die allgemeine, die Menschwerdung Gottes von jeher.

Hegel hat daher in Vorlesungen, die erst nach seinem Ableben zur vollen Öffentlichkeit gelangten, es ausgesprochen, daß die kirchlichen Dogmen naive Vorstellungsweisen sein, die einander widersprechend sich gegenseitig corrigiren, und auf die H. Schrift hat er gelegentlich Seitenblicke geworfen, in denen schon die ganze nachmalige Opposition liegt. So in seiner Geschichte der Philosophie: „Das Leben des Pythagoras erscheint uns durch das Medium der Vorstellungsweise der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt in dem Geschmacke mehr oder weniger, wie das Leben Christi uns erzählt wird, als ein Gemisch von wunderbaren abentheuerlichen Fabeln, als ein Zwitter von morgen- und

abendländischen Vorstellungen. Alles, was der christliche Trübsinn und Allegorismus ausgeheckt hat, ist damit verknüpft worden. Die Wunder, welche die spätern Biographen von ihm erzählen, sind zum Theil in demselben Geschmack wie die neutestamentlichen, sehr abgeschmackt."

Aber schon damals ging im Gegensatze des landläufigen Rationalismus unter vornehmen Geistern eine Neigung herum conservativ gläubig zu erscheinen, und Hegel mochte, was seiner Philosophie zusagte, das gesetzlich Bestehende vernünftig zu finden, vielleicht auch im häuslichen Zwiespalte seiner Philosophie mit seiner schwäbischen Gemüthlichkeit, selbst unbewußt geneigt sein auf kirchlichem Gebiete Zugeständnisse zu machen, wie er auf politischem Gebiete sie gemacht hat, um den weitgreifenden Einfluß seiner Schule als königlich preußische Staatsphilosophie zu sichern; denn auch Philosophen sind Menschen. Strauß beschrieb es in der Einleitung seiner Glaubenslehre [1840] sehr ergötzlich, wie die Weltweisheit, die stolze Heidin, sich demüthig der Taufe unterwarf und ein christliches Glaubensbekenntniß ablegte: wogegen der Glaube seinerseits keinen Anstand nahm ihr das Zeugniß vollkommner Christlichkeit auszustellen und sie der Gemeinde zu liebreicher Aufnahme angelegentlich zu empfehlen; wie man wirklich, laut der Verheißung, manches Schaf bei den Wölfen liegen und sogar einzelne angebliche Löwen bewundernswerthe Fortschritte im Stroheßen machen sah. Indeß hätten doch andre, nur scheinbar gebändigt, Klauen und Zähne gewiesen, und nach besserer Kost gelechzt.

Bald nachdem Hegel der Cholera erlegen [1831] und wie ein zweiter Erlöser oder Alexander von seinen Jüngern bestattet war, die fortan ausziehn wollten seinen Gedanken die Welt zu erobern, sind jene Klauen und Zähne vollständig an den Tag gekommen. Zuerst indem der Glaube an die Unsterblichkeit durch Schlüsse aus Hegelschen Vordersätzen als eine Einbildung des Egoismus verhöhnt wurde. Dann als Strauß, damals noch ein junger Tübinger Magister, in seinem Leben Jesu zwar die natürlichen Wundererklärungen des Rationalismus verspottete, aber auch den Wunderglauben des Supernaturalismus als an Unmögliches beseitigend, alles Glänzende und Wunderbare der evangelischen Überlieferung als mythische Überwucherung, eine unwillkürliche Poesie der Urgemeinden, herunterriß vom nackten Stamme des Kreuzes, mit dem Bemerken, daß die Freiheit dieser That ihm durch

die Philosophie gekommen sei, die jedes Eingreifen des Wunders in den stetigen Weltverlauf ausschließt, und mit dem Erweise aus Hegels Weltanschauung, daß es nicht die Art der Idee sei ihre ganze Fülle auf einen Menschen auszuschütten, aber daß alle Prädicate, welche die Kirche in ihrem Christus versammelte, der Menschheit zukämen, sie der Gottmensch. Weiter hat dann Strauß in der Glaubenslehre [1840] gemeldet, wie die dadurch in ihren Unterhandlungen mit dem Glauben compromittirte Philosophie zwar eifrig die Hände wusch, um sich von jedem Antheil an solchem Frevel loszusagen, und doch nicht verhindern konnte, daß nicht von allen Seiten mit Fingern auf sie als die wahre Mutter der Kinder hingewiesen wurde, die sie zu verleugnen räthlich fand. Auch zeigte sich hinsichtlich dessen, was an dem neuen Leben Jesu als ungründlich erschien, die fehlende Untersuchung der Quellen, wiefern sie eine geschichtliche Sicherheit verbürgten, oder nicht, daß Strauß von jener Schule herkomme, welche sich in Tübingen unter den Trümmern des modernen Supernaturalismus still erbaut hatte. Ihr Meister, Dr. von Baur, ein Gelehrter von altem Schrot und Korn, und geistvoller als die meisten, hat, von Schleiermacher und Hegel zugleich ausgegangen, die Geschichte des christlichen Glaubens untersucht, indem er von den Personen als den zufälligen Trägern der Gedanken, selbst vom Volksgeiste und dem allgemeinen Culturleben fast absehend, bestimmte logische Entwicklungsgesetze nachwies; sein Eigenthümlichstes galt den Ursprüngen des Christenthums als eines geschichtlich und allmälig Gewordnen, indem er hinter das Geheimniß des Ursprungs der Evangelien zu kommen suchte. Erst seine Bestreitung des apostolischen Ursprungs der vierten Evangelienschrift enthielt für Strauß das anfangs doch zagend ergriffne Recht seiner Mythenbildung und nöthigte ihn zugleich folgerecht zu dem gehässigen Zugeständniß ihrer Beschränkung durch absichtliche Erdichtungen des Logos-Evangelisten.

Er hat die Selbsttäuschungen der Hegelschen Orthodoxie in seiner Glaubenslehre preisgegeben. Die Bedeutung dieses Werks liegt nicht in neuen eigenthümlichen Gedanken, der Autor selbst hat sich darüber nicht getäuscht: „Dabei habe ich einen Tadel in dieser Schrift wo möglich noch mehr als in der über das Leben Jesu zu verdienen gestrebt: den nehmlich, nichts Eigenes zu geben, sondern nur Gegebenes zusammenzufassen.“ Diese Bedeutung liegt in der Aufrichtigkeit und Schärfe sei-

nes Geistes wie seines Styls. Jedes Dogma ist dargestellt nach seinen biblischen Anfängen und in seiner kirchlichen Ausbildung bis zur bestimmtesten durch die altprotestantische Dogmatik vollzognen Gestalt. Dann folgen die Gegengründe der Socinianer, der englischen Freidenker und so fort bis auf die neusten Gegner alles Christenthums, Gegenreden aus sehr verschiednen Quellen. Hierdurch soll geschehn was Strauß die Auflösung des Dogmas nennt, denn, sagt er: „die subjective Kritik des Einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objectiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleußen und Dämme nichts vermögen.“ Hegel hatte die rationalistischen Theologen Handlungsdienern verglichen, als die nur fremde Meinungen zu berichten, fremdes Eigenthum zu verwalten hätten. Strauß hat seine Glaubenslehre dahin bevorwortet: „Sie soll der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet. Wird es durch diese gleich nicht reicher, so erfährt es doch genau, wie es mit seinen Mitteln daran ist: und das ist oft ebenso viel werth als eine positive Vermehrung derselben.“ Das Ergebniß dieser Untersuchung war die Ankündigung eines Bankerotts der christlichen Dogmatik aller Schulen. So schien die Theologie wie in Freitags Roman auf das Gebiet des Soll und Haben versetzt.

Indeß wird der Einzelne dadurch, daß er sich mit Gleichgesinnten und Eidhelfern umgibt, nicht überzeugender, allenfalls imponirender. Nur sind diejenigen, deren Gründe gegen die biblischen und kirchlichen Glaubenslehren Strauß zusammengestellt hat, gutentheils von der fortgeschrittnen Bildung überschritten. Was liegt daran, abgesehn von dem Gewichte der Gründe, welche Einwendungen die Socinianer gegen ein Dogma vorgebracht haben, da wir den Socinianismus mit Recht als eine sehr untergeordnete, wissenschaftlich überwundene Form des Christenthums begreifen. Doch geschah es naturgemäß, daß ein kraftvoller Gegensatz wider das kirchliche Christenthum sich mit allen vorangegangenen Mächten der Opposition umgab. Aber erst gegen Hegel, auf dessen Standpunkt es doch steht, erweist sich die volle Bedeutung dieses Werks, das in scharfer Bestimmtheit ausspricht, was die Andern, indem sie es einräumten, zugleich leugneten: Gott ist in der Natur als Natur, als Geist nur im Menschen, das durch alle hindurchtönende Ich, das

Individuum nur seine Maske; der letzte Feind, den die Philosophie zu überwinden hat, das Jenseits, diese Fata Morgana der Phantasie. Das Christenthum enthalte daher nicht die Wahrheit nur in unangemeßner Form, es stehe wirklich auf untergeordnetem Standpunkte, es habe die Wahrheit bloß in der einen Thatsache des Gottmenschen. Dabei wird nachgewiesen als ein Hegelscher Grundsatz, daß die unangemeßne Form auch einen unangemeßnen Inhalt bedinge, wie denn in Hegels Auffassung der vorchristlichen Religionen es einen wirklichen Gradunterschied bewirkt, ob die Vernunft in einer Religion entwickelt, oder nur als Grundlage vorhanden sei. So kam Strauß zu dem Schlußurtheil: die Religion, welche Gott und Menschen wesentlich unterscheidet, gehört in ihrer Phantasieform der Vergangenheit und der mangelnden Bildung an. Dem Mündigen tritt an ihre Stelle die Philosophie als Selbstherrscherin: der selbstbewußte Geist erkennt kein Gesetz und keinen Gott außer sich, denn der zu sich selbst gekommene Menschengeist ist der göttliche.

Der Hegelsche Gott würde freilich erst im Menschen zu sich gesagt haben: ich bin! und wäre genau genommen erst in Hegel selbst zum vollen Selbstbewußtsein gelangt. Ludwig Feuerbach hat dies unerschrocken bedacht und in der Schrift vom Wesen des Christenthums [1841] mit Pathos verkündet: Sonach verhält der Mensch sich nur zu sich selbst, zur Menschheit, die Phantasie betrachtet dies Verhältniß wie zu etwas Äußerlichem, Apartem, zu Gott. Gott ist nichts als das höchste, von aller Widerlichkeit befreite Selbstgefühl des Menschen, sein Doppelgänger, was ihr Religion nennt, ist ein Traum, aus dem erwachend der Mensch nur sich selbst findet, ein Drama das er mit und vor sich selbst aufführt. Die beiden Factoren, aus deren Multiplication die christliche Religion hervorgegangen mit allen ihren Dogmen, sind das Herz und die Phantasie; was das Herz begehrt, dichtet ihm die Phantasie, der christliche Gott ist die Macht zur Erfüllung des Gebets, das sich selbst erhörende Gebet. Von einem einsamen Gott ist das Bedürfniß der Liebe ausgeschlossen, daher ward ihm ein zweites gleiches Wesen zugegeben, der Sohn, Christus ist der menschartige Gott, die Allmacht des von allen Banden und Gesetzen der Natur erlösten Herzens, die Himmelfahrt der Phantasie. Der Glaube an die Liebe Gottes ist der Glaube an das Weibliche als ein göttliches Princip. Der Protestantis-

mus hat die Mutter Gottes bei Seite geschoben, er hatte kein Bedürfniß nach einem Himmelsweibe, da er das irdische Weib mit offnen Armen aufnahm; die Folgerichtigkeit hätte auch den Sohn und den Vater mit drein geben sollen. Der Zweck dieser Erhebung zum Humanismus: die Menschen vom Wahne zu befrein, auf daß sie, wie durch eine Kaltwasserkur gekräftigt, das irdische Leben mit ungetheilter Kraft gestalten und genießen.

Dieser inhumane Humanismus hat bald naturwissenschaftlich die Gedanken des Menschen aus dem Brei des Gehirns erklärt gleich andern leiblichen Absonderungen, bald politisch das Volk zum Gott gemacht, Eigenthum zu Diebstahl, günstigsten Falls Christus zum Sansculotten.

Strauß, schon durch sein Leben Jesu ruhmvoll und heimathlos geworden, hat ideale Mächte allezeit über sich erkannt, auch in friedlicher Stunde sich zu Christus als dem religiösen Genius bekannt, „denn Religion haben wollen ohne Christum wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreun wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakespeare" und ihres Gleichen.[a]) Doch blieb sein letztes Wort der unversöhnbare Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, so daß der nicht bloß halb, sondern ganz auf modernem Boden Stehende nur dann am Christenthum theilnehmen könne, wenn es die geschichtliche Eigenthümlichkeit einer einzelnen Religionsform, all' seinen Fleisch- und Blutgeschmack aufgegeben habe. Dagegen Geistliche der Schweiz, was sie moderne Weltanschauung nennen: ein nicht persönlicher, doch lebendiger, die Welt durchfluthender Gott, die Religion des dießeit und insgemein die Resultate der Tübinger Schule über die H. Schrift, als vereinbar mit hingebender christlicher Wirksamkeit durch die That erwiesen; sie selbst durch das Bewußtsein ihrer Aufrichtigkeit, durch die Freiheit des Landes und durch die Anhänglichkeit ihrer Gemeinden getragen.[b])

§. 38. Union und Reaction.

Gegenüber einem Radicalismus, der alles Überlieferte mit der Wurzel ausrotten und eine neue Welt nach seinen Gelüsten aufrichten wollte, hat sich die neuerweckte volksthümliche Frömmigkeit erst zum

a) Zwei friedliche Blätter. 1839. b) Heinrich Lang, Versuch einer christl. Dogmatik allen denkenden Christen dargeboten. 1858. 2. A. 1868.

Pietismus, dann zum Orthodoxismus und confessionellen Kirchenthum gesteigert.

Im 2. und 3. Jahrzehente dieses Jahrhunderts waren es einzelne Personen und kleine Kreise, meist höherer Bildung, doch auch schlichte bibelfeste Handwerker unter ihnen, welche sich in einem religiösen Gefühlsleben mit manchen Absonderlichkeiten bewegten, ohne deßhalb grade auf die Heiterkeit und Eleganz ihres häuslichen Lebens zu verzichten. Von der Orthodoxie war es fast nur die Rechtfertigung aus dem Glauben, welche sie mit dem Gefühl des Sündenelends und der geistigen Armuth betonten; oder wenn eine volksthümliche Natur wie Claus Harms Luthers Geist herabbeschwor, war es weniger sein Dogma, als seine ganze Persönlichkeit, die dem deutschen Volke vorgehalten wurde. Man ersieht etwa aus der Selbstbiographie von Gotthilf v. Schubert,*) diesem Naturkundigen der im Reiche Gottes so bekannt war, wie diese vereinzelten Siedler auf ihren Wanderungen einander mit freundlichem Handwerksgruße aufsuchten. Unter adlichen Gutsbesitzern und jungen Pastoren dieser Richtung waltete damals die trauliche Sprache des lieben Bruders und Brüderchens. Die unerfüllten vaterländischen Hoffnungen und das Zurückdrängen solcher, welche ihre enthusiastischen Träger gewesen waren, in enge Mauern des Privatlebens brachte zu der ausschließlichen Richtung auf ein himmlisches Vaterland etwas leidenschaftlich Krankhaftes. Schon 1821 als Schleiermacher die Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern zum drittenmal herausgab, fand er, „daß die Personen, an welche diese Reden gerichtet sind, gar nicht mehr da zu sein scheinen. Denn gewiß, wenn man sich bei uns wenigstens umsieht unter den Gebildeten, so möchte man eher nöthig finden, Reden zu schreiben an Frömmelnde und an Buchstabenknechte, an unwissend und lieblos verdammende Aber- und Übergläubige." Wenn nicht in bewußter Absicht, doch sympathetisch schloß sich an die Scheu vor den freien Gedanken und Bestrebungen auf jenem höchsten Gebiete der Widerstand gegen die geforderte Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit durch constitutionelle Staatsverfassungen. Schon war die sorgenvolle Frage ausgesprochen:

*) Der Erwerb aus einem vergangenen u. die Erwartungen von einem zukünft. Leben. 3 B. 1856 f.

„soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehn, das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben!" und es geschah was Schleiermacher nahe seinem Scheiden im Geiste geschaut hatte: „der Boden hebt sich schon unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven auskriechen wollen von enggeschloßnen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzung eines alten Buchstabens für satanisch erklären." Hengstenberg, noch Schleiermachers College in dessen letzten Jahren, hat einen Sprechsaal dieser Bestrebungen in seiner Evangelischen Kirchenzeitung eröffnet [seit 1827], welche nicht selten beredt und mit tiefern Einblicken in fromme Ideale gegen alles rationalistische Wesen ankämpfend, bald auch jede freie Regung des Geistes auf allen Gebieten des Lebens und der Literatur vor ihren Richterstuhl zog und als verdammt durch das göttliche Wort mit weherufendem Zorn oder Gebet sie entließ.

Seit das preußische Herrscherhaus sich dem reformirten Bekenntnisse zugewandt hatte, während weit der größte Theil des Volks treu der lutherischen Kirche blieb, erschien die Macht dieses aufstrebenden Staats noch durch den kirchlichen Zwiespalt gebunden. Daher von Seiten des Hofs fortwährende Versuche der Ausgleichung. Als Leibnitz das Vergebliche seiner Bemühungen in diesem Sinn erkannte, sprach er: „Jetzt erwarte ich nichts mehr, die Sache wird sich einmal von selbst machen." Bereits stand in Charlottenburg eine Unionskirche, auf deren Abendmahlstische Luthers Katechismus und der Heidelberger brüderlich beisammenlagen. Zur Säcularfeier der Reformation erließ Friedrich Wilhelm III vom 27. Sept. 1817 an beide evangelische Kirchen seines Reichs den Aufruf zu einer freien Einigung, die nur im frühern unglücklichen Sectengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden habe, aber „unter dem Einflusse eines bessern Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christenthum, worin beide Confessionen einig sind, festhält zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche" gelingen werde. Denn „dieser heilsamen Vereinigung, in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide Eine neubelebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres Stifters werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr entgegen."

Von welthistorischer Bedeutung an diesem Friedensgruße war,

daß er von den frühern Versuchen einer Einigung über die Dogmen, die den Protestantismus zerspalten haben, gänzlich absah. Beide protestantische Kirchen hatten in der preußischen Monarchie mit geringen Ausnahmen keine Rechtsformen, in denen sich ein zusammengefaßter Gemeinwille bewähren konnte, daher die Annahme der Union fast nur in einzelnen Kreisen von Geistlichen geschah und in den vereinzelten Gemeinden, von wenigen auf urkundliche Weise, insgemein nur durch die Annahme des Brotbrechens beim Abendmahl und durch die unbedenkliche Anerkennung unirter Kirchenbehörden. Aber auch da in deutschen Landen, wo damals der preußische Königswille keine Macht übte, überall wo Lutheraner und Reformirte in starker Mischung unter einander wohnten, also das Bedürfniß einer bestimmten Vollziehung der Union vorlag, ist sie vollzogen worden, so in Baden und in Rheinbaiern, hier in freien Rechtsformen, in der Rheinpfalz sogar durch eine Abstimmung der Familienväter, 40167 Stimmen waren dafür, 539 dagegen; man gestattete diesen das Abendmahl nach ihrer altväterlichen Weise, so sind auch sie zufriedengestellt abgestorben. Wo es aber damals nicht zur Union kam, stand nicht die verschiedne Meinung über ewige Heilsgüter, sondern meist verschieden gemeßnes Kirchengut entgegen, oder in einem Lande herrschte die eine Kirche so entschieden vor, daß der Gegenstand zur Vereinigung thatsächlich gar nicht vorhanden war, während die Spaltung doch ideal in den Gemüthern als aufgehoben angesehn und die Einigung bei vorkommender Gelegenheit bethätigt wurde. So im Königreich Sachsen befinden sich nur zwei reformirte Gemeinden, in Dresden und Leipzig, bei guter Ordnung, wohlhabend, eigenthümlich nach ihrer Abstammung von französischen refugiés hatten sie kein Bedürfniß einer Verschmelzung mit der lutherischen Landeskirche: aber unbedenklich beriefen sie lutherische Geistliche für ihren Dienst. In der Schweiz ist alles eingeborne protestantische Volk reformirt: aber bei Berufung deutscher Professoren an die theologischen Lehranstalten kam es gar nicht zur Frage, daß sie der lutherischen Kirche angehörten.

In Preußen erhob sich erst ein Gegensatz, als der König aus seinem Cabinet eine Gottesdienstordnung der unirten Kirche, eine Agende, erließ [1822]. Diese Art des Erlasses, politisch reactionäre Anklänge darin, die Uniformirung gegen die bisherige Mannichfaltigkeit in den verschiednen Landestheilen, auch der wahrhaft christliche Inhalt in Aus-

drucksweisen, die dem Zeitbewußtsein längst verklungen waren: alles das rief einen fast allgemeinen Gegensatz hervor. Der König hatte seine Agende nur in den Militärkirchen eingeführt, allen andern Kirchen sie nur zur Einführung empfohlen. Diese Empfehlung eines unbeschränkten Monarchen für sein Schoßkind wurde vielfach zur Verlockung, in deren Folge mancher willige Geistliche die Achtung und den Frieden seiner Gemeinde verlor. Aber die Opposition harrte doch so stetig aus 7 Jahre lang, daß beßrer Rath den König bestimmte seine Agende durch eine theologische Commission mit Rücksicht auf die vorgebrachten Ausstellungen umzugestalten, auch dabei dem Herkommen der verschiednen Provinzen Zugeständnisse zu machen. Als endlich Schleiermacher obwohl mit starker Verwahrung seiner individuellen Freiheit diese verbesserte Agende annahm, schien jeder Widerstand aufgegeben, und sie wurde durch die Consistorien als Kirchengesetz eingeführt.

Nur einige Gemeinden in Schlesien fuhren fort, dieser Agende, deren Abendmahlsfeier der reformirten Kirche angehöre, sich zu verweigern, und so in weiterer Folge auch der unirten Kirchenbehörde. Wie gewiß manche Gemeinde fast unbewußt über den großen Act, den sie vollzog in Annahme der Union, nur im guten Vertraun ihrem Pfarrer gefolgt war, so konnte einem anders gesinnten Geistlichen nicht schwer fallen seine Gemeinde zu überzeugen: der König, immer noch ein heimlicher Calvinist, will euch die Religion eurer Väter, den Vater Luther nehmen, er wird euch um eure Seligkeit bringen. Die Regierung hieß einige Kirchen, die sich der Agende verschlossen, mit Gewalt öffnen, indem sie nach vergeblichen Ermahnungen Soldaten und Kanonen gegen eine Gemeinde aussandte, die nur mit ihren Gesangbüchern bewaffnet um die verschloßne Kirche versammelt war. Den Kern dieses widerstrebenden Lutherthums bildete Scheibel, Diakon und Professor in Breslau. Er galt der Universität als bornirt, war unfähig zu jedem philosophischen Denken, und doch geistig bewegt übt er eine zauberische Gewalt selbst über höhere Geister wie Steffens, jedem Zweifel unzugänglich sah er seine lutherische Religion wie ein unleugbares Naturfactum in der Bibel vorliegen. Neben ihm gleich redlichen dumpfen Sinnes Guerike, Professor in Halle, der in seiner Kirchengeschichte die Union nannte ein Werk der alles göttliche und menschliche Recht indifferenzirenden und nivellirenden und durch dämonisch antichristlichen

Revolutionsgeist sich scheußlich unirenden und uniformirenden Welt. Diese Beiden wurden entsetzt, die widerstrebenden Pfarrer Jahrelang eingekerkert.

Die Evangelische Kirchenzeitung hat sich dem Schmerzensschrei dieser Bedrückten verweigert, und gar verständig sie vermahnt: sie möchten sich doch nicht gebährden wie einer, der dreihundert Jahre verschlafen habe und den Fragen der Gegenwart mit den Dogmen des 16. und 17. Jahrhunderts entgegentrete; das Interesse am ganzen Reichthum des Evangeliums werde durch das ausschließliche Hervorheben der Abendmahlslehre gefährdet, indem man dies alleinige Stück aus dem Christenthum herausgreife und dann leicht mit sich zufriedengestellt werde; so entstehe ein verdorbenes Parteiwesen durch Verdammung aller anders Gläubigen, und was Gott verbunden, werde durch sie geschieden. Wenn Andre meinten, der Herausgeber dieser Kirchenzeitung könne das Alles zu sich selber sagen, so antwortete Scheibel: Hengstenberg sei durch Berliner Menschenfurcht und Weihrauch umnebelt auch nichts besser als ein heimlicher Rationalist und Ungläubiger.

Auch Gemeindeglieder wurden von der Verfolgung betroffen, durch Einquartirung, wenn sie Anstand nahmen die der Agende gewaltsam geöffnete Kirche zu betreten, durch Auspfändung und Einkerkerung, wenn sie Zeugniß verweigerten gegen ihren entsetzten Pfarrer, der ihnen etwa heimlich ein Kind getauft hatte, oder wenn sie der unirten Schule ihre schulpflichtigen Kinder versagten, die dann durch den Gensdarm hineingetragen wurden. Die Union sollte nach dem Willen des Königs eine freie Sache bleiben, aber die Abweisung der Agende galt jetzt als Auflehnung. Doch waren beide in einander verflochten, und es sah darnach aus, als sollten beide Sonderkirchen bis auf den Namen verschwinden. Nach einem Befehl an die Superintendenten durften die Unterscheidungsnamen lutherische und reformirte Kirche amtlich nicht mehr gebraucht werden. Gegen die Bezeichnung Protestiren und Protestantismus hatte Friedrich Wilhelm III ohnedem seine Antipathie ausgesprochen. Der Verfasser einer Schrift über die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staates bezeichnet sich „als verbotener lutherischer und untersagter protestantischer, gegenwärtig gnädigst concessionirter evangelischer Geistlicher."

Doch um die Widerstrebenden zu beschwichtigen, hat eine Partei,

die sich bereits am Hofe um den Kronprinzen sammelte, den König zu der erläuternden Cabinetsordre von 1834 bewogen: das sei keineswegs die Absicht der Union die Auctorität aufzuheben, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt. „Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen."

Eine Cabinetsordre konnte doch nichts ändern an der Natur der Dinge. In der Concordienformel, dieser Haupturkunde des Lutherthums als solchen, wird die reformirte Kirche verdammt. Dieser Gegensatz geht nur leiser durch alle lutherische Bekenntnißschriften. Die Union ist ein Riß durch dieselben. In der unirten evangelischen Kirche mögen Gemeinden lutherischen und reformirten Ursprungs bestehn, lutherischer und reformirter Färbung, aber ihre Eigenthümlichkeit ist herabgesetzt zu bloß verschiednen religiösen und dogmatischen Richtungen innerhalb der einen Kirche. Die Union ist das Werk der Indifferenz und der Religion zugleich. So lange das Bewußtsein der Unterscheidungsdogmen lebendig war im Bewußtsein des Volks, war sie unmöglich. Aber ohne das neubelebte religiöse Interesse wären die Schwierigkeiten nicht überwunden worden, welche in der Trägheit und im Egoismus gewohnter Zustände ihr entgegenstanden. Man hat nachmals eine conservative und eine absorptive Union unterschieden und zu feindseligen Gegensätzen gesteigert. Jene halte alle Satzungen der beiden Bekenntnißschriften fest, sie zu einem Consensus vereinigend, nur mit Ausnahme der wenigen, sich ausschließenden Dogmen: diese achte die Union für eine Aufhebung gesetzlicher Gültigkeit der beiderseitigen Bekenntnißschriften. Allerdings war die Union eine Erhebung über einzelne Dogmen als kirchentrennende Mächte, und für eine ernstere Betrachtung waren es nicht bloß zwei Dogmen, wie man's vordem ansah, worüber beide evangelische Kirchen stritten, sondern diese Dogmen selbst waren nur Äußerungen tiefgehender charakteristischer Verschiedenheiten der gesammten kirchlichen Anschauung.

Den lutherischen Separatisten wurde jetzt vorgehalten, der König selbst habe erklärt, daß ihre Meinung, als ob durch Union und Agende das lutherische Bekenntniß gefährdet sei, auf einem Irrthum beruhe.

Sie erwiederten: der König könne nicht einstehn für ihre Seligkeit. Nach dem alten Rechte des Christenthums hatten sie unter dem Kreuze der Verfolgung sich nur gemehrt. So mußten sie doch zuletzt als stille Secte geduldet und ihre Geistlichen freigelassen werden.

Friedrich Wilhelm IV gab ihnen volle Freiheit, als von der Landeskirche getrennte Lutheraner sich zu einem selbständigen Gemeinwesen zu sammeln, das seinen Hauptsitz in Breslau hat. Aber der Geist, der sie trieb, gelangte aus der Secte heraus zu einer neuen öffentlichen Macht, die Gefühlsgläubigkeit gegenüber dem freien weltlichen Leben und Denken schärfte sich zu lutherischer Rechtgläubigkeit. Nach 1848, als mit großen vaterländischen Hoffnungen auch das selbstsüchtige Toben einer verwilderten Freiheit niedergeworfen war, meinten die Regierungen auch in der kirchlichen Orthodoxie eine Hülfsmacht zu finden, um die Geister zu beugen, und wie in Frankreich 7 Millionen eines Landes, das für seine politische Freiheit Unsägliches erduldet hatte, aus Angst vor der rothen Republik eine despotische Regierung erwählt haben und bisher ertrugen: so hat man in deutschen Landen sich vor den Unbilden politischer und religiöser Freiheit in das entgegengesetzte Extrem gerettet, oder dasselbe doch ertragen. Aber bloß aus politischer und socialer Angst will sich die religiöse Überzeugung nicht umwandeln, allem Anschein nach sind viele ohne irgendeine Herzensänderung, die sie gar wohl brauchen konnten, in die Orthodoxie hineingesprungen.

Es galt insbesondre die hohen Schulen deutscher Theologie in Besitz zu nehmen. Durch Berufungen in diesem Sinne ist dieses schon früh gelungen unter katholischen Regierungen in Erlangen und Leipzig, in Rostock unter dem Regimente der Ritter, in Dorpat unter russischem Scepter. In Hannover war es ein blindes priesterliches Königthum, das in lauter Legitimität zu seinem Dasein bis an's Ende der Tage die Orthodoxie für nöthig hielt, die doch hier rascher unter die Pastoren gebracht, als auf der Landesuniversität begründet werden konnte, daher jene sich gegen diese erhoben. In Preußen waren die neuen Lutheraner nicht mehr veranlaßt sich von der Landeskirche zu trennen, vielmehr als Gläubige mit Vorliebe in die höhern Kirchenbehörden aufgenommen durften sie daran denken die Union zu zersprengen. Doch gegenüber ihrem oft leidenschaftlichen Gebahren fand eine vermittelnde Partei insgemein noch höheres Vertraun. Diese Vermittlungstheologie,

hervorgegangen aus dem naturgemäßen Streben zwischen den Extremen die rechte Mitte zu finden, hat sich an die eine, die kirchlich-herrnhutische Seite von Schleiermacher angeschlossen. Es war der moderne Supernaturalismus wie er dem Rationalismus gegenüber stand, aber durchzogen von Gedanken der neuen Philosophie und in der lebensvolleren Auffassung des Christenthums als ein neues Lebens- und Reichsprincip; eine gemüthliche Beschwichtigung, keine wissenschaftliche Versöhnung der Gegensätze. Diese Vermittlungstheologen, einige Gelehrte wie Ullmann und Nitzsch von edler Gemessenheit, reicher Bildung und hoher sittlicher Würde unter ihnen, in mannichfacher Schattirung achten das Christenthum seinem Ursprunge nach für übernatürlich, seiner Entwicklung nach für menschlich, so auch die H. Schrift für gottmenschlich, aus göttlicher Unfehlbarkeit und menschlicher Schwäche gemischt; den Erlöser schwebend zwischen Himmel und Erde nicht wahrhaften Gott noch wahrhaften Menschen, die Erbsünde nur eine fortgepflanzte Neigung zum Bösen oder doch durch einen freien vorzeitlichen Act des Individuums entstanden; die Erlösung nur eine Darstellung sündloser Vollkommenheit und eine Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser. So die Grunddogmen reformatorischer Orthodoxie umbeugend beriefen sie sich doch auf das Schriftwort als unfehlbare Auctorität und auf die Satzungen der Kirche, sie als die Gläubigen haben sich lange für die Rechtgläubigen halten lassen, wohl auch selbst dafür gehalten, wenn auch Neander, ihr Kirchenvater, in seiner frommen Herzenstheologie bekannt hatte, es komme mehr darauf an recht gläubig als rechtgläubig zu sein. Aber wie mit ihnen vornehmlich die theologischen Facultäten besetzt wurden, soweit sie nicht dem entschiednen Lutherthum verfielen, sind auch aus ihren Hörsälen leidenschaftlich Lutherische hervorgegangen, die ihre Lehrer einer unklaren Schwebetheologie, eines ehebrecherischen Bundes zwischen Christus und dem Belial des Zeitgeistes ziehen. Insgemein nur solche, die aus dem Vaterhause eine pietistische Stimmung mitbrachten, oder entschlossen waren auf eignes Denken zu verzichten, hielt man zum theologischen Studium befähigt, und nicht unbequem erschien die Aneignung der festen gegebenen Formeln nebst der Berechtigung alle andre Wissenschaft für Koth zu achten. Es gehörte Muth und Gottvertraun auf die Zukunft dazu, ohne jene Stimmung oder ohne diesen Entschluß Theologie zu studiren.

Die pietistische Grundlage wurde allmälig verlassen. Kliefoth, der lutherische Papst von Mecklenburg, nannte den Pietismus Speners eine der lutherischen Kirche fremde, verderbliche Pflanze, es galt der reinen Lehre, dem Bekenntniß als der Krone des Christenthums. Auch Hengstenberg, wohl selbst von diesem Zug ergriffen, wußte sich mit demselben auszugleichen. Er hat seit 1840 die Schwächen des Pietismus bloßgelegt, hat 1844 bekannt, daß von einer auf legitime Weise vollzognen Union in Preußen nicht die Rede sein könne, hat 1847 entschuldigend bemerkt, als die Evangelische Kirchenzeitung ihren Lauf begonnen habe, sei die Union so mächtig vom Kirchenregiment beschützt gewesen und so tief in's Leben der Kirche eingedrungen, daß unbedingt gegen sie aufzutreten einem Verzichten auf die Wirksamkeit in der Landeskirche gleich gewesen wäre; und so war der ursprünglich liberal Reformirte, dann enthusiastisch Unirte mitten im Fahrwasser des Lutherthums, ohne mit der Union unbedingt zu brechen, die er nur untergrub.

Es wurde geltendgemacht, daß nur diejenigen Gemeinden der preußischen Landeskirche unirt sein, welche diesen Act förmlich vollzogen hätten und urkundlich nachweisen könnten, während unter Friedrich Wilhelm III Verhandlungen der Art möglichst vermieden worden waren. Es wurde gefordert, daß in den obern Kirchenbehörden eine lutherische und eine reformirte Section sich bilde zur abgesonderten Verhandlung confessioneller Angelegenheiten. Friedrich Wilhelm IV hat dies genehmigt [1852], und der Oberkirchenrath ist wenigstens scheinbar auf eine Maßregel eingegangen, welche durchgeführt statt der Union drei verschiedne Landeskirchen, eine lutherische, eine reformirte und eine wirklich unirte, aufgestellt haben würde.

Überhaupt den drei letzten Königen von Preußen, die als bedeutende Individualitäten sich dem Gedächtnisse der Nachwelt einprägen werden, ist geschehn, daß unter ihrem mächtigen Einflusse auf die Kirche so manches anders herauskam, als sie es gedacht oder doch nach ihrer Stellung zu wünschen hatten. Die Weißagung des englischen Cardinals Wiseman, daß die Geschichte des Protestantismus auf dem brandenburgischen Sande entschieden werde, trägt nicht gerade die Nothwendigkeit ihrer Erfüllung in sich, jedoch nachdem Kursachsen von seiner großen protestantischen Stellung zurückgetreten war, ist Preußen, als ein wesent-

lich protestantischer Staat, und grad als solcher auch gerecht gegen seine katholischen Erwerbungen, naturgemäß auf dem europäischen Festlande Vorort und Schwert des Protestantismus geworden.

Friedrich Wilhelm III hatte sofort nach seiner Thronbesteigung das Unternehmen seines letzten Vorfahren, die Schöpfung Friedrich des Großen, in dessen Lande jeder nach seiner façon selig werden mochte, durch die Gewaltthat des Religionsedicts zu zerstören, mit der Erklärung abgethan, daß die Religion der Zwangsgesetze nicht bedürfe, sondern Sache des Herzens sei, und mit ihren unzertrennlichen Gefährten, Vernunft und Philosophie, in einem Volke durch sich selbst bestehe. Eine Macht ward ihm die religiös kirchliche Gesinnung in dem Unglücksjahre, als er vor den Siegen des übermüthigen Fremdlings nach Königsberg flüchtete, damals als alles wankte, schrieb er in die Bibel, die nachmals beständig auf seinem Schreibtische lag, wäre dein Wort nicht mein Trost gewesen, ich wäre verkommen. Nach dem Tode seiner geliebten Königin bedarf er immermehr einer Offenbarung mit ihren Bürgschaften und Geheimnissen, doch ist er fern von aller Schwärmerei, in seinen einfachen Reden bei großer Schonung des Personalpronomens herrscht der gesundeste Menschenverstand mit frommer Gewissenhaftigkeit. Er ist ein Mann der Ordnung, auch der Uniformirung, „unter allem Schlimmen in der Welt die Willkür das Schlimmste.“ Er fühlte sich als Protector der evangelischen Kirche in Deutschland, ja überall wo kirchliche Noth seine Hülfe ansprach, bewährt er sich als solchen mit Fürsprache und Unterstützung, er war ein Gustav-Adolf-Verein auf seine eigne Hand. Bei aller Gunst für die Geistlichkeit wundert er sich gelegentlich über die Geistlichen, die christlicher sein wollen als Christus, „mit keiner Classe von Menschen schwerer fertig zu werden.“ Argwöhnisch gemacht gegen die verheißne freie Entwicklung des Staats, wuchs seine Neigung zum Altväterlichen, obwohl von Haus aus reformirt fühlt er sich angezogen von Luthers Individualität, in seiner Bibelübersetzung fand er das redliche treue Herz, in der biedern Sprache die Aufrichtigkeit der Sache. Daraus entstand gegenüber der mancherlei Willkür des Gottesdienstes in den verschiednen Provinzen seine Agende. Er hat sie nicht mit seinem Generaladjutanten, er hat sie allein gemacht. Luthers Werke und Liturgien der Reformationszeit lagen in seinem Cabinet umher, ganze Foliobände hat er sich excerpirt. Vornehmlich

gegen den Vorwurf, daß die Agende katholische Cultusformen enthalte, hat er eigenhändig eine kleine Schrift verfaßt, die 1827 in der bescheidensten Form erschien „Luther in Beziehung auf die Preußische Kirchenagende.“ Niemand ahnete den königlichen Verfasser, der für seine Mitchristen nachwies, daß Luther ähnliche Cultusformen gebilligt habe. „Kann, was von Luther kommt, katholisch genannt werden! War er etwa ein geheimer Anhänger katholischer Lehren und Gebräuche? Nun wohlan, so kann man sich auch jetzt ohne Gewissensbeängstigungen gefallen lassen, was er stehn und gelten ließ. Will aber einer lutherischer sein als Luther, dem ist freilich nicht zu helfen.“ So recurrirte er auf Vater Luther und meinte hiermit alles abgethan, ohne zu bedenken, daß Luther, nur allmälig von der Kirche des Mittelalters losgerissen, seiner Zeit und seiner eignen Gewöhnung Zugeständnisse gemacht hat, die nicht für alle Zeiten angemessen sein konnten. Dieser König hat dennoch die, welche ernsthaft lutherisch bleiben wollten, mißhandeln lassen, und durch eine stille Beseitigung der Theologie freier Forschung, soweit er's gegen seinen getreuen Cultusminister durchsetzen konnte, die Landeskirche einer Bahn zugeführt, auf der sie mit seinem unsterblichen Werke der Union in Widerspruch kommen mußte. Denn der Geist schreitet zwar durch Spies und Stangen, aber wenn eine mächtige Staatsgewalt für eine Richtung, die schon in der Zeit liegt, entschieden Partei nimt, und ohne himmelschreiende Gewaltthaten, vermag sie wohl auf lange hinaus diese Partei zu einer Macht zu machen.

Friedrich Wilhelm IV hatte vom Vater die Rechtlichkeit und Pietät, von der Mutter die geistreiche Beredtsamkeit, wohl auch den romantischen Sinn für eine ideale Auffassung des Mittelalters, für ein Königthum von Gottes übernatürlichen Gnaden, für einen ritterlichen Adel, aber auch für ein Volk, ein patriarchalisch regiertes, gewaltiges, einiges deutsches Volk, ein freies Volk unter einem freien Könige; daneben war er ein Berliner Stadtkind voll Witz auch über die schwachen Seiten seiner Heiligen, und las den Kladderadatsch lieber als die Evangelische Kirchenzeitung.

Dieser König hielt Volksreden, rief die griechischen Tragiker auf die Bühne, machte langes Unrecht an Arndt wieder gut [nicht an de Wette], hatte Alexander von Humboldt zum allzuklugen Hausfreunde und begann hochbegabte Männer deutscher Nation um sich zu sammeln.

Er hat, Hegels Andenken zu verlöschen, auch den greisen Schelling nach Berlin gerufen, um den seit Jahren sich die Sage einer christlichen Wiedergeburt seiner Philosophie verbreitete. Der wiedergeborne Philosoph hatte im edlen Ringen nimmer sich selber genügend, um über den Nachgekommenen hinauszukommen und über die Mischung von Gott und Welt, ein phantastisches Weltdrama ersonnen, in welchem doch auch der ursprüngliche Gott nur allmälig zum rechten Selbstbewußtsein gelangt durch drei aus ihm hervorgegangene Potenzen, die erst im Weltverlaufe und in Folge des Sündenfalls der Menschheit zu trinitarischen Persönlichkeiten erwachsen, die Eine als Dionysos, der weinspendende Gott die erste Erscheinung dessen, der nachmals das Wunderwerk zu Cana vollzogen und den Kelch des heiligen Mahles eingesetzt hat. Man war in Berlin eine zeitlang entschlossen das für orthodox zu halten. Schelling hatte in seiner ersten Vorlesung erklärt, wie er gekommen sei, nicht Wunden zu schlagen, sondern die Wunden zu heilen, welche die deutsche Wissenschaft in einem langen, ehrenhaften Kampfe davon getragen. Er war damals umdrängt, Kopf an Kopf so viel der weite Raum fassen konnte; bald war er gänzlich verlassen. Aber auch die sichtbare Wirkung der Hegelschen Philosophie verschwand, von der Staatsgunst aufgegeben, unerwartet schnell.

Wenn der König seinem Volke zurief: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! so reichte doch seine Frömmigkeit weit hinaus über die pietistischen oder confessionellen Schranken: aber er achtete die Gläubigen innerhalb derselben für die nur allzu Treuen, ihre Gegner unter den Geistlichen für Eidbrüchige. Die staatliche Begünstigung jener Allzutreuen rief Gegendemonstrationen des Bürgerthums der großen Städte hervor, der Magistrat von Berlin in feierlicher Auffahrt trug dem König eine Klage deßhalb vor, die ungnädig und doch angenommen wurde. Das Journal des Debats bemerkte damals verwundert: „Wir haben zuweilen erlebt, daß unsre Municipalitäten sich um Politik bekümmerten, nie um Theologie. Diese Adressen haben das Ansehn von Lectionen aus den Vorlesungen irgendeines rationalistischen Professors entlehnt.“

Geistliche von sonst würdiger Amtsführung, die doch irgendeinem Dogma unvorsichtig widersprachen, oder einen bedenklichen Satz der Agende nicht über ihre Lippen bringen konnten, wurden von ihrem

Amte verdrängt, und wiefern ihre Gemeinden, die bisher christliche Erbauung bei ihnen gefunden hatten, nicht von ihnen lassen wollten, entstanden losgesagt von der Staatskirche freie Gemeinden; ihre geistlichen Führer, einmal losgerissen vom alten geschichtlichen Stamme, wurden weiter verschlagen, als sie wohl je gedacht hatten, und manche dieser Gemeinden haben im Namen der Freiheit das Christenthum aufgegeben. Vor wie nach dem Versuche, ihnen eine rechtliche Stellung zu gewähren, hat Friedrich Wilhelm IV sie polizeilich bedrücken lassen, wie sein Vater die lutherischen.

Als die Noth der Zeit ihm abgenöthigt hatte ein Stück Papier, die Verfassungsurkunde, zwischen sich und sein Volk zu stellen, und er verschmäht hatte die Kaiserkrone aus der Hand des deutschen Volks zu empfangen, da nach Niederwerfung der Revolution steigerte sich der Eifer der Regierung für reine Lehre, wie man's nannte, in der Solidarität der conservativen Interessen. Die orthodoxe Geistlichkeit deutete das vierte Gebot auf unbedingten Gehorsam gegen den Landesvater, dazu es einer Verfassungsurkunde nicht bedürfe. Stahl, der nach Berlin berufene Professor der Rechte, der die von rationalistischen Einflüssen durchdrungene Wissenschaft zur Umkehr ermahnte, wurde das einflußreiche Mitglied des Oberkirchenraths und der rechtskundige Rath der Krone. Das Herrenhaus hörte zuweilen mit froher Verwunderung, wie er mit dem idealen Schwunge seiner Jugenderinnerungen und mit der scharfsinnigen Beredtsamkeit seines Stammes die Privilegien der kleinen Herren als göttliche Ordnungen und Gliederungen vertheidigte. Er hat Rationalismus und Revolution gleichgestellt als dieselbe Emancipation von Gott des auf sich selbst gestellten Menschen in satanischer Selbstvergötterung. Er hat den Reformirten das Luther-Wort entgegen gerufen: „ihr habt einen andern Geist als wir!“ und nicht nur das Recht der lutherischen Confession, sondern auch der lutherischen Kirche als allein vollberechtigt behauptet. Bunsen, der Phantasieverwandte des Königs, mit dem vielseitigsten weltlichen immer präsenten Wissen, den beiden großen protestantischen Völkern angehörig, dachte durch eine bischöfliche Verfassung und durch Hebung ihrer alten liturgischen Schätze der Kirche aufzuhelfen, im Sinne der pietistischen Partei, bis er ihre Ziele als das Christenthum, die Civilisation und die hohe Bahn des preußischen Staats bedrohend erkannte: da hat er die Zeichen

der Zeit und des heranziehenden Gerichts gegen sie und ihres Gleichen gedeutet für die Freiheit des Gewissens [1855], den Gott in der Weltgeschichte verkündet, und zur Übertragung des Semitischen in's Japhetische, nehmlich des Orientalischen in unsre classisch gebildete Denkweise das für ein Volksbuch unförmliche Bibelwerk unternommen.*) Der König blieb unentschieden zwischen Bunsen und Stahl. Doch hat er die Evangelische Alliance, diese englisch-amerikanische Stiftung zur Verbrüderung der Gläubigen aus den verschiednen Landes- und Sectenkirchen, als neue Gestaltungen Gottes angesehn und ihre Wanderversammlung in seine Hauptstadt eingeladen [1857], wo also Reformirte, Wiedertäufer und andre Sectirer als Brüder zu empfangen waren; Stahl und Hengstenberg konnten nur eine Ferienreise unternehmen, um den Greuel der Verwüstung nicht mit anzusehn. Aber sein Verlangen durch eine rechtliche Verfassung der Kirche ihre freie Entwicklung zu sichern und so ihre Regierung in die rechten Hände zu legen, hat der König gegen die Partei, welche dafür hielt, daß der H. Geist viel leichter den Einen Gesalbten des Herrn regieren könne als eine solche Pöbelkirche, nicht durchsetzen können. Diese Partei hat vielmehr nach einer Reihe von Verfügungen, welche die Union unterhölten, die Cabinetsordre erlangt, nach welcher, hätte sie vollständig durchgeführt werden können, der König, als allen drei Kirchen der neuen Theilung angehörig, der einzig wahrhaft Unirte im Lande geblieben wäre. Da ein König von Preußen nimmermehr den Untergang der Union wollen kann, wurde dieser Befehl in sein Gegentheil erläutert, dann die Erläuterung wiederum zurückbeschränkt; wie der Berliner Witz trübsinnig scherzte: Ordre, Contreordre, Désordre. Ein so wohlwollender frommer Fürst, als sein reicher Geist in die dunkle Nacht versank, hinterließ die Landeskirche fast rechtlos, in Verwirrung, weit ab von ihrer naturgemäßen Bahn, ungeeignet für ein großes aufstrebendes Reich.

Wilhelm I hatte für seine Stellung zur Partei der Evangelischen Kirchenzeitung schon als Prinz von Preußen ein Pfand gegeben, da er zur selben Zeit, als Hengstenberg die Freimaurer, diesen mindestens in protestantischen Landen so harmlosen Verein, nach Kräften

*) Memoir of Bunsen, by his Widow. 1868. 2 T. übers. von Nippold. Bd. I.

excommunicirte, nicht nur seinen Sohn, den König der Zukunft, in denselben einführte, sondern auch die Rede, mit welcher er diese Aufnahme vollzog voll Achtung für den stillen wohlthätigen Bund, sofort bekannt werden ließ, denn diese Veröffentlichung konnte nicht ohne seinen Willen aus dem Geheimnisse der Loge hervorgehn. Das Programm seiner Regierung in der Ansprache an das erste Ministerium seiner Wahl [1858] enthielt die bedeutungsvollen Worte: „Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die in's Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiet in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden Confessionen [der evang. und kath.] eine möglichste Parität obwalten. In beiden Kirchen muß aber mit allem Ernst den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe dran gewesen, sie zerfallen zu sehn. Die Aufrechthaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist Mein fester Wille, mit aller billigen Berücksichtigung des confessionellen Standpunktes. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und theilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist in's Auge zu fassen und von äußerm Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden."

Diese neue Aera wurde vom deutschen Volke mit frohen Hoffnungen begrüßt. In der Evang. Kirchenzeitung wich sofort die Doctrin des patriarchalischen, auf das vierte Gebot gestellten kindlichen Gehorsams einer andern Anschauung, der das Bibelwort auch nicht fehlte: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt. Verlaßt euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen. Seit Salomo sein Herz andern Göttern zuneigte und damit den Giftkeim in sein Volk legte, bietet das Verderben unter demselben den Anblick einer stetigen Entwicklung dar. Die Obrigkeit ist von Gott geordnet und ein Mittel in seiner Hand um

seinen Willen zu vollstrecken. Vollstreckt sie aber denselben nicht, laufen die Anweisungen des Machtgebers und seiner Bevollmächtigten einander direct zuwider, so gilt insoweit die Vollmacht von selbst für aufgehoben, und wir sind lediglich an die Anweisungen des Machtgebers gebunden." Zu weiterer Verdeutlichung unterschied Hengstenberg zwischen einer Religion der Kirche und der Loge.

Der Oberkirchenrath, aus welchem Stahl ausgeschieden war, ist einigermaßen auf die Absichten des Königs eingegangen: aber da die Personen der kirchlichen Behörden nicht theilweise gewechselt wurden, auch als persönlich achtbare Beamte nach guter deutscher Sitte nicht ohne weitres gewechselt werden konnten, so war nichts der königlichen Verheißung Ebenbürtiges geschehn, als der König über seine militärischen Ansichten mit dem Hause der Abgeordneten in den langen schweren Zwiespalt kam, sich von dem Ministerium seiner alten Freunde verlassen sah, und wenn auch widerstrebend sich in die Arme der Reaction warf. Die orthodoxe Geistlichkeit ermahnte nun das Volk, Männer, die dem Herrn wohlgefielen, als Abgeordnete zu wählen, und äußerte Gewissensbedenken, das gesetzliche Gebet für eine Versammlung zu halten, die sich gegen den Gesalbten des Herrn auflehne. In der Mischung von Gläubigkeit und reactionärer Politik wurde die Religion, die freie Himmelstochter, wieder in das Treiben der Parteien herabgezogen, wiederum wurden die Lehrämter nach dem Maße lutherischer Gläubigkeit besetzt und die Grundlagen der Union unterwühlt.

Als aber die Bestimmung der Hohenzollern zur kaiserlichen Wiedervereinigung Deutschlands die Bluttaufe erhalten hatte, und mit ihr der frische Muth wie das dringende Bedürfniß erstand, der freien Entwicklung eines gebildeten Volkes auch in seinen höchsten Herzensangelegenheiten gerecht zu werden, konnte die lutherische Partei noch beantragen, mit Herabsetzung der Union auf den Aussterbeetat die Landeskirche in die beliebten drei Theile zu scheiden, um so die kirchliche Einigung mit den gewonnenen Provinzen zu vollziehn; heilige Frauen machthabender Männer vertraten ihre Partei, und noch im Neujahrgruße 1869 durfte Hengstenberg bezeugen: „wie ja auch gewisse Regungen, die sich zu Anfang der sogenannten neuen Aera kundgaben, bald wieder spurlos verschwanden." Diesmal hat der Oberkirchenrath wenigstens das Recht der unirten Landeskirche tapfer gewahrt. Es war

doch ebensosehr die lutherische Scheu einer Mehrzahl wenn auch nur der Geistlichkeit von Hannover und Holstein vor einer unirten Kirchenbehörde, als anderwärts und im Volke die Scheu vor dem unfreien preußischen Kirchenwesen, weßhalb die neuen Landestheile sich der Einigung mit der Landeskirche versagten.

Nach dem Associationstriebe dieser Zeit sind außerhalb des kirchlichen Organismus die verschiednen kirchlichen Richtungen zu freien Vereinen, Geistliche und Gemeindeglieder, zusammengetreten. Nächst den Missions- und Bibelgesellschaften, rein deutschen Ursprungs: der Gustav-Adolf-Verein [1834, 1841], um die Mittel des Gottesdienstes für bedrängte, namentlich in katholischer Umgebung vereinzelte Gemeinden aufzubringen, daher allen protestantischen Richtungen zugänglich, und nur deßhalb einer ausschließlichen Orthodoxie verdächtigt.

Die Herbst- und Frühlingsversammlungen der Lichtfreunde auf dem Bahnhofe von Köthen [1841—45] zur volksthümlichen Verbreitung des gewöhnlichen Rationalismus, als sie vor der Entscheidung standen zwischen Schrift und Geist, polizeilich unterdrückt.

Der Kirchentag unter den Stürmen von 1848 gestiftet durch einen Compromiß der Vermittlungstheologie mit der Orthodoxie, und von dieser meist beherrscht, bis zum Bruche auf dem Tage zu Stuttgart [1857], seitdem in mancherlei Vermittlung schwankend und vom Anfange an gestützt durch den Verein für innre Mission zur Abstellung leiblicher Noth im Namen Christi.

Endlich der Protestantenverein, von Heidelberg aus gegründet und zuerst in Eisenach [1865] versammelt, zur Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste der Freiheit und im Einklange mit der gesammten Culturentwicklung. Da derselbe vom religiösen Leben der Gemeinde zur deutschen Volkskirche gelangen will, und das Christenthum nicht in Lehrsatzungen, sondern in christliches Glauben und Leben setzt, bietet er, obwohl als geschloßne Partei, doch im Sinne der Freiheit, für mancherlei Geistesrichtungen Raum. Sein erster Theolog, der früh zum Engel geworden ist, hat, von Orthodoxie und pietistischem Enthusiasmus ausgehend, nach dem Wesen Gottes und dem anfangslosen Werden der Welt auf eigne Hand tiefsinnig geforscht, das Christenthum als das Wunder einer neuen Schöpfung begrüßt und über

das Ende dieser Weltsphäre sinnreich phantasirt.[a]) Aber wie er offen für alles wahrhaft Menschliche in Gottes weiter Welt, das einstmalige Aufgehn der Kirche im Staat als der geordneten Gesammtheit alles sittlichen Lebens weißagte, hat er, aus einsamer Betrachtung heraustretend in das bewegte Streben nach einer freien Kirche, sich freien Denkens über die Urkunde der Offenbarung stellend,[b]) doch immer gläubig an ihren übernatürlichen Inhalt, die Entfremdung des unbewußten Christenthums der gebildeten Volkstheile von der Kirche an dieser selbst gerügt, auf daß in neuer sittlicher Vermählung des Christenthums mit der Welt die gesammte Weltbildung in die Religion aufgenommen werde. Der Geschichtschreiber der neuesten Theologie und zugleich der Prediger der Gegenwart für eine anbrechende, von den idealen Mächten des Christenthums durchdrungene Zukunft hat diesem Vereine die Hand gereicht,[c]) sowie der aus seinem akademischen Amte deßhalb Vertriebene, weil er, eine kräftige Natur in schwärmerisch lutherischer Gläubigkeit, das erstarrte Lutherthum der mecklenburgischen Hierarchie zum frischen Leben einer volksthümlichen Kirche zu erwecken drohte.[d]) Doch haben auch Vermittlungstheologen dem Protestantenverein das Christenthum abgesprochen.

Das separirte Kirchenwesen der Lutheraner in Preußen ist nach seiner völligen Freigebung nur noch kurze Zeit gewachsen. Man vernahm bald Klagen aus seiner Mitte über die erkaltete erste Liebe, und Wehklagen der „verschuldeten lutherischen Kirche" über die Schwierigkeit ihre Kirchen aus eignen Mitteln zu erhalten; endlich nach langem Zwiespalte der Pastoren mit ihrem Breslauer Kirchenregiment über Ursprung und Vertheilung ihrer Gewalt brach dieses Kirchenwesen in zwei fast gleiche Theile auseinander.

Diese Lutheraner haben sich zur Anerkennung ihrer in der Landeskirche behaglich lebenden Glaubensgenossen nicht entschließen können. Aber auch unter diesen eiferten die älteren, einst von der Staatsgewalt

a) Richard Rothe: Die Anfänge der Kirche. 1837. Ethik. 1845 ff. 3 B. [2. Aufl. 1867. 1. 2. B.] b) Zur Dogmatik. 1863. c) Carl Schwarz: Zur Geschichte der neuesten Theol. 1856. 4. A. 1869. Predigten aus der Gegenw. 1859. 1869. 4 Sammlungen. d) Nachtgesichte Sacharias, — Prophetenstimme an die Gegenw. 1854. 2 B. Das Verfahren wider Baumgarten geschichtlich u. rechtl. 1858. Vrgl. S. 52.

Bedrückten, zur Blüthenzeit der Reaction: „Jetzt wo es bequem ist, kommt aller Janhagel gelaufen und will ächt lutherisch sein. Unser Lutherthum war ein Martyrium, das Neulutherthum ist ein Modeartikel, der täglich mehr Absatz findet, und mich sollt' es nicht wundern, wenn heut oder morgen Meister Beelzebub selber sich lutherisch nennte, um unter dieser Firma beßre Geschäfte zu machen."

Die landeskirchlichen Lutheraner, und man hat da zunächst an Geistliche zu denken, zerfielen unter sich, da bei ihrer Rückkehr in Vergangnes ein Theil weit über Luther hinaus in katholische Anschauungen vom geistlichen Amt und Sacrament gerieth, nach Art der Puseyiten in England, doch so, sei's Pietät, sei's Mangel an Thatkraft, daß nur wenige den folgerechten Schritt zur katholischen Kirche thaten.

Theologen unter ihnen von wissenschaftlicher Bedeutung kamen eben dadurch in Gefahr von den bisherigen Parteigenossen des Abfalls angeklagt zu werden. Das gelehrte Haupt der Schule von Erlangen, wohin die Jugend strömte, die nur in der reinen Lehre unterrichtet werden sollte, wurde bei seinem Unternehmen einer Begründung der Orthodoxie aus der H. Schrift und aus dem frommen Gemüth *) beschuldigt, im Dogma von der stellvertretenden Genugthuung die Grund- und Kernlehre Luthers umstoßen zu wollen. Er hat zunächst seinen vormaligen Collegen Philippi, der vom Judenthum hergekommen, an der einzigen fast ganz lutherischen Glaubenslehre schreibt, in seiner ersten Schutzschrift [1856] geantwortet: Wer wie der nur überlieferte Sätze in überlieferter Form an einander reihe, könne leicht ein Mann gesetzlicher Orthodoxie sein mit der Peinlichkeit, die dem gesetzlichen Wesen im Leben und in der Wissenschaft anhafte. „Weiß ich doch, daß diese meine Schutzschrift bei allen denen vergeblich sein wird, welche es bequemer finden bei herkömmlichen Worten zu bleiben, die man wieder sagen kann, ohne sie wieder zu denken. Ich weiß auch, daß die Entschiednen von jetzt an viel kräftiger noch von den Höllenqualen predigen werden, welche der Herr erlitten hat, denn nicht das nennt man heutzutage Entschiedenheit, daß man gesund und heilsam, sondern daß man möglichst übertrieben und anstößig lehre. Im Frieden mit dem

---

*) J. Chr. K. v. Hofmann: Der Schriftbeweis. 1852 f. 2. A. 1857 f. 2 B.

Herrn kündige ich allen denen den Krieg an, welche die Denkzettel ihrer Rechtgläubigkeit breit und die Säume ihrer Bekenntnißtreue groß machen, um obenan zu sitzen in den Schulen. Denn ich will nicht Schulgezänk treiben, sondern wehren, daß sie den Quell der heilsamen Wahrheit zu einem Haderwasser machen, das schriftgemäße Bekenntniß und das Lutherthum zum pharisäischen Judenthum." Ähnlich Domherr Kahnis in Leipzig, der bekannt hatte in seinem Kampfe gegen die Union, daß er mit himmlischen Ketten an das lutherische Bekenntniß angeschlossen sei, als er doch in seiner lutherischen Dogmatik [1861—68] der Entwicklungsfähigkeit des Lutherthums vertrauend der wissenschaftlichen Forschung über die H. Schrift, Trinität und h. Abendmahl Zugeständnisse machte, ist er von Hengstenberg, dessen werthgehaltner Mitarbeiter er war, als ein Irrlehrer, falls er nicht widerrufend Buße thue, ausgestoßen worden; die Gläubigen haben seinen Abfall beseufzt. Er hat geantwortet, daß die confessionelle Theologie, wenn sie das Alte wie es war, ohne alle Zugeständnisse für das Recht einer Fortentwicklung festhalten wolle, „dann wird ihr werden was sie will, nehmlich die Vergangenheit d. h. eine Stätte auf dem großen Kirchhofe ausgelebter Richtungen in der Kirche. — Es gibt eine Orthodoxie, von der man sagen kann, daß sie dem Herrn ein Greuel ist. Selbst ohne Geist und Leben stürzen sich diese Leute wie Vampyren auf alle lebendige Kraft der Literatur um sich etwas Existenz anzusaugen." Über Hengstenberg selbst kam dieses tragische Geschick, daß er, um Jakobus und Paulus zu versöhnen, auch gegen die Vermittlungstheologie des Oberkirchenraths, die aus der reformatorischen Grundlehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben allerlei liberale Folgerungen zog zu Gunsten der Union, daß er sich in der Paradoxie versteifte, man dürfe mit eben so gutem Rechte sagen, die Rechtfertigung geschehe allein durch die Werke: da galt ihm der officielle Vorwurf romanisirenden Wesens, auch seine Getreuen verkündeten seinen Abfall vom Kern und Stern des Lutherthums.

So war diese lutherische Orthodoxie noch lange vor ihrem Siege im Zerfallen. Ihre Losung: Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr! enthält auch für ihren eignen Standpunkt eine unprotestantische Gleichstellung von Gottes Wort und der Lehre eines Menschen. Luthers Andenken und Vorbild kann nur mit dem deutschen

Volk und mit dem Protestantismus selbst untergehn: aber der nach ihm genannten Partei, diesem Revenant aus dem Grabe der Jahrhunderte, ist das Zeichen der Vergänglichkeit aufgeprägt. Dennoch ihre Berufung auf Luther ist nicht durchaus unberechtigt. In ihm waren wie zwei Geister: der reformatorische Geist, der kühn sich losriß von der herrschenden Kirche und im alleinseligmachenden Glauben die Rettung fand vor den Werken wie vor den Dogmen des Papstthums; der im Gefühl gottergebener Freiheit sprach, durch den Glauben kannst du selig werden auch ohne das Sacrament, du mußt es bei dir selbst beschließen: und der dogmatisirende Geist, über dessen Streitsucht Melanchthon im Gefühl einer schmählichen Knechtschaft seufzte, der über ein subtiles Dogma Zwinglis Bruderhand von sich gestoßen und den großen Riß in die evangelische Kirche gemacht hat. An diesen orthodoxen, alternden und zugleich in katholische Jugenderinnerungen verstrickten Luther hält sich dieses, in katholische Satzungen rückfallende und zur Partei herabgesetzte Lutherthum, dem geschehn ist was einst dem Ebionismus geschah. Der rechte Luther von den Thesen an der Schloßkirche bis zur Wartburg, und wie er nachmals sich bewährt hat in allen guten Stunden bis zur letzten in Eisleben, dieser religiöse Heros, wie er volksthümlich im Herzen unsers Volkes fortlebt, macht der nach seinem Namen genannten Partei nur unheimlich. Kliefoth hat das einmal in seiner kirchlichen Zeitschrift [1855] aufrichtig ausgesprochen: „Allerdings ist die lutherische Kirche nicht zu identificiren mit dem Reformatorischen d. h. mit der erstanfänglichen, noch ungeläuterten, in phantastischen Extravaganzen sich herumwerfenden Persönlichkeit und Gebahrungsweise Luthers und seines Anhangs, in welcher der unheilbare Subjectivismus seinen Ansatzpunkt suchen mag."

Dennoch wo ein Geistlicher mit Geist und Ernst das alte Lutherthum verkündete, hat sich meist ein anhänglicher Kreis um ihn gesammelt, denn vielen einfachen Menschen wird die Art ihres Christenthums eben durch die Persönlichkeit eines verehrten Pfarrers bestimmt; wenn auch ein anderer Theil, und nicht bloß die Weltkinder, im Gefühle des Widerspruchs dieser Predigt mit ihrer ganzen Bildung, wie mit dem Glauben schon ihrer Väter und Großväter, sich aus der Kirche hinauspredigen ließ. Wo ganzen Gemeindekreisen die Form lutherischer oder sonstwie orthodoxer Gläubigkeit aufgedrungen werden sollte, da haben

sich die Gemeinden dagegen erhoben, um in einer ihr Recht beschirmenden Kirchenverfassung den Schutz zu finden gegen fürstliche und geistliche Willkür, so in Franken, Rheinbaiern, Baden. Nach der Entschlossenheit, mit der vor wenig Jahren die Gemeinden in Hannover sich gegen einen neuen alterthümelnden Katechismus verwahrten, wie gegen ihre Pfarrer, die durchaus bei der Taufe den Teufel austreiben wollten, ist nicht zu zweifeln, wiefern nicht politische Scheu vor der preußischen Kaserne sich kirchlich maskirt, falls ein unirtes und wahrhaft freisinniges Kirchenregiment sich an die Gemeinden wendete, ihre Pastoren würden bald sehr vereinsamt stehn und wahrscheinlich ihren offnen Widerstand aufgeben, wie sie den Katechismus und den Teufel preisgegeben haben.

Während bisher pietistisches und orthodoxes Gebahren eine bequeme Leiter war zu den Pfründen und Würden der Kirche, läßt derzeit sich vieles darauf an, daß der Volksstimme ein entscheidender Einfluß auf die Wahl der Geistlichen zugestanden werde: die Gemeinden sind meist scheu solche Fromme zu wählen, selbst wenn sie wirklich fromm sind, und so dürfte bald sich Gelegenheit finden in einer Zeit der Zurücksetzung den tiefern Ernst jener Glaubensrichtung zu bewähren. Auf dem ersten sogenannten Kirchentage zu Wittenberg bekannte einer der orthodoxen Pastoren: „wir haben keine Gemeinden hinter uns, 99 Hunderttheile in unsern Gemeinden haben sich mit dem Feinde verbunden!" und niemand in der glaubensvollen Versammlung hat diesem Schmerzensrufe widersprochen. Ein Jahrzehent später hat Stahl sein theologisches Hauptwerk*) mit dem wehmüthigen Geständniß herausgegeben: „Wo ist noch eine irdische Stütze, wo noch eine irdische Hoffnung für unsere Kirche? Die Macht ist gegen uns, die Massen sind gegen uns, die Zeitströmung ist gegen uns, die kräftigen Irrthümer in der Kirche selbst sind gegen uns." Die etwas rhetorische Steigerung hinsichtlich der irdischen Stützen, die bald wieder nach 1859 auch in Preußen nicht mehr fehlten, gilt freilich der Hoffnung dieser Gläubigen, daß in der tiefsten Noth allgemeinen Abfalls ein Wunder, eine neue übernatürliche Ausgießung des H. Geistes alles umgestalten werde; und vorläufig ist gelungen, durch ein vorsichtiges Absehn von den innern

*) Die luth. Kirche u. die Union. 1859.

Zerwürfnissen wie durch die politische Abneigung auf einer Versammlung zu Hannover [1868] eine imposante Masse luthergläubiger Geistlichen aufzustellen, die sich damit trösten mochten, wie schon auf der lutherischen Conferenz in Leipzig [1867] geschah, „daß sich trotz aller Lehrdissense ein namentlich vom Pastorat getragener kirchlicher Consensus gebildet hat," d. h. wiefern man im Gegensatze wider die drohende Union und in hergebrachten erbaulichen Formeln absah von aller wissenschaftlichen Bestimmtheit.

Erscheint so die protestantische Kirche und noch mehr ihre Theologie in Parteien und Schulen zerklüftet, so hat doch der Protestantismus seine Elasticität darin bewährt, daß er auf dem europäischen Festlande die evangelische Kirche im Großen und Ganzen zusammengehalten hat, wie man in England und Amerika darüber ist, die zersprengten Sectenkirchen wieder in glaubens- oder herzensverwandte Allianceen zu verbinden. Durch alle diese Secten und Parteien, oft selbst in ihren Streitigkeiten, gehn gemeinsame christliche wie protestantische Interessen, und das neuerwachte religiöse Leben mit seinem Glauben und seinen Liebeswerken ist auch da, wo es mehr ein unbewußtes Christenthum ist, den feindseligen Mächten keineswegs unterlegen. Die kräftige Bewegung auf den verschiednen Feldern der Wissenschaft im Wetteifer der neuern Culturvölker ist auch der Theologie zu Gute gekommen und hat auf ihren neben der Glaubenslehre gelegnen Gebieten ein reiches Leben gefördert. Wir leben noch mitten in der schweren Übergangszeit der einen Gestalt des Protestantismus zur andern, des Ursprunges zur Entwicklung. Unter diesen Geisterkämpfen und auf den Irrwegen der Menschen vollzieht der christliche Geist in naturgemäßer geschichtlicher Entfaltung das Werk, seinen unübersehbar reichen Inhalt allmälig zur Wirklichkeit im Leben der Völker und zum Bewußtsein in der Wissenschaft zu bringen.

Erster Haupttheil. Ontologie.

Erster Theil. Die Menschheit.

§. 39. Gegenstand und Eintheilung.

Das Geheimniß der Religion, wie sie allezeit entsteht und was sie ist, kann nur im Wesen der Menschheit ergründet werden. Aber nicht der Mensch mit Haut und Haar ist unser Gegenstand, nur die Menschheit in ihrer Beziehung zur Gottheit, gleichsam jener Prometheus der Sage, der sich das Feuer des Himmels angeeignet hat, der erhabene Dulder göttlichen Geschlechts, der Jahrtausende angeschmiedet lag am Kreuze des Kaukasus, doch nicht ohne die Weißagung, daß die alten Götter einst versinken würden und ihm selbst die Erlösung käme.

Man darf voraussetzen, daß an der Religion, wie sie sich darstellt im Leben des Einzelnen und der Völker, menschliche Freiheit irgendeinen Antheil habe. Was nothwendig ist wie es ist, wird vollständig begriffen durch die Erkenntniß dieses einfachen Daseins nach seiner in fest verzeichneten Kreisen sich entfaltenden Entwicklung. Was aber als ein Freies entsteht, ist ursprünglich bloß Anlage und in ihr enthaltnes Gesetz seiner künftigen Vollendung. Diese in der Phantasie vorgestellte Vollendung als Richtschnur der Entwicklung ist das Ideal. Alle Verwirklichungen desselben sind nur Fragmente. So gewiß die Tugend nicht vollständig aufgefaßt würde, wenn man die Erscheinung derselben im Leben eines oder aller tugendhaften Menschen für sie selbst nähme, so gewiß auch nicht die Religion. Daher ist dieselbe zu erforschen als Anlage und nach dem Gesetz ihrer höchst möglichen Ausbildung, also nach ihrem Ideal.

Aber auch die bloße Darstellung des Ideals wäre unvollständig, denn wiefern seine Verwirklichung auf die menschliche Freiheit gestellt ist, muß als möglich gedacht werden, daß durch sie grade das Gegentheil verwirklicht und das Streben nach dem Ideal mehr oder weniger

verneint ist. Hierdurch der zweite Theil dieser Untersuchung: die Religion nach der in der Menschheit vorgefundenen Erreichung des Ideals, nach ihrer Wirklichkeit, wiefern diese als eingetretene Störung, wennschon frei geworden, doch wesentlich im menschlichen Bewußtsein gegeben ist.

Erstes Kapitel.

Die Religion nach dem Ideal.

A. Philosophische Untersuchung.

Ursprung und Wesen der Religion.

§. 40. Freiheit und Abhängigkeit.

Das Wesen der Menschheit nach ihrer einen Beziehung ist die Freiheit. Frei ist wer nicht bestimmt wird durch Fremdes, sondern ist durch sich selbst. Die Freiheit geht aus von dem bloßen Entschlusse zu sein, aber sie breitet sich aus in's Unendliche. Denn trüge sie zugleich die Nothwendigkeit in sich, an irgendeinem Ziele sich selbst zu verschränken, so wäre sie niemals Freiheit als etwas durch sich selbst Seiendes gewesen. Als Freiheit kann sie alles sein was sie will, aber sie kann nichts sein wollen als die höchste Fülle ihres Seins, auch kann ihr nichts Größeres und Beßres erscheinen als sie sich selbst, sonst würde sie dasselbe sein wollen, daher auch sein.

Einsam steht der Mensch auf dieser Höhe der Selbstvergötterung, denn der nichts Höheres denken und lieben könnte als sich selbst, weil er selbst das Höchste ist, er wäre offenbar sein eigner Gott.

Was solche, die folgerecht zu denken nicht gewohnt sind, für eine Geburt des Wahnsinns oder der Gottlosigkeit achten, dazu hat folgerecht die Anerkennung der Freiheit geführt. Es ist aber nur eine Geburt der Einseitigkeit, denn die Freiheit ist nur der eine Pol der Menschheit, daher auch sein Gegenpol in Betracht zu ziehn ist. Da finden wir den Menschen statt eines Gottes, den die Welt nicht beschließt, arm und klein in der Krippe oder in der Wiege liegen. Der Himmel und Erde

in sich verknüpft, wird Raum finden in einem Sarge. Aus Nichtsein und Bewußtlosigkeit ist unser Dasein hervorgegangen, unter fremden Gesetzen der Zeit und des Raums ringt es nach etwas Unendlichem, denn in all' dieser Knechtschaft bewährt sich sein Freiheitsgefühl und athmet seine Lebensluft fort, die Unendlichkeit. Hiernach ist das Wesen der Menschheit relative d. h. beschränkte Freiheit, ein Mittleres von Abhängigkeit und Freiheit, als eine zwar selbständig nach ihrem unendlichen Selbst strebende, dennoch von einer fremden Macht ausgehende und beschränkte Kraft, sich in sich zusammenfassend zum Ich einer Persönlichkeit, als solche Geist, nach seinem leiblichen Organe Individuum.

Es liegt im Begriffe der Freiheit, daß jeder nur durch sich selbst sie verwirklichen und ihrer bewußt werden kann, weil sie ist das durch sich selbst Seiende. Das Erste ist also die geistige That, du mußt sie in dir selbst vollbringen, da kann kein Anderer für dich eintreten, und deine Freiheit vollziehn, die nur als Anlage gegeben sein kann. Einzelne sittliche Entschlüsse und Handlungen, in welchen der Geist siegt über eine entgegenstrebende Neigung und sich behauptet gegen alle Lust und gegen alles Leid dieser Welt, sind Anzeichen der Freiheit: sie selbst ist die geheimnißvolle Macht hinter all' diesen Erscheinungen. Dadurch daß ein Mensch in sich beschließt: ich will frei sein! und eben dadurch beginnt es zu sein, hebt er an mit uns zu philosophiren.

Diese ethische That in sich zu vollziehn, und wiefern sie bereits vollzogen ist, sich dieser Freiheit bewußt zu werden, ist die einzige Forderung und Voraussetzung der Religionsphilosophie. Die Abhängigkeit drängt von selbst sich auf, sie bedarf nicht des Beweises. Die Wahrheit dieses obersten Grundsatzes beruht also für jeden darauf, daß er die Freiheit in sich vollzieht und die Beschränkung in sich vorfindet. Die Folge des Gegensatzes zwischen beiden, der Abhängigkeit und der Freiheit, ist das Streben vom Endlichen aus zum Unendlichen, es zu verwirklichen und zu gewinnen, als ein immer weiteres Aufheben der Schranken, die zwischen beiden liegen.

§. 41. Die Trias der Grundkräfte.

Es fragt sich, was erstrebt werden soll? Das kann etwas dem Ich Fremdes sein. Dann verhielte sich zu diesem die eigne Persönlichkeit als untergeordnetes Mittel, wozu eine freie Selbstbestimmung undenkbar

ist. So gewiß daher das Ich ein freies ist, trägt es seinen Werth in sich selbst und sein Streben kann nichts meinen als sich selbst, nehmlich die unendliche Verwirklichung seiner Freiheit. Das bewährt sich selbst in krankhaften Erscheinungen des Menschenlebens. Der Geizige macht sich zum Mittel seines Geldes. Doch ist's im Grunde die Erhöhung seines Lebensgefühls, diese Sicherheit und Macht im Anschaun seiner Goldhaufen und im Überzählen seiner Werthpapiere; nur das Vergessen des Zweckes über dem Mittel ist sein Wahnsinn.

Gegen das Mißverständniß, als sei das wahre Leben im Streben nach sich selbst Egoismus, folgt aus dem Grundgesetz einer beschränkten Freiheit, daß dieses Streben nach einem unendlichen Selbst nicht in irgendeiner Persönlichkeit beschlossen ist, sondern nur in der Menschheit, in der das Individuum seine Ergänzung findet. Der wäre ein armer Mensch, sei er geistvoll wie Plato, gut wie Buddha, genial wie Göthe, dem seine Einzelnheit genügte. Erfreulich ist schon, vom mannichfachen Widerstrahlen des eignen Geistes aus dem Geiste der Jünger und Freunde begrüßt zu werden: aber das ist hohe Lebensfreude, Vorschmack der Unendlichkeit, das ganze Leben der Menschheit möglichst in allen ihren Eigenthümlichkeiten denkend und liebend in sich aufzunehmen; höchste Lebensfreude, an diesem gemeinsamen Streben nach dem Unendlichen mitzuschaffen je nach der Besonderheit, die einem jeden verliehn ist. Diese Aussicht öffnet sich, daß der Einzelne, was in der Vorzeit gedacht und geschehn ist, in sich aufnehme, und durch seine That in der Gegenwart sich anschließe der unermeßnen Zukunft seines Geschlechts, in dessen Herzen sein Herz mitschlage und der Mensch sich erweitre zur Menschheit. Eigentlich gibt es doch nur eine vollkommne irdische Liebe, wie Don Carlos seinem hohen Freunde sie schuldgab:

Seine Neigung ist
Die Welt mit allen ihren kommenden Geschlechtern.

Dieses Streben zum Unendlichen und hiermit das wahre Leben des Geistes äußert sich in drei Grundkräften, so weit sie auf Unendliches gerichtet sind: als ahnungsvolles Gefühl eines Unendlichen, das schon über den Träumen der Kindheit schwebt und nach Sternen langt wie nach Blumen: mit der Jugend den Willen ergreift als Sehnsucht oft in's Blaue hinaus, daher widersprechende Bestrebungen, indem sie sich schwärmerisch an Endliches hängt, und sich unbefriedigt wieder davon abwendet

mit dem Schmerze des Jünglings, der zu dem ersten besten Genossen das Wort der Freundschaft gesprochen hat: bis allmälig aus diesen Versuchen zu leben die klare Erkenntniß dessen tagt, was der Mensch ist, kann und soll.

Diese Grundkräfte sind nicht verschiedne Fächer des Geistes, nur verschiedne Formen seiner Thätigkeit, und so verbunden, daß immer die eine aus der andern hervorgeht und mit ihr versetzt ist, z. B. das Wissen mit dem Willen als Gewissen, und dieses für den Einzelnen noch unentbehrlicher als jenes. In der rechten Fülle des Lebens wirken alle drei in solcher Harmonie, daß ihre Verschiedenheit in der Einheit des Ich verschwindet. Ihr Gegenstand in ihrer Verschiedenheit ist das Schöne, das Gute und das Wahre, doch so daß die Schönheit das Bereich des Gefühls weder begränzt noch ausfüllt. Jedes rechte Menschenleben besteht darin, diese Drei in sich, in der Menschheit und in der Welt eigenthümlich darzustellen.

§. 42. Der Widerspruch.

Neben dieser Höhe liegt der Abgrund eines tiefen Widerspruchs hinsichtlich unsers Anfangs wie hinsichtlich unsers Ziels. Aus dem Werden kann niemals das Sein, aus dem Endlichen niemals das Unendliche werden, denn das eine ist die entschiedne Verneinung des andern. Die Schranken, die uns umgeben in uns selbst, können immer weiter hinausgeschoben, nie ganz aufgehoben werden. Des Menschen Streben steht sonach im Widerspruche mit sich selbst in Ansehung seines Ziels, weil es im Widerspruche liegt auch nach seinem Anfangspunkte, denn Grund ihrer selbst zu sein und alles dessen, was sie ist, darin besteht das Wesen der Freiheit; und alles dies ist uns abgesprochen. Aus Bewußtlosigkeit, aus einem Nichts tauchen wir auf, und fern davon uns selbst geschaffen und bestimmt zu haben, finden wir Kraft und Gesetz vor als die Gabe eines Unbekannten, der, was er ungebeten in's Dasein geführt hat, mit derselben Willkür umwandeln oder vernichten kann. Nicht einmal das Sittengesetz, das uns den kühnen Traum der Freiheit immer von neuem einflüstert, ist ein selbstgegebenes: wir finden es vor, hören seine nicht zu übertäubende Stimme, es ist wie es ist, wir können uns ihm eine zeitlang entziehn, aber wie entlaufne Sklaven, zitternd, verurtheilt, endlich doch mit unabweisbarer

Gewalt zurückgezogen. Nicht einmal das Recht einer freien Verneinung des Daseins ist uns gesichert, denn welche Bürgschaft hast du, daß dieser sorgenerlösende Becher, für welchen Sokrates dem Gotte der Genesung einen Hahn zu opfern gebot, dich wiederum führe in das schrankenlose Nichts, aus dem ein dunkler Zauber dich hervorrief, und mit Träumen von Freiheit beglückte und ängstete!

Dieser doppelte Widerspruch am Eingange und Ausgange des Lebens, nur verschiedne Erscheinung desselben Grundes, liegt nothwendig in dem Widerspruche einer beschränkten d. h. unfreien Freiheit, denn wäre sie frei, so würde sie einestheils den Grund ihrer selbst in sich tragen, anderntheils in unmittelbarer That das Unendliche verwirklichen; Möglichkeit und Wirklichkeit wäre eins, in uns kein Streben und Werden, sondern ewiges Sein.

Dieser Widerspruch, unmittelbar empfunden in dem Wogen unsers Gefühls, ist in glänzenden Gegensätzen gefeiert worden durch Dichter und Philosophen von des Menschen Hoheit und seiner Nichtigkeit. Es erhebt uns ein Muth der Freiheit, der kein Hinderniß kennt und keine Gefahr. Dann wieder fühlen wir nichts als unsre Bedürftigkeit und hören gleichsam die Ketten klirren, die auch den Geist fesseln. Doch das ist nur die Fluth und Ebbe unsrer Gefühle. Wie erst der denkenden Betrachtung die Tiefe dieses Widerspruchs sich aufthat, liegt darin angezeigt, daß ihn das Leben selbst gelöst und die Wissenschaft dieser Lösung nur nachzugehn hat.

§. 43. Die Bedingung der Lösung.

Die Unfreiheit des Menschen stellt zunächst sich dar als eine Abhängigkeit von Naturmächten, welche die Freiheit bedrohen und schließlich ihre individuelle Erscheinung vernichten. Mit der Zurückführung dieser Naturmächte auf eine unendliche göttliche Macht, in welche der Mensch sich ergibt, beginnt ein religiöses Leben, aber als das tragische Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit, auf deren Altar die Freiheit als eine vergebliche Empörung geopfert wird. Auch aus dem Widerspruche eines immerdar vergeblichen Strebens könnte die Freiheit nur dann gerettet werden, wenn eine Kraft in der Menschenbrust verborgen wäre, die bei Bewahrung ihrer Selbständigkeit ein Fremdes sich so aneignete, ohne es doch in sich aufzunehmen, daß sie dasselbe wie ein

Eignes hätte, der Mensch also die ihm selbst unerreichbare und in einem andern Wesen vorhandene Unendlichkeit zu seiner eignen machte.

Das Sein eines solchen Unendlichen unterliegt keinem Bedenken. Denn ist irgendetwas, so muß es den Grund seines Daseins in ihm selbst oder in etwas anderm haben, und somit ist dieses das Unendliche. Deßhalb würden sich in ihm auch beide Widersprüche lösen, wie sie ausgingen von einem Quelle, denn jenes Unendliche, das wir als Ziel unsers Strebens uns zu eigen machten, wäre nothwendig auch Anfangspunkt, Ursache unsrer Freiheit, da zwei unendliche Mächte nicht neben einander bestehn können, aus dem einfachen Grunde, weil zwei Unendlichkeiten neben und durch einander sich gegenseitig beschränken, sonach aufheben würden. Indem wir also diese fremde unendliche Macht als die eigne gewännen, wäre auch der Grund unsrer Freiheit nicht mehr ein fremder, vor dessen Willkür uns irgendeine Sorge entstehn könnte.

Diese Aneignung würde geschehn durch Freiheit oder Nothwendigkeit. Wenn durch diese, so erneut sich nur der alte Widerspruch, die Freiheit kann nicht gerettet werden durch einen Zwang, der also nicht aus dem eignen Willen, sondern durch eine fremde Macht über uns käme. Schwerlich aber scheint etwas durch Freiheit geschehn zu können, was hervorgeht aus einem so unabwendbaren Bedürfniß. Alles ruft uns sonach in die Tiefe des Gemüths, ob wir da nicht ein Mysterium finden, das jene Bedingungen erfüllend den großen Widerspruch löse.

§. 44. Die Lösung.

Eine solche Kraft, welche ausgeht vom Bedürfnisse, dennoch bewußt, daß sie als eine unfreie gar nicht möglich sei; welche sich Fremdes aneignet, ohne dasselbe in sich aufzunehmen; sich an dasselbe hingibt, und erst in dieser Hingabe sich wahrhaft hat: diese Kraft ist im Menschen seine Liebe zu irgendetwas Unendlichem in der geheimnißvollen Einigung von Freiheit und Nothwendigkeit. Da der Widerspruch bestand in der Unmöglichkeit das Unendliche durch eigne Kraft zu verwirklichen, und diese Unmöglichkeit ausging von dem unfreien Anfangspunkte unsers Strebens: so wird er gelöst, wenn der Mensch durch seine Liebe sich das Unendliche zu eigen macht, so daß er ideal theilnimt an dessen Vollkommenheit, sonach auch jenen Anfangspunkt nicht als von fremder unbekannter Machtwillkür hingeworfen weiß,

sondern als eine Liebesgabe empfangen, die Freiheit also ausgeht von einem über alles geliebten Wesen, in welchem sie auch sich vollendet.

Es erforderte einige Kühnheit, Wort und Idee, welche der Mißbrauch im Leben, die Tändelei in der Wissenschaft verrufen hatte, wieder ernst in dieselbe einzuführen, ja als das Räthsel lösende Wort zur Grundlage der Religionsphilosophie zu machen.

Was das Vorurtheil betrifft, so stellen sich ihm gewichtige Auctoritäten entgegen, denn nicht ein Mensch von heute hat diese Idee erfunden. Um von Christus und Johannes, überhaupt von christlichen Zeugnissen zu schweigen, Empedokles achtete Freundschaft und Feindschaft der Dinge für die Grundkräfte des Weltdaseins. Plato nannte Eros den Schöpfer und Herrscher des Alls, und nach einer andern ahnungsvollen Beziehung: „indem Eros zu verdolmetschen und zu überbringen hat den Göttern was von den Menschen und diesen was von jenen kommt, ist er in der Mitte zwischen beiden ihre Ergänzung." Vor allem Spinoza fand die Lösung des Welträthsels und die Versöhnung des tiefsten Widerspruchs in seiner „intellectualen Liebe," wie denn das fünfte Buch seiner Ethik, und folgerechter ist nie eine Gedankenburg aufgethürmt worden, in seinen kalten Formeln ein Hymnus hoher Liebe ist, der einst auch Göthes Herz ergriffen und ihm das Wort eingegeben hat, keckem Leichtsinn in den Mund gelegt, und doch die höchste Uneigennützigkeit der Liebe aussprechend: „was geht's dich an, wenn ich dich liebhabe!"

Dies dem Vorurtheil. Dem Urtheil tritt die Auctorität der Sache selbst vollwichtig entgegen. Die Liebe zu irgendeinem über die bloße Sinnlichkeit erhabenen Gegenstande erfüllt die gestellten Bedingungen auch schon in ihren geringern, nicht unmittelbar auf das Unendliche gerichteten Beziehungen, etwa der Mutter zu ihrem Kinde.

Sie geht vom Bedürfniß aus, das Leben wäre öd und arm ohne sie, es ist etwas Unwillkürliches, Übermächtiges in ihr: dennoch in jeder gesunden Brust ist zugleich das Bewußtsein der freien Hingabe ächter Liebe. Was durch Instinct und blinde Nothwendigkeit zusammengezogen wird wie das Eisen zum Magnet, gehört nicht in ihr freies, hohes Reich.

Sie eignet sich Fremdes an. Es ist eine alte Rede: vor großen Menschen gibt es keine Rettung als sie zu lieben. Weil ihre Größe

dadurch aufhört uns eine fremde zu sein. Daher durch die Vaterlandsliebe jeder Vorzug des Vaterlandes dein eigner wird, daher der frohe Stolz auf berühmte Mitbürger. Plato meinte: „der Geliebte ist reich, der Liebende arm." Aber wiefern jener zugleich dieser ist, wird das ausgeglichen, wie Schiller schrieb in den philosophischen Briefen: „wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas: wenn ich liebe, so werde ich um das reicher was ich liebe." Das menschliche Herz ist beides, arm und reich, liebebedürftig und reich sie aufzunehmen und wiederzugeben. Es gilt nicht immer unter Menschen, aber zwischen Gott und Menschen gilt es: „denn Liebe hat stets Liebe noch geworben." Wahre Liebe gibt Alles hin und empfängt Alles dafür.

Aber sie nimt das Geliebte, wiefern es nicht bloß eine Idee, sondern eine Person ist, nicht der Art in sich auf, daß sie oder diese das eigne selbständige Sein daran verlöre. Denn im selbständigen Dasein des Andern ist das Verhältniß, die Liebe selbst bedingt. Was von Verschmelzung, Auf- und Untergehn im Geliebten gesagt wird, sind überschwängliche Redeweisen um die Unermeßlichkeit der Hingabe und Gemeinschaft auszusprechen: ernsthaft beim Worte genommen würde auch die Liebe ersterben. Vielmehr ist sie das Geheimniß, dadurch zwei eins werden, und doch jedes in seiner Eigenthümlichkeit verharrt, und grade in der vollen Hingabe das kräftigste Gefühl seines eignen Daseins gewinnt. Die Schranke ihrer Einigung ist eben die Achtung vor der Persönlichkeit, denn nur da, wo ein Wesen in sich selbst ist, aber zugleich sich hingebend in einem andern sein kann, ist die Liebe möglich. In allem Streben nach Einigung bis dahin, wo man das Geliebte nicht mehr Du, sondern Ich nennen möchte, ist dennoch die Zweiheit in der Einheit schon darin anerkannt, daß eben dieses andre Ich uns theurer wird als das eigne.

Diese Gesetze sind anerkannt in den weltlichen Abbildern der wahren Liebe, in der Freundschaft und in der Geschlechtsliebe, dieser irdischen Religion. Weil aber des Menschen wahres Streben auf das Unendliche hingerichtet ist, findet eine vollkommne, unbedingte, ewige Liebe nur statt zum Unendlichen, zu Gott. Der Mensch versucht sein liebedurstendes Herz an Endliches zu hängen, der rechte Mensch wird sich zuletzt davon abwenden, wiefern es ihm nur Endliches ist, nicht zugleich geweiht und verklärt durch die Liebe zu Gott als deren Abbild.

Doch möchte man fragen, wie es nur möglich sei jenes nie Gesehne, kaum Gedachte, das wir das Unendliche nennen, über Alles zu lieben? Deßhalb ist es möglich, weil dieses Unendliche, als das Göttliche im Menschenleben, als Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit uns wohl bekannt, die Vollendung dessen ist, darnach der Mensch in seiner wahrhaften Entwicklung immerdar nur strebt, daher sei's als dunkle Ahnung sei's als Erkenntniß ihm auch je nach der Stufe seiner eignen Entwicklung ein Bild dieses Unendlichen vorschwebt als der unbekannte und doch geoffenbarte Gott. Weil sein wahrhaft menschliches Streben sich immerdar dem Unendlichen zuwendet, kann er eigentlich gar nichts andres lieben als dieses Unendliche selbst, von dem ewig fern in seinem Streben, mit dem er immerdar eins wird durch seine Liebe.

Hiermit ist der Widerspruch gelöst. Wer den obersten Grundsatz zugestanden hat, die beschränkte Freiheit des Menschen, somit das Streben nach dem Unendlichen, hat auch die schon in ihm enthaltne Lösung des Widerspruchs anerkannt, denn jene Liebe ist gar nichts anderes als dieses Streben in seiner naturgemäßen Verwirklichung.

§. 45. Die Frömmigkeit.

Das unbestimmt gelaßne Verhältniß des Menschen zum Unendlichen oder die Frömmigkeit als die innerliche Religion ist daher die Liebe des Menschen zu Gott. Was den Menschen und jedes gleich ihm endlich-unendliche Wesen zu Gott führt, ist seine beschränkte Freiheit. Dieses Mittlere von Abhängigkeit und Freiheit kann sonach von beiden Seiten her angesehn werden, jenachdem die Abhängigkeit oder die Freiheit vorherrscht.

Die Abhängigkeit herrscht vor am Eingange des Lebens, aus dem Nichtsein tritt der Mensch in's Dasein; doch ist's die Anlage zur Freiheit welche geboren wird. Schelling fand im Menschen, selbst im heitern Antlitz der schönsten antiken Statuen, einen Zug unüberwindlicher Traurigkeit, weil er die Bedingung seiner Existenz nimmer in seine Gewalt bekomme. Der Philosoph hat sinnig den Widerspruch alles menschlichen Lebens erkannt, ist aber bei demselben stehn geblieben. Die Bedingung meiner Existenz liegt in der Gewalt des über Alles Geliebten, und steht da sichrer als in meiner eignen. Die Freiheit herrscht vor im Streben nach unserm Ziel, es ist die freie über alle

Schranken hinausstrebende Kraft, die keinen Frieden findet als in Gott selbst. Auf dieser Seite ist die Gottesliebe der Freiheit erhabenste That, während sie auf der andern sich mehr als ein natürliches Gefühl aufdrängt.

Daher die Meinung, die Furcht und die Noth habe die Menschen beten gelehrt. Es wird sich so verhalten, daß die Scheu vor drohenden Naturmächten diese zuerst als Götter angebetet hat: aber wenn die Religion nur darauf beruhte, würde die fortschreitende Bildung, welche die Natur beherrschen lehrt, und die fortschreitende Weisheit, welche ihrer Übermacht schmerz- und todesmuthig entgegentritt, zur Gottlosigkeit führen. Das Doppelseitige von Abhängigkeit und Freiheit ist in der Gottesliebe vollkommen geeint, da sie einestheils von unserm höchsten idealen Bedürfniß ausgeht, anderntheils als erzwungen gar nicht denkbar wäre, sondern sie ist grade das Freie, das der Allmächtige selbst vom Menschen nicht erzwingen könnte.

Die Gottesliebe als das Wesen der Religion ist insofern unbeweisbar, als nur derjenige ihre Herrschaft von Gottes Gnaden anerkennt, der etwas davon in sich empfunden hat, wär's auch nur in den lichtesten oder trübsten Stunden seines Lebens ein Verlangen darnach. Aber folgerecht ist sie abgeleitet worden aus der relativen Freiheit, so daß, wer diese nicht leugnen konnte, entweder einen unauflösbaren vernichtenden Widerspruch in der Menschheit annehmen, oder diese Lösung desselben als im Wesen der Menschheit angelegt zugestehn muß, denn der Mensch kann zwar seine Liebe zum Unendlichen, als nur der Freiheit anvertraut, auch durch dieselbe verneinen, aber mit dem Bewußtsein des tiefen innern Widerspruchs. Du mußt Gott lieben, oder Gott sein. Nicht, als wenn uns die Wahl vorläge, sondern wer nicht Gott ist, nicht sein eigner Gott sein kann, und doch theilhat an der Gnadengabe der Freiheit, der kann sich aus dem herzzerreißenden Widerspruche nur retten und den Frieden nur finden in der Liebe Gottes.

Wo aber in der alleinigen Sorge um die Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses das Streben nach dem Unendlichen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist, oder wo es in Überbildung der Gedanken systematisch verleugnet wird: da regt sich dort die Religion nur gelegentlich nach ihrem Abhängigkeitsgefühl als dunkle Scheu vor

einer unbekannten unendlichen Macht, hier erscheint sie als ein dramatisirender Traum, aus dem erwachend der Mensch nur sich selber findet, und zwar abhängig von dunkeln, verstandlosen Naturgewalten in und außer ihm.

§. 46. Folgerung für Lehre und Leben.

Der religiöse Geist als das grundlegende Princip wird also in seiner naturgemäßen Entfaltung zur Gottesliebe. An sich ist sie nicht das Erste, sondern die relative Freiheit, zwar ist sie in derselben, doch nur wie die Blüthe in der Knospe, denn sie erwächst erst aus der ursprünglichen Forderung: während du abhängig bist, werde frei! Aber in ihrer unbedingten Berechtigung als die Verbürgung alles dessen, was als nothwendig aus ihr folgt, sonach das Fundament alles religiösen Glaubens wird sie zum Princip der Glaubenslehre, indem jeder dogmatische Satz, der das Wesen der Religion betrifft, aus dieser Liebe hervorgehen muß; der zur historischen Erscheinung der Religion gehört, nach ihr zu beurtheilen ist, ob sie darstellend und fördernd. Es gibt eine Menge Wahrheiten, recht unleugbare und nützliche Wahrheiten, die doch mit der Gottesliebe nichts unmittelbar zu thun haben. Es ist sicher, trotz der Berliner Gläubigen, daß die Erde sich um die Sonne bewegt: aber wenn die Sonne, die schöne Creatur Gottes, wirklich über der Erde auf und nieder ginge, könnte das der Gottesliebe ebenso recht sein. Hiernach hat auch die Bestimmung über das, was in der H. Schrift und in den Symbolischen Büchern der Inhalt ihres religiösen Glaubens ist, bestimmte Gestalt erhalten: nur was mit der Gottesliebe, sie bedingend oder aus ihr folgend, in Verbindung steht. Simsons Eselskinnbacken, Tobias Hündlein, Paulus Mantel und Pergament in Troas, Timotheus Magen sind eben kein Ausdruck der Liebe des Unendlichen. In unsern Symbolischen Büchern steht zu lesen, daß der Papst ein Judas, des Teufels Apostel und der römische Stuhl ein Haupt von Spitzbuben sei. So wenig daran zu zweifeln ist, daß dieses einst Luthers aufrichtige Überzeugung war, mit seiner Gottesliebe hat es doch nichts zu schaffen, noch weniger mit der unsern. Endlich unterscheidet sich hierdurch von der Philosophie insgemein als ein bestimmter Theil derselben, insbesondre von der speculativen Philosophie, der es nur um das Wissen der Wahrheit zu thun ist, die Religions-

philosophie: ihr Gegenstand die Liebe des Unendlichen, die sonach, selbstherrlich in ihrem eignen Bereiche, sich doch auf ihren Gränzgebieten mit der Speculation wie mit der gesammten Culturentwicklung auszugleichen hat; denn sie kann nicht für wahr erklären, was der denkende Geist nach der Nothwendigkeit seiner Denkgesetze für unwahr achten muß; noch darin das Heil finden, was die berechtigte Geistesentwicklung eines gebildeten Zeitalters als veralteten Aberglauben erkennt.

Im Unendlichen lieben wir die unerreichbare Vollendung unsrer selbst. Diese Liebe, erst entsprungen aus dem Streben nach dem Unendlichen, kann nur bestehn bei dem fortgesetzten Streben es in uns selbst zu verwirklichen, denn sie hat nur in diesem Streben ihren Grund. Nennen wir das Unendliche als die von uns verschiedne schlechthinige Vollkommenheit Gott, so ist die Verwirklichung des Unendlichen in uns ein Streben Gott ähnlich zu werden, und nur sofern der Mensch göttlich wird, liebt er Gott und hat Religion. Dieses Göttlichwerden des Menschen ist nicht im trivialen Sinn etwa eines ästhetischen überschwänglichen Urtheils gemeint, sondern im vollen Ernste der Wissenschaft, deßhalb auch in der hierdurch gegebenen Schranke gefolgert aus obigem Princip. Gegenstand unsrer höchsten Liebe kann nur die Vollendung dessen sein, darnach wir selbst immerdar nur streben. Ist das unendlich Seiende Gott, so das unendlich Werdende göttlich. Hier das Beiwort, dort das Hauptwort, nur um anzuzeigen, daß hier ein stets unvollkommnes Werden, dort ein ewig vollkommnes Sein gemeint ist. An sich wäre unbedenklich zu sagen, jeder Mensch soll ein werdender Gott sein. Aber weil dieses in sich widersprechend und mißverständlich, als wenn er je zum Gott werden könnte, ist dafür der bescheidne und wahre Ausdruck zu brauchen. In Gott ist alles Göttliche vollendet. Aber wenn nur Gott ein Menschenherz ausfüllt, so ist nothwendig unser eignes Streben zu werden wie Gott. Wollte der Mensch nicht werden wie Gott, er wäre nie auf den erhabenen Einfall gekommen Gott über Alles zu lieben.

Aber hier wie auf jedem Gipfel liegt hart daneben der Abgrund. Auch die Schlange sprach: eritis sicut Deus scientes bonum et malum, ihr werdet sein wie Gott! und Mephistopheles fügt hinzu:

Folge nur dem Spruche meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal vor deiner Gottähnlichkeit bange.

Doch auch Christus hat aufgefordert nach einer Vollkommenheit zu streben wie Gott sie hat. Der Versucher und der Erlöser führen ziemlich dieselbe Sprache.*) Der Unterschied des Diabolischen und des Religiösen ist: dort durch eine That gegen Gottes Gebot, hier durch ein Leben nach demselben; dort losgerissen von Gott, das titanenhafte Ringen der Freiheit, welche die Abhängigkeit verleugnend den Widerspruch in liebevoller Hingabe zu lösen verschmäht, hier als Abbild Gottes in der freien Abhängigkeit der Liebe. Die wahre Liebe ist fern von dem vergeblichen Ringen sich mit auf den Thron Gottes zu setzen. Aus dem Endlichen kann niemals das Unendliche werden, aus dem Beschränkten nie das Schrankenlose. Eine unübersteigliche Kluft besteht zwischen Gott und Mensch und jedem Geiste der erst geworden ist. Zwar die Gottesliebe überfliegt diesen Abgrund, indem sie dem Herzen Flügel ansetzt und das real immerdar Geschiedne, Gottheit und Menschheit ideal vereint: aber ihre Einheit, weil sie ein Verhältniß, ist nicht Einerleiheit, sondern die höher gegliederte Einheit von Zweien; denn wo eins davon aufgehoben würde, wäre die Liebe selbst, also auch die Religion aufgehoben. Daher solche, die sich Gott besonders nahe wußten in ihrer sittlich religiösen Hoheit, auch die Ferne am tiefsten fühlten, wie Augustinus in seinen Confessionen: „Ich möchte nicht mein Gott sein, ich möchte überhaupt nicht sein, wenn du nicht in mir wärst. Oder vielmehr ich möchte nicht sein, wenn ich nicht in dir wäre, aus dem Alles, durch den Alles, in dem Alles."

§. 47. Die Einheit in der Trias.

Seit die Trias geistiger Grundkräfte unterschieden wurde, hat jeder die Religion gern in der ihm selbst vorherrschenden Geisteskraft gefunden nach einer richtigen Ahnung der ihr gebührenden Oberhoheit. Der Rationalismus wie sein gegnerischer Doppelgänger hat ihr Wesen betrachtet als ein Wissen, das Christenthum als eine Lehre, Kant als ein sittliches Wollen, Schleiermacher als ein Gefühl. Auch verschiedne Völker haben ihre Religion und ihre Götter nach diesem Maße gebildet. In Gefühl und Phantasie war das griechische Volksleben aufgeblüht, daher die Ideale der Schönheit auf dem heitern Olympos: aber der

*) 1 Mos. 3, 5. Mt. 5, 48.

Sittlichkeit war ihr Beispiel weniger zu empfehlen, und die Macht, von welcher Prometheus weißagte, daß die Göttertempel vor ihr fallen würden, war die Vernunft, der Logos. Sittlichkeit oder doch Gesetzlichkeit gehörte zur jüdischen Nationalität, daher der richtende, rächende Gott, dessen Erkenntniß mangelhaft blieb und von welchem das Volk oft sich abwandte zum phantasiereichen Götzendienste, und der bildenden Kunst sich endlich ganz verschloß. Erkenntniß ohne Sittlichkeit, bei aller Thatkraft ohne Begeistrung, herrschte zur Zeit der untergehenden römischen Republik, als ein Augur dem andern nicht ohne Lächeln begegnete, aber man schrieb vortreffliche Abhandlungen über die Natur der Götter.

Jede Vertheilung der Religion an eine bestimmte Geisteskraft mochte ihre Freunde finden, da in den Meisten eine Geisteskraft vorherrscht, wie man die Menschen zu unterscheiden pflegt, wenn das auch selten ganz zutrifft, in Gefühls- und Verstandes-Menschen und die Praktischen rasch zur That. Aber die Religion spricht ihr Recht an, das ganze Leben zu beherrschen und zu verklären. Wäre sie nur ein Gefühl oder sonst einer besondern Geistesfunction leibeigen, wie wäre sie dazu berechtigt! Wir ermahnen die Jugend sich nicht durch das Gefühl beherrschen zu lassen, sondern Kopf und Herz auf der rechten Stelle zu haben. Hätte die Religion ihren Sitz in der einen Geisteskraft, so wären die andern gleichgültig gegen sie, gottlos.

Solches Bedenken könnte auf die Meinung führen, die Religion entstehe aus einer Zusammenfassung der verschiednen Geisteskräfte, wie S c h l e i e r m a c h e r spöttisch einwarf: „Diejenigen welche sagen die Religion sei alles Dreies, Gefühl, Wissen und Thun, mögen doch auch dazu sagen, wie man diese Drei mischen müsse und zu welchen Theilen, damit die Frömmigkeit herauskomme.“ Von solcher Mixtur kann nicht die Rede sein. Das Streben nach dem Unendlichen geht nicht von einer einzelnen Geisteskraft, sondern vom ganzen geistigen Menschen aus, so auch seine Befriedigung in der Religion. Es ist der ganze Mensch, der sich an Gott hingibt. Zwar die erste Lebensäußerung der Religion wie alles geistigen Lebens ist gefühlsmäßig und als Gottesliebe ist sie immer zugleich ein Gefühlsleben, wurzelnd in der Tiefe des Gemüths: aber sie entfaltet sich nothwendig mit der Vernunft zur Erkenntniß, mit dem Gewissen zu einer vom Willen getragnen Gesinnung. Wenn weltliche Dinge zuvor erkannt werden sollen, bevor man sie liebgewinnt,

so geschieht auch das tiefe Erkennen ihrer Eigenthümlichkeit selten ohne diese Liebe: Gott aber wird nur soweit wahrhaft erkannt, als er geliebt wird. Diese Erkenntniß ist doch bedingt durch die an sich nicht nothwendige Gabe und Gelegenheit höherer Geistesbildung. In ihrer Lebenserfahrung erfordert die Religion einen kräftigen Entschluß zu werden wie Gott mit der sittlichen Thatkraft, wo es gilt, Alles hinzugeben für das Gottesreich.

Daher sie aber auch sich einseitig darstellen kann als in der einen oder andern Geisteskraft beschlossen. Die Gefühlsreligion kann wie ihr Quell tief und innig sein. Wiefern in ihrer Überschwänglichkeit sie verschmäht über sich selbst zu Verstande zu kommen, wird sie zum Mysticismus, so genannt im Sinne des Geheimnißvollen nach den Mysterien der alten Welt. Die Erscheinungen und Werke des Mysticismus sind mannichfacher Art, von erhabenen Offenbarungen der Frömmigkeit bis zum sinnlichsten Aberglauben, wiefern das Gefühl verlassen von der Erkenntniß eine bewußtlos wirkende Kraft ist, daher alles auf die innere Güte und Gesundheit der individuellen Natur ankommt, die wie des Künstlers Genius Herrliches erschafft, aber auch innerlich erkrankt bei ihrer Bewußtlosigkeit dieses Elends allem Aberwitz anheimfällt. Die Rede, daß in aller Religion Mysticismus sei, ist berechtigt, wiefern nur die Gefühlsinnigkeit gemeint ist, unberechtigt, wiefern wir unter Mysticismus die Alleinherrschaft des religiösen Gefühls verstehn, daher für jenes Berechtigte, zumal für das individuel berechtigte vorwaltende Gefühlsleben in der Religion, die Bezeichnung Mystik gebraucht werden mag. Der Mysticismus kann sich zwar auch auf die Erkenntniß werfen als Theosophie, oder auf die Thatkraft des Willens als Fanatismus: allein das geschieht nicht nach allgemein menschlichem Gesetze, sondern das Denken ist ein regelloses, wenn auch sinnreiches Phantasiren, der Wille steht nicht unter dem Gesetze des Gewissens, sondern unter dunkeln Mächten des Gefühls, die sich gern als übernatürliche Antriebe ausgeben.

Die Religion des bloßen Gewissens wird zur Moralität. Kant entdeckte von ihr aus doch einen Pfad zu Gott als sittlichem Gesetzgeber und Richter. Heinrich Heine hat mit seiner graziösen Frivolität es dargestellt wie der Königsberger Weltweise für seine Philosophie eigentlich keinen Gott brauchte. Da sieht er sich um nach seinem alten Diener

Lampe, der ihm den Regenschirm hintennach trug, er bedenkt, daß der den lieben Gott nicht entbehren kann und sagt gutmüthig: „Lampe soll auch einen Gott haben!" Eigentlich steckte in Kant selbst der alte Lampe, und in jedem hülfsbedürftigen Menschen, er bedarf wenigstens eines Gottes, um der Tugend auf Erden den Sieg, jenseits den Kranz zu sichern. Doch nach der reinen Moral, wie Kant sie lehrte, soll die Tugend auch ohne Sieg und Siegeskranz geübt werden wegen ihres eignen Werths und nach ihrem eignen Gesetze. Man muß zugestehn, daß Sittlichkeit, soweit sie überhaupt unter Menschen vorkommt, denkbar ist ohne Religion und zumal als Rechtschaffenheit gar nicht selten vorkommt, da, wer am religiösen Glauben Schiffbruch gelitten hat, wenn er sonst eine tüchtige Natur ist, grade am Widerspruche all der Gläubigen um ihn her eine stete Mahnung hat durch die That zu bewähren, daß man rechtschaffen sein kann ohne gläubig, selbst ohne fromm zu sein.

Die Religion ist als bloße Sache der Erkenntniß nicht allein in modernen Schulen angesehn worden, die lutherische Orthodoxie des 17. Jahrh. zeigt vielfach diese Gottesgelahrtheit ohne Innigkeit des Gefühls und wenn nicht ohne Sittlichkeit, doch in ihrem rohen Eifer ohne die feinere gebildete Sittlichkeit, die wir als edle Humanität bezeichnen.

Das sind Einseitigkeiten. Wir aber haben in der Tiefe des Geistes und mit der Nothwendigkeit des Begriffs die ursprüngliche Einheit gefunden, die unendliche Liebe, die sich ebensosehr als ein begeistertes Gefühl, wie als sittliche Thatkraft, wie als klare Erkenntniß offenbart, und hiermit das Reich Gottes im Menschen so groß als das Reich des Geistes selbst, denn jede Idee hat ihr Theil am göttlichen Leben. Jedes ächte Kunstwerk ist religiös, ohne deßhalb im Dienste der Kirche zu stehn oder unmittelbar von Gott zu reden, selbst im Spotte über ein verkehrtes Treiben erinnert es den seiner Betrachtung sich Hingebenden an seine Liebe, an seine Heimath. Die Sittlichkeit soll nicht religiös sein in dem Sinne, daß sie der Mahnung an Himmel und Hölle bedürfte, um sittlich zu sein, sie steht auf dem festen Grunde ihres eignen Gesetzes: aber sie stünde einsam ohne den Glauben an eine göttliche Weltregierung, mit sich selbst im Widerspruche eines vergeblichen Strebens im Innern, denn sie kann ihre Ideen nicht erreichen, und im Äußern, denn sie hat keine Bürgschaft, daß jemals das Gesetz siegen werde, wel-

ches sie der Weltgeschichte einzuprägen versucht. Endlich wenn das Leben erst den letzten großen Widerspruch löst in der Liebe des Unendlichen, wie möchte die Wissenschaft ihn lösen ohne dieselbe!

In den wechselnden Zuständen jedes individuellen Lebens und in den verschiednen Charakteren hat die Religion ein Recht sich in der einen oder andern Geistesform vorzugsweise zu äußern, indem sie die beiden andern untergeordnet in sich trägt. In den höchsten Momenten des Lebens wird die Gottesliebe nicht das Eine noch das Andre sein, sondern das Alles zugleich, ein höheres nicht mit Namen zu Nennendes, das in der Gottheit zugleich stirbt und aufersteht.

§. 48. Die Religion als Ziel und Seligkeit.

Die Religion des Einzelnen geht aus von der bloßen Kraft zu sein. Das Gesetz dieses Seins kann sich durch die beschränkte Freiheit nur im bedingten allmäligen Fortschreiten verwirklichen. Je mehr der Mensch in diesem Fortschreiten göttlicher Art wird, um so reiner liebt er Gott, denn aus jenem Streben geht diese Liebe hervor. Beides als eine Entwicklung vom Endlichen zum Unendlichen läßt eine nimmer endende Annäherung zu. Wer sich entschlossen hat nach dem Unendlichen zu streben, da er doch im Endlichen befangen ist, hat eine unendliche Bahn vor sich, denn es ist eine Bahn zu Gott.

Alle Glückseligkeit besteht im Gefühl des freien und fortschreitenden Lebens, des eignen wie alles dessen, was ein tüchtiger Mensch mit seiner Neigung umfaßt. Das höchste Leben des Menschen ist seine Liebe zum Unendlichen, daher auch sein höchstes Lebensgefühl, und jeder Grad des relativ unendlichen Lebens entspricht seiner Seligkeit. Wiefern aber dieses Leben gehemmt und getrübt wird, treten auch seine Schmerzen ein, doch wie bei irdischer Neigung sind sie dem Frommen lieber als aller Jubel der Welt.

Das ist doch nicht so zu verstehn, als ob die Gottesliebe das alleinige Geschäft des menschlichen Lebens sein sollte und sein alleiniges Glück wäre. Die Religion will das ganze irdische Dasein tragen und verklären, aber der irdische Mensch ist auch hingewiesen auf irdische Interessen, die wir unter der Vorstellung des weltlichen Lebens zusammenfassen, auch aus ihnen kommt ihm Glück wie Leid, und in ihrer rechten Gestaltung je nach seinen besondern Gaben und Verhältnissen besteht

sein Beruf. Wie der Dichter von jener Jungfrau sagte, halb Kinderspiel halb Gott im Herzen! so soll der Mensch mit Gott den Ernst und die Schönheit des weltlichen Lebens im Herzen tragen, nicht halbirt, sondern um die Erde zum Organe des Göttlichen, zum Reiche Gottes zu gestalten. Die großen Weltverhältnisse geben uns ein Bild. Mit dem Angezogenwerden zu Gott, um zu werden wie Gott, ist es wie mit dem Hingezogensein unsers Planeten zur Sonne. Er hat auch eine Anziehungskraft, einen Schwerpunkt in ihm selbst, und dadurch wird verhindert, daß die Erde nicht in die Sonne hineingerissen wird, sondern in regelmäßigen Bahnen sie umkreist. So hat der Mensch ein Centrum in ihm selbst und einen Schwerpunkt in seinem weltlichen Dasein, grade auf diese Ichheit ist seine Gottesliebe gepflanzt, als die Sonne, die aller irdischen Lebenskraft erst den Segen gibt.

Allerdings gibt es auch eine Virtuosität in der Religion, welche angeboren und mit Vorliebe ausgebildet das allgemein Menschliche überschreitet in dem alleinigen Interesse für religiöse Gegenstände, wohl auch in der alleinigen Beschäftigung mit denselben. Solche religiöse Genien, wenn die schöpferische und heroische Kraft dazu in ihnen ist, werden Religionsgründer, oder wo die Zeit dergleichen nicht gestattet und bei vorzugsweise wissenschaftlicher Richtung Gründer theologischer Schulen; bei sonst gewöhnlicher Begabung in der katholischen Kirche Klosterleute, in der protestantischen Kirche sind es die aufrichtigen und naiven Pietisten. Auch kommt eine ziemlich triviale Beschäftigung mit religiösen Dingen vor. Dazu wechselt das mit den Zeiten. Luther soll drei Stunden täglich zum Gebet gebraucht haben. Unsre protestantischen Vorfahren hatten eine bewundernswerthe Geduld lange Predigten anzuhören, über denen uns alle Erbauung verloren gehn würde. Alles dies Äußerliche ist zufällig und vergänglich. Jene religiöse Virtuosität würde mit mancher doch auch hohen Bestimmung gar nicht vereinbar sein. Gewiß, etwas mehr bewußtes Christenthum würde den Weimarischen Dioskuren nichts geschadet haben, aber Göthe wenigstens wäre mit der religiösen Genialität etwa Bernhards von Clairveaux nicht der große nationale Dichter geworden. Das allgemein Menschliche besteht nur darin, daß die Gottesliebe den Grundton des Lebens bildet in der Tiefe des Gemüths, und still genährt nach eines jeden Bedürfniß als die erhebende und rettende Macht sofort hervortritt, wo

es ihrer bedarf mit ihrem bewährten Kinder- und Heldenmuthe, der Alles getrost aus Gottes Hand hinnimt, auch ein vereinsamtes, qualvolles Leben, Zertrümmerung der Ideale, den eignen und geliebter Menschen Untergang.

Dem armen und wenig gebildeten Volkstheil ist meist die Religion die alleinige Himmelsleiter in das Bereich idealer Interessen, sie der Idealismus der Volksmassen: den höher Gebildeten innerhalb eines reichen geistigen Lebens mag Kunst und Wissenschaft das einigermaßen ersetzen wie eine unbewußte Religion, die doch in den entscheidenden Augenblicken des Lebens, bei großer Freude und großem Leid, in ihrer Unmittelbarkeit hervorbricht, oder schmerzlich entbehrt, der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung Raum gibt.

Aber jede Frage nach einem Gebrauche der Gottesliebe gehört einem niedern Standpunkte an, mag man sie nach Kant zur Sittlichkeit, oder nach der Orthodoxie zur Seligkeit gebrauchen. Sie ist zu gar nichts brauchbar, obwohl wie das Sprüchwort von der Gottseligkeit sagt, zu allen Dingen nütze. Sie ist das höchste Leben selbst. Wer fragt nach einem Nutzen des Lebens, zumal eines in sich befriedigten Lebens. Religion und Seligkeit verhalten sich daher nicht zu einander wie Grund und Folge, so daß die eine um der andern willen gesucht werden könnte, sondern sie sind wesentlich eins wie Liebe und Liebesglück. Nichts Weichliches ist hierdurch von der Religion ausgesagt. In der Liebe liegt auch der Zorn gegen das ihr entgegengesetzte, und er hat nur zu oft mit irreligiösen Mitteln gewüthet: aber die Gottesliebe ist eben so sehr schöpferische Kraft wie heldenmüthiger Kampf, und die rechten Kinder der Liebe sind wo es gilt auch Donnerkinder.*) In solcher Weise, aus dem Wesen der Menschheit abgeleitet, ist die Religion als Gottesliebe nicht ein Stab der Schwachheit, obwohl sie auch diesen gewährt und kein geknicktes Rohr zerbricht, aber ein heiliges Land, das Helden gewinnen, und ein Paradies, das in jedem schuldlosen Herzen sich aufthut.

---

*) Mk. 3, 17.

B. Historische Darstellung.

Der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes.

§. 49. Lehre der H. Schrift.

Im A. Testament waltet die Abhängigkeit vor, die Frömmigkeit ist Gottesfurcht. Doch in der Auffassung der Volksreligion als eines Bundes mit Gott, wie Rousseau den Staat auf einen Vertrag gründen wollte, ist auch die Freiheit von Seiten des Menschen gewahrt, und unter dem Donner der Strafgesetze ertönt das heitre Gebot: [a]) „du sollst lieben den Herrn deinen Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allem Vermögen;" welches Christus für das vornehmste Gebot erklärte, [b]) zugleich mit dem Gebote, den Nächsten d. h. jeden der deiner bedarf zu lieben wie dich selbst, darin Gesetz und Propheten enthalten, wie eine Weißagung, die er selbst erfüllt und den unbekannten Gott als den Vater über Alles verkündet hat, den eignen, durch ihn der Christenheit und der Menschheit; die Religion als Liebe, die Gott und Mensch einigt ohne Aufhebung ihrer himmelweiten Verschiedenheit, unter dem Bilde eines Kommens des Vaters und des Sohnes zu dem Liebenden um Wohnung bei ihm zu nehmen. [c]) Johannes hat das Wesen aller Religion zum Thema seines Briefs gemacht: [d]) „Die Liebe ist von Gott, wer sie hat, der ist von Gott geboren. Wer sie nicht hat, kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe." Wie sie hier anerkannt wird als Quell aller Gotteserkenntniß und als das Höchste, das wir in Gott selbst erkennen, so erscheint sie bald mehr als ein Gefühl, bald mehr als sittliche That, das Halten seiner Gebote. Das ist die Religion der Freiheit, während die Abhängigkeit, die doch auch an ihr ist, mehr an Paulus ihren Apostel hat. Die Vorstellung eines Bundes hat nur noch in der Erinnerung einen Halt als ein neuer Bund, [e]) das Herz ergibt sich ohne Contracte.

Die Frage, wie die Religion entstehe und was sie sei? ist nicht eine Frage der Religion, sondern der Wissenschaft, liegt daher nicht im Bereiche der H. Schrift. Aber sie betrachtet den Menschen im natür-

---

a) 5 Mos. 6, 3. b) Mt. 23, 37 ff. 40. c) Joh. 14, 23. d) 1 Joh. 4, 7 f. e) Lk. 22, 20.

lichen Verhältnisse zu Gott wie einen Sohn zum Vater, und wie die kirchliche Wissenschaft dieses aufgefaßt hat, als Schöpfung des Menschen nach dem Ebenbilde Gottes, dies allerdings zunächst im Interesse der Feststellung eines nachmaligen Verlustes, liegen die biblischen Grundzüge dieses sinnreichen Bildes vor: die Schöpfung des Menschen in Bezug auf den Anfangspunkt, die Abhängigkeit, das göttliche Ebenbild mehr in Bezug auf das Ziel im Sinne der vorherrschenden Freiheit.

Im A. Testament wird der Mensch theils insgemein als ein Geschöpf Gottes angesehn, das Menschengeschlecht wie jeder Einzelne,[a]) theils stehn am Anfange der Weltgeschichte zwei Überlieferungen einer unmittelbaren Bildung des ersten Menschenpaars durch Gottes Hand. Die Ältere[b]) berichtet den Rathschluß Gottes Menschen zu machen „nach seinem Bilde und nach seiner Ähnlichkeit" als Herrscher über die Erde, und daß er sie schuf Mann und Weib; die Andre,[c]) daß er den Urmenschen bildete aus Erde, den Odem des Lebens in seine Nase blies, aus seiner Rippe die Mutter der Lebendigen machte und seinem Erstgebornen zum Weibe gab. Sie lebten von den Früchten der Bäume in dem Garten Edens, nachmals genannt mit einem persischen Worte das Paradies, das gegen Morgen hin gelegen von einem Strom bewässert war, der jenseit des Gartens sich in 4 Flüsse theilte.

Jenes Ebenbild Gottes erscheint auch in den folgenden Erzeugungen:[d]) Adam trug das Bild Gottes, sein Sohn des Vaters Bild. Es gilt auch der äußern Gestalt, denn der Gott dieser Urzeit, der im Paradiese sich ergeht, ist mit menschlichem Antlitz zu denken: aber die Unverletzlichkeit des Menschenlebens, die aus dem Gottesbilde abgeleitet wird,[e]) die Herrschaft über die Thiere und der trauliche Umgang mit Gott deutet auf eine wahre Gottähnlichkeit als Unschuld und Anlage, wie alle Kindheit noch ohne Erkenntniß des Guten und Bösen,[f]) nicht als Heiligkeit; die Ältern der Menschheit sind nackt ohne es zu wissen,[g]) fromm ohne es zu wissen; doch erwachsen, frei, zurechnungsfähig. Gott hat den Menschen um weniges geringer gemacht als sich selbst,[h]) Henoch wird zu Gott entnommen, weil er ein göttlich Leben

a) Hiob 10, 8. Ps. 139, 13. b) 1 Mos. 1, 26—29. c) 1 Mos. 2, 7—25. d) 1 Mos. 5, 1—3. e) 1 Mos. 9, 6. f) 1 Mos. 3, 5. 22. vrgl. 5 Mos. 1, 39. Jes. 7, 15 f. g) 1 Mos. 2, 25. h) Ps. 8, 6. In Luthers Übersetzung mißverstanden.

führt; und so mannichfache Anklänge einer ursprünglichen Herzens- und Blutsfreundschaft des Menschen mit Gott, die doch in griechischen und indischen Sagenkreisen zugleich mit dem Andenken an ein goldnes Zeitalter bei ihren menschartigen Göttern noch bestimmter hervortreten.

Die mosaische Gesetzgebung, die jede bildliche Darstellung Jehovahs für todeswürdig achtet, hätte nie den Menschen selbst zum Bilde Gottes gemacht: aber als einmal in die heilige Urkunde aufgenommen, tritt es im spätern Judenthum wieder hervor als ein Sinnbild der von Gott verliehnen Vernunft und Herrschaft über die Erde,[a]) sowie der Schöpfung zum ewigen Leben im Gegensatze wider die eingedrungene Sünde.[b]) Philo dachte die Entstehung des Menschen platonisch als ein Exil der Seele aus Himmelshöhn, doch Adam als die Idee der Menschheit in wunderbarer Herrlichkeit, das göttliche Ebenbild nur verdüstert auf die Nachwelt gelangt.

Daß der Schöpfer Mann und Weib gemacht, erinnert Christus in volksthümlicher Voraussetzung, um die ursprüngliche Heiligkeit der Ehe darzuthun.[c]) Paulus, als er die Thaten Gottes schildert, erwähnt auch, daß er aus einem Blut alle Völker der Erde entstehn ließ.[d]) Die Fortpflanzung des Menschen wird das einemal sehr äußerlich vorgestellt,[e]) alle Nachkommen eingeschachtelt in den Leib des Vorfahren; doch nur um eine Paradoxie zu erweisen, der Stamm Levi habe in den Lenden Abrahams den Zehnten mitgezahlt, den er jetzt für sich fordre. Insgemein wird volksmäßig im Menschen Leib und Seele, oder Fleisch und Geist unterschieden, doch wird auch eine übliche Schulunterscheidung bemerkbar[f]) zwischen Leib, Seele und Geist, wobei die Seele nur als Princip des sinnlichen Lebens im Vorstellen und Begehren die Vermittlung bildet.

Auch nur beiläufig gedenkt Paulus des göttlichen Ebenbildes bei Gelegenheit einer kirchlichen Sitte um die Würde des Mannes anschaulich zu machen,[g]) als Bild und Abglanz Gottes, das Weib erst des Mannes, nach dieser orientalischen Vorstellung, als sei an sich der Mann Gott näher als das Weib. Jakobus, um die Verfluchung

---

a) Sir. 17, 3 ff. b) Weish. 2, 23 f. c) Mt. 19, 4–6. d) AGesch. 17, 26. e) Hebr. 7, 9 f. f) 1 Thess. 5, 23. 1 Kor. 2, 14 f. dagg. Mt. 10, 28. Joh. 3, 6. Gal. 3, 3. g) 1 Kor. 11, 7 ff.

eines Menschen als Sünde zu bezeichnen.[a]) Paulinischen Briefen zweiter Ordnung[b]) ist eigenthümlich, das göttliche Ebenbild nicht sowohl in der Vergangenheit des Paradieses und als ein anerschaffnes, sondern als den neuen Menschen anzusehn, der erst angezogen werden soll durch eine sittliche Erneuerung.

Ohne dieses Ebenbild, das doch nur ein Bild ist, wird eine wahrhafte geistige Gottähnlichkeit des Menschen anerkannt. Zunächst als Anlage, wie sein Geschichtschreiber den Apostel auf dem Areopag verkünden läßt:[c]) „In Gott leben, weben und sind wir!" mit den Worten eines heidnischen Poeten, seines Landsmanns, hinzufügend: „denn wir sind seines Geschlechts." Zu solchen Gottentstammten sprach Christus:[d]) „Werdet vollkommen wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!" Die kühnste Aufforderung, die je an einen Sterblichen erging, wahrhaft zu werden wie Gott, das Höchste und zugleich Unmögliche aussprechend, wie es dennoch möglich wird mittels jener unendlichen Liebe, durch die der ewig unvollkommne Mensch theilnimt an göttlicher Vollkommenheit, wie der Herold der Liebe es weißagt:[e]) „Nun sind wir Gottes Kinder, und noch ist nicht erschienen was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden."

§. 50. Geschichte des katholischen Dogma.

Häretische Gnostiker, welche im Groll gegen das Judenthum auch vom Gott des A. Testaments gering dachten, nahmen den Menschen für das Geschöpf eines untergeordneten oder bösen Wesens, so daß doch eine Gabe des wahren Gottes unbewußt in ihm sei. Die große Kirche hielt dagegen am einfachen Glauben fest, daß der Mensch von Gott geschaffen sei, dabei mit mancher Vermuthung über die Lage des Paradieses nach Osten oder nach Westen hin die althebräische Überlieferung als Geschichte voraussetzend, die doch von den Alexandrinern unbedenklich als die Allegorie eines allgemein menschlichen Geschicks gedeutet wurde, sei's für die schuldlose Kindheit eines jeden, sei's für ein vorirdisches seliges Leben.

---

a) Jak. 3, 9. b) Kol. 3, 10. Ephes. 4, 24. c) AGesch. 17, 28. d) Mt. 5, 48. e) 1 Joh. 3, 2.

In der Mischung des Religiösen mit speculativer Philosophie wurde von den Kirchenvätern die Frage nach der fortgesetzten Menschenschöpfung erörtert: wie entsteht noch immer die Seele, dieses Unsterbliche in einem Moment, den vielleicht nur eine niedre Lust ausfüllte? Um sie unabhängig davon zu denken, wurde entweder ein uranfängliches Erschaffensein aller Seelen, also ihre Präexistenz vor dem irdischen Dasein, oder die Erschaffung einer jeden Seele in bestimmter Zeit nach der Erzeugung ihres Leibes angenommen. Jenes als fremd der biblischen Anschauung ist nach Origenes immer nur von Einzelnen behauptet worden, je nach ihrer Abschätzung des irdischen Daseins, als ein Herabsinken der Psyche aus einem seligen Zustande, oder als die Bedingung nun erst wirklichen individuellen Lebens. Das Andre, der Creatianismus, wurde von der katholischen Theologie bevorzugt als der allein würdige Ursprung der Seele. Daneben die Vorstellung, die man Traducianismus nannte, daß im Vereine der Geschlechter der ganze Mensch, Leib und Seele, fortgepflanzt werde. Der heilige Augustinus entschied sich, Alles erwogen, für diese Anschauung, der heilige Hieronymus fand sie lächerlich, Thomas von Aquino häretisch, Pius IX hat sie an deutschen Gelehrten verdammt.

Was unter Gläubigen jüdischer Bildung nur auf Anlaß der heiligen Urkunde eine flüchtige Vorstellung war, das haben die griechischen Kirchenväter, noch umgeben von den schönen Bildern der Götter, zu denen sie oder ihre Väter gebetet hatten, mit unbewußter Neigung aufgefaßt, und alles Höhere im Menschen sein göttliches Ebenbild genannt. Zugleich wurden die ursprünglich gleichbedeutenden, nur sich verstärkenden Worte der hebräischen Urkunde, Bild und Ähnlichkeit, unterschieden. Wie der hellenische Sinn das Göttliche zunächst in der Schönheit der Form besaß, das Evangelium im Geiste als einem heiligen: so wurde das Bild Gottes auf die menschliche Gestalt bezogen, als die Auferstehung des Leibes bezeugend, die Ähnlichkeit mit Gott auf die Vernunft, Freiheit und Herrschaft über die Erde. Jenes nothwendig Unklare wurde von den Alexandrinern zu dieser an sich wahren Unterscheidung gelichtet, daß sie unter dem Bilde Gottes die anerschaffne und angeborne Anlage zu einem göttlichen Leben verstanden, so daß erst die Entwicklung derselben durch des Menschen freie That zur Ähnlichkeit mit Gott erhebe, daher diese durch des Menschen Schuld in ihr

Gegentheil umschlagen könne, jenes unverlöschbar; nach Bernhard von Clairveaux: „das Bild Gottes ist auch noch in den Flammen der Hölle zu erkennen, und wohin der Mensch komme, ist es mit ihm."

Der Glaube an das Paradies fand in Italien die Sage eines einstmaligen goldnen Zeitalters vor, insgemein den Volksglauben an eine glücklichere und bessere Vorzeit. Den Kirchenvätern galt die Sittlichkeit des Paradieses nur als kindliche Unschuld. Die Entfaltung derselben zur Heiligkeit wurde als ein christlicher Segen betrachtet, und von Vätern bis tief in's 4. Jahrh. mit starken Ausdrücken eines göttlich und zum Gott werden, wie unter Mystikern des spätern Mittelalters als Vergottung bezeichnet. Augustinus hatte den Bekenntnissen seiner Jugend wie ein Motto vorgesetzt was im einfachsten Worte den Ursprung und Verlauf der Religion für alle Zeiten ausspricht: „Zu dir [hingewandt] hast du uns geschaffen, und unser Herz ist unruhig bis es Ruhe findet in dir."[a]) Als er nachmals den Bund zwischen Gott und Menschheit durch die Sünde zerrissen und alle höhern Kräfte erstorben achtete, muß er auch das göttliche Ebenbild verloren geben. Aber dies widersprach der H. Schrift und der hergebrachten Ansicht so schroff, daß er zuletzt sich corrigirend nur eine Entstellung desselben behauptet haben wollte. Die Scholastik hat in der Lust des Gegensatzes die Unschuld Adams gesteigert zur ursprünglichen Heiligkeit. Aber im Gefühl der Unnatur anerschaffner Heiligkeit, auch weil die Kirche, wie sehr ihr Augustinus imponirte, sich doch nie ein volles Herz fassen konnte zu seiner eigenthümlichen Lehre, ist nach Thomas von Aquino die katholische Kirchenlehre dahin gefaßt worden: Adam ist geschaffen in reiner Natürlichkeit[b]) mit allen menschlichen Anlagen, die sich bei jeder Geburt mehr oder weniger erneun. Dazu kam sogleich nach der Schöpfung als ein übernatürliches Gnadengeschenk die ursprüngliche Gerechtigkeit, und diese konnte verloren gehn; jenes das Bild, dies die Ähnlichkeit Gottes. Die griechische Kirche hat ohne diese Unterscheidung des Natürlichen und Übernatürlichen nur die Steigerung zu Adams Heiligkeit und Weisheit aufgenommen.

---

a) Confess. I, 1: Fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te. b) In puris naturalibus.

§. 51. Evangelische Kirchenlehre und orthodoxe Dogmatik.

In den reformatorischen Bekenntnissen wird neben dem Bewußtsein jedes Gläubigen erschaffen zu sein von Gott, wie es heißt im kleinen Katechismus, „ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat sammt allen Creaturen," die einstmalige Erschaffung des Menschen nach der hebräischen Überlieferung als geschichtlich vorausgesetzt. In den ältern Bekenntnissen wird das göttliche Ebenbild, die ursprüngliche Gerechtigkeit, unbestimmt, ob als Heiligkeit oder nur reine Anlage, eine geistige Gabe, doch zugleich leiblich als Willigkeit des Temperaments beschrieben, ohne Rücksichtnahme auf die hergebrachten Unterscheidungen. Sein Wesen religiöser Art wie es heißt in der Apologie: „Die Seele ist nicht nach dem Bilde Gottes, in welcher Gott nicht allezeit ist. So wir aus unsern Kräften so Großes vermöchten, Gott über Alles zu lieben, seine Gebote zu halten, was wäre das anders als die ursprüngliche Gerechtigkeit besitzen." Also nicht mehr vorhanden.

In Luthers spätern Schriften tritt ein Widerspruch hervor gegen die römische Lehre von der übernatürlichen, erst nach der Schöpfung Adams hinzugekommenen Gnadengabe, weil ihr Verlust die menschliche Natur unverletzt ließ. Die Concordienformel hat sich das angeeignet: das göttliche Ebenbild ursprünglicher Gerechtigkeit gehörte zur Natur des erschaffnen Menschen, doch sei durch seinen Verlust nicht die menschliche Natur selbst verloren, noch ein wesentlich Stück aus ihr herausgebrochen.

Der reformatorische Protestantismus gedenkt nicht leicht einer Verwandtschaft des Menschen mit Gott wie er dermalen geboren wird im natürlichen Zustande, sondern erst des durch Christus wiedergebornen, über den Luther bekennt: „Wahr ist's, daß der Mensch, mit Gnaden beholfen, mehr ist als ein Mensch, ja die Gnade macht ihn gottförmig und vergöttert ihn."

Die altprotestantischen Dogmatiker fanden im göttlichen Ebenbilde, wie es Adam anerschaffen trug, Heiligkeit, Weisheit und irdische Unsterblichkeit, als etwas der menschlichen Natur nicht Wesentliches, doch Natürliches und, wär's bewahrt worden, Vererbliches. Die Sprüche der H. Schrift und kirchlichen Überlieferung von einem noch vorhandenen Bilde Gottes veranlaßten zur Unterscheidung eines solchen

im weitern, uneigentlichen Sinne als Vernunft und Willenskraft in noch erhaltenen Trümmern. Nach einer der katholischen Lehrweise entgegengesetzten Rücksicht hielt die protestantische Orthodoxie auf die natürliche Erzeugung von Leib und Seele.

§. 52. Aus der Entwicklung des Protestantismus.

Es war schon ein Gefühl des Hinausschreitens der Geschichts- und Naturforschung über die beiden ältesten Denkmale der H. Schrift, als im 17. Jahrh. ein Niederländer Peyrère, der sich in die katholische Kirche gerettet hat, in beiden Denkmalen zwei Schöpfungsacte unterschied, ein präadamitisches Geschlecht vor Adam, dem Stammvater der Juden, der auch neuerdings zum Ahnherrn nur unsrer vornehmen kaukasischen Rasse erhoben worden ist. Allmälig ließ die Aufdeckung einer untergegangnen Thier- und Pflanzenwelt, deren über einander gethürmte Schichten nicht ohne Menschenknochen und Steinwerkzeuge auch ein Kerbholz von weit mehr Jahrtausenden nachweisen, als die biblische Zeitrechnung angibt, die Geschichtlichkeit derselben und einen paradiesischen Anfang des Menschengeschlechts in Frage stellen. Wenn die befreite Theologie nach vergeblichen Untersuchungen, wo das Paradies gelegen habe, und nach patriotischen Wünschen, die es am Heiligthum der germanischen Götter bei Upsala oder auf den Hyazinthenfeldern von Holland suchten, nur frug, wo die Hebräer es gedacht hätten, und zu dem Schlusse kam, daß auch die Weltgeschichte der H. Schrift mit der Sage anhebe, so mußten selbst Supernaturalisten und Vermittlungstheologen hier sagenhafte Bestandtheile oder kindliche Anschauungsweisen einräumen.

Gegen die Abstammung von einem Paare wurde im Streite der Naturforscher die unvertilgbare Verschiedenheit der Farbe, der Schädelbildung und die Ansiedelung auf entlegensten Inseln geltend gemacht: dafür die Sparsamkeit in allem Reichthum der Natur, die fortwährende Fruchtbarkeit bei jeder Mischung der verschiednen Menschenrassen und die vielfachen Übergänge der Bildungen zwischen denselben. Ein Herauswachsen des Menschen in irgendeiner Gestalt aus dem Urschlamm ließ sich nicht zu einem ernsthaften Gedanken bringen, auch wenn sich derzeit aus dem Alter des Erdplaneten kein Schluß ziehn lasse auf seine geniale Jugend. Ein ritterlicher Leipziger Philolog, Gottfried Her-

mann, wollte im halben Scherze seines classischen Latein darthun, Eva sei nur eine vor andern hübsche Äffin gewesen, weßhalb ihren Töchtern immer noch etwas von dieser Abstammung anhänge; er hat dafür in der Evang. Kirchenzeitung unter der Rubrik Leipziger Affentheologie eine scharfe Zurechtweisung erhalten. Aber im bittern Ernste alles Dahinführende zusammenfassend hat Darwin*) die Nachweisung unternommen, daß von einigen wenigen Urformen, vielleicht nur aus einer Zelle die ganze Mannichfaltigkeit der Pflanzen und Thiere entstanden sei, indem irgendein durch Noth oder Gunst der Verhältnisse besonders entwickeltes Organ in natürlicher Züchtung vererbt zu neuer Gestaltung den Anlaß gab, also irgendwelche Zufälligkeiten zu bleibenden Eigenschaften neuer Arten wurden, und so in blinder mechanischer Nothwendigkeit, da im allgemeinen Kampfe um das Dasein immer nur das in seiner Art Tüchtige und Begünstigte sich erhielt, allmälig die vollkommneren Pflanzen- und Thiergeschlechter entstanden, und wie man folgerecht schloß, bis zum Menschen hinauf. Unübersehbare Jahresreihen der Entwicklung mochten in der Allmäligkeit dieser Umbildungen das Undenkbare als möglich denken lassen. Seiner Wirklichkeit wurde entgegengehalten, daß ein Naturgesetz durch die sofort oder nach wenig Generationen eintretende Unfruchtbarkeit der Bastarde die Reinheit der Thierarten bewahrt; daß nicht nur die menschliche Erfahrung, die bloß eine künstliche Züchtung innerhalb verwandter Arten kennt, sondern weit über ihre Kürze hinaus die fossilen Trümmer untergegangener Farn- und Palmenwälder, Rieseneidechsen, Lindwürmer und Mammuths, von einer Pflanzen- und Thierwelt zeugen, die keineswegs wie das unvollkommne Concept der gegenwärtigen Vegetation und Fauna aussieht, sonach die Eigenthümlichkeit der spätern Arten keineswegs als immerdar aufsteigende Vervollkommnung erscheint, wie denn der Elephant, der nach seinem Bau zum ältesten Stamme der Lebenden gehört, nicht nur das größte, sondern auch das gelehrigste Landthier ist; endlich daß die Entstehung der edlern Thiere, etwa eines Pferdes, aus dem Genossen eines Regenwurms, und ihrer edlern Organe, etwa eines Adlerauges mit all' seiner kunstreichen Mathematik aus bloßen

*) Sein erstes Hauptwerk: On the origin of species. 1859, übers. v. Bronn 1860. Nach der 3. Aufl. berichtigt v. V. Carus 1867.

Häuten, die vielleicht irgendeine Lichtempfindung vermittelten, nur aus vielen millionen verlornen Versuchen und Zufälligkeiten einer doch „vernunft- und zwecklosen Thätigkeit“ mehr als Natur, ja ein Wunder wäre. Ein gläubiger Naturforscher wie Rudolph Wagner in Göttingen hielt das Christenthum schon verloren, wenn die Abstammung von Adam und Eva verleugnet werde: ein ungläubiger Naturforscher wie Vogt, der einstmalige Reichsregent, meinte schon durch Darwins Hypothese den Schöpfer und dessen zeitweilige Eingriffe in die Umgestaltung der Welt vor die Thüre gesetzt, da sich, sei nur der erste Organismus gegeben, die Natur alle geologische Zeitalter unsers Planeten hindurch nach einfachen Gesetzen von selbst entwickle.

Die altväterliche Vorstellung, daß die Seele des Menschen im Leibe verschlossen sei wie ein Vogel in seinem Bauer, wollte schon vor der Thatsache des Seelenlebens höherer Thierarten und der Bedingtheit bestimmter Seelenthätigkeiten durch bestimmte leibliche Organe nicht standhalten. Ein Anatom sprach bei Eröffnung des Gehirns eines Leichnams: „Da sehn Sie, meine Herrn, was jener Mensch seinen Geist nannte.“ Man erfreute sich an dem Wortspiel: der Mensch ist was er ißt, und so, gegenüber der erneuten Gläubigkeit an Evas Modellirung aus Adams Rippe wie an dessen ursprüngliche Heiligkeit, wagte sich gläubig an sich selbst der Materialismus an die Leugnung alles Geistes, ohne doch aus dem bloß Leiblichen auch nur seine eigne Geistlosigkeit erklären zu können.

Schelling hat einmal an ein goldnes Zeitalter geglaubt, da höhere Wesen, Lehrmeister der Sprache und Religion, an der Wiege der Menschheit gesessen hätten: Hegel erkannte im Mythus des Paradieses die Wahrheit der Idee; es sei der Menschen Weise sich dieses als eine äußere unmittelbare Existenz vorzustellen.

Socinianer hatten das göttliche Ebenbild auf die unverlorne Herrschaft über die Erde, Arminianer auf die verlorne irdische Unsterblichkeit beschränkt. Es lag im Sinne der Entwicklung des Protestantismus die Anlage zur Religion als unverlierbar anzusehn, daher in sie das göttliche Ebenbild gesetzt wurde, mit beliebiger Zuziehung anderer Geistesgaben, wobei auch der Supernaturalismus in den verschiednen Gestalten seiner Glaubenslust schwankte, ob sittliche Vollendung und Gottesgelahrtheit im Paradies gewohnt habe, oder nur fromme

Kindesunschuld. Für das gegenwärtige Geschlecht ist diese Vorstellung, daß es das Bild Gottes an sich trage, überhaupt zurückgetreten.

§. 53. Schlußurtheil.

Wiefern die H. Schrift nicht in allen ihren Bestandtheilen einem geschichtlichen Gewordensein und menschlicher Fehlbarkeit entnommen wäre, worüber hier noch nicht zu entscheiden ist, müssen die beiden Erzählungen aus vorgeschichtlicher Zeit von der Schöpfung des ersten Menschenpaars ähnlich den Ursagen anderer Völker des Alterthums allerdings für heilige Sagen angesehn werden. Der unerfindbare Strom, der das Paradies bewässert in seiner Viertheilung zu bestimmten Flüssen wie der Euphrat; die Prometheus-Erscheinung Jehovahs, der sich in Eden ergeht als der Tag kühl wird und niederfährt um zu sehn, ob es in Sodom so übel hergehe nach dem Gerücht, das vor ihn kommen ist; die Sinfluth über der ganzen Erdkugel mit dem Kasten, der alle Thiergeschlechter des Festlandes sammt ihrer Nahrung aufnehmen konnte, ohne daß sie von den mitgenommenen reißenden Thieren verzehrt wurden: alle diese sinnreichen Sagen würden als unfehlbare Geschichte allem sichern Denken über göttliche und menschliche Dinge widersprechen. Aber auch als Geschichte würde der Bericht von der Entstehung des Menschen in seinen Einzelnzügen ohne religiöse Bedeutung sein, denn nur das fordert die Religion, daß die Menschheit ursprünglich, heut wie immer, allein durch Gott sei, um den Dank der Liebe für die Gabe des Lebens ihm ungetheilt zu bewahren. Durch welche Vermittlungen diese Gabe hindurchgegangen, ist ein Gegenstand freier Untersuchung, von sehr untergeordnetem religiösen Interesse. In beiden Schöpfungssagen, nach ihrer vormosaischen Art wohl Ursagen des menschlichen Geschlechts, als dessen Erinnerungen nach ihrem geschichtlichen Inhalte ganz unbestimmbar, ist diese Idee anmuthig und anschaulich dargestellt: der Mensch durch Gott und göttlichen Geschlechts. Beide nur verschiedne Gestaltungen derselben Sage. Spricht die ältere Form im Zusammenhange mit dem großen Schöpfungsbilde die göttliche Abstammung und die Herrschaft des Menschen über die Erde noch bestimmter aus, so deutet die Andre den Doppelzug im Menschen: von der Erde ist er genommen und zur Erde wird er werden, aber von Gott ist er gebildet und der edlen Form hat der Meister seinen Odem einge-

haucht, das Leben, die Liebe, die von Gott zeugt und zu Gott führt. Endlich ein Gedicht vom Räthsel unsers Herzens deutet die Sage den Zug der Geschlechter zu einander ähnlich wie Plato ihn gedeutet hat durch die Allegorie vom ursprünglichen Doppelmenschen, dessen von einander gerißne Hälften immerdar sich suchen, um in ihrer Umarmung das Vollgefühl der Menschheit wieder zu empfinden. Der Vater unsers Geschlechts, als er aus seinem ersten Traum erwacht und in des Traums Erfüllung die Männin, das schönere Ebenbild wiedererkennt, erhebt den ersten Lobgesang irdischer Liebe: „ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden sein ein Fleisch." So weiht die alterthümliche Sage den ersten und ehrwürdigsten Menschenbund, nicht nur die Bedingung einer fortwährenden Menschheit, sondern auch ihrer Civilisation in der Familie; und noch heut, wo ein Paar einander die Hände reicht auf's Leben, spricht die Kirche ihren Segen in der Erinnerung an jenes erste Liebespaar, das der Vater im Himmel selbst getraut hat.

Die Abstammung von einem Menschenpaar, diese Verbrüderung der ganzen Menschheit ist als die Besiegelung der allgemeinen Menschenliebe geltend gemacht worden in dem Gefühle, das ist Fleisch von meinem Fleische! Indeß wie das unsre Abstammung in Blutschande verstrickt, und der Lehrer in Verlegenheit gebracht wird durch die Kinderfrage: haben also die Söhne Adams ihre Schwestern geheirathet? so hat jener Sagenkreis auch sogleich vergessen, daß nach Abels Ermordung Kain allein ist, und doch weiß der von Menschen, die jenseit der Heimath ihn tödten möchten, findet unter ihnen ein Weib und erbaut eine Stadt. Der Kaiser, den ein Bettler um eine Gabe ansprach, weil sie doch Brüder wären von Adam her, hieß den neuen Bruder einen großen Sack bringen und warf einen Heller hinein: „gibt dir jeder deiner Brüder ebenso viel, so wird der Sack bald gefüllt sein." Entfernte Blutsfreunde sind nicht immer Freunde. Beruhte unsre Menschenliebe auf einem Stammbaum, den wenigstens seine Genealogen, die Naturforscher in Zweifel stellen, so könnte das Menschenrecht des Negers mit seinem spitzen Kopfwirbel leicht verdächtigt werden. Aber wir sind Geschwister nicht bloß durch Fleisch und Blut, das jedenfalls von der gemeinsamen Muttererde stammt, wir sind es vielmehr durch einen höhern gemeinsamen Vater. Wie das allgemeine Menschenrecht gestellt

ist auf die hinter jedem menschlichen Antlitz mögliche, daher vorauszusetzende Vernunft, so die allgemeine Menschenliebe auf die Bestimmung jedes Menschenherzens zur Gottesliebe, das auch noch ohne dieselbe ein Tempel ist, in welchen Gott allezeit einziehn kann. Über ein andres Interesse an dem gemeinsamen Stammvater wegen einer an sich wenig erfreulichen Erbschaft ist hier noch nicht zu entscheiden. Die Sagen verschiedener Völker, die zusammenstimmen über den gemeinsamen Ahnen, zeigen nur, daß die Gleichmäßigkeit der volksmäßigen Vorstellungsweise zu dieser Erklärung geführt hat.

Doch darin war nichts Gottloses, daß unsre germanischen Vorfahren sich entsprossen meinten wie die Eichen des Vaterlandes dem heimathlichen Boden, denn sie dachten das nicht geschehn ohne den Willen und Segen göttlicher Mächte. Nur mag bei solchen Erdentsproßnen, wie bei den Affen- und Eidechsen-Menschen, die göttliche Wirksamkeit leicht übersehn werden, indem der Mensch als bloßes Erdenproduct, als Erdgeist angesehn wird, der von der Erde genommen zur Erde werde, was zwar ein alttestamentliches Gotteswort, doch als unbedingt genommen nicht religiös ist.

Die Naturforschung hat das wohl bereits überschritten, daß der Mensch vom Orang-Outang, Schimpanse, oder Gorilla abstamme, die höchstens seine Caricaturen sind. Es mag richtig sein, daß allen Pflanzen und allen Thieren nur einige gemeinsame einfache Urformen zu Grunde liegen, wie unser Dichter dies bereits geschaut und gefeiert hat in der Metamorphose der Pflanzen, aber mit dem Gesetz einer unendlich reichen Entwicklung. Darwin hat jedenfalls das Richtige gesehn in beschränkten Kreisen, von denen sein Gedanke ausgegangen ist; aber aus allen Taubeneiern, die er mit künstlicher Züchtung hat ausbrüten lassen, sind bei aller Mannichfaltigkeit der Spielarten doch immer nur Tauben gekommen. Gesetzt auch die undenkbare Steigerung seines Schlusses aus der Verwandtschaft alles Lebendigen, aus den Übergängen der Arten in einander und aus der Wandelung innerhalb bestimmter Arten wäre berechtigt: so wäre doch die erste Keimzelle, aus der Alles geworden sei, nicht durch sich selbst, ihr Ursprung durch Urzeugung aus unorganischer Masse ist auch nur ein Name für etwas das nicht verstandlos durch sich selbst geschieht, und ist diese ganze unermeßliche Mannichfaltigkeit aus e i n e r einfachen Zelle geworden, so war sie auch schon in

ihr angelegt, um nach bestimmten Gesetzen, die wiederum nicht sich selbst gegeben haben, aus ihr zu werden. Hält man sich aber berechtigt alle organische Wesen auf die eine Urform zurückzuführen, so sollte dies noch viel mehr für alle unorganische Wesen gelten, während doch statt der altväterischen vier Elemente alljährlich neue Elemente entdeckt werden, für deren keines der Übergang gefunden wird in's andre. Wie sind denn die aus dem Urnebel oder Urgas entstanden? Wäre aber der Mensch wirklich im Laufe vieler Jahrtausende aus einem Individuum geworden, das mit einem Eidechsenschwänzlein oder dergleichen geziert war, wie die Frösche noch immer aus den Kaulquappen entstehn: er wäre dennoch ein Geschöpf Gottes, nur in etwas weitschweifiger Vermittlung, denn der Kaulquappen-Mensch der Urzeit und seine ganze bestialische Ahnenreihe hätte doch schon die Anlage und hiermit die Bestimmung zum wirklichen Menschen in sich getragen. Darwin und selbst Karl Vogt konnten sich freilich auf den Prediger Salomo berufen, der da spricht: [a]) „Das Schicksal der Menschensöhne ist wie das Schicksal des Thiers. Wie dieses stirbt, so stirbt jener. Einerlei Odem ist Allen, und einen Vorzug des Menschen vor dem Vieh gibt es nicht, denn Alles ist eitel." Aber als vernünftig erwiesen und christlich ist das nicht.

Die Entstehung des Menschen so einst wie jetzt ist ein Geheimniß: die Entstehung des Geistes, dieses Unsterblichen in einem Moment, der oft den ungeistigsten Inhalt hat, der Ursprung eigenthümlicher Anlagen, ja in Einzelnen eines schöpferischen Geistes zugleich mit dem geheimnißvoll gemischten Erbtheil von des Vaters und der Mutter Besonderheit. Die Religion kann davon nur sagen was sie voreinst gesagt hat: [b]) der Schöpfersegen erfüllt sich immerdar im Verein der beiden Geschlechter. So unbeweisbar die Präexistenz des Geistes ist, von der ihm jedes Bewußtsein fehlt; so undenkbar der Creatianismus, nach dessen gewöhnlicher Auffassung, auch abgesehn von seiner kindlichen Vorstellung der Seele, der liebe Gott immer auf der Lauer zu liegen hätte, um, sobald ein menschlicher Lebenskeim erzeugt ist, dazu sofort oder nach einer bestimmten Anzahl Tage eine Seele zu erschaffen: so naturgemäß ist sein wahrer mit dem Traducianismus zusammenfallender Begriff: Leben er-

a) Pred. 3, 19. b) 1 Mos. 1, 28.

zeugt durch den göttlichen Schöpfersegen, der nicht ein alter Spruch, sondern eine immer neue schöpferische Kraft ist, Leben seiner Art. Wie das geschieht? ist keine Frage der Religion.

Sie kann auch die Händel über die Seele getrost den Physiologen überlassen. Wer sein Selbstbewußtsein mit der aufkeimenden Gottesliebe, sein warnendes und strafendes Gewissen nicht für eine Täuschung zu halten vermag, wird auch den Geist für etwas anderes achten als für ein bloßes Product des Leibes. Vermögen wir nicht zu erklären, wie ein geistiges Princip mit dem Leibe verbunden, aus ihm hervorgewachsen und in allen seinen Äußerungen durch dieses Organ bedingt ist, so kann der Materialismus noch viel weniger aus dem Zufall oder durch die Nothwendigkeit bewußtlos zusammengerathener Atome das Wunder des Bewußtseins und des Gewissens erklären, wie aus Nervenfasern und Gehirnbrei ein Gedanke entsteht, der Gott und die Welt denkt, oder aus Blutkügelchen ein Entschluß, sein Blut für einen Gedanken zu vergießen. Der Geist erweist immerdar sich selbst, auch wenn er sich verleugnet, gleich dem Manne der dem Anklopfenden versichert: ich bin heut nicht zu Hause.

Mit den Thieren und den höhern Arten derselben hat der Mensch fast alles Leibliche gemein, auch in den innigsten menschlichen Beziehungen; die Mutter ernährt ihr Kind nicht anders als die Kuh ihr Kalb, nur daß dieses weniger hülflos ist, und in ihrem Schoße sah das Menschenkind während der ersten Wochen selbst einem Hunde dieses Alters zum Verwechseln ähnlich. Auch ein Seelenleben edlerer Thiere ist nicht zu verkennen, Gedächtniß und Schlauigkeit, und manche Eigenschaften, die am Menschen Tugenden genannt werden wie Dankbarkeit und Treue. Vergleicht man Thiere dieser Art in wohlgerathenen unter menschlicher Zucht aufgewachsnen Exemplaren mit unbegabten verwahrlosten Menschen, oder mit ganzen Stämmen auf den untersten Stufen der Cultur wie Australneger oder Buschmänner, so kann das Urtheil zweifelhaft werden, wenigstens der Verlust etwa eines edlen Reitpferds wird dem zunächst Betheiligten leicht größer erscheinen als der Tod eines solchen Menschen. Aber der treffende Vergleich kann nur die Menschheit und das Thierreich zusammenstellen. Hat der Mensch eigenthümlich Selbstbewußtsein und Sprache, so zeigt auch manches Thier ein Gefühl seiner selbst, wenn auch nur des gegenwärtigen Moments, und

läßt seinen Genossen verständliche Laute ertönen, obwohl auch sie nur gegenwärtige Lust, Gefahr oder Schmerz ausdrücken. Ausschließlich aber hat der Mensch mit der gegliederten Wortsprache eine von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitende Entwicklung und ein Bewußtsein derselben d. h. eine Geschichte, mit ihr bewußte Sittlichkeit, Religion, Kunst und Wissenschaft, durch die er auf ein Unendliches gerichtet dem Thierreich entnommen einem Himmelreich bestimmt ist.

Das Paradies könnte durch eine der Umwälzungen, welche über die Erde hingegangen sind, untergegangen sein; Hesperiden und Inseln der Seligen sind vor der neuen Erdkunde verschwunden.

Auf der Erde weltumschifften Räumen
Ist für einen Glücklichen nicht Raum.

Nach den Spuren, die sich der Erdrinde eingedrückt haben und von ihr heimlich bewahrt worden sind, scheint das Menschengeschlecht, schon Genosse der Eisperiode und der Mammuths, eine sehr harte Jugend durchlebt zu haben.

In der Kinderlehre und in jeder rein erbaulichen Versammlung für Kinder Gottes sind nur alle Vorstellungen fern zu halten, die den Menschen nicht ganz von Gott noch als unschuldig von Gott herleiten, oder die eine materialistische Ansicht begünstigen. Unsre Schöpfungssagen geben dazu keinen Anlaß, machen vielmehr die Idee göttlicher Schöpfung anschaulich. Daher sie zwar nicht als gewichtig und geschichtlich zu behaupten sind, aber der geistliche Volkslehrer hat als solcher nicht den Kritiker zu spielen, um die Untersuchungen eines Geschichtsforschers zu beurtheilen versammelt sich die Gemeinde nicht, sondern er hat an ihnen als wahrhaft heiligen Sagen wie an Parabeln die religiöse Idee zu entwickeln. Adam und Eva sind volksthümliche Bezeichnungen, sind uns symbolische Namen, was sie im Grunde immer gewesen sind, für den geheimnißvollen Ursprung der Menschheit, indem sie zugleich vorbildlich darstellen was das Bestehn der Menschheit verbürgt in ihrer naturgemäßen schönen Unterscheidung und Einigung, Mann und Weib, Vater und Mutter.

Die katholische wie die protestantische orthodoxe Anschauung von der Vollkommenheit Adams, obwohl in ihrer Verschiedenheit beide mit der Gesammtanschauung ihrer Lehrsysteme charakteristisch verbunden, denken beide gleich Undenkbares, denn der Geist kann immer nur als

Kraft geschaffen und erst durch die eigne Kraftentwicklung zur frommen Weisheit und Sittlichkeit gelangt sein. Der katholischen Theologie ist die übernatürlich hinzugeschenkte Vollkommenheit Adams nur ein Mittel, um scheinbar viel und doch nichts wahrhaft Menschliches verloren gehn zu lassen. Der reformatorischen Theologie war die anerschaffne Heiligkeit nur eine rhetorische Steigerung durch die Lust des Gegensatzes, um dem dermaligen Zustande den einstmaligen verlornen in all' seiner Herrlichkeit entgegenzuhalten, daher auch neben der Heiligkeit Adams der verbessernde Nachsatz in der Apologie: „oder doch die Kraft dies zu bewirken." Denn nur die Unschuld, die nicht bloß das Nichtdasein der Schuld, sondern auch die Anlage zum Guten ist, kann anerschaffen sein. Ihre Vollendung zur Heiligkeit ist nur durch eine Phantasieanschauung das in die Vergangenheit gesetzte Ideal des Menschen.

Dieses Dogma entspricht sonach der Lehre vom Ideal des religiösen Lebens, indem es doch weniger auf eine verlorne Vergangenheit zu beziehn ist, als mit Paulus auf eine zu gewinnende Zukunft. Es soll die Christenheit erinnern an ihren Ursprung durch Gott wie an ihre Bestimmung zu einem göttlichen Leben, und reicht über das Christenvolk hinaus zur Menschheit. Daß der Mensch nach seinem Ursprunge göttlicher Natur ist, wie das erweisend und erklärend den Mysterien des Christenthums entgegenkommt, so ist es auch die Bedingung seines Theilhabens an göttlicher Offenbarung.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir der Sonne Licht erblicken!
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Geburtsadel mit persönlicher Würde hat so wenig Sinn als anerschaffne Heiligkeit. Aber wenn die Erinnerung an edle Vorfahren den Sohn eines erlauchten Geschlechts begeistern mag, seiner Väter würdig die vorausgegebene Ehre durch ähnliche Verdienste um sein Volk zu erwerben, noblesse oblige! so hat die Menschheit einen ganz andern Stammbaum als der älteste Adel: unser Stammbaum wurzelt in Gott, und unsre Ahnen, alle welche durch Gedanken und Thaten, der Menschheit würdig, ihre göttliche Abkunft vor der Weltgeschichte bewiesen haben, der lange Zug von Helden, Weisen, Staatengründern und redlichen

Bürgern vor ihm ermahnt einen jeden, seiner menschlichen Ahnen und seiner göttlichen Abkunft würdig zu werden.

Wenn das Dogma in seiner wissenschaftlichen Bedeutung auf das geheimnißvolle Band zwischen göttlicher und menschlicher Natur hinweist, so in seiner volksthümlichen Bedeutung legt es uns die armen niedergedrückten Volksmassen an's Herz, nicht um sie zu verführen zu unerfüllbaren Hoffnungen und Forderungen, auch nicht um sie nur auf das Jenseits zu vertrösten, sondern in brüderlicher Hingebung ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt zu fördern. Christus hat sein Evangelium zunächst den Armen gepredigt; freilich die Reichen sind mitunter die allerärmsten. Auf gründliche Erhebung zur Menschenwürde durch sittlich religiöse Bildung kommt doch zuletzt alles an; auch jede politische Erhebung und Hoffnung erhält erst dadurch sichere Grundlagen. Die Kirche ermahnt durch dieses Dogma, nie zu vergessen, daß jeder Mensch, auch in tiefster Erniedrigung das Ebenbild Gottes an sich trägt. Es fällt einem oft auf's Herz, wie das so gänzlich verwischt, verzerrt und zertreten ist. Dennoch in jedem von Gott Geschaffnen und vom Weibe Gebornen liegt die Fähigkeit einer unendlichen Entwicklung, und das ist der unvergängliche Inhalt dieses Dogma.

Zweites Kapitel.

Die Religion in der Wirklichkeit.

A. Philosophische Untersuchung.

Ursprung und Wesen der Sünde.

§ 54. Die Aufgabe.

Wir sprachen von einem **verlornen** Paradiese. In seltnen Augenblicken schaut der Mensch aus der Ferne hinein wie Moses in das Land der Verheißung und stärkt sich in der Hoffnung, aber der Cherub wehrt den Eingang mit dem Flammenschwerte, bis er es senkt und das Schwert eine verlöschende Fackel wird. Die Seligkeit einer unendlichen, alle Widersprüche lösenden Liebe Gottes ist nicht in uns

nicht um uns zu finden, vielmehr mit Gott und mit sich selbst ist der Mensch zerfallen, und es ist noch nicht sein schlimmster Fall, daß er wünscht was er nicht soll, und thut was er nicht will. Sonach entsteht die Aufgabe zu untersuchen, eingehend in die eigne und in die Erinnerung der Menschheit, wie diese Wirklichkeit geworden sei, indem statt der Entwicklung irgendeine Verstörung eingetreten ist, und wie wir die Religion in den Tiefen der menschlichen Natur aufzusuchen hatten, so auch ihr Gegentheil, die Sünde, in einer dunklen Tiefe. Dadurch daß wir uns der Bedingungen bewußt werden, unter denen das religiöse Leben zur Wirklichkeit wird, hinzutretend zu seiner Geburtsstunde werden wir auch erkennen, wie das Ideal zur Wirklichkeit entartet.

§. 55. Freiheit und Willkür.

Freiheit ist die Kraft, durch welche ein persönliches Wesen den Grund seiner selbst in sich enthält. Da doch die beschränkte Freiheit nach ihrem Ursprunge den Grund ihrer selbst nicht in sich enthält, wird sie nur dadurch vermittelt, daß in einer Persönlichkeit zwei verschiedne Bestrebungen aus einander gehn, um durch die Wahl zwischen beiden den Grund derjenigen in sich zu enthalten, welche sie erwählt, d. h. die menschliche Freiheit ist nur durch die Willkür möglich.

Beide sind uns so eng verbunden, daß obenhin betrachtet man geneigt ist zu meinen, daß unsre Freiheit bloß in der Willkür bestehe, überhaupt Freiheit ohne Willkür unmöglich sei. Beides ist unwahr.

Willkür ist die Kür des Willens, die Wahl zwischen Entgegengesetztem, der Herkules am Scheidewege. Ein gewisses Subject, das man gemeinlich zwischen zwei Heubündeln denkt, wird nicht lange sinnend zwischen beiden stehn, sondern sich dem einen oder andern zuwenden. Das ist seine Willkür, die aber nichts mit der Freiheit zu schaffen hat, das vorhergehende Sinnen der Unentschlossenheit war nur Unklarheit über den Beweggrund. Alle höheren Thierarten haben willkürliche Bewegung, ihre Füße werden durch etwas Geistiges gelenkt; hier ist Willkür ohne Freiheit. Aber die Freiheit ist auch denkbar ohne Willkür. Denken wir ein unbedingt vollkommnes Wesen, das seinen Grund in nichts anderm hat, vielmehr Alles was es ist durch sich selber ist, dieses ist unverkennbar frei. Als das an sich Vollkommne kann es auch nichts andres sein als es ist, denn dieses Andre wäre mehr oder minder voll-

kommen, beides ist durch die unbedingte Vollkommenheit ausgeschlossen. Diesem Wesen also käme Freiheit zu, ja die höchste Freiheit ohne Willkür.

Anders dagegen ein Wesen von beschränkter Freiheit. Gesetzt wir wären geschaffen in vollkommner Heiligkeit, könnten auch gar nicht anders sein als heilig, so fühlt man wohl den innern Widerspruch, daß solche nothwendige Heiligkeit nur wie ein Naturproduct zu achten sei. Wer im Schweiße seines Angesichts irgendeine beschränkte Rechtschaffenheit erworben hat, würde uns sittlich höher stehn als solche Heilige nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gottes Gewalt, denn das Geschöpf trüge in diesem Falle den Grund seiner Heiligkeit nicht in ihm selbst, sondern entfaltete nur in stiller Nothwendigkeit eine Kraft und Blüthe wie Pflanze und Thier. Sind dagegen in dem Geschöpf verschiedne, ja entgegengesetzte Bestrebungen, die sich als Gesetze geltend machen, und vermöchte seine Willkür zwischen ihnen zu entscheiden, so daß sie das Eine annähme, das Andre verwürfe: so wäre das Angenommene gleich dem Selbstgegebenen, und das Geschöpf wäre hinsichtlich des Lebens nach diesem Gesetze Grund seiner selbst, also frei.

Man hat in verneinender Absicht die Frage aufgeworfen: „wie kann ein Wesen, welches nicht durch sich selbst existirt, dennoch durch sich selbst handeln?" Wir antworten: durch seine Wahlfreiheit. Denn auch hier gilt, was von der Verfassungsfrage eines freien Volks behauptet wird: „niemand kann mit Nachdruck Ja sagen, der nicht auch Nein sagen könnte." Das liegt nicht im Wesen der Freiheit, daß sie zweischneidig sei: aber im Wesen aller geschaffnen Freiheit.

§. 56. Gottesliebe und Selbstsucht.

Im Menschen besteht die Willkür darin, daß er sein Streben entweder auf das Unendliche richten oder in sich selbst es zurückziehn kann, beide nach ihrer vollen Entschiedenheit als Gottesliebe und als Selbstsucht. Nicht als sei dies gänzlich in seine Willkür gestellt, vielmehr auf der einen Seite steht die Pflicht als mahnendes Gewissen, auf der andern Seite die Lust; jene erfüllend zeigt sich die Macht, dieser nachgebend die Ohnmacht menschlicher Freiheit, aber das Eine wie das Andre ist seine Wahl. Die Gottesliebe ist das hohe Leben des Geistes selbst. Die Selbstsucht wird im irdischen Dasein zunächst durch die Sinnlichkeit

vermittelt als Gesammtheit der in der Leiblichkeit enthaltenen Kräfte, die nicht nach dem Unendlichen streben. Doch ist sie nur die zufällige Form unsrer Beschränktheit, denn wie im Alter schon eine andre als in der Jugend, so ist nicht einzusehn, warum der Mensch wesentlich ein anderer wäre, wenn die Sinnlichkeit ihm ganz abhanden käme; die Beschränktheit und irgendein Gegensatz würde doch bleiben, nur in anderer Art; dazu gibt es ein Gelüsten nicht bloß des Fleisches, sondern auch des Geistes.

Die Sinnlichkeit als ein Kind des großen Naturlebens ist ein Geschöpf Gottes, an sich so berechtigt als der Geist, auch durch ihr Verwachsensein mit demselben nicht unebenbürtig geworden, vielmehr die Bedingung seines Frei- und Geist werdens. Anklage und Unterdrückung der Sinnlichkeit sind krankhafte Regungen, das irdische Leben ruht auf ihr als auf seinem naturgemäßen, wenn auch etwas schwankhaften Boden.

Das rechte Verhältniß des Geistes zur Sinnlichkeit ist, daß er ihr Bedürfniß anerkenne, soweit es vereinbar ist mit seinem Gesetze, sie sein Gesetz unbedingt. Ihr Bedürfniß ist, alles auf die in ihr gegründete Persönlichkeit zu beziehn und in diesem Selbstgefühl höchsten Genuß zu suchen. Das Gesetz des Geistes ist, überall göttliches Leben zu achten und zu fördern, und unbefriedigt mit sich selbst Alles auf die Gottheit zu beziehn. Sie mögen befreundet mit einander haushalten, bis irgendeinmal das Gesetz des Geistes fordert, daß Abraham seinen Knaben, die Decier ihr Leben opfern. In jener verschiednen Richtung ist sonach ein Gegensatz enthalten, in ihm die Willkür. Der Geist ist sich bewußt, daß sein Gesetz herrschen soll. Die Sinnlichkeit erkennt dies im allgemeinen an, sucht sich aber ihm zu entziehn, so oft es ihrer Neigung widerspricht. Sonach ist die Freiheit bedingt durch die Willkür, die Willkür durch die Möglichkeit statt der Gottesliebe die Selbstsucht herrschen zu lassen.

§. 57. Die Kindheit.

Das religiöse Leben hebt an mit der bloßen Kraft zu sein, und zwar dadurch, daß die Willkür einen der beiden Gegensätze als das herrschende Gesetz des Lebens erwählt. Da die Religion nicht ohne Freiheit, geschöpfliche Freiheit nicht ohne Willkür, diese nicht ohne Ge-

gensatz möglich ist, so wird die Religion erst durch das Hervortreten des Gegensatzes etwas Wirkliches. Gegensätze entstehn nicht ohne eine Einheit, denn nur dadurch werden sie Gegensätze, daß sie einig in einer Beziehung, in der andern entgegengesetzt sind. Diese Einheit ist die menschliche Persönlichkeit, und in ihr findet sich ein Zustand, in welchem der Gegensatz noch unentwickelt lag, alles noch göttlicher Abkunft ohne Selbstbewußtsein, ohne Freiheit. Das ist die Kindheit, ein Tag der Unschuld, zwar ohne Würde, weil ohne Freiheit, aber schön im Anblicke, weil sie noch ruht im Mutterschoße der Natur, zukunftvoll wie ein Königskind in der Wiege. Die Kindheit endet ihrem Begriffe nach, wenn der Gegensatz fühlbar wird, in dem der Wunsch sich erhebt wider das Gesetz. Jetzt muß es sich entscheiden für die Gottesliebe oder für die Selbstsucht, und hiermit, wie auch die Entscheidung falle, tritt das Bewußtsein des Gegensatzes bestimmt hervor als Unterscheidung zwischen gut und bös. In solcher Weise sind wir alle aus dem Traume der Kindheit aufgeschreckt worden, nur kann sich wohl niemand dieses Moments erinnern, weil im Reiche des Geistes wie der Natur alles Lebendige allmälig und unmerklich heranwächst; man hört den Geist so wenig wachsen als das Gras. Auch ist die Entscheidung nur begriffsmäßig so entscheidend aufgefaßt worden: in der Wirklichkeit eines persönlichen Lebens geht noch lange, vielleicht immer beides mannichfach gemischt mit einander, Gutes und Böses. Auch zeigen sich schon in der Bewußtlosigkeit des Kindes Neigungen, die dem spätern Bewußtsein als Untugenden erscheinen. Ein Kind vergnügt sich an einem Käfer, den es an einem Faden zu Tode martert. Augustin will einen Säugling gesehn haben, der mit bleichem Neid auf den Milchbruder blickte, dem die für beide volle Brust der gemeinsamen Ernährerin gereicht wurde. Hier ist so wenig Sünde als bei dem Neide des Hundes, weil das Bewußtsein fehlt, daß es nicht so sein sollte. Aber wenn dies Bewußtsein allmälig aufgeht und doch die Lust oder der Neid in dieser oder anderer Gestalt sich behauptet, kommt es zur Sünde.

§. 58. Die Wirklichkeit der Sünde.

Wenn der Philosophie gelänge zu erweisen, wie die Möglichkeit der Selbstsucht zur Wirklichkeit werden mußte, so hätte sie die Nothwendigkeit derselben dargethan, und hiermit die menschliche Freiheit

verleugnet. Denn die Philosophie kann das aus einem Gesetze des Geistes Erfolgende nur als nothwendig, dasjenige aber, wovon sowohl das Eine als das Andre erfolgen kann, nur als möglich darthun. Sie kann deßhalb, nachdem sie die Möglichkeit des Gegentheils der Gottesliebe erwiesen hat, die Wirklichkeit desselben als eine That der Freiheit nur geschichtlich vorfinden, im eignen Bewußtsein wie in der Geschichte der Menschheit, und hat sich sonach aller Ursprungs-Erweisungen der Sünde zu enthalten, die alle, mit Verkennung ihres geheimnißvollen Ursprungs in dem Abgrunde des menschlichen Gemüths, entweder dieselbe als Naturnothwendigkeit alles Endlichen von Gott ableiten, oder als ein ursprünglich seiendes Böse der Gottheit gegenüber stellen.

§. 59. Allgemeinheit der Sünde.

Das Böse, als eigne That die Sünde, einen Abfall von der Gottesliebe zur Selbstsucht, der nicht sein sollte und nicht sein mußte, hat jeder vom Weibe Geborene nur in ihm selbst anzuerkennen. Ist der Abfall, sei's auch nur in leisen Anfängen vorhanden, so ist seine Anerkennung für die etwa noch vorhandene Religion wesentlich, weil er eine wesentliche Veränderung derselben enthält, und als eine bleibende Bestimmtheit des von ihm ergriffnen Geistes wird die Sünde ein Gegenstand der Philosophie. Nicht so die Allgemeinheit derselben. Zwar ein Versenken des einzelnen denkenden Geistes in den allgemeinen Geist der Menschheit wäre denkbar, aber das fände doch nicht als nothwendig eine sündenbeladne Menschheit. Zwar drängt das Gefühl sich auf und wird ohne alle Injurienklage vernommen: wir sind allzumal Sünder! aber als philosophischer Satz ausgesprochen läge darin die Nothwendigkeit des Abfalls: wir müssen allzumal Sünder sein! was unvereinbar mit der Freiheit grade die Lossprechung von der Sünde als das, was nicht sein sollte, enthielte. Diese Allgemeinheit der Sünde ist daher unbestimmt zu lassen, so gerechter Zweifel sich aufdringen wird, wenn jemand ohne ganz besondere Beweise sich für sündlos erklärte gegenüber dem Bekenntnisse der besten Menschen von ihrer Sündhaftigkeit.

Dieses Bekenntniß kann also mit Bestimmtheit nur von der Selbsterkenntniß ausgehn. Doch in einem religiösen Vereine würden diejenigen, welche sich für sündlos halten, eine durchaus andre Stellung einnehmen und andre Bedürfnisse haben: daher für Alle, welche zur ge-

meinsamen Förderung ihres religiösen Lebens mit uns verbunden sind, die Voraussetzung gilt, daß sie sich als arme Sünder wenigstens irgendeinmal gefühlt haben.

§. 60. Grund dieser Allgemeinheit.

Soweit sich die Störung der Gottesliebe als wirklich vorfindet, hat ihre Allgemeinheit diesen Grund: die Sinnlichkeit bildet sich aus durch die bewußtlos schaffende Kraft, welche die Natur durchströmt: die Bildung des Geistes erfordert unsere Wahl, Entschluß und That. Daher findet er jene schon erstarkt und herrschend, wenn er selbst mit dem Recht und der Kraft zur Herrschaft aus den Träumen der Kindheit erwacht und wie ein mündig gewordner Thronerbe das ihm zukommende Reich einfordert. Die Sinnlichkeit erkennt auch insgemein dieses Recht an, verweigert aber die Auslieferung mit aller Macht eines verjährten Besitzes. Der jugendliche Geist unterwirft sich daher mehr oder minder der herrschenden Sinnlichkeit, wodurch statt der Gottesliebe die Selbstsucht Raum gewinnt; und auch da, wo das Begehren der Sinnlichkeit zurücktritt, hängt sich der Mensch an den Genuß seiner selbst in seiner Macht, seinem Genie, seinem Ruhm, seinem Reichthum, oder wo auch dieses versagt ist, entsteht der Groll und Neid darüber vielleicht bis zur Verzweiflung; Alles das kommt von selbst, während das Leben für allgemeine geistige Güter, wie es die Gottesliebe fordert, nur durch mehr oder weniger energische Thaten der Freiheit besteht. Dies die Geschichte des Menschen und der Menschheit.

Aber nicht die Allgemeinheit der Sünde als eine nothwendige ist hierdurch erwiesen, sondern nur ihr Grund ist nachgewiesen, soweit sie erfahrungsmäßig vorhanden ist. Die Entwicklung der Sinnlichkeit ohne unser Zuthun erklärt, wie in uns und in der Menschheit die Störung der Gottesliebe entstand, sie erweist nicht, daß sie entstehn mußte. Vielmehr in der Unterwerfung des Geistes unter die niedern Mächte verwahrt sich das Bewußtsein, daß es nicht geschehn mußte, durch das vor dem Geschehn warnende Gewissen und durch das nachfolgende Bewußtsein der Schuld, die nie verstummenden Zeugen unsrer Freiheit; selbst wenn es gelingt diese warnenden und strafenden Stimmen eine Zeitlang zu ersticken, bleibt doch das Gefühl eines Vergeblichen und Unheimlichen.

Das Gewissen als das uns innerliche göttliche Gesetz ist wie die Vernunft nicht unfehlbar, vielmehr bildungs- wie verkehrungsfähig, daher in Einzelnen, in Völkern und Zeitaltern verschieden entwickelt: aber nach dem Maße dieser Entwicklung spricht und vollzieht es unerbittlich seine Urtheile an dem Schuldigen und in ihm. So gewiß demnach in uns nicht geschehn mußte, was geschehn ist, so gewiß auch nicht in der Menschheit: aber auf dieselbe Weise, wie es in uns geschah, erkennen wir seinen Ursprung auch im menschlichen Geschlechte.

§. 61. Die Sünde und die Religion.

Die Sünde als Gegensatz der Gottesliebe ist nicht die Vertiefung des Ich in sich selbst, noch die Freude an der Welt, welche in beiden das Göttliche liebt und fördert, sondern das nur auf die eigne Lust hingewandte, von Gott abgewandte, dem vom Gewissen mehr oder minder klar als recht Erkannten entgegengesetzte Wollen. Als eine von der Freiheit ausgehende Störung ist sie genau zu scheiden von derjenigen Beschränktheit, in welcher sich kraft unsrer Abhängigkeit das religiöse Leben nur bedingt und allmälig entwickelt. Wenn die Wallfahrer nach dem heiligen Grabe pilgerten, konnten sie nur langsam und von unumgänglichen Schwierigkeiten des Wegs aufgehalten ihre Straße ziehn: so zieht der Mensch nach seinem Grabe und heiligen Lande unter nothwendigen Bedingungen seiner Beschränktheit. Einige aber im Mittelalter thaten das Gelübde, wenn sie drei Schritte vorwärts gethan, zwei wieder rückwärts zu thun: diesen willkürlichen Rückschritten, natürlich abgesehn vom Beweggrunde, vergleichen wir die Sünde. Ist auch als Ereigniß in der Weltgeschichte auf sie gerechnet, so ist sie doch für den Einzelnen ursprünglich nur als seine eigne That, und erst aus freigewordnen sündhaften Zuständen geht sie fast unfreiwillig hervor. Die Schuld liegt dann in der einstmaligen noch freien Begründung solcher Zustände, soweit das Individuum daran theilhat, und das Gewissen, wiefern nicht krankhaft aufgeregt, erkennt die Schuld nur in diesem freien Zuthun. Was wahrhaft menschliche Schwachheit ist, also nicht in der Vergangenheit verschuldete Kraftlosigkeit, noch leichtsinniger Irrthum, sondern nothwendiger Mangel der menschlichen Natur, davon reden wir nicht, wenn wir von der Sünde reden, sondern von etwas in freier Zustimmung Geschehnen oder Nichtgeschehnen.

Als Verneinung der Religion ist die Sünde am Urleben des Geistes selbst, kann also, obwohl immer durch den Willen getragen, an sämmtlichen Geisteskräften zur Erscheinung kommen. Es gibt Sünden der Erkenntniß, wer aus Vorurtheil, Furcht oder Bequemlichkeit Irrthum verbreitet oder in ihm selbst begünstigt; Sünden des Gefühls, wer, statt es dem Unendlichen zu eröffnen, alles Schöne und Große, das er erreichen könnte, mitfühlend in sich aufzunehmen, es zusammenzieht in die enge Selbstheit und verkümmern läßt in Eitelkeit und schnöder Lust.

Nichts Ursprüngliches, noch Geschaffnes ist die Sünde, sondern das Princip das verneint. Als bloße Verstörung der Religion hat sie kein selbständiges Dasein, sie ist an und wegen der Gottesliebe, denn diese könnte nicht sein ohne die Freiheit, diese nicht ohne die Möglichkeit des Bösen. Aber als Verneinung und Verkehrung eines unendlichen Strebens kann sie eine zerstörende Macht in's Unendliche fortschreiten. Ihre Vollendung würde sein nach gänzlich aufgezehrter Kraft der Gottesliebe der unbedingte Haß des Göttlichen, in welchem sie sich selbst vernichten müßte, wie die Wucherpflanze, nachdem sie das Mark des Baumes ausgesogen hat, mit demselben abstirbt.

§. 62. Die Sündhaftigkeit.

Das sind nicht bloß einzelne Thaten der Vergangenheit, in denen wir die Sünde erkennen, vielmehr in der ganzen Folgenreihe unsers Lebens, seit wir uns als Freie wissen. In dieser Vergangenheit mögen Tugenden sein, verborgne oder gefeierte, aber wollte man sie untersuchen bis auf ihren innersten Grund, so wäre vielleicht keine, an der sich nicht etwas fände von einem glänzenden Laster. Mehr sträubt sich unser Gefühl vor der Anerkennung, daß auch der gegenwärtige Moment nicht ohne Sünde sei. Aber sei er noch so gleichgültig, oder noch so voll hoher Gesinnung, wer möchte behaupten, daß er so voll von Liebe und Leben, wie er sein könnte, wenn ein unverrücktes Streben nach dem Guten ihm vorangegangen wäre! Seltsam erscheint, daß wir nicht einmal eine von der Sünde völlig losgesprochne Zukunft erwarten, und zwar nicht deßhalb, weil etwa die Erfahrung so oft erwiesen hat, daß der Heiligenschein, mit welchem ein begeisterter Entschluß unsre Zukunft umgab, immer von neuem erlosch, denn die Freiheit könnte auch gegen

alle Erfahrung den Glauben an den Sieg unsers Entschlusses verbürgen: sondern jenes gleichmäßige Bewußtsein in den drei Formen der Zeit ist die nothwendige Folge des höhern Bewußtseins, nach welchem der Mensch sein volles Selbst nicht anerkennt in irgendeinem Bruchstücke der Zeit, sondern erst in der ganzen Entwicklungsreihe seines Daseins.

Diese geistige Anschauung ist erhaben über die Schranken unsers sinnlichen Gesichtskreises, doch kündigt sich ihr Recht schon in gemeiner Erfahrung an. Denn in welcher Zeit besteht eigentlich mein Leben, wenn nicht in der Gesammtheit aller Zeit, die es ausfüllt. Am wenigsten wohl in der Vergangenheit, denn nach der sinnlichen Anschauung ist sie nicht mehr, sonach auch ich nicht in ihr. Die Zukunft ist noch nicht, soviel daher auch der Mensch mit seinen Wünschen in ihr lebt, und dieses oft der schönste Theil des Lebens ist, kann sie doch nur insofern ein Leben genannt werden, als sie zur Gegenwart wird und in dieser von der Hoffnung angeschaut. Also in der Gegenwart versammelt sich alles Leben, der Augenblick ist der große Herrscher. Aber wie lange dauert die Gegenwart? und was wäre dies Leben ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, ohne Erinnerung und ohne Hoffnung, immer nur ein Moment, die einsame Klippe, zwischen Abgründen rechts und links hinausgähnend in das Meer des Nichtseins. Wäre dem nicht so, wie möchte Reue oder Furcht auf unsrer Gegenwart lasten! Furcht vor etwas Künftigem, Reue wegen etwas Vergangnen, und vergebens erwehrt sich auch der sinnliche Mensch der Geister, die aus den Abgründen der Zeit aufsteigend ihm den heitern Blick des Moments verhüllen. Wennschon der rechte Mann vor gewissen Dingen sich nie fürchtet, so verdüstert doch die Furcht vor der drohenden Zukunft etwa eines geliebten Wesens unabwendbar auch den sonst glücklichen Tag, und wie Mancher gäbe nicht reuig die Hälfte seines Lebens darum, wenn er eine schwarze That aus seiner Vergangenheit streichen könnte! Das sind bloß vereinzelte Erscheinungen davon, daß der Geist wahrhaft nur ist in der Gesammtheit seines vergangnen wie seines künftigen Lebens als in steter Jugend und Gegenwart. Was er gewesen ist, sei auch die Erinnerung des Einzelnen verloschen, trägt er als Resultat in sich, die Zukunft als Kraft dessen was er sein wird; in allen Formen der Zeit ist er derselbe und nur in allen er selbst.

Im Gegensatze davon macht sich eine kleinliche Ansicht bemerkbar, welche mit Hochmuth auf die eigne Vergangenheit blickt, als ob diese nicht der Weg zur Gegenwart gewesen wäre, und jenen Verächtern ihrer Vergangenheit nicht geweißagt werden könnte, falls ihnen irgend noch Gutes zu weißagen ist, nehmlich eine fortschreitende Entwicklung, daß sie bald auf das, worauf sie jetzt stolz sind, mit demselben Mitleid herabsehn und so stets fragmentarisch sich immerfort verachten werden, ihnen unbemerkt und ungenutzt. Wir aber gedenken zu sein was wir gewesen sind und sein werden, unser dessen Erwerb, unser dessen Schuld, und nur in diesem Bewußtsein rettet der Mensch sich selbst aus der wechselnden Zeit und ihrer Vernichtung.

§. 63. Begründung des dogmatischen Supernaturalismus.

Dieses ganze menschliche Dasein ist sonach der Sünde verfallen. Die Religion hinsichtlich der Freiheit entsteht, indem wir die von uns selbst erstrebte, uns unerreichbare Vollendung in Gott lieben, woraus hinsichtlich der Abhängigkeit das Vertraun auf eine gleiche Liebe Gottes zu uns hervorgeht. Sobald der Mensch jenes Streben durch die Sünde aufgibt, hört auch der Grund seiner Liebe zu Gott auf und eitel ist das Bekenntniß derselben, wenn sie geleugnet wird durch die That, die Sünde. Wer den Unendlichen zu lieben vorgibt und liebt nicht das Unendliche, sondern verwirft es durch die Sünde, belügt sich selbst. Er wird daher entweder die Gottheit in das Unvollkommne herabziehn und als Genossen der Sünde mit sich ausgleichen, oder, wenn sein Geist gebildet genug ist, um das Verkehrte dieses Unternehmens einzusehn, somit das Ideal seiner Bestimmung und die Idee der Gottheit zu erkennen: so muß er sich durch die Sünde von Gott abgefallen und geschieden fühlen. Da nun das Vertraun bloß aus der Liebe hervorging, so wird bei dem thatsächlich erwiesnen Gegentheil derselben an ihre Stelle die Furcht vor Gott treten, die nicht fromme Gottesfurcht ist, vielmehr fortschreiten kann bis zur Feindschaft wider Gott. Solches Zerfallensein mit Gott durch die Sünde könnte aufhören durch Sündenvergebung. Dazu würde zweierlei gehören, das Erste die Bedingung des Zweiten: der Mensch müßte sich von der Sünde freimachen und die seiner Natur mögliche Vollendung erreichen; das Zweite: die Gottheit müßte ihn gewiß machen, daß sein Verhältniß zu ihr nicht

unwiederbringlich zerstört sei. Allein der Mensch kann mit all' seiner Reue das Erste nur unvollständig erfüllen, da er weder das Geschehene ungeschehn machen, noch ebendeßhalb auch nur von der Hoffnung seiner Zukunft die Sünde völlig ausschließen kann. Hinsichtlich des Zweiten, wiefern wir von Gott nur durch uns selbst wissen, wäre der Glaube, daß Gott Sünden vergebe, eins damit, daß wir selbst sie uns vergeben. Können wir das, so ist die Unbedingtheit des Sittengesetzes gebrochen, denn was wir nach dem Vergehn unter gewissen Bedingungen uns vergeben, das können wir auch vor demselben uns vergeben, sei's immer im Hinblick auf den künftigen gebesserten Menschen; und in diesem Ablaßkram des Menschen mit sich selbst würde die letzte Würde seines sittlichen Lebens untergehn.

Alles wahre Leben und alle Seligkeit geht aus von der Liebe Gottes, die Störung derselben wird daher eine fortwährende Unseligkeit mit sich bringen, wenn auch diese durch den Reichthum des sinnlichen Daseins, durch Trugschlüsse der Philosophie, oder von wirklicher Geistesgröße als etwas Unabänderliches getragen, in einzelnen Menschen und Zeiten weniger zur Erscheinung kommt. Ein solcher Zustand wird aber nicht dadurch aufgehoben, daß der Mensch sein sittlich religiöses Leben zu erneuen ringt, vielmehr je klarer ihm durch dieses Streben das auf immer verlorne Ideal seines Lebens vorschwebt, und je klarer hierdurch die unendliche Vollkommenheit Gottes vor sein Bewußtsein tritt, desto schmerzlicher wird er seiner Entfremdung von Gott bewußt, und sein Zerfallen mit sich selbst erscheint ihm nothwendig als ein Zerfallen mit Gott. So die Erfahrung ernstgesinnter Menschen: bevor sie in Christus die Versöhnung fanden, ängstigen sie sich um die Gnade Gottes, und Luther in allen Entsagungen seines Klosterlebens will schier verzweifeln, bis ihm das rettende Evangelium zugerufen wurde, eine Sündenvergebung, die nicht der Sünder über sich selber spricht.

Der beßre Mensch fühlt nur das Unselige seines Abfalls lebhafter, daher auch die Sehnsucht nach einer Wiederherstellung von Gott aus. Das ist die allein mögliche Frömmigkeit im Reiche der Sünde, das Lieben-Wollen und nicht Können. Aber die Sehnsucht wird zur Weißagung auf die Religion der Versöhnung. Es gibt daher eine natürliche Religion, aber sie führt nur zum Bewußtsein unsrer Unseligkeit,

zu dem Gefühl, das Paulus eine göttliche Traurigkeit nennt,*) denn die Trümmer des göttlichen Lebens in der Sündhaftigkeit ist die kühne unbedingte Verwerfung seiner selbst und der ächte Philosoph wird zum Propheten auf den Erlöser.

§. 64. Nationaler Gegensatz.

Wie unermeßlich auch das Elend durch die Sünde, ist die relative Freiheit, daher auch die Anlage zur Liebe des Unendlichen das Wesen des Menschen, so würde das Wesen der Menschheit zerstört sein durch den Verlust dieser Anlage. Könnte unsre Freiheit verloren gehn, so wäre sie nie eine nach dem Unendlichen strebende, daher in dieser Hinsicht selbst unendliche Kraft gewesen, denn sie hätte ursprünglich diese unbedingte Schranke in sich gehabt, daß sie aufhörte zu sein, sobald sie irgendeinmal eine Möglichkeit verwirklicht hätte, ohne welche sie selbst nicht sein könnte. Geschwächt kann die Freiheit werden nach einem Naturgesetze durch die Macht der Gewohnheit, nie vernichtet als mit dem Geiste selbst, oder für das Individuum in krankhaften singulären Zuständen, in denen auch andre Geisteskräfte sich verbergen, nimmer in der Menschheit. Da sonach die Freiheit das Streben nach dem Göttlichen allezeit wieder anzuheben vermag, so entsteht und bleibt mit diesem Streben auch eine ihm entsprechende Liebe zu Gott, denn nicht bloß ist sie das Ergebniß desselben auf seiner äußersten Höhe, sondern auf allen Stufen des Strebens vorhanden und mit ihm eins, wie Sittlichkeit und Frömmigkeit nur die verschiednen Richtungen derselben Gesinnung sind. Soweit daher in ihm die Sünde herrscht, muß der Mensch sich getrennt achten von der Gottheit: soweit aber das göttliche Leben in ihm selbst, obwohl nicht unberührt von der Sünde, Kraft gewinnt, fühlt er sich liebend oder doch liebenwollend verbunden mit Gott. Daher auch fortwährend sein Vertraun zu Gott auf dieser Liebe ruht. Hinsichtlich der Sünde bleibt die Scheu vor der Heiligkeit Gottes, aber die wachsende Liebe vermag die Furcht zu überwinden, so daß der aus der Sündhaftigkeit zur Sittlichkeit strebende Mensch die göttliche Gnade zwar nicht irgendwie zu verdienen meint, aber sich unbedingt und vertrauend ihr ergibt.

---

*) 2 Kor. 7, 10.

Das Gewissen gebietet unbedingt das Gute und verwirft unbedingt das Böse, diese unbedingte Feststellung des Sittengesetzes ist das Erste, sollte auch die Menschheit darüber zu Grunde gehn; ich muß dieses Gesetz in mir achten bei Strafe der Selbstverachtung, des moralischen Todes. Es gibt keine Sündenvergebung, wiefern es die Erklärung wäre, daß irgendeine Übertretung des göttlichen Gesetzes gerechtfertigt oder auch nur als solche entschuldigt sei: aber sobald dasselbe als höchstes Gesetz des menschlichen Lebens anerkannt wird, gewährt es dem Menschen als ungesuchten Lohn Achtung vor sich selbst, wie mächtig auch die Sünde geherrscht habe in seinem vergangnen und noch kämpfe in seinem gegenwärtigen Dasein. Zwar ist Vergangenheit und Zukunft eins vor dem höhern Selbstbewußtsein, aber ebendeßhalb erscheint dem besser Gewordnen, ja Wiedergebornen, seine vormalige Bahn im Dienste der Sünde nur als ein Irr- und Umweg zum bessern Leben. Die vollbrachte Sünde kann nie zurückgenommen werden, Paulus fühlt sich noch immer als der den Herrn einst verfolgt hat, aber die der Sünde verfallnen Zustände werden durch die Reue mit den Zuständen des siegenden höhern Lebens ausgeglichen, und gerade jene schmerzensvolle Erinnerung vertiefte die Frömmigkeit des Paulus zu ihrem eigenthümlichen heroischen Charakter. Das göttliche Verwerfungsurtheil über die Sünde ist unabänderlich, aber der sündhafte Mensch, in welchem der Geist obsiegt, gewinnt mit der Achtung vor sich selbst, oder auch nur mit der Sehnsucht nach Gott den Glauben, daß die göttliche Barmherzigkeit ihn nicht verwerfe. Das ist das naturgemäße Bewußtsein des Menschen, auch des Zöllners, der noch mit der Sünde ringt und an seine Brust schlägt. Es gibt kein Anrecht, kein Verdienst des Geschöpfes vor seinem Schöpfer, des Sünders vor seinem Richter: aber ein frommes Vertraun auf seine Gnade, und jeder verlorne heimkehrende Sohn hofft auf offne Vaterarme.

Kein Ideal ist auf immer verloren, wo die Freiheit noch ungebrochen ist ihm nachzustreben. Zwar sieht man Unglückselige, die durch Schwächung, Entartung und Verzweiflung an sich selbst ganz unfähig erscheinen zu einer sittlichen Erhebung. Das scheint doch nur so. Ist die Freiheit unzerstörbar, so bedarf es nur der rechten Stimme sie zu wecken, sie kann sich erheben. Wo sie das nicht mehr kann, da ist's die vorgedachte leibliche Unmöglichkeit, wer etwa gerade durch die

Sünde im Wahnsinn sich selbst verloren hat. Über solche Unselige würde doch auch das supernaturalistische Evangelium keine Macht haben, für sie bleibt nur die Hoffnung auf das Geheimniß eines andern Daseins. Aber gesetzt auch man müßte verzweifeln an Einigen, die von Sünde zu Sünde fortgetrieben alle Macht über sich verloren haben, so doch nicht an Allen: also übt die Sünde an sich nicht diese unwiederbringlich durch die eigne Kraft der Menschheit von Gott losreißende Macht.

Der tiefere Schmerz edlerer Charaktere auch über scheinbar leichte Vergehn ruht auf den höhern Forderungen, welche sie an sich zu stellen gewohnt und verpflichtet sind. Auch für Luther hätte das Wort aus dem ehrwürdigen Munde altkirchlicher Überlieferung, „ich glaube eine Vergebung der Sünden," nicht diese erlösende Bedeutung geübt, wenn nicht zur rechten Stunde vernommen etwas in seinem Herzen dem beistimmte.

Von Seiten Gottes aber, seine absolute Vollkommenheit besteht nicht allein in der unbedingten Verwerfung der Sünde, sondern auch in der unendlichen Barmherzigkeit über sein gefallnes, aufstrebendes Geschlecht. Wir können ihn nur denken als die Vollkommenheit alles dessen, darnach der Mensch immer nur strebt. Was also im Menschen das wahrhaft Sittliche, ist es auch in Gott. Was nun ist sittlicher, menschlicher: jener Hausvater im Evangelium, wenn er dem verlornen Sohne geantwortet hätte: „ich kann dir nicht verzeihn, meine Gerechtigkeit erlaubt das nicht, bevor nicht auf andre Weise derselben genügt wird, etwa durch deinen zu Hause gebliebnen Bruder," oder der da sprach: „mein Sohn war gestorben, er ist wieder lebendig geworden!"

Der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes kann daher als eine unverlierbare Religion auch im tiefsten Elende der Sünde erweckt werden und den Muth zur Erhebung aus demselben schaffen. Die Erkenntniß der Sünde und des Sündenelends ist auch hier eine Bedingung der Religion, die für ein sündhaftes Geschlecht, obwohl in eigner Kraft, doch zunächst nur Bekehrung und Versöhnung sein kann; nach dem Spruche des Angelus Silesius:

> Willst du die Höllenfahrt in's eigne Herz nicht wagen,
> Wird dich kein Himmelsflug an's Herz der Gottheit tragen.

Aber nicht minder berechtigt ist das Wort unsers Dichters:

Nim die Gottheit auf in deinen Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Kraft gottverliehner Freiheit steht es bei uns ihren Willen als unser eignes Gesetz in uns aufzunehmen und seiner Erfüllung nachzustreben. Sonach ist das rationale Princip für die Glaubenslehre berechtigt: der religiöse Geist in seiner Bestimmung zur Gottesliebe gestört durch die Sünde, aber kraft seiner Freiheit gegen dieselbe ankämpfend, findet das Evangelium der Barmherzigkeit Gottes als Bestandtheil der Religion in der eignen Brust.

§. 65. Entscheidung.

Der dogmatische Supernaturalismus ist berechtigt gegen die leichtfertige Ansicht, welche die Sünde für einen natürlichen oder gar nothwendigen Durchgangspunkt zur Rechtschaffenheit achtet, und verkennt, daß die Sünde nach dem Gesetze jeder geübten Kraft eine Gewohnheit und unermeßliche Macht wird im Leben des Einzelnen wie der Menschheit. Sein Theil an der Wahrheit ist daher einerseits das tiefe Gefühl von der Unnatur und Furchtbarkeit der Sünde, andererseits die Verzichtleistung auf alles eigne Verdienst, um allein von Gottes Gnaden zu leben. Er geht aus von wahrhaft religiösen Gefühlen, aber excentrisch aufgefaßt. So auch seine Weltanschauung: ein Reich der Natur und ein Reich der Gnade in strenger Scheidung, im natürlichen Zustande alle Gottesliebe vernichtet, um ausschließlich zu sein im Wunderlande der Offenbarung. So ist es nicht im Einzelnen, nicht im Ganzen, sondern überall Kampf beider Mächte, des Bösen und des Guten, innerhalb und außerhalb der Christenheit, nur mit dem einen Hauptunterschiede, wo das Sittengesetz, nach seiner religiösen Beziehung die Gottesliebe, als höchstes Gesetz des Lebens anerkannt ist und wo noch nicht. Doch auch dort empört sich noch zuweilen die Selbstsucht, hier sind einzelne Regungen des Gewissens und der Gottesliebe nicht ausgeschlossen, wie es heißt in der Odyssee: „alle Menschen verlangen nach den Göttern;“ und wer möchte behaupten, das alte Griechenland mit seinen mehr als sieben Weisen und seinen schönen Göttergebilden sei gänzlich von Gott verlassen gewesen, da doch der Mensch seine Knie nicht einmal vor einem Götzen gebeugt haben würde, wenn nicht eine unbewußte Sehnsucht nach dem unbekannten Gott in ihm war. Welches

Herz wäre so verworfen, daß es nie, wenn nicht liebevoll, doch angstvoll zu Gott sich gewendet, oder wenn es den nicht kannte und nicht glaubte, nie von den Schmerzen der Reue, vom Gefühl der Vergeblichkeit seines Daseins angefallen worden wäre! Das ist schon der Anfang jener göttlichen Traurigkeit, die zum Heile führt. Nur der Wunsch Gott oder göttliche Dinge lieben zu können, ist schon die Liebe in ihrem Keime. Nicht Teufel noch Heilige erfüllen die Erde, sondern Menschen, fallend, sich erhebend, weder von Gott, noch von der Liebe Gottes verlassen, obwohl oft von beiden lassend. So die Wirklichkeit, so die Weltanschauung des rationalen Princips, mit welchem als gleichberechtigt nur jener religiöse Supernaturalismus verbündet ist, der über die natürlichen Mittelursachen hinwegeilend alles Große und Gute, in Freude und Schmerz, unmittelbar aus Gottes Hand empfängt.

Das rationale Verfahren durch die eigne Erkenntnißkraft, wie das Gewissen nicht unfehlbar, hebt an nur als subjective Vernunft: aber in der von ihr selbst gebotnen Aneignung alles dessen was die Menschheit erforscht und erlebt hat. Also nicht eigentlich das Ich ist es in seinem singulären Denken, sondern die Menschheit in ihrer dermaligen und künftigen religiösen Bildung, auf welche sich das rationale Vorgehn stellt. Auch der supernatural Gläubige ist, je ernster er's meint, nicht ohne Zweifel und Glaubenssorgen. Der denkende Mensch kann irren im Vernehmen der Gottesstimme in ihm, aber es ist sein Irrthum, der für eine aufrichtige wahrheitdurstige Vernunft als Ergebniß ihrer dermaligen Bildung eine gewisse Wahrheit hat, während der Aberglaube den fremden und zufälligen Irrthum vergangener Jahrhunderte in sich aufnimt. Daher wird auch jener Irrthum der Vernunft das innere Leben der Frömmigkeit wenig verletzen. Spinoza hat Wahrheiten abgelehnt, die uns als Grundartikel des religiösen Glaubens gelten. Dennoch wer kennt diesen Märtyrer der Vernunft, und achtet die Innigkeit seines religiösen Lebens nicht höher als die Religion eines Mannes, der alle Glaubensartikel einer Kirche, wie sie äußerlich an ihn gebracht sind, für wahr hält, auch nach ihnen lebt als nach äußern Satzungen, ohne daß sie doch als sein eigenstes inneres Leben in ihm wahr und lebendig geworden sind. Ich mag in der Ewigkeit lieber theilhaben an Spinoza und Lessing, als an der Seligkeit ihrer theologischen Widersacher.

Nur die Freiheit vermag die Wunden zu heilen, welche sie geschlagen hat. In der Menschheit ist unzerstörbar das Gesetz, die Kraft zur Überwindung der Sünde und im Glauben an den Sieg auch der Glaube an die Vaterliebe Gottes. Aber mächtig herrscht die Selbstsucht in der Welt, durch eine Kette von Ursachen und Wirkungen aus der Sünde immer die neue Sünde erzeugend und lawinenartig fortrollend, so daß sie einen sittlichen Tod über die Menschheit bringen würde, wenn nicht die Macht des Guten in geschloßner Gemeinschaft, durch welche die Willigkeit des Einzelnen erweckt, das erworbene Gut unter der Mitwelt verbreitet und für die Nachwelt gesichert wird, ihr entgegenträte. Solche Gemeinschaften sind die vor- und nebenchristlichen Religionen, in ihnen allen hat sich Gott mehr oder minder geoffenbart. Aber sie alle tragen schon in ihrem Ursprunge und in ihrer Richtung den Irrthum und die Sünde in sich. Daher der religiöse Geist auf eine Religion weißagen oder der als solche erkannten historischen Religion sich anschließen muß, welche in ihrem Ursprunge und in ihrer Entwicklungsfähigkeit dem Ideale der Religion entspricht. Die Lehre von der Sünde als dem Abfalle von Gott erreicht darin ihren Höhenpunkt, daß sie zur Weißagung wird auf die vollkommne Religion der Versöhnung, der Philosoph zum Propheten auf Christus.

Ist hiernach der Rationalismus in diesem principiellen Sinne vollkommen berechtigt, und würde selbst durch die noch immer mögliche Unfehlbarkeit der H. Schrift nicht rechtlos werden, so hat doch eine Glaubenslehre, welche auf geschichtlichen Grundlagen ruht, den religiösen Supernaturalismus als nothwendige Anschauungsweise in sich trägt, und nicht zunächst in der Vernunft, der Ratio, sondern in der Liebe das Wesen der Religion erkennt, bei aller Entschiedenheit ihres rationalen Verfahrens, keinen Grund, sich nach jenem vieldeutigen Parteinamen zu nennen.

B. Historische Darstellung.

Sündenfall, Erbsünde, Sünde.

§. 66. Hebraismus.

Im zweitältesten Denkmal der hebräischen Urgeschichte*) ist der Abfall des ersten Menschenpaars von der ursprünglichen Unschuld dar-

*) 1 Mos. 2, 17. 3, 1—24.

gestellt als Übertretung des göttlichen Verbots, zu essen vom Baum der Erkenntniß, veranlaßt durch Lüsternheit, das Weib verführt von der Schlange, der Mann durch das Weib. Unmittelbare Folgen sind: Erkenntniß des Guten und Bösen, Verschämtheit unter einander, Scheu vor Gott; durch seinen richterlichen Spruch: Geburtswehen und Dienstbarkeit des Weibes unter dem Mann, Verstoßung aus dem Paradies, dadurch Nothwendigkeit eines thätigen mühseligen Lebens und ein Ende desselben als Auflösung in die mütterliche Erde. Nur die Feindschaft wider die Schlange mit der Verheißung einstmaligen schmerzensvollen Siegs wird als erblich bezeichnet,[a]) allein da auch die andern Übel als allgemein menschliche angeführt werden, so ist auch ihr allgemeiner Ursprung gemeint, ohne doch auszuschließen, daß sie deßhalb über Alle gekommen sind, weil Alle den Sündenfall auf ihre Weise wiederholt haben. Denn die Wehen der Geburt bezeichnen nur die schärfste Spitze des Schmerzes, der ausschließlich auf das Weib gelegt ist; die Dienstbarkeit des Weibes ist ihr gemeinsames Recht im Morgenlande. In Adams Ackerbau ist die Mühseligkeit des männlichen Lebens dargestellt, uns Allen ist es gesagt: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! und wer nicht durch Arbeit sein Leben verdient, ist meist noch schlimmer dran, denn Gott hat auch einen Segen in die Arbeit gelegt.

Fraglich ist nur, ob auch der Tod, mit dem das ganze menschliche Geschlecht ringt, als allgemeine Folge der Sünde angesehn werde? Gott bedroht zuerst die Übertretung mit unverzüglicher Todesstrafe: [b]) „welches Tags du davon issest, wirst du sterben." Aber bei Vollziehung der Strafe wird der Tod in unbestimmte Ferne gerückt.[c]) Ist er also gedacht, erst entstanden durch die Sünde, oder ursprünglich in der menschlichen Natur gelegen? Sie konnten vom Baume des Lebens essen, unter seinem Schatten würden nicht Sterbliche gewohnt haben.[d]) Also der Mensch zwar nicht unsterblich seinem Wesen nach, vielmehr von der Erde genommen wird er zur Erde werden: aber durch ein bestimmtes Nahrungsmittel wär' er vor dem Tode bewahrt worden, dem er sonach durch die Sünde nur mittelbar verfallen ist, wiefern durch ihre Folge den Urältern die Gelegenheit entzogen wurde vom Lebensbaume zu essen.

---

a) 1 Mos. 3, 15. b) 1 Mos. 2, 17. c) 1 Mos. 3, 19. d) 1 Mos. 3, 22.

Hierbei ist unklar, warum sie nicht vorher davon gegessen haben? es war ihnen nicht verboten.

Der Anfang ist eine Kindersünde, Naschhaftigkeit, aber sie eilt fort zur blutigen That, der zweite Sündenfall ist ein Brudermord.[a])

Auch die Erzählung vom Sündenfall scheint nicht in die nationale Erinnerung des hebräischen Volks eingedrungen, in seinen heiligen Büchern wird nirgends darauf hingedeutet, denn wo wir lesen als ein Wort Jehovahs nach Luthers Übersetzung:[b]) „sie übertreten den Bund wie Adam," da lautet der ursprüngliche Sinn: „nach Menschenart" oder „wie eines Menschen Bund," als wär' ich ein Mensch, dessen Bund man so leichthin brechen könnte; und wo es heißt:[c]) „die Tage meines Volkes werden sein wie die Tage eines Baums," da ist nicht der Lebensbaum gemeint, sondern langdauernde Bäume als Bild des hohen Alters.

Ähnliches bieten die Sagen anderer Völker, doch mehr vom Ursprunge des Übels als der Sünde, und so daß mehr oder weniger etwas von Neid und Mitschuld der Götter hineinspielt. Am ähnlichsten die Sage des Parsismus: der böse Geist in Gestalt einer Schlange bringt dem ersten Menschenpaar Früchte, sie erfinden allerlei Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, die sie benutzen ohne dem guten Gott dafür zu danken, wodurch Übel, Sünde, Tod unter ihnen heimisch wird, sie verlieren allmälig hundert Glückseligkeiten bis auf Eine. Hier also geschieht der Sündenfall mehr geistig und allmälig, aber es entsteht nicht das abgeschloßne anschauliche Bild der mosaischen Überlieferung, daher aus dieser ein Ursprung der persischen Sage so wenig wahrscheinlich ist als die umgekehrte Ableitung; eher mögen beide aus einer gemeinsamen Ursage stammen, in der vielleicht auch der Lebensbaum inmitten des Paradieses eine höhere Bedeutung hatte als in der mosaischen Fassung nur als Motiv der Austreibung aus dem Paradies durch die Sorge Jehovahs, daß sich Adam zu seines Gleichen mache.[d])

Durch's A. Testament geht ein tiefes Gefühl allgemeiner Sündhaftigkeit, bald als Bekenntniß, bald als Entschuldigung des Einzelnen, aber nicht als vererbt durch Adams Fall und nicht als eine der eignen That vorausgehende Schuld; auch als angeboren wird die Sünde an-

---

a) 1 Mos. 4, 8. b) Hosea 6, 7. c) Jes. 65, 22. d) 1 Mos. 3, 22.

gesehn, aber die angeborne Sünde ist nicht allgemein und die allgemeine nicht ausnahmslos.

So die Klage Gottes über die allgemeine Schlechtigkeit der Menschen vor der Sinfluth;[a] aber nur als Vorwurf gegen ein einzelnes Zeitalter, denn vorher sind sie besser gewesen und Noahs ganzes Haus wird ausgenommen. Nach der Fluth spricht der Herr:[b] „das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf;" aber er spricht es entschuldigend, wie wir etwa sagen: der Mensch ist schwach, zum Bösen geneigt, laßt uns mild über ihn urtheilen. Ebenso im Weihgebete Salomos:[c] „es ist kein Mensch, der nicht sündigte," als Entschuldigung für das Volk Israel. Oder die Klage des Psalmisten:[d] „alle sind abgewichen, allesamt untüchtig, keiner der Gutes thue, auch nicht Einer." Aber das ist nur der Gottlose der „spricht in seinem Herzen, es ist kein Gott,"[e] im Gegensatze der Gerechten. Von jenem wird gesagt:[f] „die Gottlosen sind verkehrt vom Mutterleibe an, die Lügner irren von Mutterleib an;" also nicht alle Menschen, sondern ausgezeichnet Böse, in dieser volksthümlichen Steigerung, wie wir etwa sagen: ein Kameel von Mutterleib an. Hierdurch erhält auch das Bekenntniß:[g] „siehe ich bin aus sündlichem Samen erzeugt, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen," seinen einfachen Sinn: ich bin von jeher und durchaus ein Sünder gewesen, wie wir sagen: in Armuth oder im Überfluß geboren, ohne damit mehr bezeichnen zu wollen als die ersten Umgebungen der Jugend. Jedenfalls ist dieser Psalm ein ganz individuelles Sündenbekenntniß des Dichters, der nur in hoher Poesie dasselbe ausspricht wie der Zöllner: „Gott sei mir Sünder gnädig!" Daneben entsteht der Schein besonders in Luthers Übersetzung, als werde die Geschlechtsvereinigung an sich als sündhaft angesehn. Doch wäre ein solcher Gedanke in der Zeit des noch unvermischten hebräischen Volksthums unerhört. Wer die Rede beim Worte nehmen wollte, könnte eher denken an einen Ursprung des Dichters aus ungesetzlicher Umarmung, wie etwa die Söhne des Ödipus von sich sagen konnten: aber das paßt am wenigsten auf David als den wahrscheinlichen Dichter dieses hehren Psalms, eher noch für Salomo den Sohn der Bathseba.

---

a) 1 Mos. 6, 3—13. b) 1 Mos. 8, 21. c) 1 Kön. 8, 46. d) Ps. 14, 3. e) Ps. 14, 1. Nach Luther in demselben Sinne: „die Thoren." f) Ps. 58, 4. g) Ps. 51, 7: genauer nur: „in Schuld bin ich geboren."

Die antike classische Literatur enthält ähnliche Bekenntnisse einer gemeinsamen sittlichen Erkrankung: „die Kinder sind von Natur nicht gut; niemand wird ohne Fehle geboren, der ist der beste, der von den wenigsten befallen ist; ich sehe das Beßre, das ich billige, und folge dem Schlechtern." Doch ist dieses weniger ernst und weniger religiös gemeint gegenüber Göttern, von deren Abentheuern der Sterbliche sagen konnte: „Zeus hat das gethan, wie sollte ich Menschlein es nicht thun!"

Doch auch in hebräischer Anschauung wird die Sünde zunächst äußerlich angesehn als Übertretung des von Gott gegebenen Staatsgesetzes, Hochverrath an göttlicher Majestät. Die Strafe trifft den Einzelnen, auch sein ganzes Volk, indem es von Gott verlassen in die Hand der Feinde fällt. Aber ist es durch das Feuer der Trübsal hindurchgegangen, oder hat auch nur Buße und Beßrung gelobt, so wendet sich Gott ihm wieder gnädig zu; da erscheint nichts unwiederbringlich verloren. Der Prediger spricht: „Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viel Künste." [a]) Denn das ist nicht bloß die einstmalige Schöpfung, sondern im entsprechenden Gegensatze dessen, was sie noch immer thun, die fortwährende Schöpfermacht Gottes, aus welcher der Mensch aufrichtig hervorgeht.

Die Sünde wird als seine Schuld aus dem Willen des Einzelnen hergeleitet, so daß sie kraft desselben auch nicht sein könnte, und die sittliche Kraft wird zu ihrer Überwindung vorausgesetzt. Zu Kain, als dessen Gemüth schon ergrimmte, spricht der Herr: [b]) „Wenn du fromm bist, so bist du angenehm, bist du aber nicht fromm, so liegt die Sünde vor der Thür, und nach dir steht ihr Verlangen; du aber herrsche über sie." Mild ist des Richters Ernst über den Brudermörder. Kein Wort, daß etwa seine Nachkommen das Kainszeichen auf der Stirn trügen, sie sind Städtegründer, kunstreiche Männer in Erz, auch Geiger und Pfeifer. Daneben wandelt ein frommes Hirtengeschlecht durch die Jahrhunderte, Abel und Seth waren Gott angenehm, Henoch, weil er ein göttlich Leben führte, nahm ihn Gott hinweg. Als die Rede des scheidenden Gesetzgebers zum Volk Israel wird berichtet: [c]) „Ich habe

---

a) Pred. 7, 30. Künste in der Nebenbedeutung Ränke. b) 1 Mos. 4, 7. c) 5 Mos. 30, 19.

euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, so wähle denn das Leben!"

Diese Anerkennung der menschlichen Wahlfreiheit selbst gegenüber dem Allmächtigen gehört wesentlich zur nationalen Betrachtung der Religion als eines Bundes mit Jehovah; Verträge werden nur unter mehr oder minder frei Berechtigten geschlossen. Bei alledem finden sich im A. Testament und in der Welt des Alterthums Anklänge an den nachmaligen Gedanken der Kirche von einer ererbten, angebornen, alle Freiheit aufhebenden Schuld.

Vorerst die Rede von einer Verstockung durch Gott: das Böse zwar frei erwählt, aber zur Strafe von Gott darin fest gemacht. Anlaß dieser Vorstellung war: das Verharrn im Unrechten, wie die Weigerung Pharaos das hebräische Volk ziehn zu lassen,[a]) die Nichtannahme der Predigt des Jesaia,[b]) was der göttlichen Absicht zu widerstreben schien, soll dargestellt werden als machtlos gegen Gott, vielmehr geordnet im göttlichen Rathschluß und dem göttlichen Zwecke dienstbar. Dieses ist gesteigert so ausgedrückt, als sei es unmittelbar von Gott bewirkt. Die Wahrheit des religiösen Supernaturalismus hat dabei übersehn, daß da Gott selbst als der Urheber von etwas Unrechtem erscheint. So nennt Ödipus seine unglückselige That mehr erlitten als gethan; es ist das tragische Verhängniß der griechischen Sage, das den Einzelnen zur unseligen That unabwendbar forttreibt. Die kirchliche Erbsünde ist eine göttliche Verstockung der ganzen Menschheit.

Sodann die Rechtsansicht des Alterthums, insbesondre des Morgenlands, in welcher die sittliche Selbständigkeit des Individuums noch nicht anerkannt, sondern die ganze Familie, ja ein ganzes Volk als eins angesehn wird, solidarisch verhaftet für die That eines Einzelnen. Im alten Rom, noch in der Kaiserzeit wurden zuweilen sämmtliche Kinder hingerichtet für das Verbrechen oder die Mißfälligkeit des Vaters, dergleichen noch jetzt in China vorkommt. So in Verbindung mit dem Vorigen die tragischen Geschlechter der Lajiden und Atriden, wie es der deutsche Dichter so antik aufgefaßt hat im Liede der Parzen, das sich in Iphigenias Gedächtniß gehängt hat als von der Amme einst ihr vorgesungen:

---

a) 2 Mos. 4, 21. 9, 12. b) Jes. 6, 9 f.

Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern und meiden im Enkel
Die ehemals geliebten still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

Mehr nach der milden Seite das Alttestamentliche: [a]) „Ich der Herr dein Gott bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, die mich hassen: aber thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich liebhaben und meine Gebote halten." So ist das ganze Volk Israel wegen Abraham das Lieblingsvolk. Die Erbsünde würde Adams Schuld rächen bis in's tausendste Glied. Aber dem Princip nach und die es eben trifft, für die ist es gleich, ob bis in's dritte oder in's tausendste Glied.

Gegen dieses Verwachsensein in's Familien- Stamm- und Volksgefühl erhebt sich allmälig das Gefühl der in sich berechtigten Persönlichkeit, das Subject scheidet sich aus der allgemeinen Substanz zunächst protestirend gegen die Ungerechtigkeit der Strafe für das Vergehn eines Andern. Diese merkwürdige Protestation tritt im Bewußtsein einiger Propheten hervor. Ezechiel [b]) geht aus von dem volksthümlichen Sprüchwort: „die Väter haben Herlinge [saure Trauben] gegessen, den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden." Dieses Sprüchwort sei nach göttlichem Befehl abzuthun. Jeder trage seine eigne Schuld und sein eignes Verdienst, „der Vater soll nicht gestraft werden um des Sohnes willen, der Sohn nicht um die Schuld des Vaters." Jeremias hat an dasselbe Wort von den Herlingen angeknüpft und bezeichnet sein Abthun als das Aufgehn einer neuen Zeit, eines neuen Bundes. [c]) In Wahrheit enthält es die Losung einer andern Weltordnung, ein ächtes spät erfülltes Prophetenwort.

§. 67. Judenthum.

Durch die nothgedrungene Verbindung mit den Persern, denen die Mächtigkeit des Bösen sich zu einem bösen Gott ebenbürtig dem guten Gott gestaltet hatte, sowie durch die Sammlung der heiligen Bücher wandte sich das Nachdenken auf die Folgen wie auf den Ursprung der

a) 2 Mos. 20, 5 f. vrgl. Jer. 32, 18. b) Hesek. 18, 2 ff. c) Jerem. 31, 29 f.

Sünde. Jesus Sirach unterschied den historischen Ursprung der Sünde und des Todes durch das Weib [a]) von ihrem moralischen Ursprunge wie sie noch immer geschieht, durch den freien Willen eines jeden. [b])

Das alexandrinische Judenthum scheint auch von der philosophischen Phantasie Platos nicht unberührt, die den Sündenfall, nicht des ersten, sondern aller Menschen in ein vorirdisches Dasein versetzte, aus welchem die durch sündhaftes Gelüst entfiederte Psyche zur Erde herabstürzt; die aber in Sehnsucht nach dem Überirdischen das irdische Dasein durchwandeln, aufblickend wie ein Vogel, der die Federn verloren hat, ihnen wachsen die Schwingen des Genius von neuem, bis die in Liebe Verharrenden sich wiederum aufschwingen; ihr Aufschwingen heißt der Tod.

Im Buche der Weisheit wird der Tod von der Sünde abgeleitet, aber zugleich als Zustand der Unseligkeit betrachtet, so daß der Gerechte nur scheinbar davon berührt wird, denn der Körper liegt als eine Last auf der Seele. [c]) Es gibt von Natur böse Völker unter dem Fluche Gottes, aber auch wohlgeborne Naturen. [d]) Philo betrachtet die Sünde als schon durch die Gesinnung vollzogen, den Sündenfall als Allegorie der Geschlechtsverbindung, indem er schildert, wie das Weib den Mann erblickt, ihr ähnlich von Gestalt, ihn ehrerbietig grüßt, und Sehnsucht beide ergreift gleich dem Zusammenstreben zweier getrennten Theile desselben Leibes. Indem er den Sündenfall schon vorirdisch dachte als ein Verlangen der Psyche nach irdischer Lust, konnte ihm das Ereigniß des Paradieses nur als ein tieferes Versinken in die Sinnlichkeit erscheinen. Das Sündigen angeboren, dennoch der Mensch frei, und ohne diese sittliche Freiheit weder Schuld noch Tugend gedenkbar, ein Kind bis in's siebente Jahr schuldlos, darnach könne nur ein Gott oder göttliche Mensch der Sünde entgehn, aber der Verständige finde die Rückkehr zu einem schuldlosen Leben.

Josephus hat die Erzählung vom Sündenfall mit einigen wunderbaren Zügen vermehrt. Er sah Gutes und Böses in einzelnen Geschlechtern vertheilt durch Abstammung und Nachahmung sich fortpflanzen. Von Rabbinen um die Zeit Jesu wird der Tod als Folge des

---

a) Sir. 25, 24. b) Sir. 15, 14—17. c) Weish. 2, 23 ff. 9, 15. d) Weish. 12, 10. 13, 1. — 8, 19 f.

Sündenfalls angesehn. Aber auch sündlose Menschen wie Abraham, Moses, Aaron, sie sein dennoch gestorben, zu vergleichen dem Sohn den eine gefangne Frau im Gefängniß erzog und starb. Als der König vorüberging, frug der Sohn: warum bin ich gefangen? Der König antwortete: wegen der Sünde deiner Mutter. Die Wahlfreiheit wird stark betont, doch mit der Anerkennung, daß durch die Gewohnheit der Sünde Zustände ihrer Herrschaft begründet werden, anfangs wie ein Spinngewebe wird sie stark wie ein Wagenstrang. Dem ersten Adam als dem Repräsentanten der gefallnen Menschheit wird ein zweiter Adam als Repräsentant gottwohlgefälliger Menschheit gegenübergestellt.

§. 68. Neues Testament.

Christus betrachtet die Sünde als etwas Innerliches, das aus dem Herzen kommt und schon im bösen Gelüste besteht.[a]) Er hat nicht zunächst ein Gebot des Fortschritts erlassen, sondern die erste Hälfte seines Evangeliums lautet: kehret um! bekehret euch! das Evangelium der Buße.[b]) Er bezeichnet die Sinnlichkeit, das Fleisch nur als nichtig und schwach.[c]) Paulus sah im Fleisch eine widerstrebende Macht, aber im Geiste die Kraft und ein Gesetz des Guten.[d]) Während Christus in der Unschuld des Kindes die Reinheit der menschlichen Natur und ein Geburtsrecht auf das Himmelreich anerkannte,[e]) und die schon vorhandene Frömmigkeit als Bedingung seiner Aufnahme betrachtet, den Mangel derselben als Grund seiner Verwerfung,[f]) hat Paulus das Christenthum ausschließlich auf das Gefühl der Sündhaftigkeit gegründet als Erlösung von derselben.[g])

Der Gegensatz des größten Widersachers und des größten Apostels, der sein Leben scharf durchschnitt, erhob sich vor seinem philosophirenden Geiste zur Allgemeinheit des Begriffs als ein Geschick der Menschheit. In der weltgeschichtlichen Anschauung des Römerbriefs hat er dem rabbinischen Gedanken des zweiten Adam den ihm zukommenden Namen Jesus Christus gegeben, beide, Adam und Christus,

---

a) Mt. 15, 18 f. 5, 28. b) Mt. 4, 17. Mk. 1, 15. c) Mt. 26, 41. Joh. 3, 6. d) Gal. 5, 17. Röm. 7, 25. 2, 14. e) Mt. 19, 13. 18, 2—5. Mk. 10, 13—16. f) Joh. 3, 20 f. 5, 42—44. 8, 42—47. g) Gal. 3, 22. Röm. 11, 32.

Anfänger und Gründer einer allgemein menschlichen Genossenschaft.[a]) So zerfällt die Menschheit in zwei Reiche, das des sündigen Lebens gegründet und repräsentirt durch Adam, das des göttlichen Lebens durch Christus. Diese Gleichstellung, auf der alles ruht, ist daher in ihrer vollen Bestimmtheit zu fassen. Wer nun behaupten wollte, daß durch Adams Fall die ganze Menschheit ohne ihr Zuthun in's Verderben gestürzt sei, müßte auch zugeben, daß durch Christi Verdienst ohne weitres die ganze Menschheit wieder gut und beseligt worden sei. Ja dies um so mehr, da der Apostel die Wirksamkeit Christi als die weit mächtigere preist.[b]) Niemand wird eine solche Zauberwirksamkeit des Christenthums als im Sinne des Apostels anerkennen, der vielmehr bedächtig bemerkt: der Tod, auch in seiner höhern Bedeutung die Unseligkeit ist zu allen Menschen durchgedrungen, „dieweil sie alle gesündigt haben." [c]) Also von Adam wie von Christus der geschichtliche Anfang, von jenem des Unheils von diesem des Heils. Seit der ersten Sünde, wo und wie sie auch geschehn, hat sich eine Gemeinschaft und Macht der Sünde begründet, in deren Strudel der Einzelne durch Erziehung, Verführung und selbst durch die Geburt mit wilden Neigungen hineingezogen wird, wie seit Christus und allerdings durch Christus ein Reich des Guten, dessen mächtiger Geist den Einzelnen zu sich heranzieht: aber wie nicht mit der Nothwendigkeit einer Naturwirkung das Heil über Alle gekommen ist, so auch nicht das Unheil, sondern durch eine geschichtliche und freie Gemeinschaft.

Diese Gemeinschaft nennt Paulus im Gegensatze des durch Christus angebrochnen höhern Lebens einen natürlichen Zustand, indem er den Ephesern schreibt[d]) von ihrem vorigen Wandel unter den Lüsten des Fleisches, daß sie damals von Natur, ehe sie Christen wurden, Kinder des göttlichen Zornes waren. Nicht also von einem angebornen natürlichen Verderben, sondern von wirklichem heidnischen Wandel zu Ephesus im Dienste der Naturgöttin ist die Rede, von individuellen Zuständen, in die sich der Apostel, wie Prediger thun, und er nur nach andrer Seite hin vollberechtigt, einbegreift. Doch entspricht es seiner Denkart, daß wir dieses Individuelle zum allgemeinen Sinn erheben,

---

a) Röm. 5, 12—19. b) Röm. 5, 15. c) Röm. 5, 12. d) Ephes. 2, 3. über Luthers falsche Übersetzung der Stelle S. 42.

nur in genau entsprechender Weise: es paßt auf Alle, welche Christen werden, nachdem sie vorher gewandelt haben in den Lüsten des Fleisches und der Unvernunft, und insofern unter dem Zorne Gottes; aber es paßt am wenigsten auf ein Kind, das noch gar nicht gewandelt hat und zur Taufe gebracht wird.

Paulus schildert auch als eigne durchlebte Entwicklungsperiode den innern Kampf zwischen Fleisch und Geist,[a]) daß er das Gute wolle, es aber nicht vollbringe, vielmehr thue was er hasse; eine Thatsache die zu geschehn pflegt, aber nicht geschehn muß. Das ist so wenig eine unbedingte Unfähigkeit zum Guten, als wenn sonst jemand seinen guten Willen beschreibt, der doch nicht zur That geworden ist, also noch kein rechter guter Wille war, bis irgendeine große Mahnung seine schlummernde Kraft weckte, wie der Apostel seiner Schwachheit nur gedenkt, um den Herrn der ihn errettet hat zu verherrlichen. Der endlich in ihm siegende Geist ist doch auch der menschliche Geist, denn der Mensch ist dem Apostel nicht bloß Fleisch, sondern auch ein inwendiger Mensch, der Lust hat an Gottes Gesetz,[b]) er unterscheidet also gleichsam zwei Ichs, doch so daß er nach der Weise der religiösen Anschauung die eigne Kraft des Menschen nicht scheidet von göttlicher Unterstützung, sondern diesen Menschengeist immer zugleich berührt und gestärkt denkt vom göttlichen Geiste.

Sonach nirgends ein angestammtes, allgemeines und nothwendiges Verderben der menschlichen Natur, wohl aber geht durch alle evangelische Verkündigung ein tiefes Gefühl allgemeiner, durch Abstammung und Verführung veranlaßter, kraft eigner Zustimmung durch Sinnlichkeit und Unwissenheit verschuldeter Sünde; Paulus hat dies Bewußtsein nur im Römer- und Galater-Briefe am mächtigsten ausgesprochen, und wohl nie hat ein Sterblicher vor ihm es tiefer empfunden.

Alles Heil wird von Christus abgeleitet, sowohl im unmittelbaren Ausdrucke des christlichen Bewußtseins, als gemäß der Erwägung, daß durch das Gesetz, das mosaische wie das natürliche, wegen seiner Nichterfüllung nur die Unseligkeit komme. Hieraus könnte man schließen: kein Heil und kein religiöses Leben außer durch Christus! denn warum

---

a) Röm. 7, 14—25. b) Röm. 7, 22. 2 Kor. 4, 16.

sonst das Heil bedingen durch den Glauben an eine historische Thatsache, und nicht vielmehr den Sünder verweisen an die eigne sittliche Kraft?

Allein Christus wenigstens erkennt das Religiöse entschieden an als ohne ihn vorhanden, indem es der Weg zu ihm ist. Nach dieser johanneischen Grundvorstellung, die auch zur Bergpredigt, dieser Constitution des Gottesreichs, sehr wohl paßt: wer die Wahrheit liebt, wer auf des Vaters Stimme hört, kommt zu mir! Also Frömmigkeit unabhängig von Christus und nicht bloß als Gefühl der Verworfenheit. Auch diese Frömmigkeit nicht bloß beschränkt auf das alttestamentliche Volk der Offenbarung. Man hat versucht ein fast zufälliges Zeugniß für das sich von selbst Verstehende dadurch zu beseitigen, daß man das Wort des Petrus zu dem römischen Hauptmann: [a]) „in allem Volke wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm," auf das Recht zur rettenden Aufnahme in das Christenthum beschränken wollte. Davon handelte sich's zunächst, immer bleibt doch anerkannt schon an dem heidnischen Mann: Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und Wohlgefallen Gottes daran. Wo diese drei sind, da ist das Heil schon angebrochen, und die Hauptbedingung zur Aufnahme in die Christenheit kann das nicht einmal sein, denn nicht vorzugsweise zu den Gerechten, obwohl auch zu diesen, achtete sich Christus gesandt.[b]) Selbst den, der sich selbst verdammen muß, tröstet der Apostel der Liebe: [c]) „so unser Herz uns verdammt, wissen wir, daß Gott größer ist als unser Herz;" und diese Milde Gottes grade „weil er alles weiß."

Sonach, der Glaube: das Heil, alles Heil kommt durch Christus, ist biblisch; ein mächtiges religiöses Gefühl, ein persönliches freudiges Bewußtsein und die todesmuthige Energie der evangelischen Verkündigung bedingend: aber die Schlußfolge: es ist überhaupt unter keiner Bedingung und zu keiner Zeit religiöses Heil außer durch Christus, diese nicht religiöse, sondern dogmatisch polemische Satzung ist unter den Menschen des N. Testaments nicht zum Bewußtsein gekommen. Diese Schlußfolge enthält die Entscheidung zwischen dem dogmatischen Supernaturalismus und dem rationalen Princip. Hierdurch entsteht das Bedenken, ob nicht auch die christliche Wissenschaft sich der Entscheidung

---

a) AGesch. 10, 35. b) Joh. 1, 47. c) 1 Joh. 3, 20.

enthalten dürfte, da im Urquell des Christenthums hierüber nichts entschieden, also die Fülle christlichen Lebens vorhanden ist, ohne daß an jene Entscheidung auch nur gedacht wurde.

Hierauf ist einzuräumen: das ist nicht nöthig zum christlichen Leben jene Frage auch nur aufzuwerfen, und wie sie auch entschieden werde, das Christenthum ist nicht dadurch gefährdet. Dennoch kann die Beantwortung einer Frage, die wenigstens für die Wissenschaft des christlichen Glaubens von großer Bedeutung ist, nicht mehr zurückgewiesen werden, sobald sie einmal im Bewußtsein eines Zeitalters als drängende Frage hervorgetreten. Auch in apostolischer Zeit, wäre sie aufgeworfen worden, mußte eine Antwort gegeben werden, hätte etwa Gamaliel zu den Aposteln, oder Seneca zu Paulus gesagt: „Es ist wahr, durch mein Verdienst kann und will ich nicht selig werden, nicht durch meine Abstammung von Abraham, nicht durch meinen Stoicismus: aber wenn ich meine Sünden bereue und mich redlich zu bessern bestrebe nach der Kraft, die der gütige Gott mir verliehn hat, kann ich nicht auch ohne euern Messias der Gnade Gottes gewiß werden? Euer Jesus ist meines Wissens ein rechtschaffner und sehr frommer Mann gewesen, und ihr thut wohl daran seinem Beispiel zu folgen: aber warum soll ich nicht auch im Glauben meiner Väter das Heil erlangen können!“ Ich kann nicht sagen, wie die Antwort gelautet haben würde, vielleicht etwas verschieden je nach individueller Verschiedenheit. Als die alte Mutter ihrem Philippus klagte, sie könne sich nicht in den neuen Glauben finden, tröstete sie Melanchthon: sie möge sich's nicht anfechten lassen und getrost in dem alten Glauben sterben, wenn der neue sie nur verwirre. Luther sprach am Tage nach Verbrennung der Bannbulle zu seinen Zuhörern im Collegium: „Wo ihr nicht des Papstes lästerlichem Wesen von ganzem Herzen widersprecht, könnt ihr nicht selig werden!“ Es galt da nur verschiednen Formen des Christenthums, doch in der Hochfluth des Streites erhoben sich die Gegensätze eben so schroff wie zwischen zwei verschiednen Religionen, die um die Weltherrschaft kämpfen.

Die Frage wurde nicht aufgeworfen, denn wer das Evangelium nicht annahm, verwarf es als die Lehre einer schwärmerisch betrügerischen Secte, oder weil er gar keinen Sinn hatte für die allgemeinen Interessen einer sittlich religiösen Reform, oder doch ungewiß über den göttlichen

Inhalt will er's dem thatsächlichen Gerichte der Zeit anheimstellen. Wer aber eintrat in die apostolische Genossenschaft, that es nicht im Nachsinnen über die allgemeine unbedingte Nothwendigkeit des Christenthums, sondern im Gefühl, daß er es bedürfe zur Rettung seines unsterblichen Theils, und wenn sein Gesichtskreis sich weiter aufthat, im Bewußtsein, daß um den verkehrten Geist dieser Zeit zurückzudrängen und den Sieg des Guten zu sichern, die Gemeinschaft Aller, die den guten Willen dazu hätten, und eine Erziehung des künftigen Geschlechts in diesem Sinne nöthig sei.

§. 69. Die Kirchenväter.

Die Sünde wurde als Entfernung von Gott dem wahren Leben, der Sündenfall unbedenklich auch als Allegorie aufgefaßt, ein Bild dessen was noch immer geschieht; von den Alexandrinern als Sinnbild eines vorirdischen Ereignisses, so daß Origenes die mythische Eva der mythischen Pandora verglich, die als vorirdische Psyche lüstern wurde nach irdischem Genuß; daneben eine vereinzelte Meinung der Baum der Erkenntniß als Giftbaum. Die Allgemeinheit der Sünde wurde vorausgesetzt, doch trug Athanasius kein Bedenken eine lange Reihe sündloser Menschen vor und nach Christus anzunehmen. Von Adams Fall wurde eine Schwächung der menschlichen Natur als Neigung zur Sünde und der leibliche Tod hergeleitet; doch wird derselbe auch als das Heilmittel gegen die Macht des Fleisches oder als Naturnothwendigkeit angesehn, und am Märtyrerthum entstand eine noch höhere Ansicht vom Tode als dem Geburtstage des wahren Lebens.

Gnostiker in ihrer Geringachtung des alttestamentlichen Weltschöpfers achteten die Übertretung seines Gebots für eine Emancipation des Menschen wennauch mit tragischen Folgen, andre leugneten die ursprüngliche Freiheit des Menschen; Basilides versicherte, daß mit jedem Kinde die Sünde geboren werde, das daher sündhaft sei, auch wenn es nur einen Tag gelebt habe, wie derjenige ein Mörder, dem mit der Mordlust im Herzen nur die Gelegenheit zur That gefehlt habe; dies angeborne Böse aber nicht von Adams Fall, sondern von der Einwirkung einer bösartigen göttlichen Macht her. Gegen dieses häretische Gebahren haben besonders die griechischen Kirchenväter die volle sittliche Freiheit als die Bedingung aller Tugend und aller Schuld freudig be-

hauptet. Wenn aber Origenes, scheinbar dem häretischen wie dem nachmals kirchlichen Dogma am nächsten, schon das Kind, das auch nur einen Tag gelebt habe, nicht rein von der Sünde hielt, so kommt ihm das nicht von einem bösen Grundwesen, noch von Adam her, sondern „durch das Geheimniß der Geburt," nehmlich grade aus seinem überschwänglichen Glauben an die menschliche Freiheit, der die mannichfach gemischten Neigungen, mit denen ein Kind geboren wird, die ganze Naturanlage des Charakters auf platonische Weise sich erklärte durch ein dem irdischen Dasein vorausgehendes Leben, so daß jede Psyche ursprünglich gleich geschaffen und jeder Mensch in der Besonderheit seiner Anlagen seine eigne That sei. Im Sinne seiner alexandrinischen Schule so eifersüchtig auf eine schrankenlose Freiheit ist dieser Kirchenlehrer, daß er die oft schwer zu leugnende Ähnlichkeit zwischen Kindern und Ältern nicht durch eine natürliche Fortpflanzung, sondern allein durch die Erziehung erklären will, indem die Kinder insgemein auch die Schüler ihrer Ältern würden.

Dagegen das Sinnen der afrikanischen Kirche sich ernst und streng hinwandte über den Abgrund eines allgemeinen Sündenelends; auch die Secten, die in Afrika theils entstanden theils heimisch wurden, tragen diesen harten, trübsinnigen Charakter. Tertullian leitete von Adam ein allgemeines Verderben, ein ursprüngliches Seelenleiden, eine Art Erbsünde her, während er doch auch die Seele eine geborne Christin nannte, das Gottesbewußtsein eine Mitgabe vom Himmel, die Kinder der Sündenvergebung noch nicht bedürftig. Seitdem vernimt man aus der Kirche des Abendlandes unbestimmte Ausdrücke von fremden Sünden der Kinder, obwohl leichtverzeihlichen, von einem Gesündigthaben Aller in Adam gleichsam in Masse.

Auch diejenigen, welche die unverletzte menschliche Freiheit am entschiedensten verkündeten, leiteten doch alles Gute von göttlicher Gnade und Eingebung, alles Heil von Christus her. Dieses wurde im 2. Jahrh. noch so allgemein gefaßt, daß es seinem Wesen nach auch vor Christi irdischer Erscheinung vorhanden schien, so Justin der Märtyrer: „Die nach der Vernunft gelebt haben sind Christen, wenn sie auch Atheisten genannt wurden. Der Art waren unter den Griechen Sokrates und Heraklit und die ihnen Ähnlichen, unter den Barbaren aber Abraham und Ananias und viele Andre." Wie in der Genossenschaft

der Apostel war noch in der Kirche Jahrhunderte durch kein Interesse für jene Frage des ausschließlichen Heils. Man lebte in der Seligkeit eines neuen Lebens, alle religiöse Kräfte waren zur regsten Lebendigkeit erwacht, Christus der große Todtenerwecker. Die Frage, ob das Alles nicht auch ohne Christus möglich sei, lag der Frömmigkeit so fern und abentheuerlich, als wenn ein Kind auf die Frage geriethe, ob es nicht möglicherweise auch ohne diese seine Ältern am Leben sein könnte.

Aber mit der Entwicklung einer katholischen Kirche und in dem begonnenen Dogmenkampfe bildete sich diese kirchliche Überzeugung immer entschiedner dahin aus, daß allein in der gläubigen Annahme aller von der Kirche angenommenen Dogmen und in der demüthigen Aufnahme aller von der Kirche zur Heiligung mitgetheilten Kräfte das Heil zu finden sei, ein starrer kirchlicher Supernaturalismus, dem allein noch die folgerechte Begründung fehlte.

Augustinus im langen, schweren Nachsinnen über den Ursprung und die Macht des Bösen hatte gelehrt, daß es nur die Verneinung des Guten sei, sein Ursprung das Nichts; daß noch immer in jedem von uns nichts anders geschehe, als was zwischen jenen Dreien geschah, der Schlange, dem Weibe und dem Manne; daß nur da die Sünde sei, wo freier Wille und eigne That, nicht die Sünde als Strafe der Sünde. Aber im Verlaufe seines Lebens lag das Vorwalten des Bewußtseins der Sündhaftigkeit und die unbedingte Hingabe an die göttliche Gnade. Der Gegensatz von Sünde auf eignen Wegen und von Gnade durch Christus war in dieses Leben so schroff gefallen wie in das des Paulus, einst der leichtsinnige Jüngling und Häretiker, jetzt der hochkirchliche Bischof und ruhmvolle Lehrer der abendländischen Kirche. Auch er hat geseufzt, „ich habe, ach! zwei Willen!“ und gebetet: „gib Herr was du befiehlst und befiehl was du willst!“

Er stand bereits im höhern Lebensalter, als Pelagius und Cölestius, gelehrte Mönche sei's aus der Bretagne sei's aus Britannia selbst, und im freien Sinne der dortigen Kirche, durch den Sturm der Völkerwanderung nach Afrika verschlagen, die Unverletztheit der sittlichen Kraft behaupteten, daß der Mensch die Gebote Gottes zu erfüllen vermöge, „du sollst, denn du kannst!“ Durch den Widerspruch, den sie dort fanden, wahrscheinlich sowohl gesteigert als ermäßigt, haben sie hinzugefügt: der Tod ist ein natürliches Geschick, niemand wird mit der

Sünde geboren, in jedem ist etwas Heiliges, sein Gewissen, und die Freiheit ist mächtig genug, um aus jedem sündhaften Zustande sich wieder zu erheben. Ob Adams Fall gar keinen Schaden auf seine Nachkommen gebracht habe außer durch sein böses Beispiel, dies als der hergebrachten Ansicht allzu widersprechend, wurde unbestimmt zurückgenommen. Es war kein irreligiöses Brüsten mit eigner Kraft, Pelagius wollte nur die Freudigkeit der menschlichen Natur zum Guten stärken, die Freiheit selbst, die anerschaffne, war ihm göttliche Gnade, dazu eine besondere Gnade unterstütze nur Christen und fördre sie zu einer höhern Seligkeit im Reiche Gottes. Aber folgerecht wurde ihm entgegengehalten, daß sonach der Mensch auch ohne Christus, ohne die Kirche selig werden könne.

Vor diesem Ziele schauderte Augustinus zurück. Die Frage war ausgesprochen, die ganze lateinische Kirche hatte sie gehört, Pelagius trug sie nach Palästina, Cölestius nach Kleinasien, entweder mußte der Glaube an die unbedingte Nothwendigkeit des kirchlichen Christenthums aufgegeben, oder durch einen folgerechten Supernaturalismus festgestellt werden. Denn kann der Mensch durch eigne Kraft sittlich, fromm und selig werden, was sollten jetzt alle die wunderbaren Gnadenwirkungen, auf welche die Kirche stolz war! was diese ganze katholische Kirche, welche die Schlüssel des Himmels ausschließlich in ihrer Hand hielt und schon lange den Eingang bedingte durch die unbedingte Annahme subtiler Glaubenssätze, von denen einige mit den menschlichen Denkgesetzen schon in harter Collision standen!

Augustinus als der Wortführer des kirchlichen Geistes seiner Zeit hat dem Pelagianismus die Behauptung entgegengehalten: durch Adams Sündenfall ist alle religiöse Kraft als eine selbständig wirkende in der Menschheit gebrochen und eine unendliche Schuld auf alle seine Nachkommen gekommen, indem sie sowohl in dem Stammvater mitgesündigt haben als auch durch natürliche Vererbung. Das ist das Dogma der Erbsünde, das starke Fundament einer alleinseligmachenden Kirche, als welche allein mit ihren Wundergaben den Fluch dieser allgemeinen Sünde und die ehernen Bande des freien Willens zu lösen vermöge.

Die sittliche Freiheit hat Augustinus nicht gradezu verloren gegeben, er setzt als möglich einen tugendhaften Menschen, der keusch, geduldig gegen Schmähungen, ehrerbietig gegen seine Ältern, recht-

schaffen und wohlthätig sei, ja all' das Seine verkaufe und den Armen gebe, „ein solcher Mann wird mit diesen obschon lobenswerthen Sitten wenn er nicht festhält am rechten katholischen Glauben, dennoch der ewigen Verdammniß entgegengehn." In Bezug auf alles, was Gott und das ewige Heil betrifft, ist ihm die anerschaffne Freiheit durch die Erbsünde gänzlich gebunden.

Was gegen dies Dogma, das die edlen Heiden alle, das selbst die Christenkinder, welche ungetauft sterben, ewig verloren gibt, von Seiten des sittlichen Bewußtseins, des religiösen Gefühls und des gesunden Menschenverstandes spricht, ist auch damals zu Worte gekommen. Ein italienischer Bischof Julianus von Eclanum, der als Gegner der afrikanischen Theologie flüchtig werden mußte, hielt ihr entgegen: Unmöglich sei die Sünde, wo nicht freier Wille ist, dieser ist nicht in Neugebornen, also „nicht ich, sondern die Vernunft schließt, in ihnen ist keine Sünde." Das wäre ein barbarischer Gott, der so viele Kinder, von denen er weiß, daß sie weder einen guten noch einen bösen Willen haben konnten, kraft der Erbsünde ewiger Qual anheim gibt. Das ist nicht der Gott, an den die Patriarchen und Propheten und Apostel geglaubt haben, auf den die ursprüngliche Kirche gehofft hat und den die vernünftige Creatur als Richter erwartet. Solch ein Christenthum wäre des Märtyrerthums, all' des vergoßnen Bluts nicht werth."

Das Wesentliche der Augustinischen Lehre ist die Verstrickung des Menschen in eine Schuld, aus der ihn seine freie sittliche Kraft nicht lösen kann, weil sie gar nicht durch seine eigne That auf ihn gekommen ist; jenseit aller Erfahrung, auf daß sie nicht durch dieselbe geleugnet werden kann; mit gänzlicher Verfinsterung seiner Vernunft, um nicht durch dieselbe bestritten zu werden; eine gänzliche Unfähigkeit zu dem was vor Gott gilt, so daß sie nur durch übernatürliche Kräfte, welche allein die Kirche gewährt wie eine neue Schöpfung, geheilt werden kann. Daß Adam gerade in den Apfel gebissen, ist dabei fast zufällig, aber Augustinus wußte sich dadurch angeschlossen an hergebrachte Vorstellungen zumal der abendländischen Kirche, die er nur gesteigert hat. Bei der geistreichen Willkür seiner Schriftauslegung konnte ihm leicht geschehn, was ihm als ein so wesentlicher Bestandtheil des Christenthums erschien, auch in der H. Schrift bezeugt zu finden. Auch in sein Dogma legten sich religiöse Gefühle: das Bewußtsein der wirk-

lichen, selbstverschuldeten Sündhaftigkeit, die fromme Demuth in der Verzweiflung an sich selbst, daß der Mensch sich selber aufgibt zur Verherrlichung Christi um fortan allein von Gottes Gnaden zu leben. Das Entscheidende aber: er konnte zu den Zeitgenossen und zu kommenden Jahrhunderten sagen: wollt ihr diese katholische Kirche, — und sie war weit der größte Gedanke dieses herabgekommnen Zeitalters — so müßt ihr anerkennen, daß ohne sie die Menschheit durch jene unvordenkliche Sünde ewig verloren ist.

Die Kirche vernahm verwundert eine Lehre, die der ganzen Menschheit eine unermeßliche, ohne unser Wissen und Wollen vor Jahrtausenden zugezogne Schuld aufbürdete: aber sie konnte der begeisterten Persönlichkeit Augustins, eigentlich sich selbst nicht widerstehn, und hat sich widerstrebend in ihre eigne Consequenz ergeben. Pelagius ist auf nationalen Concilien zu Karthago und Rom, wie auf der ökumenischen Synode zu Ephesus [431] aus der Kirche gestoßen worden. Fortan hat der kirchliche Supernaturalismus diese folgerechte Voraussetzung: eine unendliche Schuld und religiöse Ohnmacht vor aller eignen That, daher die unbedingte Nothwendigkeit der Kirche, als ein neues religiöses Leben in ihren Gläubigen schaffend.

§. 70. Der katholische Semipelagianismus.

Die morgenländische Kirche hatte in der Verdammung des Pelagius nur dem Drängen abendländischer Theologie nachgegeben, ein hochangesehner Schriftausleger der syrischen Kirche, Theodor von Mopsuestia nannte Augustin den wunderlichen Behaupter einer Erbsünde, „als welcher in der H. Schrift nicht geübt unlängst in diese Neuerung verfallen sei, daß er sage, Gott habe in seiner Wuth Adam zum Tode verurtheilt und wegen jenes einen Vergehens sämtliche noch nicht einmal geborne Menschen. So scheut er sich nicht das von Gott auszusagen, was von weisen und gerechten Menschen zu behaupten nie jemand gewagt hat." Die griechische Kirche hat doch seitdem stärker betont, daß durch Adams Fall ein großes Gut verloren, der Tod, eine altväterliche Schuld und die Lust zur Sünde auf Alle gekommen sei, aber sie hat nach dem Vorgange ihrer heiligen Väter an der Freiheit des Willens entschieden festgehalten, daß bei einem jeden stehe ein Kind

Gottes oder ein Sohn des Teufels zu werden, ohne zum Vollbringen des Guten das Bedürfniß göttlicher Mitwirkung zu leugnen.

Der abendländischen Kirche hat sich das Gedächtniß Augustins tief eingeprägt. Die öffentliche Kirchenmeinung hielt seitdem auf eine Gesammtsünde in Adam und auf die unbedingte Nothwendigkeit göttlicher Gnade in Christo als auf Hauptstücke des Glaubens. Aber gegen die Ohnmacht des natürlichen Menschen in Sachen des Heils erhob sich die hergebrachte Überlieferung, das sittliche Bedürfniß und selbst das Vorurtheil des Mönchthums. Daher durch einen Begründer desselben in Gallien, Cassianus, der von den Siedlern der ägyptischen Wüste herkam, eine Vermittlung zwischen Augustin und Pelagius unternommen ward, nachmals Semipelagianismus, ein halber Pelagianismus genannt, nach welchem durch Adams Fall die Menschheit zwar geistig erkrankt, aber nicht dem geistlichen Tode verfallen ist, sondern göttliche Gnade und menschliche Freiheit immer zusammenwirken, so daß der Anfang bald von der menschlichen Freiheit kommt, der die göttliche Gnade das Vollbringen gibt, bald von der Gnade, der die freie Zustimmung folgt, wie er dies durch biblische Beispiele, in diesem Sinne gefaßt, anschaulich machte: Zachäus stieg auf den Maulbeerbaum den Herrn zu sehn, der Schächer ergriff die rettende Hand des Gekreuzigten, hier macht das menschliche Verlangen den Anfang: als aber der Zöllner Matthäus, der Verfolger Saulus berufen wurde, da ist's die Gnade die gleichsam mit rettender Gewalt anhob. Die Erbsünde ist der griechischen Bildung Cassians ein ungewohnter Name, eine Hypothese, der Kampf zwischen Fleisch und Geist nicht sündhaft, sondern zum Fortschritte treibend, und so warnt er vor der Überspannung, die zur vermeintlichen Verherrlichung Christi dem Geschöpfe Gottes alles Gute abspreche.

Augustinus, nahe dem Ziel seines vielbewegten Lebens, empfing noch die Kunde von Marseille her, daß sein Sieg durch diese drohende Vermittlung gefährdet sei. Sie stand dem Pelagius weit näher als dem Augustinus, aber jener war ein Häretiker, dieser ein Heiliger, und mehr als das, daher ein gleichsam ideal gefaßter Pelagianismus, als der Alles auf menschliches Wollen stelle, unbedenklich verworfen wurde, und in der Unklarheit historischer Überlieferung die semipelagianische Meinung selbst als die orthodox augustinische galt.

Die Scholastik, wie ihr Wissen eine Ausgleichung suchte zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, Aristoteles und Augustin, so steht sie mit dem Bekenntnisse zur augustinischen Erbsünde wesentlich auf der semipelagianischen Vermittlung, indem ihre verschiednen Schulen theils mehr zu Augustin theils mehr zu Pelagius hinneigten, und ein Scholastiker, Bradwardina, der ernannte Erzbischof von Canterbury, die ganze Kirche seiner Zeit anklagte, daß sie dem Pelagius nachlaufe. Denn die kirchliche Meinung und Sitte, durch besondre Entsagungen und äußerliche Werke ein besondres Verdienst vor Gott zu erwerben, oder bestimmte Verschuldungen zu büßen, setzte die freie Mitwirkung des Menschen voraus, daher die semipelagianische Neigung zusammenwuchs mit dem ganzen äußerlichen Werkdienst der mittelalterlichen Kirche. Dagegen fast alle die Vorläufer der Reformation wie diese selbst sich zum augustinischen Dogma zurückwandten. Dem gegenüber hat die Synode von Trient mit absichtlicher Unbestimmtheit ausgesprochen, daß Adam durch seinen Fall an Leib und Seele verschlechtert die ursprüngliche Gerechtigkeit verlor, daß seine Sünde auf Alle kam und nur durch Christi Verdienst gehoben werde, doch der freie Wille keineswegs aufgehoben, nur seine Kraft geschwächt sei, daher göttliche Gnade und menschliche Freiheit zur Rettung des Menschen immer zusammenwirken müsse; mit Ankündigung des Fluches, wenn einer sage, der freie Wille sei eine Erdichtung vom Satan in die Kirche gebracht, dergleichen Luther zu sagen pflegte. Die katholische Theologie seitdem hat sich meist an die scholastische Bestimmung gehalten, daß nur das übernatürliche Gnadengeschenk Adams durch die Sünde verloren ging und seine Nachkommen wieder in nackter Natürlichkeit geboren werden.

Noch einmal in der Kirche Frankreichs ist das augustinische Dogma unter dem Namen des Jansenismus nach dem Buche eines gestorbenen niederländischen Bischofs im reformatorischen Sinne als Panier erhoben worden gegen eine leichtfertige Jesuiten-Moral. Die Päpste dieser Zeit haben sich den Muth gefaßt augustinische Sätze zu verdammen und die Jesuiten sprachen es aus, man müsse die Kirche endlich befrein von dem sie schulmeisternden Augustin. Geistvolle sittenstrenge Christen wie Pascal vertheidigten im Jansenismus ein tief innerliches Christenthum: aber von einer Lehre, welche das Opfer der Freiheit in der höchsten Angelegenheit des Menschen forderte für die Allein-

herrschaft Christi, konnte nicht noch einmal eine Reformation der Kirche im 17. Jahrh. ausgehn.

§. 71. Der ursprüngliche Protestantismus.

Luther war vom Gefühl der Sündhaftigkeit so mächtig ergriffen wie Paulus und Augustin, ohne daß in sein Leben ein ähnlicher Gegensatz gefallen war. Der gewissenhafte Staupitz, dem er gebeichtet hat, nennt die Sünden, über die er verzweifeln will, Humpelwerk und Puppensünden. Aber er hatte die Meinung seiner Zeit und Kirche ernst genommen, daß der Mensch durch seine eignen Werke und Entsagungen sich mit Gott versöhnen müsse. Das hat ihn in's Kloster getrieben, wo sein aufgeregtes Gefühl sich nur schärfte. Durch sein Ordensverhältniß ward er wenigstens bekannt mit Schriften Augustins, und wie Paulus gegen die jüdische Werkheiligkeit führte der Reformator von der gänzlichen Ohnmacht des gefallnen Menschen aus, der nichts verdienen kann durch eigne Kraft als Tod und Verdammniß, einen siegreichen Kampf gegen die Werkheiligkeit der römischen Kirche, wie gegen alles was von eignem Verdienst, Heiligenverehrung und Ablaß darauf gestellt war. Hier war die Orthodoxie bei den Protestanten, die katholischen Theologen in den Religionsgesprächen wagten nicht offen gegen Augustin zu sprechen. Doch die persönliche Auctorität und die siegreiche Disputation war für den Augustiner kaum ein bewußtes Motiv: aus seinem tiefsten Innern erhob sich die Überzeugung von der Erbsünde als unendlicher Verschuldung und gänzlicher Hülflosigkeit des natürlichen Menschen.

Als Ursprung der Sünde, den Melanchthon einst, gleich dem Ursprunge des Guten, in Gottes Machtvollkommenheit gesucht hatte, den Verrath des Judas wie die Berufung des Paulus, nennt die Augsb. Confession den Willen der Bösen, nehmlich des Teufels und der Gottlosen, „welcher alsbald, so Gott die Hand abgethan, sich von Gott zum Argen gewandt."

Die in den Symb. Büchern des Lutherthums verstreuten Züge vereinigen sich zu diesem düstern Bilde: „Die Erbsünde ist die durch den Sündenfall Adams entstandene, auf alle natürlich erzeugte Menschen gleichmäßig fortgepflanzte, Leib und Seele durchdringende, Schuld, aber nicht bloß Zurechnung eines fremden Vergehens, sondern wirkliche,

persönliche, unendliche Sünde, wennschon der Einzelne nie etwas Böses gedacht oder gethan hätte. Sie hat die Freiheit und das göttliche Ebenbild vernichtet, dafür unwiderstehliche Lust am Bösen, Unglauben, Verachtung und Haß wider Gott erzeugt. Ihre wohlverdienten Folgen der Zorn Gottes, Herrschaft des Teufels, Tod, ewige Verdammniß und [als sei dies nicht genug] noch andre leibliche und geistige, zeitliche und ewige Strafen." Der freie Wille wird in weltlichen Dingen und zur äußern Ehrbarkeit aus Eigennutz und Furcht vor der Strafe anerkannt, aber auf religiösem Gebiet als selbstthätige Kraft zum Guten kraft der Erbsünde gänzlich verleugnet.

Aus Luthers Haus und Herzen sind zwei Richtungen aus einander gegangen. Melanchthon wollte [seit 1533] im sittlichen Interesse die Freiheit, mit deren Anlage Jeder geboren werde, nicht ganz untergehn lassen, so daß der Mensch durch Adams Fall zwar geistig wund, halbtodt, doch der göttlichen Gnade entgegen zu kommen vermöge. Die Concordienformel hat diese semipelagianische Anschauung als Synergismus verworfen, da das Geschlecht Adams zu geistigen und göttlichen Dingen von Natur so unfähig sei wie eine Salzsäule, wie ein Stock und Stein. Nur die Locomotivkraft der Füße sei geblieben, um etwa zur Kirche zu gehn, aber aus weltlichen, eitlen Gründen. Doch wird hierdurch nur die Kraft, aus sich selbst heraus etwas zum Seelenheil zu thun oder mitzuthun, verworfen, nicht die [ganz passive] Anlage zur Aufnahme göttlicher Gnade.

Wie Luther gegen die katholische Lehre vom übernatürlichen Gnadengeschenk gelegentlich erinnert hatte, die ursprüngliche Gerechtigkeit Adams und so auch die nachfolgende Erbsünde gehöre zum Wesen des Menschen: so hat Flacius, sein enthusiastischer, reich begabter Liebling, wälschen Stammes, im spätern Streite gegen die Schule Melanchthons sich zu der Behauptung steigern lassen, daß die Erbsünde die Substanz des Menschen geworden sei. Da gegen diese äußerste Spitze des Dogma gefolgert wurde, so sei die Menschheit gar nicht mehr ein Geschöpf Gottes, sondern des Teufels, und der Sohn Gottes habe nicht die menschliche Natur, sondern die Erbsünde angenommen: sah die Concordienformel sich zu der Ermäßigung genöthigt, die Erbsünde sei nur Accidenz, eine hinzugekommene Beschaffenheit am Menschen, obwohl eine unergründliche, unaussprechliche Verderbniß seiner ganzen

Natur; und eifrige Lutheraner blieben dabei, an die Stelle des göttlichen Ebenbildes sei das Bild des Satan gekommen. Die Vererbung der Sünde wurde doch ganz sinnlich gedacht und mit Verwerfung der durch sie verfinsterten Vernunft auf die H. Schrift gestellt: der tiefere Grund war neben dem eignen Gefühl der Sündhaftigkeit das fromme Bedürfniß, die Gottheit auf Kosten des Menschen zu verherrlichen, wie Luther erzählt, daß im Anfange seiner reformatorischen Bahn ihn D. Staupitz damit getröstet habe, „daß diese Lehre des Evangelii, das nun wieder an Tag kommt, alle Ehre und Preis allein Gott gibt, und dem Menschen nichts. Nun ist's aber viel sicherer, daß man unserm Herrn Gott zu viel zuschreibe, wiewohl man ihm nimmermehr zu viel zuschreiben kann, denn daß man dem Menschen zu viel zuschreiben sollte. Da kann ich ja nicht irren noch sündigen." Nicht mehr um eine alleinseligmachende Kirche war es zu thun, aber um den alleinseligmachenden Christus. So die Apologie: „Die Erkenntniß der Erbsünde ist nothwendig, denn die Größe der Gnade Christi kann nicht verstanden werden ohne die Erkenntniß unsrer Krankheit." Und Luther schreibt in den schmalkaldischen Artikeln gegen die päpstliche Lehre, „daß der Mensch habe einen freien Willen, Gutes zu thun und Böses zu lassen, — wo diese heidnische Lehre recht sollt sein, so ist Christus vergeblich gestorben, weil kein Schade noch Sünde im Menschen ist, dafür er sterben mußte."

Die Verdammniß aller Heiden, aller Ungetauften war ein folgerechter Schluß, gegen den doch mitunter ein menschlicheres Gefühl Ausflüchte suchte, und Luther sprach: „Cicero war ein weiser Mann wie auch Seneca, ich hoff, Gott wird ihnen gnädig sein."

Zwingli achtete die Erbsünde nur für einen natürlich fortgepflanzten, in der Selbstliebe wurzelnden Trieb zur Sünde, eine Krankheit, an sich weder Sünde noch Schuld, daher unbedenklich erblickt er im jenseitigen Gottesreiche neben den beiden Adams, dem Erlösten und dem Erlöser, neben Petrus und Paulus, auch den „Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, die Catonen" und ihres Gleichen. Als Luther dieses las, rief er: „ist dieses wahr, so ist das ganze Evangelium falsch!"

Aber in Zwinglis wie in Calvins Anschauung von Gottes Machtvollkommenheit lag ohnedem die Unfreiheit des Menschen, daher unter dem Einflusse des Letztern, der über die Heiden nur einen Vorschmack gött-

licher Gaben ausschütten ließ, damit sie sich nicht mit Unwissenheit entschuldigen könnten, die reformirte Kirche sich ohne Widerstreben das augustinische Dogma angeeignet hat, soweit es nöthig schien um die Rettung allein durch Christus zu bezeugen, ohne die Steigerung, die den Menschen nicht dunkel genug beschreiben konnte; die zweite Helvetische Confession mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß der natürliche Mensch darum nicht in einen Stock oder Stein verwandelt sei.

Die orthodoxe Dogmatik hat jene Satzungen nur logisch zergliedert, indem sie doch Christenkindern, die ungetauft dahingehn, das Heil, den bessern Heiden eine mildere Verdammniß zusprach, oder in menschlicher Hoffnung der göttlichen Gnade nicht vorgreifen wollte, nur daß feststehe: kein Heil außer durch den Gekreuzigten.

§. 72. Entwicklung des Protestantismus.

Das Urtheil über die Geschichtlichkeit des Sündenfalls war nach der Betrachtung der Schöpfungsgeschichte des Menschen für jede theologische Schule gegeben. Supernaturalisten wie Reinhard degradirten den Baum der Erkenntniß wieder zum Giftbaum, oder dachten seine Wirkung berauschend eine Art Opium. Der Vermittlungstheologie gefiel es, das Ereigniß eine wahre, keine wirkliche Geschichte zu nennen.

Die kleinen protestantischen Sectenkirchen, die eine eigenthümliche Glaubenslehre aufstellten, haben den Begriff der Erbsünde mehr oder minder aufgehoben, ohne doch die Nothwendigkeit des Christenthums in Bezug auf die allgemeine Schwächung der menschlichen Natur und auf die eigne Sünde in Abrede zu stellen.

Im Wiederaufleben des classischen Alterthums, so bedeutungsvoll Humanismus genannt, in diesem Geltendmachen des naturgemäßen Menschen mit einer ganzen reichen vorchristlichen Volksbildung lag ein Gegensatz wider das Erbsündendogma, der durch den theologischen Charakter, den die Reformation der gebildeten Welt wieder aufdrückte, niedergehalten, irgendeinmal hervortreten mußte. Das Gefühl der Freiheit oder doch die Sehnsucht darnach ging im 18. Jahrh. so mächtig durch die Welt, daß grade auf dem höchsten Gebiete des Geistes ihr Verleugnen unerträglich erschien, und der Protestantismus hat durch ihre getroste Anerkennung im Bereiche der Religion nur einen Widerspruch aufgegeben, der auf seiner ersten Gestaltung lag. Daher auch

die philosophischen Systeme, welche durch ein Einbegriffensein der Menschheit in Gott die individuelle Freiheit in Frage stellten, dafür die Theilnahme an unbedingter göttlicher Freiheit darboten, so daß überall nur göttliche Wirksamkeit in menschlicher Form zur Erscheinung komme.

Wohl meinte man noch die Erbsünde zu rechtfertigen, indem Adam als Haupt, Repräsentant oder Inbegriff der Menschheit gesündigt habe, als Erbschaft zu guten und bösen Theilen, durch das Wissen Gottes daß jeder von uns wie Adam gesündigt haben würde, sogar als Vermindrung der Schuld des Einzelnen. Es gibt eine Vertheidigung, die schon das Geständniß der Preisgebung enthält. So hat der moderne Supernaturalismus die Erbsünde vertheidigt, indem er ihr Wesen preisgab, als eine von Adam begonnene, allmälig gemehrte Neigung zur Sünde, die doch erst, wenn der freie Wille sie gewähren lasse, zur wirklichen strafbaren Sünde werde. Die Vermittlungstheologie konnte in aller Verschlechterung der menschlichen Natur keine verdammende Schuld erkennen, noch die naturgemäße Möglichkeit des Verlangens nach der göttlichen Gnade und des sich ihr Eröffnens verkennen. Der Rationalismus in jeder Gestalt erschien erst berechtigt auf den Trümmern des augustinischen Dogma. Die Seligsprechung des Sokrates blieb unwiderlegt. An die Stelle des unter dem Fluche der Erbsünde gebornen Adamskindes trat der Gottgesegnete oder Gottverlaßne Mensch. Nur war der Weltverstand uneinig, ob der Mensch von Haus aus gut sei, wofür die Pädagogik nach Rousseau und Pestalozzi ihn nahm, so daß die angeborne Unschuld nur zu bewahren und naturgemäß zu entfalten sei, oder im allgemeinen dennoch schlecht auch ohne die Erbsünde.

Im Nachsinnen über den geheimnißvollen Ursprung und die allgemeine Verbreitung der Sünde gerieth Kant wieder auf einen vorirdischen Ursprung, der doch nicht ein vorzeitlicher sein sollte, und als ein radicales Böse in der menschlichen Natur die Wahrheit des kirchlichen Dogma sei. Aber Hegel sprach es aus: „das Paradies ohne den Sündenfall wäre ein Park für Thiere," und Rahel, die geistreiche Berliner Jüdin, warf in ein Gespräch die Ansicht der modernen Bildung: „der Mensch ist Geist, und der soll vom Baume der Erkenntniß essen, wovon soll er denn fressen?" Wie Hegel den Sündenfall als etwas

Nothwendiges betrachtete, war er ihm nur die Aufhebung der natürlichen Einheit des Menschen mit Gott, um etwas für sich selber zu sein, sinnbildlich aufgefaßt in der hebräischen Sage, so daß die That des Einzelnen durch den Begriff der Vererbung als allgemeine menschliche That dargestellt werde. Schleiermacher sah in der vor jeder That des Einzelnen vorhandenen Sündhaftigkeit als Unfähigkeit zum Guten nur die nothwendige Folge einer unvollständigen Mittheilung des Gottesbewußtseins an die Menschheit, die doch durch das Gewissen eines Jeden als Gesammtthat und Gesammtschuld des menschlichen Geschlechts empfunden werde.

Nachdem seit der Mitte des 18. bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. nicht einer unter den angesehnen Lehrern der protestantischen Kirche in Deutschland an jener Grundlage protestantischer Orthodoxie festgehalten hat, ist gegenüber solchen, die gar nichts von Sünde wissen wollten, um jeder Sünde gefällig zu sein, durch die Vermittlung des Pietismus und Methodismus wieder eine lutherische Rechtgläubigkeit entstanden, die sich zur augustinischen Erbsünde bekannte, ohne doch die Zurechnung einer fremden Schuld und die gänzliche Aufhebung der Freiheit auf religiösem Gebiete mit wissenschaftlichem Ernste durchführen zu können.

§. 73. Schlußurtheil.

Wie uns das Paradies zum Gedanken geworden ist, in welchem die Menschheit ihr Ideal und ihre Hoffnung anschaut, in der Phantasie eines prophetischen Weltweisen oder einer Reihe von Menschenaltern zur Sage gestaltet und als solche fortgepflanzt, so nothwendig auch das verlorne Paradies, daher nur von der Wahrheit dieses Gedankens und von der schönen Angemessenheit seiner sinnbildlichen Darstellung die Rede sein kann.

Jene besteht darin, daß die Sünde nicht als nothwendig erwiesen, sondern nur gezeigt wird, wie sie thatsächlich entsteht. Dem mühevollen sündenbeladnen Leben ist eine glückliche Kindheit vorausgegangen, schuldlos, in Freundschaft mit Gott und der Natur. Der liebe Gott besucht auf seinem Spaziergange das junge Menschenpaar, sie sind nackt, die Thiere kommen zu ihnen, wie zur Taufe, sich Namen zu holen. Die bewußtlose Unschuld war nicht das Ziel der Menschheit, darum stört

Gott selbst die Unschuld, damit ihre Freiheit zum Bewußtsein komme. Das Verbot ist willkürlich. In den einfachen beglückten Zustand paßte nicht leicht etwas anderes. Etwa die Thiere nicht zu quälen? die waren ihnen gute Spielgenossen. Einander nicht weh zu thun? sie liebten ja einander! Aber die volle Verpflichtung des Gebots lag im Vertraun auf die Vaterweisheit, verstärkt durch die Drohung mit etwas unbekannt Furchtbarem, dem Tod. Mit dem Verbote war die Unschuld schon getrübt, wer den verbotnen Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen sieht, hat bereits ein dunkles Bewußtsein dieser Begriffe. Darum heißt er der Baum der Erkenntniß, weil seine Frucht als Gegenstand des Gesetzes die Erkenntniß brachte, ein Sodomapfel; aber wäre die Versuchung siegreich bestanden worden, durch die selbstbewußte Tugend die goldne Frucht der Erkenntniß, ein Paradiesapfel aus den Gärten der Hesperiden. Und was sollen sie dem Gott-Vater zu Liebe nicht sein leichtes Gebot halten! Da wächst die Sinnlichkeit, die verbotne Frucht ist lieblich anzuschaun, die Begierde sinnt nach des wunderlichen Verbotes Grunde, der selbstsüchtige Verdacht erhebt sich über die Liebe: „Gott gönnt dir's nicht, er ist neidisch auf das was du werden könntest!" es ist gleichsam der höhere Quell der Sünde, das Titanenhafte, zu werden wie Gott. So beides im Faust, der Sündenfall im höhern Alter der Menschheit: die Weltlust des Genusses und der Wissensdrang über menschliche Beschränktheit hinaus. Jene Sophistik ist in den Mund der Schlange gelegt, als wirklicher redender Verführerin, in der Unbefangenheit, mit welcher der kindliche Mensch sein Inneres in die Natur hinausstellt und die Thiere nach ihrem wahren oder vermeinten Charakter agiren läßt. Die Liebe, welche Vertraun ist, läßt sich gegen beßre Überzeugung vom Gelüst verführen. Die That ist geschehn, die Augen sind aufgethan. Im folgenden Strafgericht erscheint der Ernst und die Milde Gottes: Mühen und Schmerzen des Lebens als Strafen, doch auch als Mittel, daran die Freiheit sich bewährt, die Kraft erstarkt. Gott hat seinen Segen nicht nur in die Arbeit, auch in den Schmerz gelegt, und die fortan Dornen und Disteln tragende Erde wird eine Dornenkrone bringen dem Menschensohn, der den Kopf der Schlange zertritt.

Für eine geschichtliche Grundlage könnte geltend gemacht werden, daß sich das Bewußtsein des Gegensatzes nur durch ein ähnliches will-

kürliches Verbot entwickeln konnte. Aber der Gegensatz des Geistes und der Sinnlichkeit liegt in der menschlichen Natur und wird überall hervortreten in der Entwicklung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft. Wir wissen von Völkern noch in halbthierischer Roheit, die wirklich nicht über Drei zählen, und doch kennen sie schon einen groben Unterschied von Recht und Unrecht. Aber auch wenn die heilige Sage als Geschichte erweislich wäre, würde sie nicht als solche ein Gegenstand des religiösen Glaubens sein, sondern bloß die Anerkennung der Sünde als vorhanden und durch Freiheit geworden; durch die Kunde, wie und wo sie zuerst geschehn, würde unsre Liebe zu Gott um nichts gefördert. Wenn Rudolf Wagner, der fromme Naturforscher, im Streite mit dem Atheisten versicherte: „das Christenthum steht und fällt mit dieser Geschichte:“ solch ein buchstäblich schwaches Christenthum gehört für den Köhlerglauben, nicht für den denkenden Geist.

Also bleibt die heilige Sage der Vorzeit ein sinnreiches Bild der Unschuld und Schwäche, wie Milton es fortgedichtet hat zum reizenden Bilde der ersten Liebe; ein Bild dessen was noch immer geschieht. Was die Reflexion nur mühsam entwickelt und schwerfällig darstellt, der philosophische Abschnitt ist deß Zeuge, wird darin auf die volksthümlichste Weise zur Anschauung gebracht, gleich darstellbar für die bildende Kunst, das Geheimniß des Ursprungs der Sünde als das was geschehn ist und nicht geschehn sollte.

Dennoch liegt auch eine Entwicklung, ein Fortschritt darin, der Sündenfall ist der wenn auch in die Sage verhüllte Anfang einer Geschichte der Menschheit. Die Weltgeschichte dürfte langweilig sein ohne die Kämpfe, welche alle die Sünde zum Hintergrunde haben. Große Zeiten und Charaktere sind bedingt durch Sünde und Noth. Wie wäre diese Fülle der Individualitäten denkbar in einer sündlosen Menschheit! Der heiligen Sage ist diese Betrachtung nicht ganz fremd: „ihre Augen wurden aufgethan;“ auch die des Geistes. Wir haben das Paradies verloren, es war nicht ein Park für Thiere, doch ein Kindergarten, die Welt ist uns dafür aufgethan. Auch die kirchliche Anschauung ist darauf eingegangen, wie es heißt in einer römischen Ostermetten vom Sündenfall: „o glückliche Schuld, die einen solchen und so großen

Erlöser verdient hat!"*) Hierdurch getäuscht hat man die Sage nur im Sinne der Entwicklung genommen: aber sie will den Ursprung des Bösen darstellen, das nicht sein soll, daher Zorn und Strafe zur Folge hat. Das aber ist eben das Sinnvolle der Überlieferung, daß auch jene andre Seite der Wahrheit nicht unbemerkt ist.

Doch kann eine solche Parabel nicht von allen Seiten gleich zutreffen. Man könnte auch sagen: Adam hat ganz recht gehandelt! Nachdem Eva einmal von der verbotnen Frucht gegessen, was soll sie beschämt und bestraft vor ihm stehn? was soll er ohne sie im Paradiese? Auf diese Nebenseite hin hat die zur Sage gewordne Dichtung ihrem Zwecke gemäß eben nicht reflectirt.

Da, so weit die Augen der Geschichte reichen, ein sündloser Zustand von Menschen nicht bekannt ist, hat die Sünde wie die Sprache einen vorgeschichtlichen Anfang. Einen vorirdischen Anfang kennt das menschliche Bewußtsein nicht, und das Gewissen würde ihn nicht anerkennen, diesen philosophischen Mythus zur Lösung eines selbstgemachten Räthsels. Die Religion bedarf keiner andern Erklärung des Bösen, als daß seine Möglichkeit nothwendig ist, damit geschaffne Freiheit sei, seine Wirklichkeit aber durch des Menschen That und Schuld. Nur die Erklärung des Bösen als Naturgesetz, als machthabender Gegensatz wider Gott, oder als nothwendige Entwicklung aus Gott, widerspricht dem religiösen Gewissen.

Aller Vermischung der Menschheit mit der Gottheit ist eigenthümlich keine wahre Sünde, als das was nicht sein sollte, anzuerkennen, denn alles ist dann Entwicklung an oder aus Gott, sondern nur bestimmte Zustände im Menschenleben als Entzweiung oder Abfall von Gott; nicht das Endliche an sich, aber wiefern es sich als Endliches, von Gott Verschiednes weiß, das Böse also nur als nothwendiger Durchgangspunkt im menschlichen Selbstbewußtsein. Sobald dieses sich erkennt als das von Gott selbst gesetzte Andre, in welchem Gott sich selbst hat und weiß, wird die Sünde zum bloßen Schein; und das war schon die Erlösung der häretischen Gnosis. Nicht anders wiefern das Böse bloß durch eine unvollständige Selbstmittheilung Gottes sein soll, um

*) O felix culpa, quae talem et tantum meruit redemtorem! Sie gelten als Worte Augustins, eignen sich auch für seinen Sinn und Styl, doch habe ich sie nicht in seinen Schriften gefunden.

dann die vollständige Mittheilung [durch Christus] als Erlösung zu empfinden. Das Gewissen, wenn auch von Gott als solches gesetzt um die Sünde zu verurtheilen, wäre dann doch nur ein nothwendiger Schein, und der Philosoph wäre hinter diesen Schein gekommen. Wer auch nur im äußern Leben die Verkümmerung, die Verwüstung, die Greuel ansieht, welche die Sünde anrichtet, wird davon abstehn, sie als nothwendig für Gott selbst zu achten.

Unleugbar hat sich von der ersten Sünde her, wo und wie sie auch geschehn sei, eine Gemeinschaft, ein Reich der Sünde begründet durch Fortpflanzung, Beispiel, Noth und Versuchung. Wie wären Nationallaster erklärbar, wenn nicht durch Beispiel und natürliche Vererbung! Rohe Naturzustände haben ihre eigenthümlichen Laster, die verfeinerte Civilisation hat sie nicht minder; die Verwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse verführt zur Unwahrheit und zum Unrecht; die Noth lehrt nicht nur beten, sondern als Nothwehr auch sündigen. Das Unrecht ist fruchtbar an Unrecht. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebähren." Dem Kinde im Mutterschoße ist dieses allgemeinmenschliche Erbe und zuweilen von Geschlecht zu Geschlecht noch ein besondres Erbtheil wilder Leidenschaften vorherbestimmt.

Es mag erlaubt sein diese Anreizung zur Sünde, die vor unsrer That liegt, diesen Zustand als eine geschichtliche Macht, die weit über den Wirkungskreis des Individuums hinausreicht, samt der Unvollkommenheit des natürlichen Menschen, im ältesten und im neusten Sinne Erbsünde zu nennen, obwohl an diesem unbiblischen Namen nichts gelegen ist und leicht nur ein mißverständlicher Schein der Orthodoxie dadurch entsteht. Denn diese wirkliche Erbsünde ist vom kirchlichen Dogma gar sehr verschieden: weder Schuld noch Unfreiheit, noch allein durch Adam entstanden. Denn sei die Neigung zur Sünde groß, wenn nur die Kraft der Freiheit groß genug ist sie zu überwinden. Sokrates bekannte, in seiner Jugend eine ziemliche Neigung zum Stehlen gehabt zu haben. Das war ererbt, jedenfalls angeboren. Ist er dennoch der Weiseste und Beste seines Volkes geworden, so ist durch Überwältigung jenes dunkeln Naturgrundes seine Geisteskraft nur verherrlicht.

Denn auch die Freiheit unter dem Gesetze des Gewissens ist ein

unverlierbares Erbtheil der Menschheit, wer in die Tiefe seines Herzens blickt, findet da Keime des Guten wie des Bösen. Wenn aber nur Einer aus der Unsitte eines Volks, oder einer Familie heraus die Keime des Bösen erstickt und die des Guten zur vollen Blüthe bringt, so können es Alle. Auch Erbtugenden, nehmlich die Keime dazu gehn durch ganze Generationen, und in der Kinder Mienen erkennt man gute schöne Anlagen von frommen geistvollen Ältern und in der glücklichen Stunde der Neigung vererbt. Das ist der höhere Gedanke der Aristokratie, obwohl es nicht weniger in ehrbaren Bürger- und Bauern-Familien vorkommt. Man sagt: das liegt im Blute. Dazu kommt die Macht der Überlieferung, des Beispiels, der Familiensitte.

Das orthodoxe Dogma erwehrt sich mit einer gewissen Folgerichtigkeit einer Bestreitung durch die Vernunft, weil diese eben durch die Sünde verfinstert sei, und eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen sittlicher und intellectueller Trübung ist nicht zu verkennen: aber es kann sich nicht einer Prüfung an der H. Schrift und einer Nachweisung im religiösen Geist entziehn. Luther schrieb mit seiner offnen kühnen Stirn: „Was die Welt ist, hält's für lauter Trügerei, denn nach ihrem Verstande müßt es also sein, wenn man sollte recht urtheilen, daß ein jeglicher für sich und um seines Verdienstes willen lebe oder sterbe. Aber du sollst die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens erwürgen." Es ist doch nicht bloß die Welt im bösen Sinne, Jeremias und Ezechiel waren derselben Meinung, sie haben recht eigentlich gegen die Erbsünde, von der sie noch nichts wußten, geweißagt. Augustinus hat nur durch seine Unkunde des Griechischen, das in der Schule ihm verleidet worden war, eine göttliche Beglaubigung für sein Dogma in der H. Schrift gefunden, in jener Stelle des Römerbriefs, wo eine schlechte lateinische Übersetzung las, „in welchem [in Adam] sie Alle gesündigt haben," was Luther richtig verdeutscht hat: „dieweil sie Alle gesündigt haben." Die Concordienformel versichert, daß die H. Schrift das Herz des natürlichen Menschen einem harten Stein, einem Klotz, einer ungezähmten Bestie vergleiche; aber sie hat vergessen die betreffenden Schriftstellen anzuzeigen.

Kann das Gefühl einer angebornen unendlichen Schuld und gänzlichen Hülflosigkeit nicht im Menschen erweckt werden, wie soll er sich von der Erbsünde überzeugen? Das wodurch überhaupt die Sünde für

den Menschen besteht, ist sein Gewissen. Dieses spricht sein Schuldig aus, wo Freiheit und Bewußtsein ist, nehmlich bei der ersten Aussaat der Sünde im Individuum, denn im Verlaufe eines sündhaften Lebens kommen allerdings Sünden vor ohne klares Bewußtsein und ohne bestimmte Absicht. Was das Gewissen sich nicht als Sünde zuerkennt, jene That die vor Jahrtausenden geschehn sein soll, kann sich der am wenigsten als Sünde einreden lassen, der es ernst mit der Sünde nimt. Wie die Erbsünde eine unwahre phantastische Vorstellung ist, entsteht dadurch eine unwahre düstre Lebensansicht: wir werden geboren als Verdammte, das Natürliche erscheint als das Böse, die Kindheit wird verleumdet, denn was ist da ein neugebornes Kind? eine Fleischmasse mit wilden ererbten Trieben und behaftet mit einer unendlichen Schuld. Solch eine Lehre ist von Priestern ersonnen, die nie ein lieblich Kind von reiner geliebter Hand empfangen konnten. Wenn aber die nachfolgende Taufe das Alles wieder in's Gleiche bringt, so wird doch zur Verherrlichung des Erlösers der Schöpfer in seinem Werke geringgeachtet: er hat den Menschen so geschaffen, daß durch etwas, das so leicht geschehn konnte, nach seiner Allwissenheit geschehn mußte, das Beste an dieser Schöpfung bis auf einen neuen Wunderact, der nach Jahrtausenden geschehn sollte, zu Grunde ging. Noch frei, mit den höchsten sittlichen Kräften ausgestattet steht der Mensch vor dem Baum der Erkenntniß: nach einem Moment ist das Alles hin, für unzählige Generationen hinaus verloren; welch ein gebrechlich Ding wäre diese Freiheit! So wird was man der Gottheit durch dieses Dogma in Demuth geben will, auf der andern Seite ihr genommen. Auch ist nicht gleichgültig zu gering vom Menschen zu denken, so daß er dann selbst nur geringe sittliche Ansprüche an sich macht, und jene ungeheure Verschuldung, wenn sie doch zuweilen im Volksgemüth anerkannt wurde, mochte nur gleichgültiger machen gegen die kleinen, und doch mitunter sehr angenehmen Sünden des alltäglichen Lebens.

So scheitert die Erbsünde am Felsen des Gewissens, das sie nicht anerkennt. Dennoch ist bedeutungsvoll, daß das Christenthum ein solches Dogma hervorbringen und über ein Jahrtausend, wenn auch widerwillig, ertragen konnte. Die Erklärung liegt einestheils im hierarchischen und systematischen Interesse als Grundlage für die unbedingte Nothwendigkeit einer herrschenden Kirche oder doch der Genug-

thuung am Kreuze; anderntheils das Christenthum mit seinen hohen sittlichen Forderungen brachte die Unangemessenheit alles menschlichen Wesens gegen dieses Ideal zum schärfsten Bewußtsein, die Erbsünde ist nur der einseitige übertriebene Begriff dieser Unvollkommenheit des natürlichen Menschen.

Dem schlichten Volksverstande war dies Dogma wohl nie verständlich. Das christliche Volk in Zeiten, wo doch ein gewisses Interesse dafür entstand, wie unter den Epigonen der Reformation zur Zeit des Flacius, nahm sich das Wahre heraus: Gefühl der eignen Schuld, Abscheu vor der Sünde, alles Heil durch Christus. In unsern Tagen, trotz alles gläubigen Gepränges, ist die Erbsünde ein ungewohntes Wort, und mit wenig Erbauung würden in den meisten Gemeinden die Versicherungen der Concordienformel vernommen werden, daß der Mensch von Natur ein Klotz, eine Salzsäule, eine ungezähmte Bestie sei, sowie die Folgerungen der Erbsünde, ewige Verdammniß aller Nichtchristen, auch der ungetauft gestorbenen Kinder.

So im Widerspruche steht das Dogma mit dem gesunden Menschenverstande, daß nicht zu verwundern ist, wenn diejenigen, die nicht seine geschichtlichen Veranlassungen kennen, es für Unsinn erklären. Erst wenn man zusieht, wie Männer und Zeiten, vor deren Verstand und Frömmigkeit man Respect haben muß, ihr Christenthum darauf gestellt haben, wird man veranlaßt den religiösen Sinn, der doch auch darin liegt, anzuerkennen. Dieser wird auch in der wahren Entwicklung des Protestantismus bewahrt. Die Sünde nicht bloß als einzelne That, sondern ein innerer Zustand der Sündhaftigkeit und eine sich fortpflanzende Macht. Die Furchtbarkeit der Sünde, sie ist was nicht sein soll und was vom Urquell des Lebens trennt. Ein jeder hat Ursache mit dem Zöllner an seine Brust zu schlagen: Gott sei mir Sünder gnädig! Der Kirche und ihren Dienern ziemt, sich aller irdischen Herrlichkeit gegenüber in diesem Sinne auszusprechen. Ich habe Röhr gehört, der als das sichtbare Haupt der Rationalisten galt, in der Fürstengruft zu Weimar an Göthes Sarge, wie er seine Rede voll Anerkennung der Herrlichkeit dieses Letzten und Größten aus großer Zeit mit den Worten schloß: und so übergeben wir seine unsterbliche Seele der Barmherzigkeit Gottes.

Indem so auf apostolische Lehrweise zurückgegangen wird, mag

der innre Kampf des Menschen nach Paulus als ein Gelüsten des Fleisches wider den Geist dargestellt werden. Was in den Schriften eines Apostels steht, ist jedenfalls auch berechtigt für eine christliche Predigt. Doch darf auch da das Eine hervorgehoben, das Andre zurückgestellt werden. Wie es vordem üblich war, ist vornehmlich durch Schleiermacher wieder üblich geworden den gesamten Gegensatz, aus dem die Sünde entspringt, als Fleisch und Geist zu bezeichnen. Unsre Sprache versteht unter dem Fleische vornehmlich sinnliche Geschlechtsbeziehungen. Nur in einem kurzen Lebensalter und unter besondern Verhältnissen liegt darin vorzugsweise das zur Sünde Reizende; Geiz, Neid, Hochmuth, Rachsucht fließen aus anderm Quell. Wiefern die Geschlechtseinigung als Grundtrieb der Sünde angesehn wird, gehört dies dem Standpunkte des Paulus an, der selbst die Ehe nur zulassen wollte, damit nichts Schlimmeres geschehe. So würde ein Apostel nie gelehrt haben, der von griechischer Bildung hergekommen wäre, für die das Fleisch, von der Idee durchstrahlt, die Darstellung der Schönheit war, im Marmor das irdisch unsterbliche Abbild des göttlichen Ebenbilds.

Die religiöse Bedeutung der Sünde ist allerdings die Grundlage der Erlösung zu werden; die Sünde die eine Hälfte des zerbrochnen Ringes, die Erlösung durch Christus die andre. Das ist der an sich wohlberechtigte Standpunkt des Paulus. Aber Gott hat nicht vergeblich seine göttliche Wahrheit gleich anfangs von verschiednen Individualitäten auffassen lassen, nicht deßhalb ist der Römer- und Galater-Brief geschrieben, damit wir das Johannis-Evangelium und seinen Brief an die Christenheit darüber vergessen sollen, wie das in der Reformationszeit fast geschehn ist. Niemand ist ohne Sünde, jeder bedarf der Barmherzigkeit Gottes: aber das Christenthum will nicht bloß Erlösung sein, sondern auch Erhebung, Verklärung der menschlichen Natur. Daher mit Johannes und mit den alten Vätern der griechischen Kirche hat sich die evangelische Predigt auch an den eingebornen Zug der menschlichen Natur zum Guten und an jedes schon vorhandne Streben zum Bessern zu wenden. In vielen glücklich Gebornen, Wohlerzognen, unter einfachen Verhältnissen Lebenden ist das Gefühl der Sünde naturgemäß gar nicht vorherrschend. Was soll einer edlen Jungfrau, die es ist nicht durch ihr Verdienst, aber durch ihr Glück, durch Gottes Gnade, die wirklich noch halb Kinderspiel halb Gott im Herzen trägt, eine Me-

thodistenpredigt vom sündhaften Fleische, von Erbsünde und Höllenpfuhl! Wenn das Eingang gewinnt in solch ein Kinderherz, entsteht nur ein unnatürlich Grübeln, ein in sich hinein Ängsten, Unnatur und Unwahrheit. Als der reiche Jüngling zu Christus kam, hat der ihn nicht auf seine Sünde, auf seine Heillosigkeit verwiesen, sondern da wandte sich das Christenthum mit seinen großen Forderungen an seine edlen Anlagen. Jedenfalls hat der Mensch das Schönste aus dem Paradies gerettet, sich selbst.

Die Verschiedenheit zwischen Paulus und Johannes hat sich zwischen Augustin und Pelagius in getrübter Reflexion zum Gegensatz gesteigert. Jener ist auf einen übertriebenen Begriff der Sünde gekommen, der die Freiheit ausschließt und ebendeßhalb vom Gewissen nicht anerkannt wird. Wiefern diese Sünde das Fundament wird für die supernaturale Nothwendigkeit des Christenthums, erscheint beides, Sünde und Erlösung, als Zauberei, ein übernatürlicher Naturprozeß, bei dem der Mensch nur das Zusehn hat. So heißt es in dem lutherischen Liede des ehrlichen Lazarus Spengler:

Wie uns hat eine fremde Schuld
In Adam All' verhöhnet,
Also hat uns eine fremde Huld
In Christo All' versöhnet.

Pelagius hat mit seinem übertriebenen Begriffe der Freiheit den Ernst der Sünde verkannt, als könne sie jeden Moment von vorn anheben ohne bleibende Störung durch die Sünde. Wohl ist etwas Wunderkräftiges in der sittlichen Freiheit: aber die vollbrachte Sünde bleibt Sünde, Lady Macbeth seufzt in tiefer Wahrheit, wie der Genius ihre geheime Stimme versteht: „Hier riecht es nach Blut noch! Alle Wohlgerüche Arabiens machen nicht süßduftend diese kleine Hand.“ Die Sünde nimt den Menschen beim Worte und wird eine reale Macht als etwas Bleibendes aus der Vergangenheit, das sich in die Zukunft fortbewegt und den ihr Verfallnen forttreibt auf seiner dunkeln Bahn. Dies Gesetz der Entwicklung, der sündhaften Entwicklung im Einzelnen und in ganzen Generationen hat Pelagius nicht erkannt. Beide in ihren äußersten Folgerungen, welche sie nach ihrem bessern Gefühl nicht erreicht haben, wären unfromm; erst Gegner haben einem jeden diese Consequenzen gezogen: nach Pelagius vermöge der Mensch Alles durch

eigne Kraft, und in der Sünde liege keine Störung, die nicht sofort aufgehoben werden könne; nach Augustinus werde aller sittliche Muth gebrochen und zur Gleichgültigkeit gegen die Sünde verführt als etwas doch einmal Nothwendiges. In Wirklichkeit dachte doch der Eine die Freiheit als die höchste göttliche Gabe und das Christenthum als fördernde Macht; der Andre dogmatisirte als Christ, dem die Freiheit durch Christus wiederhergestellt war, das Elend der Sünde war verschwunden vor dem Jubel der Erlösung.

Der Semipelagianismus in seinen verschiednen Gestalten ist durch das Gefühl jener beiderseitigen Einseitigkeiten entstanden, doch als eine unzureichende Vermittlung, daß bald Gott, bald der Mensch den Anfang im Guten mache, eine unklare Theilung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Die Wahrheit liegt in der vollen Erhebung über den Gegensatz: der Mensch wirkt Alles und Gott wirkt Alles, nicht neben und nach, sondern durch einander, der Mensch durch Gott, Gott durch den Menschen, nur nicht als bloßes Organ, sondern Gott durch die Gnadengabe der Freiheit sowie durch religiöse Erziehung und Gemeinschaft.

Das Christenthum hat einst zu seinen Siegen des Glaubens bedurft, daß Alle, die ohne Christus sterben, ewiger Qual entgegengehn. Noch jetzt würde vielleicht mancher Missionär zu Hause bleiben ohne diesen Glauben Seelen zu retten, die ohne ihn ewig verloren sind. Dennoch ist's eine harte Engherzigkeit, wenn der Glaube an ein geschichtliches Factum, oder eine Ceremonie wie die Taufe, in ihrer Ermangelung ein Geschöpf Gottes und weit den größten Theil der Menschheit zu ewiger Qual verurtheilte, Heidenvölker an die das Christenthum nie gekommen ist oder durch allzu bornirte Missionäre. Die das für wahr halten, denken noch im jüdischen Particularismus Gottes großes Vaterherz klein wie ihr eignes. In der Kirche war immer ein stilles Widerstreben gegen die Consequenz ihres eignen Dogma gegenüber zunächst dem geistigen Gehalte des hellenischen Heidenthums, wie sich's der Aufklärungszeit an Sokrates, dem Mittelalter an Aristoteles, der alten Kirche an Plato darstellte, alle drei mit entscheidendem Einfluß auf die Gestaltung der christlichen Theologie.

Die falsche Stellung der Frage über die Seligkeit der Heiden ist die Voraussetzung abgeschloßner Zustände von Seligkeit und Verdamm-

niß. Jeder wird so weit selig sein, als er lebenskräftig, sittlich, gottselig ist. Wenn also außerhalb der Christenheit, neuerdings auch innerhalb derselben solche sind, die ohne Christen zu sein doch recht thun, Gott fürchten und ihm angenehm sind, wie sollte für sie nicht auch das entsprechende Maß von Seligkeit d. h. von jenseitiger Lebenskraft und Lebensfreude zu erwarten sein! Gewiß, wir haben und hoffen das Heil durch Christus, alles Gute und Religiöse an uns wurzelt in christlicher Bildung, ist durch sie gegründet und gesichert. Das ist die geschichtliche Wirklichkeit aller christlichen Völker, mit der Zuversicht, daß alle Völker der Erde diesem Ziel entgegengehn.

§. 74. Anhang. Die Arten der Sünde.

Die Sünde, nicht sinnig von Sühne, was derselben bedarf, abzuleiten, sondern vom gothischen Sunja Hemmung, Irrung, als einzelne That wird unterschieden von der bleibenden Beschaffenheit, der Sündhaftigkeit, als der angebornen wie durch Gewohnheit verstärkten Geneigtheit zum Sündigen. Man hat versucht verschiedne Stufen der Sündhaftigkeit zu unterscheiden: vorerst in Rohigkeit oder Leichtsinn eine gewisse Bewußtlosigkeit über den Gegensatz seines sittlichen Zustandes zum göttlichen Gesetz; sodann die Stufe des zum Bewußtsein gekommenen Zwiespalts als Knechtschaft unter der sündhaften Lust; endlich die Stufe der Verhärtung, die aus beharrlicher Nichtachtung des erwachten Gewissens entsprungene Unempfindlichkeit gegen dasselbe. Dazwischen noch als besondre Stufe, aber mit beiden Letztern vereinbar, eine Stufe der Heuchelei oder des Pharisäismus, einerseits der angenommene Schein der Frömmigkeit für irgendeinen äußerlichen Zweck, andererseits doch eine unwillkürliche Huldigung ihres Rechts. Unleugbar gibt es solche Steigerungen und Vertiefungen in der Sünde, aber in verfließenden Übergängen.

Man hat die Thatsünden eingetheilt: in innerliche und äußerliche, diese als die Äußerungen eines Innern, oder als Sünden des Herzens, des Mundes und des Werkes, die Mittleren mitteninne stehend, wiefern Worte zuweilen kühne Thaten sind, gute wie böse. In philosophische und theologische, wiefern gegen die sogenannten philosophischen und theologischen Tugenden. Jene nach der altgriechischen Auffassung: Gerechtigkeit, Weisheit, Mäßigung und Tapferkeit, gleichsam weltliche

Tugenden, durch welche ein Gemeinwesen besteht, denen die Kirche Glaube, Liebe und Hoffnung zur Seite gestellt hat, als die eigenthümlichen Tugenden des Christenthums, das selbst aus der Hoffnung eine Tugend gemacht hat. Nach dem Gegenstande: Sünden gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst; die Ersten neuerdings meist beseitigt, weil eine Verletzung Gottes unmöglich. Es sind die Sünden auf unmittelbar religiösem Gebiete gemeint, auch genannt die der ersten Tafel, gegen die drei ersten Gebote.

Nach dem Grade der Verschuldung: wo die unbewußten, unwillkürlichen Sünden nur einen geringern Grad des Bewußtseins und der Absichtlichkeit bezeichnen, da man's doch besser wissen konnte, und der Wille nur dem Drange der Leidenschaft nachgegeben hat. Nach einem bildlichen Ausdrucke der H. Schrift hat sich die volksthümliche Bezeichnung himmelschreiender Sünden gebildet;[a]) die ältere Theologie hat außer Mord und thierischer Unzucht als solche im humanen Sinn aufgezählt: die Unterdrückung der Schwachen, insbesondre der Witwen, und den Arbeitern vorenthaltner Lohn.

Eine furchtbare Drohung lag im Begriff einer Sünde, welche das religiöse Leben hoffnungslos zerstöre, nach dem kirchlichen Ausdrucke um Gnade und Seligkeit bringe. So vorerst die Todsünde nach Johannes.[b]) Nach jüdischer Voraussetzung jede Verletzung göttlicher Majestät, die mit Ausschluß aller menschlichen Gnade durch den Henker gerächt werden muß. Der Apostel hat das in seiner Weise gefaßt: die vom Gottesreiche ausschließend in den ewigen Tod stürzt. Die wenn auch leise Abmahnung von einer Fürbitte für den, der doch bisher als Bruder galt, hängt mit einer Überschätzung ihrer Wirksamkeit zusammen und ist noch ein Stück vom alten Johannes, der auf die seinem Herrn gastliche Aufnahme Verweigernden Feuer vom Himmel fallen lassen wollte![c]) Diese harte Ansicht war der apostolischen Kirche nicht fremd, daß die vom Christenthum Abfallenden Christum noch einmal kreuzigten und für sie es keine Sühne gebe.[d]) In der Kirche siegte doch bald der Glaube, daß Gottes Gnade noch größer sei als des Menschen Sünde. Wenn in der griechischen Kirche die Todsünde als die

a) 1 Mos. 4, 10. 5 Mos. 15, 9. Jak. 5, 4. b) 1 Joh. 5, 16. c) Lk. 9, 53 f. d) Hebr. 6, 4—6. 10, 26—29.

reuelose angesehn wurde, warum sollte die christliche Fürbitte für den ausgeschlossen sein, den wir einer Todsünde schuldig achten? Daher Augustin die Todsünde nur an dem, der reuelos abgeschieden, anerkennen wollte, denn an keinem Lebenden sei zu verzweifeln. Dagegen im Mittelalter überhaupt schwere Sünden, die nur durch Buße und Beichte gesühnt würden, als Todsünden galten. Aus der Beichtpraxis und der ganzen Veräußerlichung der römischen Kirche ergab sich eine Aufzählung bestimmter Sünden als solche, obwohl es nie zu einem festen Abschluß ihrer Zahl gekommen ist. So hat auch Trient in der Verschiedenheit von läßlichen Sünden gewisse Todsünden aufgezählt, als welche, zwar mit dem Glauben vereinbar, doch der göttlichen Gnade verlustig machen, wenn sie nicht gebeichtet werden. Von der reformatorischen Kirche wurde die Todsünde als unvereinbar mit dem Glauben erklärt. Nach theologischer Erläuterung: jede Sünde bringt an sich den [geistigen] Tod, wird aber durch Christus läßlich, daher innerhalb der Christenheit Todsünde nur diejenige, welche den Glauben aufhebend vom Reiche Gottes ausschließe. Jede von beiden Kirchen meint hier einen andern Begriff des Glaubens: dort ein Fürwahrhalten aller kirchlichen Dogmen, hier die Hingabe des Herzens an Christus, daher dort Diebstahl, Unzucht und anderes der Art verträglich mit dem Glauben, hier Todsünde was unvereinbar mit jener Hingabe des Herzens. Gegen Namhaftmachung bestimmter Sünden spricht der Johanneische Ausspruch und die Sache selbst. Nicht die äußere Form, von der die That den Namen hat, sondern die Gesinnung, aus der sie stammt, entscheidet über das Maß der Verschuldung. Jede Sünde ist eine Störung des wahren geistigen Lebens, und wirkt auf dasselbe wie Gift auf den leiblichen Organismus: aber die Freiheit ist fähig zur Überwindung, Gott gnädig zur Vergebung der Sünde. Sonach bezeichnet die Unterscheidung von Todsünde und läßlicher Sünde nur einen fließenden Unterschied zwischen schweren und minder schweren Sünden; aber der Rath des Johannes in dieser Sache ist nicht zu befolgen, auch nie von der Kirche befolgt worden, außer von einzelnen Fanatikern.

Noch drohender erscheint die Sünde wider den H. Geist. Als Jesus einmal Dämonische heilte, warfen Pharisäer ihm vor, er treibe die Teufel aus durch den Obersten der Teufel. Nachdem er auf den innern Widerspruch dieses Vorwurfs hingewiesen hat, fährt er

fort: *) „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, aber die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben werden. Und wer ein Wort spräche wider des Menschen Sohn, es wird ihm vergeben: wer aber spräche wider den Geist den heiligen, es wird ihm nicht vergeben werden, nicht in dieser Welt noch in der künftigen.“ In der Kirche der ersten Jahrhunderte war eine Neigung, bestimmten Vergehn ihrer Mitglieder als Todsünden gleich mit der Sünde wider den H. Geist die Absolution zu versagen, welche Neigung doch nur in einzelnen sittenstrengen Secten zur unbedingten Vollstreckung gekommen ist. Mit der Erhebung des Christenthums zur Religion des römischen Reichs siegte überall die mildere Ansicht: keine Sünde so groß, daß sie nicht gebüßt werden könnte, also thatsächlich keine Sünde wider den H. Geist. Unter derselben verstand die Scholastik nicht eine einzelne bestimmte Sünde, sondern das absichtliche Verschließen des Gemüths vor dem als solches erkannten Göttlichen. Die protestantische Aufklärung gerieth anfangs auf die Meinung, Jesus habe nur im Eifer gesprochen, oder diese Sünde könne nicht mehr vorkommen als ganz individuel dadurch bedingt, daß der Sohn Gottes auf Erden wandelte und Dämonen austrieb. Durch die deutsche Philosophie ist der Gedanke Jesu wieder in seiner Allgemeinheit erkannt worden, von Kant als Lästerung der moralischen Religion wider eigne Überzeugung mit dem Vorsatze der sittlichen Reform Jesu entgegenzuwirken. In diesem Sinn seitdem, nur mehr religiös gefaßt, sind mancherlei individuelle Auffassungen vorgebracht worden, nur darüber zwiespältig, ob die Pharisäer diese Sünde damals begangen haben, oder nur Wiedergeborne sie begehn könnten, also sie grade nicht.

Es war nicht die Sache unsers Herrn zu poltern, zumal mit so ungeheurer Drohung. Wenn auch die Gunst einer großen Gelegenheit zu großer Versündigung an derselben Raum gibt, so wäre doch gegen die gesunde Moral, daß die Größe der Verschuldung allein durch ein äußerliches, zufälliges Verhältniß bedingt sei, was an das Sprüchwort erinnern würde, mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen. Jesus hat nicht bestimmt ausgesprochen, daß die Pharisäer damals diese Sünde begingen, seine Rede kann auch als Warnung vor derselben gelten:

---

*) Mt. 12, 31 f.

aber die Möglichkeit sie zu begehen muß doch bei ihnen gewesen sein. Das evangelische Wort steht wie das apostolische über die Todsünde in Bezug auf die jüdische Ansicht von der Gotteslästerung, die unerbittlich mit dem Tode bestraft wurde; doch auch dieses innerlicher gefaßt. Der H. Geist im Gegensatze des Menschensohnes bezeichnet das in Jesu wirkende religiös Wesentliche als verschieden von seiner ganzen geschichtlichen Erscheinung. Gegen diese, also auch gegen das historische Christenthum ist ein Widerstreben aus Irrthum und Verblendung möglich, wie Saul dagegen angekämpft hat. Die Sünde wider den H. Geist ist also der Gegensatz wider das im Christenthum erkannte Göttliche. Dazu gehört eine gewisse Bildung, die bloße Rohigkeit ist davor sicher. Aber noch immer kann es Pharisäer geben, Streiter wider den H. Geist, wie es noch immer eine Offenbarung des Göttlichen gibt, die aus Eigennutz mit List und Gewalt unterdrückt wird. Christus hat über diese Sünde nicht die ewige Verdammung gesprochen, nur „sie wird nicht vergeben werden;" sie wird Folgen haben über alle Zeit hinaus. Auch dies nach dem richtigen Gefühl Augustins, wiefern sie nicht bereut wird, denn an Alle hat der Herr sein „bekehret euch" gerichtet. Das Evangelium und die sittliche Freiheit ist mächtiger als alle Sünde: aber der bewußte absichtliche Gegensatz wird einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurücklassen.

Zuweilen ängstigen sich Menschen, als ob sie jene Sünde begangen hätten, insbesondre vom Christenthum oder auch nur von einer bestimmten Form desselben in Zeiten der Gefahr gegen beßre Überzeugung Abgefallne. So ist Francesco Spiera, ein angesehner Rechtsgelehrter in Padua, der den reformatorischen Glauben aus Furcht vor der Inquisition zweimal verleugnet hat, als der Lästerung des H. Geistes schuldig in Verzweiflung gestorben. Solchen vom Spruche ihres Gewissens Getroffnen darf man sagen: Seid getrost! wenn ihr euch ängstet, sehnt ihr euch nach der Gnade Gottes, ihr seid nicht Kämpfer wider den H. Geist.

Zweiter Theil. Die Gottheit.

A. Philosophische Untersuchung.

§. 75. Die Aufgabe.

Schon lange hat dies Buch von Gott gesprochen, denn unmöglich ist von Religion zu reden ohne von ihrem Gegenstande: aber nur als eine Voraussetzung, das Unendliche, ein noch verhülltes Wesen wie das verschleierte Bild zu Sais. Paulus fand in Athen einen Altar überschrieben „einem unbekannten Gott." Jedes Menschenherz ist solch ein Altar und alle Weisheit ein Nachsinnen über das Wesen, dem Athen und alle Welt auch unbewußt Gottesdienst thut. Einer, der Vielen göttliche Kunde gebracht hat dadurch, daß er sie gleich dem philosophirenden Apostel auf dem Areopag daran erinnerte, daß sie selbst göttlichen Geschlechts seien,*) Jacobi sprach in seinem Testament die Bedeutung seiner Philosophie und für ihn dasselbe, seines Lebens aus: „ich wollte über etwas zu Verstande kommen, nehmlich über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gott." Jahrtausende durch hat die Menschheit versucht darüber in's Klare zu kommen.

Aber gerade jener gläubige Philosoph hat abgemahnt von dem Versuche das Geheimniß der Gottheit zu erforschen. „Wenn Grund und Beweis für das Dasein Gottes aufgestellt werden könnte, wäre das Beweisende gewisser als das Bewiesene, der Mensch gewisser als Gott." Er hat der Aussage frommer Mystik zugestimmt, daß die Gottheit nur im unaussprechlichen Gefühl angeschaut und andächtig verehrt, niemals ein Gegenstand der Wissenschaft werden solle, denn ein geborner Gottesleugner sei der Verstand, weil er ein Wesen leugnen müsse, das er nur in einer Zusammenfassung widersprechender Merkmale zu denken vermöge. Jede Lehre und Begriffsbestimmung Gottes daher leer, in sich widersprechend, gottlos.

Dieses gilt gegen die, welche den Allumfassenden in ihre Schulbegriffe einfangen, das Wesen Gottes erklären und übersehn zu können meinten. Es gilt nicht gegen die sich bescheidende Wissenschaft, daß nur

*) AGesch. 17, 22 ff.

ein menschliches Wissen von Gott gemeint sei, nicht was Gott an sich in seinem unergründlichen Wesen, sondern was er ist für uns, für die Religion, um über die dem Menschengeiste eingeborne Idee Gottes klar zu werden und zum Bewußtsein dessen zu gelangen, was unsre Liebe zu Gott über ihn aussage. Daß aber der Mensch vorerst zum Selbstbewußtsein gelangend seiner selbst gewiß werde, und erst in diesem auch ein Gottesbewußtsein finde, das ist keine Überhebung, sondern der nothwendige Verlauf für jedes Denken, das nicht selbst Gott ist.

Man kennt die Erzählung von dem griechischen Philosophen Simonides, der vom König Hiero um eine Beschreibung Gottes befragt, sich einen Tag Bedenkzeit ausbat, dann zwei Tage, dann vier und so fort, bis er endlich erklärte, jemehr er über die Gottheit nachdenke, desto unergründlicher sie ihm werde. Wer nicht das unergründliche Wesen Gottes zu erforschen, sondern nur die allgemein menschliche Idee von Gott sich klar zu machen gedenkt, braucht nicht an solchem Unternehmen zu verzweifeln, wie sehr auch die ganze Energie des denkenden, aber auch des liebenden Geistes dazu erfordert wird. Wohl ist uns Gott in unermeßlicher Ferne, doch auch „in ihm leben, weben und sind wir."

Gar unermeßlich ist der Höchste wie wir wissen,
Und dennoch kann ihn ganz ein menschlich Herz umschließen.

Die Religion hat sich uns erwiesen als frei, und doch zugleich als nothwendig angelegt im Wesen der Menschheit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Religion irgendeine Idee von Gott enthalten und mit jener nothwendig gegeben sei. Der Mensch kann daher seiner Gottesliebe so klar bewußt werden, als er in sich selbst sich vertiefend seiner selbst bewußt wird.

Sonach überall nur eine Idee, nirgends ein wahres und wirkliches Sein Gottes? Aber aller wahren Religion ist wesentlich sich als göttliche Offenbarung anzusehn, d. h. als etwas durch Gott selbst im Menschen bewirktes; wie Plato sprach: niemand weiß Sichres von Gott außer durch Gott selbst. Also jede Vorstellung von Gott? auch der unförmliche Götze der Hottentotten! Gewissermaßen auch der, denn aller Religion liegt die eine, wahre zu Grunde; der Mensch wäre nicht darauf verfallen einen Götzen anzubeten, wäre nicht eine Sehnsucht nach dem wahren Gott ihm eingeboren. Aber die Umbildung des unförmlichen

Götzen ebenso wie des Apollo vom Belvedere, beides nur Ausdruck des menschlichen Geistes in seiner Unmündigkeit und Entartung, wird durch den menschlichen Geist selbst vollzogen. Denn nur diejenige Vorstellung von Gott ist die wahre, die der Menschheit allgemein und nothwendig ist, also der Menschheit in der vollen Ausbildung ihres religiösen Bewußtseins entspricht. Diese vollkommne Menschheit hat Gott geschaffen, d. h. gewollt, wiefern er überhaupt einen Willen hat, daß wir durch Entwicklung der von ihm verliehnen Geisteskräfte sie verwirklichen. Die Idee Gottes, die aus diesem vollkommen entwickelten menschlichen Bewußtsein hervorgeht, ist also von Gott gewollt, daß wir sie von ihm haben. Daß sie der Wahrheit entspreche, soweit die Schranken des Menschengeistes sie zu fassen vermögen, dafür ist Gott selbst mir Bürge mit seiner Wahrhaftigkeit. Er mag die Sonne seiner Herrlichkeit soweit verhüllen, daß ein menschliches Auge sie zu ertragen vermag, aber er konnte nicht die Lüge als ein Wort Gottes über ihn selbst in unsre Brust legen. „Also muß man von Gott achten — schrieb Melanchthon — wie er sich offenbaret hat;" und er offenbart sich jedem, der in der Sehnsucht oder Unruhe der Liebe denkend ihn sucht. Dieses Denken kann irren: aber dieser Irrthum wird durch andres menschliches Denken nachgewiesen werden. Auch die klarste Entwicklung der Gottesidee darf nicht meinen, die Tiefen der Gottheit ergründet zu haben, sondern in all' ihrer Klarheit nur eine künftige Verklärung ahnen, wenn wir Gott erkennen werden wie er ist.

§. 76. Der unbekannte Gott.

Die Grundlage des Gottesbegriffs ist schon bei der Untersuchung über die Freiheit zu Tage gekommen, das durch sich selbst Seiende, das Absolute. Dieses ist unendlich, denn wo es durch etwas Anderes beschränkt würde, wär' es hinsichtlich dieser Beschränkung nicht durch sich selbst. Das Sein desselben, sobald überhaupt etwas ist, unterliegt keinem Zweifel, denn dieses Daseiende ist entweder durch sich selbst und somit das Absolute, oder es hat sein Dasein durch etwas Andres empfangen, und dieses wiederum, führe seine Ahnenreihe beliebig weit hinauf, so wird irgendwo am Anfange ein Gott erscheinen, aus dessen Urne sich der Strom des wechselnden Daseins ergießt.

Der Volksglaube hat sich selten zur Klarheit dieses Gedankens

erhoben, doch überall nach demselben in unbewußter Anerkennung gestrebt. Der Wilde bedroht seinen Gott und zerschlägt im Zorn selbst einmal seine thönernen Götzen: aber nur in einer Empörung roher sinnlicher Kraft, die entweder bald sich einen größern Gott sucht, oder reuig zum alten Schutzherrn zurückkehrt. Insgemein ist jene unendliche Macht in den Göttergeschlechtern der alten Mythenkreise durch einen Allvater am Urquell der Welt oder durch ein über Gott und Menschen herrschendes Schicksal doch nur angedeutet. Denn schwer ist das Absolute zu denken. Ein Kind frug mich: wie hat nur der liebe Gott sich selbst geschaffen? Da haben wir aus Kindes Munde die große Frage nach dem Begriffe des Absoluten. Zur rechten Antwort gehört eine ideale Theilnahme an absoluter Freiheit, die durch freie geistige That menschenmöglich ist, aber die Schranken menschlicher Freiheit eben durch den Gedanken überschreitet. Unserm alltäglichen Denken erscheint das Absolute, weil es ohne Willkür ist, als strenge Nothwendigkeit. Aber zur Nothwendigkeit gehört immer wieder eine Macht, durch welche sie nothwendig ist; alle Nothwendigkeit ist nur durch Freiheit erklärbar. Weil nun der Mensch Antheil hat an der Freiheit, vermag er das absolut Freie zu denken, das vater- und mutterlos immerdar sich selbst Ursache ist; und er ist genöthigt es zu denken.

Hierdurch ist etwas Unendliches anerkannt, das allen Erscheinungen zu Grunde liegt. Wird die Religion dies als ihren Gott verehren? Es ist nicht auf religiösem Wege gefunden, nur durch einen Schluß aus der Welt der Erscheinungen auf ein ursprüngliches Sein, es ist bloß Macht und Freiheit. Auch das der Religion Entgegengesetzte kann daraus gefolgert werden: außer dem Absoluten kann unmöglich etwas sein, denn es würde dasselbe beschränken, also auch ich nicht, und niemand ist, der liebevoll dasselbe anbeten könnte. Dieser Gott ist noch ein unbekannter Gott.

§. 77. Die Gottesbeweise.

Sobald der Mensch sich als ein persönliches und vernünftiges Wesen fühlt, entsteht ihm ein Interesse, nicht von verstandlosen Naturmächten unterdrückt, sondern von der umgebenden Welt vernünftig behandelt zu werden. Aus diesem Interesse ist auch abgesehn von der Religion der Glaube an einen Herrn über die Naturmächte, der einen

Willen und Vernunft habe, entstanden, also an einen persönlichen, von der Welt verschiednen Gott, zugleich mit dem Bedürfnisse sich das gute Recht dieses Glaubens zu erweisen. Diese Beweise, meist auf heidnischem Boden entstanden, sind doch von der christlichen Theologie aufgenommen und fortgebildet worden. Kant hat sie mit Ausnahme eines auserwählten Lieblings für nichts beweisend, Jacobi für unnöthig erklärt. Haman versicherte: „ich halte den für einen Thoren, der das Dasein Gottes leugnet, aber den für einen noch größern, der es beweisen will."

Es kommt doch darauf an, was man darunter versteht. Als Gründe genommen, warum wir vom Dasein Gottes überzeugt sind, ist ihre Untersuchung ebenso untadlich und nothwendig als irgendeine Untersuchung über Grund und Recht einer menschlichen Überzeugung, und sind sie nicht von der Religion ausgegangen, können sie derselben doch dienstbar sein.

Nach hergebrachtem Schulnamen der ontologische Beweis beruft sich auf die Idee des vollkommensten Wesens, dessen sich jede gebildete Vernunft bewußt wird. Nun gehöre zur Vollkommenheit auch das Sein außerhalb des bloßen Gedankens, sonach bestehe das vollkommenste Wesen in Wirklichkeit. Man hat dagegen vor Alters eingewandt, daß die Vollkommenheit in der Vernunft nur eine gedachte sei, eine Existenz außerhalb des Gedankens dazu gar nicht gehöre. Sonach bleibt diesem Beweise nur die Anerkennung, daß die Idee des vollkommensten Wesens, hiermit die Idee Gottes, der Vernunft gegeben und nothwendig sei.

Erst der kosmologische Beweis, von Kosmos die Welt, führt hinüber zur Wirklichkeit: alle Erscheinungen des Weltlebens haben den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst, sie werden geboren und sterben, ihrer langen Entwicklungsreihe aus einander muß eine letzte Ursache, die durch sich selbst ist, zu Grunde liegen. Das ist das Absolute, das wir bereits anerkannten. Von jedem Daseienden aus kann dasselbe erwiesen werden. Vanini hob vor dem Gerichtshofe, der ihn als Gottesleugner zum Schafot gesandt hat, einen Strohhalm auf: „dieser befiehlt mir an Gott zu glauben." Es ist auch gleich, ob die Schlußfolge vom Strohhalm oder vom Erdball oder vom Weltall ausgeht. Zwar kann auch Anfang und Entwicklung in Eins zusammengefaßt sein, das Welt-

all selbst das Absolute, indem all' das Abhängige, Vergängliche sich als lebendiger Organismus unter einander trägt und ergänzt. Doch bleibt undenkbar, daß diese Massen, aus denen das Weltall besteht, durch sich selbst entstanden wären und bei aller vorübergehenden Empörung einzelner Kräfte sich zum großen Ganzen zusammengefügt hätten, während ein Wesen, das einen Willen hat, als durch sich selbst seiend der Vernunft denkbar, ja nothwendig ist. Insofern sind wir genöthigt Gott zu denken als Erklärungsgrund des Weltalls in seinem Dasein und seiner Einheit. Wenn aber die Gestirne nach ihrem eignen eingebornen Gesetz ihre Bahnen wandeln, so bleibt doch immer die Frage offen, wer ihnen den ersten Anstoß dazu gegeben habe. Carl Vogt versichert [S. 276], sei nur der erste Organismus gegeben, so entwickle sich alles Andre nach einfachen Gesetzen von selbst: darum handelt sich's eben, wodurch der erste Organismus, die erste Zelle mit all' ihrer Entwicklungsfähigkeit und mit dem fruchtbaren Boden dazu gegeben sei? Die Welt ist unerklärlich ohne Gott. Doch muß eine aufrichtige Wissenschaft sogleich hinzufügen, daß hierdurch das Räthsel vom Ursprunge alles Seins nur etwas weiter hinausgerückt wird.

Der physico-theologische Beweis aus der Natur erkennt in einer Erde voll Blüthen und in einem Himmel voll Sterne ihren Schöpfer. Dies kann teleologisch gefaßt werden, von der sichtbaren Zweckmäßigkeit ein Schluß auf einen unsichtbaren, nach Zwecken ordnenden Urheber der Natur; oder ästhetisch, von der Schönheit des Weltalls, vom Gedichte Gottes auf seinen schöpferischen Genius. Man hat eingewandt: ist die Natur eine Fülle lebendiger Kräfte, der Mensch die Blüthe der Natur, der Geist die sich selbst erblickende Welt, so ist nicht anders möglich, als daß er das eigne Wesen in den andern Kindern der Welt schön und zweckmäßig findet, aber seines Ursprungs vergessend die Natur für das Meisterwerk eines fremden Verstandes hält, während es doch sein eigner Verstand ist, der als Naturkraft durch alle jene Formen des Weltdaseins hinaufstrebt, bis er im menschlichen Bewußtsein des selbstbewußten Lebens froh zu sich selber spricht, ich bin! und mit Freuden sich anschaut, wie das Naturkind zum erstenmal im Wasserspiegel das eigne Bild erblickend die eigne Schönheit und das eigne Lächeln anlächelt. Allerdings bildet die Natur nicht wie der Künstler, selbst wenn er sein ganzes Herz hineinlegt, doch frei, sinnend,

äußerlich seinem Werke gegenübersteht, sondern lebendig, bewußtlos nach eingebornen nothwendigen Gesetzen, selbst im Menschen. Es ist ganz gleichgültig, ob die Mutter etwas von den Gesetzen weiß, unter denen sich in ihrem Schoß ein Menschengebild entwickelt, es bildet sich doch von Tag zu Tage in hoher Weisheit seiner künftigen Bestimmung. Aber undenkbar ist ein vernünftiges Wirken, das nie gedacht worden, nie durch eine wirklich denkende Vernunft hindurchgegangen und von ihr ausgegangen wäre. Diese mathematischen Gesetze, durch welche so ungeheure Weltkörper in stürmischer Eile Jahrtausende durch unverrückt dahinrollen, zum Theil endlich von genialen Sehern erkannt, zum Theil noch in verwickelten Rechnungen uns ungelöst: diese optischen Gesetze, durch welche die Bilder der Welt sich einem Menschenauge darstellen, erst neuerdings in ihrem kunstreichen Gefüge erkannt und in ihrem letzten Übergange zum Gedankenbilde noch unerkannt: verstandlos aus tausend und abertausend vergeblichen Versuchen, die doch auch schon ein verständiges Streben beurkunden würden, sind sie nicht entstanden, sie müssen doch irgendeinmal von einem Geiste, der etwas von Mathematik verstand, gedacht worden sein, unser Menschenverstand, der es ihnen nachzudenken ringt, hat sicher uranfänglich sie nicht erdacht; die Naturgesetze denken nicht, aber sie sind nur denkbar als Gottes Gedanken. Daher sich immer wieder die alte Schlußfolge aufdrängt: der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehn, und der das Ohr bereitet hat, sollte der nicht hören! Die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Natur läßt nicht auf eine seelenlose Welt, sondern mindestens auf eine vernünftige Weltseele schließen.

Der moralische, von Kant ausschließlich, doch nur als Glaubensgrund anerkannte Beweis geht aus von dem im Sittengesetze liegenden Glauben an die siegreiche Macht des Guten, an eine künftige Ausgleichung der Sittlichkeit mit der Seligkeit und an die Verwirklichung des höchsten Gutes in der einstmaligen Vereinigung beider, wie das nur durch ein sittliches und dem Weltall gebietendes Wesen verwirklicht werden könne. Doch haben sich unsre sittlichen Ansprüche auf jenseitige Ausgleichung als nicht allzusolid erwiesen. Wohin dieser Beweis führe, auch in seiner ältern Schlußform vom Sittengesetze, das sich der Mensch nicht selbst gegeben hat, und von dem er sonst willkürlich ablassen würde, auf einen sittlichen Gesetzgeber, hat Fichte gezeigt

damals als er des Atheismus beschuldigt wurde: der Glaube an die Macht des Sittengesetzes findet seine Erfüllung in dem Gesetze des Weltalls, nach welchem das Gute siegen muß, und dieses Weltgesetz, das die Geschicke der Völker so sicher regiert, als das Gesetz der Schwere den Lauf der Gestirne, gelangt zum Selbstbewußtsein im Menschen als Gewissen: Also das Absolute als sittliche Weltordnung, ihr Vollstrecker der Mensch, die Weltgeschichte das Weltgericht.

Diese vier Schulbeweise haben sich mit einer gewissen Nothwendigkeit abgeschlossen als ausgehend vom Geiste und von der Natur, von jenem der ontologische und moralische als Intelligenz und als Gewissen, von dieser der kosmologische und physico-theologische von der Masse und von der Form der Welt. Andres von untergeordneter Bedeutung hat sich angereiht. Ein historischer Beweis von der Einstimmigkeit der Völker in der Verehrung göttlicher Wesen ist, soweit das historisch, nur eine unvollkommne Beweisform für die allgemein menschliche Gesetzmäßigkeit der Gottesidee, der ontologische Beweis in geschichtlicher Nachweisung, und der Glaube an Gespenster wohl ebenso allgemein verbreitet. Auch leichtfertige Beweise. Ein von der größern Sicherheit hergenommener Beweis [a tuto], da der Glaube an Gott keinenfalls schaden könne, aber der Unglaube ihn beleidigen würde, wenn er doch existire; oder der vom Nutzen zum Frommen und Bezähmen des Volks, wie Voltaire von den Volksgöttern sagte, s'ils n'existaient pas, il faudrait les inventer, was doch nur eine andre Art ist Gott zu verleugnen.

Jene vier inhaltvollen Beweise erweisen die Idee des Absoluten, seine Wirklichkeit als unendliche Macht, als plastische Weltseele und als sittliches Weltgesetz. Sie erweisen jedenfalls, daß Vernunft in der Welt sei, in der Natur wie in der Weltgeschichte; und die Vernunft kann nur da bewußtlos wirken, wo sie bewußt ihre Gedanken dem bewußtlosen Stoffe bereits eingeprägt hat.

§. 78. Der religiöse Grund.

Die speculative Philosophie hat eines Gottes bedurft um das Welträthsel zu lösen, und hat in anderer Wendung seiner auch nicht bedurft: die Religion und ihre Philosophie kann nicht ohne ihn auskommen. Der sichre Grund unsers Glaubens an Gott ist unsre eigne

Religion. Die Religion ist ein Verhältniß zu Gott. Das Ich der Liebe fordert das über Alles geliebte Du. Ich glaube an Gott, weil ich ihn über Alles liebe, oder auch im Schmerze ihrer Verstörung diese Liebe als meine höchste Bestimmung und meinen Frieden weiß. Dieser Glaube ist kein bloßes Meinen, sondern so fest wie die Zuversicht, daß die Religion keine Täuschung sei. Nur wer die religiöse Anlage für etwas Gemachtes, Angedichtetes erklärt, ist berechtigt diesen Glaubensgrund umzustoßen. Das Sein Gottes ist daher dem Menschen grade so gewiß als ihm die Religion ist. Diese aber ist im Wesen der Menschheit als nothwendig dargethan, obwohl der Entwicklung nach frei, und die Religion nicht ein bloßes Denken, eine angeborne Gottesidee, die ein nacktes Ideal sein könnte, sondern ein Abhängigsein und eine Hingebung, das einen Gegenstand haben muß, und ihn nicht hat in verstand- und herzlosen Naturmächten.

Daher niemand Gott leugnen kann als der Gottlose, nur Irreligiosität ist Atheismus. Mit dem furchtbaren Vorwurfe dieses Namens ist viel Mißbrauch getrieben worden, indem eine Religionspartei die Andre, weil sie auf andre Weise das Unendliche verehrte, der Gottesleugnung beschuldigte. Zuweilen ist geschehn und geschieht, besonders unter philosophischen Schulen, daß die Vorstellung der Gottheit, welche aus dem einen System hervorgeht, dem andern so ungöttlich dünkt, daß der Glaube eines solchen Gottes ihm gleich erscheint der Gottesleugnung. Weil aber allein in der Religion ein lebendiger Gottesglaube ruht, so kann darüber allein das innerliche religiöse Leben entscheiden. Wissenschaftlich kann jemand das Dasein Gottes für möglich oder für gewiß halten, ohne fromm zu sein. Jene wissenschaftliche Überzeugung ist ihm etwas Gleichgültiges oder Unbequemes; auch die Dämonen glauben, daß Gott sei und schaudern:*) wer aber fromm ist, wie sollte der nicht an Gott glauben! Vielleicht daß er seinen Glauben an den lebendigen Gott nur durch eine Folgewidrigkeit gegen seine Philosophie rette, das mag er, ob es sich so verhalte, vor der Wissenschaft verantworten, ein Atheist ist er nicht, so lang er nicht der Religion innerlich absagt. Eben so ungerecht würde von denen, die man Götzendiener nennt, wegen ihrer rohen Vorstellung von Gott behauptet, daß sie

*) Jak. 2, 19.

ohne Gott und ohne Religion wären: denn sollte Gott nicht ihre Gebete an ihn gerichtet achten, weil sie zunächst einem Götzenbilde vorgetragen werden! Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst. Diese Anerkennung, die sich hier mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit ergibt, hat Luther im großen Katechismus dem Volk und den Kindern verkündet: „Einen Gott haben ist nichts anders, als ihm von Herzen trauen und glauben, denn allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide, Gott und Abgott. Ist der Glaube und Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht, und wiederum wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht."

Wenn aber auch über den Gläubigen dunkle Stunden kommen, daß er im öden Weltall nach Gott vergeblich sucht, und jenes Grauen ihn überfällt, das in seiner Furchtbarkeit Jean Paul einst darstellte in dem Phantasietraum, wo der todte Christus den Todten predigt, daß kein Gott sei und Alles nur eine Täuschung: so geschieht dies durch die Sünde, die sich vor Gott verbergen möchte, ja schon durch das Übergewicht des sinnlichen Lebens, das in dem Wogen unsers Gemüths zuweilen aufsteigt und Alles, was es nicht mit Händen greifen, daher gelegentlich auch mit Füßen treten kann, alles ideale Leben, Tugend, Unsterblichkeit und Gott, dem Staubgebornen anzweifelt. Wegen der Unverwüstlichkeit unserer religiösen Anlage tritt Gott aus solcher Verhüllung immer wieder vor das Auge des Geistes sei's als rettende sei's als drohende Macht, und gegen die Schatten, die sich über den Frommen legen, gilt die Mahnung: führe ein göttliches Leben und betrachte das Leben der Göttlichgesinnten, so wird Gott selbst sein Dasein dir so erweisen, daß du nicht zweifeln kannst. Nicht als wenn sich die Gottheit diesem göttlichen Streben des Menschen in unmittelbarer Erfahrung darstellte, sondern weil er durch die klar und herrschend gewordne Frömmigkeit die sinnliche Übergewalt in ihre Schranken weist, und mehr als seinen Augen und Ohren demjenigen vertraut, was sein eigentliches unsterbliches Leben ist.

Auf dieser Zinne des Tempels, nicht zum Herabstürzen als Probe der göttlichen Geburt, eher wie der Ölberg zum Hinaufschweben, finden auch wie ein friedliches Land ringsumher die obigen Beweise ihre Anerkennung. Der ontologische Beweis zeigt die Größe des Menschen, daß er vermag Gott zu denken, und die Güte Gottes, daß er sich der Mensch-

heit offenbart. Im moralischen Beweise liegt die Wahrheit, daß uns das Sittengesetz Gott verkündet und mit Gott verbündet. Aus dem Äußern wird das Innre angeregt, Worte Gottes aus Natur und Geschichte reizten den Menschen zum Nachsinnen über sich selbst, daß er in sich die Liebe und in ihr den Glauben Gottes fand, in welchem sich das Räthsel seines Daseins ihm erschließt. Was er innerlich gefunden, davon sucht er äußerliche Kunde und begrüßte die Spuren des geliebten Wesens in aller Welt. Diese Spuren hat man Beweise genannt, vergessend, daß der Mensch nur in seinem eignen Gemüth den unumstößlichen Beweis trägt und sich nie um Gott gekümmert haben würde, wär' er nicht selbst göttlichen Geschlechts. Wir sehen etwa in einer Landschaft die Spuren einer ordnenden Hand, und gehn da, wo keine persönliche Beziehung stattfindet, mit gleichgültiger Aufmerksamkeit vorüber. Ganz anders wenn ein geliebtes Wesen hier gewaltet und sein Andenken darin hinterlassen hat. So schaut der Fromme durch die Natur Gott in's Auge und ergreift in seinen Geschicken Gottes Vaterhand.

§. 79. Das Verfahren zur Erkenntniß Gottes.

Da der Glaube an Gott auf der Liebe Gottes beruht, so muß aus ihr die Idee Gottes vollständig entwickelt werden können, wie sie der Menschheit allgemein und nothwendig ist. Nicht also der Erweis eines persönlichen und außerweltlichen Wesens ist als Preisaufgabe vorauszusetzen, sondern die fromme Liebe wird befragt, da sie allein das Evangelium von ihm bringt, wer dieser Gott sei, den sie anbete? und wie sie auch ihn nenne, dieser wird der von der Frömmigkeit angebetete, sonach der wahre Gott sein.

Zwar Irrthum, der den Menschen nie verläßt, kann auch hier einfallen, nicht nur durch Fehlschlüsse des Verstandes, die der Verstand heut oder morgen verbessern wird, sondern auch durch die Religion selbst, wenn sie mit der Sinnlichkeit vermischt sich nur einen bequemen Gott ersinnen möchte, wie etwa Lavater sich einen Gott zurecht gemacht hatte, um allerlei fromme und doch nicht wahrhaft fromme Wünsche zu erfüllen. Solche Gelüste, selbst die eines andächtigen, doch zunächst sich selbst und seine Freunde bedenkenden Herzens, haben kein Recht auf die Gottesidee. Die Religion, aus welcher die wahrhafte Gottesidee hervorgehn soll, nach dem nothwendigen Gedanken des religiösen Geistes,

muß die hohe reine Liebe sein, die ebensosehr strenge Sittlichkeit als Aufopferungsfreudigkeit und Hingabe für das Allgemeine ist.

Diese göttliche Liebe war das Ergebniß von Freiheit und Abhängigkeit. Um uns daher zur Wiege der Gottesidee zu stellen und nachzubilden, wie sie in uns zu Tage kommt, zerlegen wir das religiöse Leben in seine ursprünglichen Bestandtheile, fragen die Freiheit und fragen die Abhängigkeit, was sie wisse von Gott; denn im freien Nachdenken werden wir dadurch eines Gedankens und seiner Folgerungen vollständig bewußt, daß wir ihn auflösen in seine einfachsten Bestandtheile.

Die Freiheit im Menschen besteht aber nur bedingt durch die Abhängigkeit, diese durch jene, beide sind also in dieser Verbindung dasselbe, nur vom vorherrschenden Gesichtspunkte der Einen oder Andern aus angesehn, und die Gottesidee, die aus jeder von beiden hervorgeht, nur verschieden durch diese vorherrschenden Gesichtspunkte, wird nur in gegenseitiger Ergänzung den Gott unsrer Liebe darstellen, denn die Trennung in die Bestandtheile der Frömmigkeit, welche das Leben nie völlig trennt, sondern nur im wechselnden Übergewichte darstellt, geschieht bloß, um der Wissenschaft die vollständige Entwicklung der Idee zu sichern.

Wenn aber einer dieser Gesichtspunkte nach Aufhebung des Andern die Aussicht in den Himmel allein beherrschen wollte, so würde jeder folgerecht die Religiosität aufheben, die unbedingte Freiheit als Selbstvergötterung, die unbedingte Abhängigkeit als Vernichtung in der Gottheit. Denn der Glaube eines sich selbst anbetenden, oder eines in sich selbst untergehenden Gottes, kann zwar ausgehn von hoher Gottesliebe, widerspricht aber in seiner folgerechten Bahn aller Liebe, welche nur besteht im freien Bunde des Verschiedenen.

Dieser zweifache Abgrund neben der leuchtenden Bahn hinauf erscheint hier zumal bedeutungsvoll, weil rechts und links beide Heroen der Philosophie versanken und versinken mußten, welche den religiösen Grundgedanken mit uns theilten und zum Schlußstein einer folgerechten Gedankenwelt erkoren hatten. Fichte sprach in seiner Anweisung zum seligen Leben, und niemand würde sich wundern, wenn ich's für meine eigne Rede ausgäbe: „Leben, Liebe und Seligkeit ist eins und dasselbe. Was macht uns Gottes gewiß, wenn nicht die über allen Zweifel er-

habene Liebe! Die Welt versucht der Mensch zu lieben, aber sie versagt ihm. Da entsteht die Sehnsucht des Endlichen nach dem Ewigen. Den geliebten Gegenstand des wahrhaftigen Lebens nennen wir Gott." Durch dieselbe Liebe brachte Spinoza Freiheit und Seligkeit, welche das Werk seines Verstandes zu zertrümmern schien, dem Herzen zurück. „Diese Liebe, — schreibt er in seiner Ethik, — ist das höchste Gut, das wir nach dem Gebote der Vernunft erstreben können, Allen ist es gemein und Allen wünschen wir die gleiche Freude desselben, denn die höchste That und erhabenste Tugend ist diese geistige Liebe Gottes." Das Leben beider Unsterblichen war so religiös als ihre Rede. Wenn dennoch Spinoza in den theologischen Schulen ein Gottesleugner genannt wurde und sein erster Biograph wohlmeinend den Bader entschuldigt, der in seiner Rechnung an des Philosophen Nachlaß geschrieben hatte, der wohlselige Herr Spinoza: wenn Fichte von seinem Lehrstuhl auf der freisten Universität als Atheist weichen mußte, und auch wir das Ziel beider Männer als die Religion vernichtend ansehn müssen: so kann dies nur im Sinne wissenschaftlicher Consequenz gemeint sein, als ein Irrthum der Erkenntniß, der aber die Innigkeit ihres religiösen Lebens zu verschütten nicht vermochte. Die Gegensätze liegen scharf neben einander, und wenn die Philosophie allein zum Himmelreiche, das durch's Leben kommt für Alle, auch die Erkenntniß desselben bringt, so verödet sie auch, wenn sie einen irrenden Schritt gethan, mit kühner Folgerichtigkeit alles Heilige; aber heldenmüthig adelt sie selbst den Irrthum in der Wissenschaft, wie jene Beiden ihn adelten durch des Charakters Größe, mit welcher sie ihn hinausführten.

Beide sind ausgegangen von der Idee des durch sich selbst Seienden, des Absoluten, denn alle Philosophie sucht den fest in sich selbst gegründeten Standpunkt, den Archimedes verlangte, um von ihm aus, wenn er ihn hätte außerhalb der Welt, die Welt nach seinem Willen zu bewegen: jene, im Geiste sie zu erschaffen. Fichte sprach: Ich bin! und von diesem Ich aus, das er für unbedingt frei, also für das Absolute nahm, erschuf er als seinen Gedanken in göttlicher Freiheit die Welt. Das Ich also der Gott selbst, der in jedem Selbstbewußtsein der Menschen zu sich selber spricht: Ich bin! und zu sich selber spricht durch seines Philosophen Mund: „Unsre Liebe zu Gott ist nach der Wahrheit seine eigne Liebe zu sich selber. Gott ist selig durch sich selbst, seine unend-

liche Liebe zu ihm selbst, zu seinem Dasein ist die Weltschöpfung." Spinoza spricht: Gott ist! und neben dem, der Eins und Alles ist durch sich selbst, weiß er keinen Raum zu finden für eine andere Freiheit; seine Liebe, als die einer einzelnen Erscheinung im großen All der Gottheit, mußte ihm als unbedingte Abhängigkeit d. h. als Untergang im Geliebten erscheinen, und erst durch die Erinnerung an die ursprüngliche Einheit mit demselben, frei und göttlich werden. Daher seiner Rede Schluß: „Die Liebe unsers Geistes zu Gott ist Gottes Liebe selbst, mit der er sich selbst liebt, nicht wiefern er unendlich ist, sondern wiefern er sich in der menschlichen Natur anschaut, d. h. die Liebe des Menschengeistes zu Gott ist ein Theil der unendlichen Liebe, mit welcher Gott sich selbst liebt. Daraus folgt, daß Gott, wiefern er sich selbst liebt, auch die Menschen liebt, und daß die geistige Liebe, Gottes zu den Menschen und des Menschengeistes zu Gott, eins und dasselbe ist." Also überall der sich selbst anbetende Gott vor seinen eignen Altären. Da die Urheber dieser Gedankenwelt von reiner Liebe ausgingen, schwangen sie sich mit den Flügeln ihrer Vernunft gleichsam in das göttliche Selbstbewußtsein, und diese erphilosophirte Religiosität mochte ihnen als ein Ersatz jener menschlichen Frömmigkeit erscheinen, welche in ihrem unendlichen Streben das Endliche von Natur, das Sündhafte durch Schuld tragend und fühlend, nur anbetend sich niederwerfen und aufblicken kann nach ihrem hohen Ideale.

Der Segen des folgerechten Gedankens dieser Denker war, daß durch den Muth, mit dem sie sich treu blieben, das Extrem ihrer Bahnen zur klaren Anschauung kam. Dadurch ergab sich für jeden, der darauf sehn wollte, der vermittelnde Standpunkt, das Wesen der Menschheit im Vereine von Freiheit und Abhängigkeit auffassend, nur von der Freiheit aus, in der zugleich die Abhängigkeit ist, und nur von der Abhängigkeit aus, in der zugleich die Freiheit ist, der Idee Gottes nachzudenken.

§. 80. Die Gottesidee nach der relativen Freiheit.

Die beschränkte Freiheit liebt in Gott die ihr unerreichbare Vollendung ihrer selbst, das göttliche Ebenbild sein Urbild. Wir werden daher dieser Vollendung bewußt, indem wir alles Beschränkte und doch Göttliche im Menschen entschränken und alles Göttliche vollendet denken, beides nur als verschiedne Beziehungen desselben Actes. Das noth-

wendig Beschränkte in menschlicher Freiheit ist ihre endliche Entwicklung: durch Entschränkung derselben entsteht statt des steten Werdens das ewige Sein in vollkommner Freiheit. Die Freiheit und alles Göttliche im Menschen ist begriffen in seiner Persönlichkeit: daher auch die absolute Freiheit als Persönlichkeit gedacht werden muß. Die Gottheit ist also absolute Persönlichkeit.

Nachdem die kirchliche Theologie lange sogar von drei Personen in der Gottheit gesprochen hat, ist die moderne Wissenschaft vor der Anwendung dieses Begriffs der Persönlichkeit auf Gott zurückgeschreckt: es sei das ein vom römischen Theaterwesen hergenommenes Wort in der Bedeutung von Larve und Rolle; so wenig Gott die Person ansehe, so wenig spiele er eine Person, als welche nicht denkbar sei ohne Beschränkung und Gegensatz, da sie zur Bedingung habe, daß dem persönlichen Sein ein Andres gegenüberstehe, gegen das es sich zusammenfaßt, ohne Du kein Ich.

Nimt man Persönlichkeit gleich mit Individualität, so liegt darin allerdings etwas Beschränktes, sogar leiblich Bedingtes: aber wesentlich gehört zum Persönlichsein als gleich dem Geistsein nur Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, also hinsichtlich des Erstern nur, daß sich das Ich von sich selbst unterscheidet und diesen Unterschied in sich zurücknimt; hinsichtlich des Zweiten, daß Gott mit schrankenlosem, nur durch ihn selbst bestimmtem Willen sich selbst will und durch sich selbst ist. Nur die endliche Persönlichkeit entwickelt sich erst durch die beschränkende Bestimmtheit gegen Andres, das Ich durch das Du, obwohl auch sie kraft der Anlage zum Ich, durch die erst ein Du für dasselbe entsteht, also selbst da das Ich das frühere: die absolute Persönlichkeit als das immerdar sich gleiche unendliche sich Wissen und Wollen ist in der unendlichen Fülle ihres Inhalts, ohne daß ihr Ich eines gegenüberstehenden Du bedürfte. Gott weiß und will sich selbst. Wer dies leugnet, muß einräumen: entweder der Mensch ist mehr als Gott, oder das Bewußtlose steht höher als das Bewußte, das Nothwendige höher als das frei sich Wollende. So ist denn Gott die absolute Persönlichkeit, oder die Idee der Menschheit erhoben über alle Beschränkung ist eben die Idee Gottes, wiefern sie der Menschheit offenbart ist und offenbart werden konnte.

Man pflegt es als einen Mangel zu beklagen, daß immer noch

viel Menschliches an unsrer Gottesidee sei. Es ist aber gar nichts Andres dran, ist auch das gar kein Mangel, sondern das nothwendige Recht und Wesen dieser Idee. Indem wir nach dem Höchsten, Unendlichen streben, könnte ein Wesen, das etwas Andres wäre als dieses Unendliche, gar nicht Gegenstand unsrer höchsten Liebe sein. Das ist ganz richtig, wenn die Stiere sich einen Gott machten, es würde ein Apis sein. Unser Gott ist nothwendig gleicher Natur mit dem Göttlichen in uns. Wäre mir ein Höheres bekannt, ich würde darnach streben. Der sich selbst verstehende Mensch ist wie die Legende vom großen Christophorus erzählt, er will und kann nur dem Höchsten dienen. Was längst anerkannt und geübt ward im Einzelnen, wird hierdurch nur in seiner allgemeinen Nothwendigkeit erkannt. Nicht leicht bedenkt sich jemand Gott weise oder gerecht zu nennen. Warum? Weil Weisheit und Gerechtigkeit zur Idee der Menschheit gehört. Niemand fürchtet, daß dadurch Gott und Mensch vermischt werde, das All in der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, das Absolute bildet den festen Unterschied, den Abgrund zwischen beiden.

Wird also hierdurch wie mit Kindesarmen der Allvater von der Menschheit umschlungen und festgehalten in ihrer Mitte, so steht er andererseits in unendlicher Ferne unnahbarem Heiligthum. Das ewig seiende vollkommne Leben der Freiheit in ihm scheidet ihn ewig von einem Geschlechte, dessen Leben ein Streben, dessen Freiheit eine Abhängigkeit ist.

Wird aber in dieses Gebiet der Abhängigkeit die Gottesidee herabgezogen, dadurch daß die geforderte Entkleidung von allem Unvollkommnen und die Idealisirung des Vollkommnen nicht hinreichend vollzogen wurde, so entsteht die Vermenschlichung Gottes in fehlerhafter Weise, nach griechischen Kunstausdrücken Anthropomorphismus genannt, wenn die Gottheit in äußerer Gestalt den Gesetzen des Raumes und der Zeit unterworfen gedacht wird, oder Anthropopathismus, wenn Leidenschaften, die das Menschenherz bewegen, gefürchtet oder gewünscht auch der Gottheit zugeschrieben werden. Wer das göttliche Ebenbild in des Antlitzes Schönheit sähe, und deßhalb nach altgriechischer Weise betete zu den schönen Himmlischen, würde die Gottheit in ungöttlicher Weise vermenschlichen: wenn aber Plato das Ideal geistiger Schönheit in seinem Himmel wiederfand, so erkannte der ebenbürtige Sohn seinen hohen Vater.

Denn soll der Mensch göttlich werden, so muß Gott menschlich sein. „Den Menschen erschaffend theomorphisirte Gott, nothwendig anthropomorphisirt darum der Mensch Gott denkend," er denkt ihn nach seinem Bilde; und nur mit einem persönlichen Gott kann der Mensch in wahrer Lebens- und Liebesgemeinschaft stehn.

§. 81. Die speculative Gottesidee.

Ist Gott die absolute Persönlichkeit, so kann nur durch ein Setzen und Beschränken ihrer selbst noch etwas Andres sein. Es ist aber nicht einzusehn, wodurch die sich selbst genugsame und in sich vollkommne Persönlichkeit zu einem Setzen von etwas außer ihr, oder zu einem Herausgehn aus ihr selbst bewogen sein könnte. Solche Veranlassung scheint nur dadurch denkbar, wenn Gott zwar die absolute Persönlichkeit ist, aber noch nicht uranfänglich die ihres unendlichen Selbst Bewußte und Mächtige, sondern die werdende Persönlichkeit und Personen bildende Macht, zum Bewußtsein ihrer unendlichen Lebensfülle kommend durch das, was wir Weltschöpfung und Weltgeschichte nennen, so daß durch die Weltkörper und durch alle die Entwicklungsreihen weltlicher Dinge die Reflexionspunkte, und zwar im Bewußtsein des denkenden Menschen die höchsten bezeichnet werden, in welchen die Gottheit sich selbst erkennt und begrüßt.

So konnte Schelling in der mittleren epochemachenden Periode seiner Philosophie sich rühmen, den Proceß des Werdens in der Gottheit und hiermit einen lebendigen Gott erkannt zu haben, der da lebt im Strome des Entstehens und Vergehens aller Dinge. So hat auch Hegel nur in anderer Form seinen Gott gedacht, der uranfänglich seiend an sich, um auch für sich zu sein als Geist, sich setzt als ein Anderes, die Welt, und in der ganzen Fülle ihrer werdenden und vergehenden Individualitäten sich selber weiß und hat.

Da hierdurch abermals Gott und Menschheit, der Angebetete und Anbetende in einander fließen, entsteht die Frage, ob hier am Ziele die Sterne unsrer Bahn noch über uns stehn?

§. 82. Religiöser Einspruch.

Eine durch uns selbst erst werdende Persönlichkeit Gottes widerspricht einestheils unsrer relativen Freiheit, die nicht sich selbst anbeten

mag und in diesem erst werdenden Gott nicht die absolute Vollkommenheit anbeten kann: anderntheils der relativen Abhängigkeit, wiefern diese als eine absolute dem Untergang in der Gottheit entgegeneilt: somit der Religion überhaupt, die als Liebe nur unter Zweien, die da bleiben, möglich ist. Der Gott, der meiner bedarf und erst durch mich selbst zum vollen Selbstbewußtsein gelangt, in welchem ich unterzugehn bestimmt bin, dem erst auf der Schädelstätte untergegangner Völker der Becher seiner Unendlichkeit schäumt, das Rosenöl aus tausend und abertausend entblätterten Rosen gepreßt, solch ein Gott ist es nicht, den die Gottesliebe sucht und bezeugt. Dennoch hat sie zum Begriff der absoluten Persönlichkeit geführt. Da sonach eine Folgerung unsers Princips diesem selbst widerspricht, muß entweder eine Vermittlung zwischen absoluter Freiheit Gottes und relativer Freiheit des Menschen aus der höhern Entfaltung dieses Princips hervorgehn oder dieses selbst zerfällt im innern Widerspruche.

§. 83. Lösung des Widerspruchs.

Das ist die Natur aller wahren Liebe, daß sie nicht sei um des Bedürfnisses und Eigennutzes willen. In thatsächlicher Erfahrung kann sich diese Überzeugung nicht vollständig bewähren, weil endlichen Wesen jede Liebe zu etwas Unendlichem eine Erhöhung des eignen Lebens bringt: dennoch ist in aller ächten Liebe diese Gewißheit, daß sie auch ohne dieses erhöhte Lebensgefühl dieselbe sein würde, ja je uneigennütziger, je bedürfnißloser und freier ein Herz ist, desto mehr ist es der Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren als zu genießen. Da nun die Liebe des Unendlichen das Hohe ist in der Menschheit, und solche unbedingt bedürfnißlose freie Liebe das Höchste in der Liebe, was als Ideal uns vorschwebt: so ist nothwendig, sie als Vollkommenheit in Gott anzuerkennen, als welcher sich selbst genug dennoch voll Liebe zu einer Unendlichkeit von Geschöpfen seiner Liebe Gestalt und Dasein gibt. Diese welterschaffende Liebe Gottes, weil sie nicht von einem Bedürfniß ausgeht, ist nicht beschränkend, und weil was sie gibt vom Absoluten ausgeht, nimt sie nichts von seiner Unendlichkeit hinweg, so daß uns vielmehr Gott in seinem Weltall größer erscheinen würde als in der Einsamkeit seiner selbst, wenn eine Erhöhung seines absoluten Lebens denkbar wäre. Schon von irdischer Liebe und ihren Erweisungen gilt: je mehr

sie gibt, desto mehr sie hat, ein reiches Herz ist wie des Fortunatus Säckel.

Darüber wie Gott ein Anderes setze, das nicht er selbst ist, wissen wir nichts zu sagen, aber Eins ist so unbegreiflich wie das Andre: daß die selbstlosen Massen oder Atome, aus denen die Welt geworden, uranfänglich von selbst bestanden hätten, oder daß Gott sich selbst denke und dies die Welt sei, oder daß er ihr Dasein gibt durch seinen Willen; die Möglichkeit, daß er's könne, liegt in der Macht des Absoluten.

Diese Weltschöpfung verhält sich zur Gottesentwicklung der speculativen Philosophie wie die Liebe zum Egoismus. Schelling selbst hat in der Schrift gegen Jacobi das einmal ganz naiv ausgesprochen: „Nothwendig muß das Allervollkommenste, dasjenige was die Vollkommenheit aller Dinge in sich hat, vor allen Dingen sein; die Frage aber, ob es als das Allervollkommenste zuerst war? welches schwer zu glauben ist aus vielen Gründen, aber schon aus dem ganz einfältigen, weil es im wirklichen Besitze der allerhöchsten Vollkommenheit keinen Grund zur Hervorbringung und Schöpfung so vieler Dinge hatte, durch die es, unfähig eine höhere Stufe von Vollkommenheit zu erlangen, nur weniger vollkommen werden konnte.“

Weil diese Philosophie das Höchste im Menschen nicht erkannt und zur Gottesidee nicht erhoben hatte, konnte ihr Absolutes, statt der freien Liebe, die nichts bedarf und Alles gibt, nur durch den Hunger nach eigner Existenz oder durch das nothwendige Umschlagen des Begriffs in das Sein zur Hervorbringung des Weltalls genöthigt scheinen. Das Absolute, wie es die Religion denkt, in sich vollkommen und sich selbst genug, hat in unendlicher Liebe das Weltall gedacht und in's Dasein gerufen. Durch die erhabenste Idee unsers eignen Lebens fühlen wir uns hinein in den Gedanken, durch welchen die Welt geworden ist.

§. 84. Die Gottesidee nach der relativen Abhängigkeit.

Nach unsrer Abhängigkeit erkennt der religiöse Glaube den Grund unsrer Freiheit in Gott. Der Mensch nach seinem Entstehn und Bestehn ist zunächst Geschöpf und Blüthe der Natur. Das Naturleben, aus dem er hervorgegangen, zieht immer von neuem ihn an sich, aus dem Mutterschoß in den Erdenschoß. Durch die Abhängigkeit vom kleinsten Theile der Welt hängt er mit dem Erdplaneten zusammen.

durch die Erde mit der Sonne und sofort. Wie er also sich selbst als Geschöpf Gottes erkennt, so auch das Weltall als göttliche Schöpfung, wiefern es im göttlichen Wesen und Willen seinen Grund hat. Da Gott nichts Beßres und nichts Geringeres wollen kann als sich selbst, ist nicht bloß der Mensch, sondern auch das Weltall nach dem Bilde Gottes geschaffen durch eine Mittheilung göttlichen Wesens, soweit die Creatur in einer unendlichen Stufenfolge endlichen Lebens dasselbe in sich aufnehmen kann. Als die Offenbarung göttlicher Liebe unermeßlich, verhält sich das Weltall zu Gott weder als Äußeres noch als Inneres, es ist immerdar durch Gott, aber als sein Abbild voll schöpferischer Kräfte, immerdar von Gott verschieden, weil das Geschöpf nicht durch sich selbst sein kann, immerdar vereint mit ihm, weil er desselben Geschlechts ist, aber als das Gewordene und Mannichfache sich ausbildend in unendlichen Formen, vom Felsen und von den Urstoffen, aus denen derselbe geworden ist, noch ohne den Schein des Lebens und doch mit den allgemeinsten Naturkräften mächtig und abspiegelnd die ersten Regungen der Liebe durch Anziehungs- und Abstoßungskraft, träumerisch zum schönen Leben erwachend in der Pflanze, allmälich vom Boden sich losreißend als lebensfrohes Thier, endlich sich selbst erblickend und über sich hinaus zum Geiste werdend als Mensch, der in der Ahnung eines unendlichen Lebens die Liebe nachfühlt, durch die er geworden ist. Alle sehnsüchtige Gefühle, die sich etwa bei dem Anbrechen des Frühlings oder unter dem Sternenhimmel in einer Menschenbrust regen, erhalten hierdurch ihre religiöse Reinigung und Weihe. Die Religion stimmt darin mit einer Naturforschung, die nicht am Einzelnen und Endlichen hängen bleibt, ebenso zusammen wie mit der Poesie:

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Obwohl das Weltall die Gottesthat unbedingt bedürfnißloser Liebe, ist Gott doch undenkbar ohne solche Welterschaffungslust, aber diese Nothwendigkeit, als durch ihn selbst in seinem Wesen gegründet, ist nicht verschieden von seiner absoluten Freiheit. Daher auch das Dasein einer Welt voll individuellen Fürsichseins bis zum frei entlaßnen Geiste

keine Schranke ist für den Allmächtigen, vielmehr eine Bewährung der höchsten Freiheit, daß sie ein Reich zur Freiheit bestimmter Wesen in sich umfaßt.

Hierdurch wissen wir nicht allein unsre Abhängigkeit vom Weltganzen vor Unterdrückung unsrer Freiheit gesichert, sondern glauben auch an eine solche Beschaffenheit des Weltverlaufs, kraft dessen jeder individuelle Geist Gelegenheit findet zur höchst möglichen Entwicklung seiner selbst zu gelangen. Diese sogenannte göttliche Vorsehung und die Schöpfung sind nur verschieden durch in Gott nicht fallende Gesichtspunkte der Zeit.

Nicht aber zu einem persönlichen Weltschöpfer und Weltherrscher führt die Ableitung allein aus der Abhängigkeit, sondern nur zu göttlichen Eigenschaften der Welt. Denn unmittelbar fühlen wir nur von der Welt uns abhängig als der gesammten Naturkraft und Menschheit. Die Religion als bloßes Abhängigkeitsgefühl kommt daher aus, und hat gar kein Recht weiter zu gehn, wenn sie ihren frommen Glauben dahin erklärt, daß die Welt so beschaffen sei, um jedem Einzelnen die durch das Ganze mögliche Entwicklung seiner Anlage zu gewähren. Erst vom hereingreifenden Gesichtspunkte der Freiheit aus, die sich zur Persönlichkeit Gottes erhebt, erscheinen diese Beschaffenheiten der Welt als Thaten Gottes, so daß die Welt zwar von Gott unterschieden, aber in ihm lebend, wie er im Weltall, nirgends von ihm geschieden ist.

§. 85. Zweck der Schöpfung und Vorsehung.

Da Gott aus freier Liebe Weltschöpfer ist, kann der Zweck seiner Schöpfung nicht in ihm selbst liegen als ein Bedürfniß seines göttlichen Wesens, sondern im Weltall, aber in diesem als Liebesoffenbarung der Herrlichkeit Gottes. Die Welt ist daher ihr eigner Zweck, ist um ihrer selbst willen und hat keinen Zweck als das Leben selbst. Wiefern aber das Weltall aus unzähligen Gebilden und Individualitäten besteht, so wird jedes derselben als Theil gegen die andern Theile wie gegen das Ganze sowohl Zweck als Mittel sein. Das Leben desselben ist die durch die eigne Kraft, durch die es Individuum ist, wie durch den Zusammenhang mit dem Ganzen bedingte Wirklichkeit seines Daseins, welche als Einheit betrachtet, seinen Selbstzweck ausmacht. Nichts berechtigt, dieses gemeinsame Recht auf die kleine Welt im Universum, auf den Men-

schen zu beschränken, andre vernünftige Geschwister, die er jedenfalls hat, natürlich eingeschlossen. Denn auch abgesehn von der Erfahrung, daß schon der Erdball mannichfache Naturverhältnisse zeigt, deren ausschließliche Beziehung auf den Menschen gar nicht einzusehn ist, es fehlt uns jedes Recht zur egoistischen Ausscheidung. Gar freundlich erinnert Friedrich Rückert:

> Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
> Nicht für dich allein gemacht!
> Einen Theil hat die Natur
> Sich zur Lust hervorgebracht.
> Darum singt die Nachtigal
> Wo du schlummerst in der Nacht,
> Und die schönste Blume blüht,
> Eh des Tages Aug' erwacht.

Auch was dem Menschen zur Plage oder zum Verderben aus der Natur kommt, hat diese unabhängige Bedeutung, und nicht bloß von einem Theil des Naturlebens gilt es, sondern von der gesammten Natur, daß sie zugleich um ihrer selbst willen ist. Jedes Seiende ist einestheils für sich, anderntheils bedingt durch alles andre Sein. Wiefern jedes doch sein Selbstzweck sei, folgt daraus, wiefern es selbstkräftiges Individuum ist, und dadurch erhebt sich der Mensch, diese irdische Aristokratie, als der Geist über alle Natur. Hiermit ergibt sich ein eigenthümlicher, durch die Schöpfung gesetzter, durch die Vorsehung zu erfüllender Weltzweck: die stete Entstehung persönlicher Wesen, die nur der Anlage nach entstehn und erst durch sich selbst zur Entwicklung gelangen können, um in ihrer immerdar werdenden Gemeinschaft als das vollkommne Ebenbild das Du des göttlichen Ich zu werden. Indem das Naturleben einer andern Entwicklung nicht fähig erscheint, als welche sich im steten Wechsel der Gestalten wiederkehrend darstellt, bedarf es bloß der Erhaltung desselben, obwohl die stete Bildung neuer Weltkörper, ihre Umwandlungsperioden und ihre Cultivirung durch ihre Geisteskinder nach Art der Menschen einige Ähnlichkeit darbietet mit der nach dem Unendlichen strebenden freien Entwicklung des Geistes.

§. 86. Der offenbare Gott.

Hiernach ist Gott die absolute Persönlichkeit, welche in freier Liebe immerdar Grund des Weltalls ist zur Vollendung alles von ihm geur-

sprungten Lebens im Reiche Gottes. Der unbekannte Gott, das Absolute, von dem wir anhoben, ist offenbar geworden für die Wissenschaft als ein Vater, der voll unermeßlicher bedürfnißloser Liebe über Alles waltet, was da Kinder heißt im Weltall. So nothwendig diese Idee, zugleich mit dem Glauben, daß ihr die Wirklichkeit entspreche, aus dem religiösen Denken resultirt, versinkt doch ihr Gegenstand vor der Frage, wodurch Gott Gott sei? in tiefe Unbegreiflichkeit. Denn die nothwendige Antwort: durch ihn selbst! spricht nur das letzte unlösbare Räthsel aus, das doch für jeden Gottesglauben und auch für jede Gottesleugnung wesentlich dasselbe bleibt gegenüber der Unleugbarkeit des nicht durch sich selbst seienden Weltalls und unsers eignen abhängigen Daseins.

§. 87. Anhang vom Pantheismus.

Es ist nicht der Verlauf dieser Untersuchung, welche pantheistische Anschauungen bereits überschritten hat, sondern die Macht des Pantheismus in dieser Zeit, welche zu einer zusammenfassenden Betrachtung desselben veranlaßt. Diese Wortbildung griechischen Stammes war den Griechen unbekannt und würde ihnen etwa eine Verehrung bezeichnet haben, die sich gleichmäßig auf die Gesammtheit der Götter bezieht, wie das dem edlen Denkmal altrömischen Cultus, dem Pantheon Agrippas, den Namen gegeben hat. Der Name und Vorwurf des **Pantheismus** ist erst seit und gegen Spinoza üblich geworden in der allgemeinsten Bedeutung eines verschwindenden Unterschieds zwischen Gott und Welt; dagegen der **Theismus** diesen Unterschied als einen bleibenden und wesentlichen festhalten will. Man ist zum Pantheismus auf speculativem wie auf religiösem Wege gekommen: auf jenem, wiefern man ausgehend vom Begriffe des Absoluten nicht Raum fand für irgendein andres Sein außer demselben; religiös: wiefern die Gottesliebe ihr ideales Einswerden mit Gott im Absterben der Ichheit handgreiflich nimt als Untergang in der Gottheit.

Die üblichen kirchlichen Vorwürfe gegen den Pantheismus, daß er nur eine todte, alles verschlingende Substanz, keinen lebendigen, weisen, gnädigen Gott, daher kein göttliches Sittengesetz, keinen festen Unterschied zwischen gut und bös, keine sittliche Freiheit noch persönliche Unsterblichkeit anerkenne, sind insgemein gegen diese vorausgesetzte Form

des Pantheismus gemeint, daß gar kein Unterschied zwischen Gott und der erscheinenden Welt, sondern alles Einzelne Gott sei.

Diese rohe Form war nie eine philosophische Vorstellung und ist auch von pantheistischen Volksreligionen, wie vom Buddhaismus, überschritten, im Dafürhalten, daß Gott das Wesenhafte, Unveränderliche sei hinter den Erscheinungen, die bloß an ihm hinlaufen. Man hat hierbei einen doch auch verfließenden Unterschied des asiatischen und europäischen Pantheismus bemerkt, indem jener die Welt für das Nichtige, nur den Schatten Gottes achtet, dieser die Welt für das Mächtige, in deren Entwicklung Gott selbst erst zum vollen Dasein gelangt; daher diese entgegengesetzte Ethik: dort das orientalische sich Ablösen von der Welt um ganz zu Gott zu werden, hier das occidentalische Eingreifen in die Weltgeschichte. Aber auch über den ausgeprägten Pantheismus Spinozas: Gott die Substanz im Strome der Erscheinungen als bloßer Accidenzen, hat sich Fichte erhoben zum gänzlichen Verleugnen der Welt, und doch mit dem kräftigen Eingreifen in ihr Getriebe, Schelling zum Begriffe der absolut wenigstens werdenden Persönlichkeit, Hegel zum Begriffe des absoluten Geistes, der um Geist zu sein die Welt als sein Anderes setzt, in welchem er sich weiß. Er hat verächtlich vom Pantheismus gesprochen, indem er ihn nur verstand in seiner ersten rohen Form.

Da nun ein denkender Theismus doch auch nicht seinen Gott rein jenseit der Welt lassen kann ohne ihn beschränkt zu denken, so treffen beide Systeme näher zusammen, als nach den gewöhnlichen Vorwürfen zu erwarten wäre. In seiner höhern Form ist der Pantheismus die Gotteslehre, der die Weltgeschichte der Entwicklungsproceß Gottes ist, mit der religiös-ethischen Satzung, daß das Wissen des Frommen von Gott ein Sein Gottes in ihm sei, und er mit Aufgebung des eignen Willens durch die Nichtigkeit der Erscheinungswelt hindurchdringen soll zum Bewußtsein des Einseins mit Gott. Das Erstere sieht der Kirchenlehre vom Einwohnen des Heiligen Geistes im Geiste der Frommen und von einer mystischen Einigung mit Gott als Ziel aller Frömmigkeit zum Verwechseln ähnlich; das Andre ist leicht zu vertauschen mit dem kirchlichen Gebot einer Brechung des eignen Willens, eines Aufgebens der ganzen Welt um allein in Gott zu leben. Daher manche Aussprüche theistischer Frömmigkeit, zumal in der Weise Augustins, da

der Mensch so ganz verschwindet vor dem in ihm wirkenden und seine eignen Werke krönenden Gott, oder in mystischer Überschwänglichkeit, von pantheistischen Ausdrucksweisen schwer zu unterscheiden sind.

Bei dieser Annäherung der Ausdrucks- und Denkweise hat eine in ihrem Grunde theistische Frömmigkeit sich oft unwillkürlich pantheistisch an Gott hinangedrängt, wiederum eine mit pantheistischer Speculation verbundene Frömmigkeit an theistischer Anbetung theilgenommen, denn da die höhern Formen des Pantheismus doch einen gewissen dermaligen Unterschied des göttlichen und menschlichen Geistes anerkennen, wär's auch nur wie der Unterschied der aufgeworfnen Welle vom Weltmeer, so braucht die Phantasie nur diesen verfließenden Unterschied als einen für jetzt bleibenden festzuhalten, um einem schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl und einer liebevollen Anbetung Gottes Raum zu geben, die sich unschwer an die Formeln protestantischer wie katholischer Orthodoxie anschmiegen kann.

Sogar bei dem bewußten Aufgeben des Unterschieds kann ein enthusiastischer Geist in unbedingter Hingebung des eignen Selbst an das große All eine gewisse Befriedigung finden: in sich zu fühlen denselben Geist, der in Allem lebt und webt, selbst zu sein der in seiner Offenbarung sich anschauende Gott, und wie oft auch im Wechsel der Gestalten untergehend, bald als Blume, bald als Menschenherz, oder als Gestirn wieder aufgehend, immer derselbe des tausendfachen Lebens sich erfreuende Gott. Man muß auch diese Seite des Pantheismus kennen, um gerecht zu sein und nicht in die Lage des Lammes zu kommen, dem der Tiger als ein Ungeheuer von abscheulichem Aussehn geschildert war. Hegel selbst hat einige Lieder des persischen Dichters Dschelaleddin Rumi mitgetheilt, um zu zeigen, wie die Einheit der Seele mit dem Einen, auch als Liebe aufgefaßt, eine großartige Erhebung über das Gemeine und Endliche in sich trage, nach Rückerts Übersetzung:

Ich sah empor, und sah in allen Räumen Eines,
Hinab, und sah in allen Wellenschäumen Eines.

Ich sah in's Herz, es war ein Meer, ein Raum der Welten
Voll tausend Träume, ich sah in allen Träumen Eines.

Der Herzen alles Lebens zwischen Erd und Himmel
Anbetung dir zu schlagen soll nicht säumen Eines.

Ich sage dir, wie aus dem Thon der Mensch geformt ist:
Weil Gott dem Thone blies den Odem ein der Liebe.

Ich sage dir, warum die Himmel immer kreisen:
Weil Gottes Thron sie füllt mit Widerschein der Liebe.

Ich sage dir, warum die Morgenwinde blasen:
Frisch aufzublättern stets den Rosenhain der Liebe.

Ich sage dir, warum die Nacht den Schleier umhängt:
Die Welt zu einem Brautzelt einzuweihn der Liebe.

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen:
Denn aller Räthsel Lösung ist die Liebe.

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es sei vom Tod bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth!

Es fehlt uns nicht an Ähnlichem mitten in der Kirche. Aus der öden Zeit deutscher Literatur des 17. Jahrh. ertönen kühne Sinnsprüche der Art: *)

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.

Gott mag nicht ohne mich ein einzig's Würmlein machen:
Erhalt' ich's nicht mit ihm, so muß es stracks zerkrachen.

Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf' ich ihm, wie er das meine hegen.

Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein:
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Gott liebt mich über sich, lieb' ich ihn über mich:
So geb' ich ihm so viel, als er mir gibt aus sich.

---

*) Cherubinischer Wandersmann. Breslau 1657.

Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will besehn,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, geschehn.

Ich sterb' und leb' auch nicht, Gott selber stirbt in mir:
Und was ich leben soll, lebt er auch für und für.

Ich auch bin Gottes Sohn, ich sitz' an seiner Hand:
Sein Geist, sein Fleisch und Blut, ist ihm an mir bekannt.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht:
Wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

Wer Gott vereinigt ist, den kann er nicht verdammen:
Er stürze sich dann selbst mit ihm in Tod und Flammen.

Ihr Dichter hieß Scheffler, mit seinem poetischen Namen Angelus Silesius, Arzt und Priester, der keine Genüge fand in der protestantischen Kirche, abgefallen Streitschriften gegen sie geschleudert hat, und doch beiden Kirchen werth geblieben ist in seinen Liedern, deren tiefsinnige Frömmigkeit sich auch über das Katholische erhebt zum Christlichen, wie über das Äußerliche zum Innerlichen:

Weg, weg, ihr Seraphim! ihr könnt mich nicht erquicken.
Weg, weg, ihr Heiligen! und was an euch thut blicken,
Ich will nun eurer nicht: ich werfe mich allein
In's ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst noch ewiglich verloren.
Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen.

Dennoch der Begriff eines pantheistisch aufgefaßten Gottes, der sich als sein Anderes setzen muß, um als Geist zu sein, ist nicht der Höhere, sondern der Niedere gegen diese religiöse Anschauung, daß Gott immerdar sich selbst genug und vollkommen, doch aus freier Liebe ein Weltall in's Dasein ruft. Auch haben wir es nur als einen Schein erkannt, daß die von der Liebe angestrebte Einheit die Verschiedenheit aufhebe, da sie vielmehr nur in der ernst gemeinten und ewigen Verschiedenheit der Persönlichkeiten möglich und in der höchsten Nähe auch die höchste Ferne ist. Ein Gott, der in der Natur nur unbewußt schafft als Natur, und von sich nur weiß, indem der Gläubige ihn denkt, ein in dem Frommen sich selbst anbetender Gott steht im schroffsten Widerspruche mit der Gottesliebe, und diesem folgerechten Pantheismus

erscheint die Religion als ein Phantasiespiel, aus dem zu Verstande gekommen der Mensch nur sich selber findet in seinem Verhältnisse zur Natur und zur Menschheit. Gutes und Böses, Hohes und Gemeines fließt dann wieder zusammen in den Urschlamm oder Urnebel, aus dem es für einen Tag oder für ein Jahrtausend eigenthümlichen Daseins aufgequollen ist, wie sich auch in persischer Dichtung dieses darstellt als ein Wort Gottes: „Moslimen liebetrunken in der Welt bin ich. Ungläubiger und Gläubiger und trunkner Mönch, des Himmels Thron und Zelt, vom Staube bis zur Plejas, was du nur siehst in Trennung und Genuß bin ich. Ich bin das Evangelium, der Psalter, der Koran, ich bin Baal und Dagon, die Kaaba und der Ort wo man die Opfer schlachtet. In 72 Secten ist die Welt getheilt, doch nur ein Gott: der Gläubige der ihn glaubt bin ich. Die Erde und was darinnen, der Engel und der Teufel, Geist und Mensch bin ich." Gott ist dann nur der einsame Schachspieler, wie Dschelaleddin spricht:

Alle Vielheit ist in ihm geschwunden,
Mann und Weib zu einem Sein verbunden,
Das die Ich und Ihr der ganzen Welt
Schach zu spielen mit sich selbst enthält.

Selbst dieser Pantheismus in seiner seltnen, die Religion aufhebenden Consequenz ist vereinbar mit einem stolzen Selbstbewußtsein, das göttlicher Natur sich fühlend in der Kraft, die einst die Himmelskörper geballt und ihre Bahnen ihnen vorgezeichnet habe, auch in ihrer dermaligen menschlichen Verschränkung nichts Unedles thun will. Solchen Charakteren kommt dann mitunter die Sehnsucht nach einem wirklichen Gott, an den sie glauben möchten. Schiller in seiner philosophischen Zeit schrieb einmal an seine nachmalige Frau: „Ach daß das Schicksal des Menschen in der Hand eines Wesens läge, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und dich mir erflehen könnte!" Oder wie Heinrich Heine auf dem jahrelangen Kranken- und Sterbebette seinen Abfall vom pantheistischen Gott in seiner Weise erzählte: „Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellbogen frei

haben. — Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, sowie die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind."

Das Letztere, wie ungerecht gegen die höhern Formen des Pantheismus, geschieht doch nach dem Gesetze der sich berührenden Extreme, indem gemeine Naturen diese Selbstvergötterung roh egoistisch auffassen. Wird alle Bedeutung des individuellen Daseins in den gegenwärtigen Moment zusammengefaßt und dem menschlichen Wesen göttliche Würde beigelegt, so wird dem von gegenwärtiger Noth und sinnlichen Wünschen erfüllten Bewußtsein die jedesmalige Begierde als berechtigt erscheinen. Als Folge droht die Impietät und Anarchie. Jede Volksmasse fühlt sich als Gott, ihre Willkür das alleinige Gesetz, und jeder Lump fühlt sich als Volk.

Wie die speculative Philosophie über den Pantheismus hinauskomme zu untersuchen, ist nicht dieses Orts, jedenfalls indem sie nicht von dem vorausgenommenen Begriffe des Absoluten, sondern vom wahren Anfange, wie er durch Kant für immer festgestellt ist, vom menschlichen Ich und seinen Denkgesetzen ausgeht. Auf religiösem Gebiet ist der Pantheismus nur ein Mißverständniß der Gottesliebe, grade dadurch überwunden, daß sein Theil an der Wahrheit verstanden wird: Gott nicht jenseit der Welt, der Mensch göttlichen Geschlechts, auch die Welt nach dem Bilde Gottes, in schöpferischer Lebensfülle lebend in Gott.

B. Historische Darstellung.

§. 88. Eintheilung.

Die Lehre von Gott ist enthalten im Dogma von Gott insgemein, das sich auf die relative Freiheit bezieht, und in den Dogmen von der Schöpfung und der Vorsehung von den zwei Gesichtspunkten der Abhängigkeit aus. Zur Vorsehungslehre zwei Anhänge, der Erste ein Bestandtheil, der Andre nur eine Beziehung derselben.

I. Gott insgemein.

§. 89. Hebraismus.

Neben leichten Spuren eines schwindenden Polytheismus in den Pluralbezeichnungen Gottes und in der Betrachtung fremder National-

götter als feindseliger Wesen erscheint die Verehrung des einigen Gottes als die Grundveste hebräischer Nationalität, und die welthistorische Bedeutung derselben ist die Erhebung des Monotheismus zur Volksreligion. Zwar ist derselbe erst durch Mose gegen den natürlichen Volkstrieb zum Naturdienste der Nachbarvölker verwahrt worden, doch reichen seine Anfänge noch über Abraham hinaus; Melchisedek als Priester-König des höchsten Gottes gehört sicher nicht der hebräischen Sage an. [a]) Dieser Gott ist Haus- und Nationalgott, aber auch Weltschöpfer und Herr, der alles Widerstrebende bewältigt und sein Volk zum Siege führt über alle Feinde; ein eifriger Gott, schrecklich ist's zu fallen unter seinen Zorn.

Seine Benennungen bezeichnen: Elohim ein furchtbares Wesen, Adonai den Herrn und Richter, der Herr Zebaoth den Gott der himmlischen Heerschaaren, der Engel und Gestirne. Sein Eigenname, wie er nach der Sage erst dem Mose offenbart wurde, [b]) also spätern Ursprungs, nach unsichrer Aussprache, weil später wegen seiner Heiligkeit gar nicht auszusprechen, Jehovah, richtiger wohl Javeh, kann an mancherlei alte Götternamen anklingen: die hebräische, nur in der Form nicht ganz genaue Ableitung enthält den Begriff des absoluten Seins und sich Gleichbleibens; [c]) wie es heißt in einem altgriechischen Gebet: Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, o großer Zeus! oder nach der spät berichteten Inschrift im Isistempel zu Sais: Ich bin Alles was da gewesen ist und ist und sein wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher gehoben.

Beweise für das Dasein Gottes konnte ein Volk nicht brauchen, das im Könige des Himmels auch seinen wahren irdischen König verehrte. An ihn wurde geglaubt, weil er sich den Vätern kundgethan; beigeordnet sind die Nachweisungen nicht sowohl seines Daseins als seiner Macht und Güte in der Natur und im Gesetz als seinen beiden großen Werken. Der Begriff des Geistes im Gegensatz des Körperlichen war dem Alterthum fremd, Jehovah ist allgewaltige Persönlichkeit. Nach den Sagen der Vorzeit erscheint er in menschlicher Gestalt und Weise, durch Mose wurde jedes Bild, [d]) also auch jede Erscheinung

a) 1 Mos. 14, 18. b) 2 Mos. 6, 2. c) 2 Mos. 3, 14. vergl. Offenb. 1, 4. d) 2 Mos. 20, 4.

Jehovahs beseitigt. Nach einer mittleren Vorstellung spricht er zwar mit Mose von Angesicht zu Angesicht wie ein Freund zum Freunde, [a]) und so hat's sich auch in der Volksüberlieferung erhalten, aber in der weitern Ausführung dieser Sage spricht er doch nur aus der Wolke und Mose sieht ihn nur von hinten, nach dieser gemeinsamen Ansicht des Alterthums vom todbringenden Anblicke der Götter: „mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn nicht sieht mich der Mensch und lebt.“ [b]) So auch sinnreich in der Eliassage: [c]) auf dem Horeb nicht im Sturme war Jehovah, nicht im Erdbeben, nicht in den Flammen; aber im sanften Wehen geht er an dem Propheten vorüber, der seine Nähe fühlt und sein Haupt verhüllt.

Vornehmlich in der lyrischen Poesie hat sich ein Reichthum der eigenschaftlichen Bezeichnungen Gottes abgelagert, vorherrschend als der Charakter des Einzigen ist das Erhabene, vor dem nichts besteht, nichts Göttliches in der Natur. Selbst seine Vorliebe für das Volk Israel ist solche Machtvollkommenheit, „wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig.“ Auch der Heilige wird er genannt, im Sinne des Hehren, von aller Unreinigkeit Abgesonderten. [d]) Doch bei aller Erhabenheit werden ihm Nase, Ohren, Hände zugeschrieben, kaum ein menschliches Glied, das nicht von ihm ausgesagt würde. Er fragt, wo Adam sei? fährt nieder um zu sehn, wie sich's verhalte mit der Stadt und dem babylonischen Thurm. Kain zieht fort vom Angesichte des Herrn. Dennoch: „Wo soll ich hinfliehn vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel: so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle: siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer: so würde doch deine Rechte mich halten.“ [e]) Er bereut Gethanes, [f]) und doch ist ihm Reue und Wechsel fern. [g])

In diesen Gegensätzen zeigt sich auch die spätre Entwicklung im Verhältnisse zur alterthümlichen naiven Sage, doch liebt die Volksrede und Poesie den vertraulichen Ausdruck vom lieben Herrgott, ohne dadurch dem Gefühl seiner unendlichen Erhabenheit Eintrag zu thun. Nur ist das klare Bewußtsein einer bloß sinnbildlichen Ausdrucksweise

---

a) 2 Mos. 33, 11. b) 2 Mos. 33, 20 ff. c) 1 Kön. 19, 8—12. d) 3 Mos. 11, 44. vergl. 4 Mos. 16, 5. 5 Mos. 23, 14. e) Ps. 139, 7. 21. f) 1 Mos. 6, 7. 1 Sam. 15, 11. g) 1 Sam. 15, 29. 4 Mos. 23, 19.

nicht vorauszusetzen, wenn von Vorliebe, Eifersucht oder Zorn Jehovahs die Rede ist. Sonach beides hatte Raum in der Volksandacht: die schrankenlose Erhabenheit und die menschlichste Verschränkung. Die Sittlichkeit seines Gebotes und Dienstes ist nicht ohne Härten und Schwächen,[a] als rachsüchtig und fanatisch wie sein Lieblingsvolk wird Jehovah angerufen,[b] bis unter den Propheten eine reinere, über das Gesetz hinausweisende Gotteserkenntniß anhob.[c]

§. 90. Judenthum.

Erst nach dem Exil als einem verkündeten und erfüllten Strafgerichte und da nur die Getreuen zurückkehrten in die Heimath ihrer Väter, wurde heldenmüthige Treue im Dienste Jehovahs Grundcharakter des jüdischen Volks; doch finden sich noch im Makkabäischen Zeitalter Anzeichen eines weitverbreiteten Aberglaubens mit Götzenbildern und Amuletten.[d] Mit dem streng gesetzlichen Jehovahdienste ist die hohe heilige Poesie verstummt, die bildende Kunst hatte nie darin eine Stätte gehabt.

Jehovah wird besonders als Herr des Himmels verehrt,[e] ja der Himmel selbst statt seiner genannt.[f] Der scharfen Scheidung zwischen Gott und der Welt als dem Werke seines Worts lag alles Pantheistische fern. Zwar: „soviel wir [von Gott] reden, erreichen wir's nicht, und der Worte Summe: Alles ist er."[g] Aber die Formel des Pantheismus ist nur ein Ausdruck frommer Bewunderung, der das Wort ausgeht. Der Volksglaube hielt bei allem öffentlichen Unglück fest am Privilegium das Lieblingsvolk Gottes zu sein: aber wie diese Verschränkung nicht bis an den Anfang der Dinge reichte zum Weltschöpfer, so schwankte sie wenigstens über das Ende zwischen dem Weltrichter, der alle die feindseligen Völker zerschlägt, und den Heidenvölkern, die nach Zion wallen anzubeten; auch finden sich vereinzelt anerkannt die Liebe Gottes zu allem Seienden.[h]

Philo hat die Gottesidee so hoch gesteigert, daß alles Bestimmte

---

a) 1 Mos. 11, 2. 12, 36. 12, 29. b) So in den Fluch-Psalmen. c) 1 Sam. 15, 22. Hos. 6, 6. Jes. 1, 11. Amos 5, 21—24. d) 2 Makk. 12, 40. e) 2 Chron. 36, 23. Tob. 10, 12. f) Dan. 4, 23. 1 Makk. 3, 60. g) Jes. Sir. 43, 27. h) Jes. Sir. 18, 12. Weish. 11, 24.

schwindet, sein Gott ist nur das bestimmungslose absolute Sein. Er hatte mit dem Selbstgefühl des hebräischen Monotheismus doch in der platonischen Philosophie eine geistigere Anschauung Gottes gefunden, die er zu überbieten trachtete; mit seinem jüdischen Bewußtsein dadurch sich ausgleichend, daß Jehovah eben das absolute Sein bezeichne, sein Wesen wie sein Name unaussprechlich, seine Darstellung in der H. Schrift bildlich und zum Volksverstande herabgelassen.

§. 91. Neues Testament.

Den Monotheismus als die wesentliche Anschauung der Frömmigkeit hat Jesus von seinem Volk empfangen und als die Grundlage seiner Religion anerkannt: [a]) „das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen den alleinigen wahren Gott.“ Er hat demselben im tiefern Sinne als der hebräische und römische Volksglaube den Vaternamen angeeignet, mit dem Begriffe des Absoluten, daß er das Leben habe in ihm selbst, [b]) zwar als Vater im Himmel, doch als Geist. Dieses als Weißagung wider jede örtliche und nationale Verschränkung, da Gott auf diesem oder jenem heiligen Berge mit besonderm Erfolge verehrt werde, seine Verehrung durch ein frommes Herz und Leben selbst. [c]) Die Einigung mit ihm, auf daß wir seine Söhne werden, der doch seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse, auf sittlichem Wege. [d])

Die von den Propheten wie von Jesus selbst im Geiste geschaute Lösung des Widerspruchs, [e]) der noch im jüdischen Gottesglauben lag, ist durch Paulus geschehn: Gott auch ein Gott der Heiden als der wahrhaft einige. [f]) Diese Einigung könnte für pantheistisch gehalten werden, da wir als göttlichen Geschlechts in Gott leben und weben, [g]) durch den und zu dem Alles hinstrebend, [h]) wenn nicht die dem Judenthum wie dem apostolischen Christenthum wesentliche Unterscheidung Gottes von der Welt entgegenstünde: [i]) also ist es die Einheit durch den sittlichen Bund frommer Liebe. Das classische Heidenthum hat die Liebe für eine Gottheit geachtet, Hesiod Eros für den Ersten der Götter: das Christenthum Gott für die Liebe, weil durch sie der Mensch für Gott, Gott für

---

a) Joh. 17, 3. b) Joh. 5, 26. c) Joh. 4, 23 f. d) Mt. 5, 44 f. Joh. 14, 23. e) Mt. 8, 10 f. Joh. 10, 16. f) Röm. 3, 29. 1 Kor. 8, 4—6. g) AGesch. 17, 28. h) Röm. 11, 36. i) Joh. 17, 11. AGesch. 17, 24.

den Menschen besteht, daher Gott und unendliche Liebe im Herzen der Frommen als gleich erscheinen.[a]) Das Leben und Weben in Gott bedarf keines andern Beweises für das göttliche Dasein, begrüßt aber freudig das Walten des lebendigen Gottes in Natur und Geschichte.[b]) Ist er durch Christus in einem höhern Sinn offenbar geworden,[c]) so sehn wir doch hienieden Gott nur wie in einem dunkeln Spiegel.[d])

§. 92. Geschichte des Gottesglaubens.

Der Glaube an Gott ist nicht in den Verlauf einer bestimmten geschichtlichen Fortentwicklung eingegangen, die nur in einem andern Interesse seinem trinitarischen Anbau zufiel, sondern je nach der philosophischen Bildung eines Einzelnen oder eines Zeitalters wurden die verschiednen Seiten des Bewußtseins von Gott ausgesprochen. Die Kirche der drei ersten Jahrhunderte hat mit ihrer Vernunft, als dem Zeichen, mit dem sie siegen sollte, den griechisch römischen Polytheismus gestürzt, und in ihrer Mitte den Dualismus der Gnostiker, welche die Verschiedenheit der alt- und neutestamentlichen Auffassung Gottes zum unversöhnbaren Widerspruche steigerten, zurückgewiesen, während sie selbst sich gegen den Vorwurf des Atheismus zu vertheidigen hatte, so lange sie nichts auf Tempel und weihrauchumduftete Altäre gab, wie nachmals gegen den Vorwurf einer Anbetung von drei Göttern, unter welche der Islam insgemein familienmäßig die Mutter Gottes zählte. Daher mit Beweisen für das Dasein Gottes immer zugleich der einige Gott gemeint war. Eine besondere Liebhaberei hat sich erst in beiden letzten Jahrhunderten auf die Ausbildung und Vereinzelung des physicotheologischen Beweises gelegt, indem man aus irgendeinem einzelnen Naturproducte diesen Beweis führte; so konnte der gelehrte Jesuit Kircher 6561 Beweise für das Dasein Gottes aufzählen. Die Kirchenväter, indem sie kein Bedenken trugen sich auf die Zustimmung der griechischen Philosophen zu berufen, setzten in dieser Hinsicht die Bedeutung des Christenthums nicht sowohl in eine höhere Kenntniß Gottes, als in die volksthümliche Fassung und Verbreitung derselben, wie Tertullian rühmte: „Jeder Handwerker hat Gott gefunden und weist that-

a) 1 Joh. 4, 8. b) Röm. 1, 19 f. AGesch. 14, 15—17. 17, 23—27. c) Joh. 4, 7. d) 1 Kor. 13, 12. Röm. 11, 33. vergl. 1 Tim. 6, 16.

sächlich alles nach, was bei Gott in Frage steht, obwohl Plato versichert, daß der Urheber des Weltalls nicht leicht zu finden, und schwierig sei den aufgefundenen für Alle bekannt zu machen.“ Zu den alttestamentlichen Gottesnamen hat der christliche Sprachgebrauch sich von den anderwärts vorgefundnen einige der höchsten und allgemeinsten vorübergehend angeeignet. Die Bezeichnung des Schönsten haben die Kirchenväter aus platonischer Anschauung entlehnt.

Die Kirche hat solche, welche Gott mit Gliedmaßen, namentlich mit Menschenantlitz dachten, wenn sie sonst sich nicht überhoben, geduldig ertragen, bedenkend, daß es in der Religion nicht so sehr auf rechte Erkenntniß, als auf rechte Liebe ankomme. Als ein gelehrter Jünger des Origenes Einsiedlern der ägyptischen Wüste nachwies, daß Gott unmöglich so wie ein Mensch gedacht werden könne, warf sich einer derselben wehklagend zur Erde: „sie haben mir meinen Gott genommen, ich habe nun keinen, den ich fassen, den ich anbeten könnte!“

Eine pantheistische Gotteslehre des christlichen Philosophen Erigena blieb seinen Zeitgenossen im 9. Jahrh. unverstanden. In Paris wurden deßhalb Gelehrte zu Anfang des 13. Jahrh. verbrannt. Aber die Kirche des spätern Mittelalters hat sich meist erbaut an einer Mystik, die sich mit Liebeskühnheit an Gott hinandrängte. So hat der Dominicaner Eckhart eine tiefsinnige Frömmigkeit mit einem pantheistischen, dem Sohne Gottes sich gleichstellenden Zuge verbunden. „Außer Gott sind alle Dinge ein lautres Nichts, Gott ist das Eine in Allen, in Allen das Wesen. Ohn allen Unterschied werden wir dasselbe Wesen und Natur, die Gott selber ist. Und wenn sein Wesen und Natur mein ist, so bin ich der Sohn Gottes.“ Am Schluß einer Predigt führt er ein Gespräch mit einem Armen, der den Weg der Wahrheit kennt und daher nie unselig gewesen, weil er immer nur wollte was Gott will. „Ach lieber Mensch, ob dich nun Gott wollte in die Hölle werfen, was wolltest du dazu sprechen? — Mich in die Hölle werfen! deß trotz ich ihm in sein Auge. Und würfe er mich in die Hölle, so han ich zween Arme, damit ich ihn umfinge. Ein Arm ist wahre Demüthigkeit, den legte ich unter ihn und umfinge ihn mit dem andern Arm der Minne. Auch will ich viel lieber in der Hölle sein und daß ich Gott habe, denn im Himmelreich und daß ich Gott nicht habe.“ Auf ein verzetteltes Wort dieses Bettelmönchs hat sich Hegel berufen: „Das Auge, darin

ich Gott sehe, ist dasselbe Auge, darin er mich sieht; mein Auge und Gottes Auge ist eins." Auch in diesem Worte würde der Philosoph seinen Propheten erkannt haben: „Gott ist nicht der Höchste, sondern das Wesen überhaupt, er ist sich denkend, und dadurch ist Alles. Es ist Gott eigen, daß er nicht mag lassen, er müsse sich gebären in mir und in euch allen." Eckhart fühlte etwas von dem Überschreitenden in seiner Lehre: „Sagt man Gott und die Creatur, so sagt man genau so viel, als wenn man Gott allein nennt. Was der Mensch liebt, das ist er. Liebt er einen Stein, so ist er ein Stein; liebt er einen Menschen, so ist er ein Mensch; liebt er Gott, ich wage nicht weiter zu sprechen, denn spräche ich, daß er dann Gott wär, so möchtet ihr mich steinigen." Doch hat ein päpstlicher Spruch bestimmte Sätze seiner Schriften erst verdammt, nachdem er menschlichem Gericht entzogen war. Seine Ordensgenossen wurden dadurch nicht irre „an dem heiligen Meister Eckhart, dem Gott nie etwas verbarg." Dieser Mystik, deren Liebesgluth den Unterschied zwischen Gott und Mensch verzehrte, war es eigenthümlich, daß sie nicht zum klaren Bewußtsein über ihr Ziel gelangte, und wirklich geschah es durch ein geheimes Widerstreben aus der ächten Natur der Liebe, wenn sie der Ichheit absterbend sich in den Abgrund Gottes zu stürzen meinte, daß sie doch zugleich dem eignen geistigen Tode genießend zuschaute, wie etwa Carl V seinem eignen Leichenbegängniß.

In der kirchlichen Theologie wird Gott insgemein beschrieben als das Sein durch sich selbst, das vollkommne Sein und der Grund alles Seins. Die Scholastik hat die Idee Gottes in seine Attribute zerlegt und vornehmlich die Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit, Güte und Gerechtigkeit besprochen, mit der Streitfrage über ihre Vereinbarkeit unter einander, und über ihre wirkliche Verschiedenheit in Gott, welche zu behaupten gegen die Einheit des göttlichen Lebens, welche zu leugnen gegen die Wahrheit unsrer Gotteserkenntniß zu sprechen schien; durch Thomas vermittelt: nicht verschieden in Gott, aber in seiner Beziehung zu den weltlichen Dingen. Die pantheistische Philosophie verwarf mit dem menschenartigen Gott seine Attribute, welche sie nur als bildliche Bezeichnungen für Acte der Selbstentwicklung des Absoluten, oder als Weltgesetze gelten ließ. „Die Manifestation der Nichtigkeit des Endlichen als Macht — schrieb Hegel — ist die Gerechtigkeit; darin

wird den endlichen Dingen ihr Recht angethan." Auch Schleiermacher hielt die Persönlichkeit Gottes für eine nicht zulässige Schranke, obwohl er von einem Begriffe Gottes in Gott redete, von der Weisheit und Liebe Gottes, und zugab, *) „wie Jemand es als fast unabänderliche Nothwendigkeit für die höchste Stufe der Frömmigkeit erkennen kann, sich die Vorstellung eines persönlichen Gottes anzueignen, nehmlich überall wo es darauf ankommt sich selbst oder Andern die unmittelbaren religiösen Erregungen zu dolmetschen, oder wo das Herz im unmittelbaren Gespräch mit dem höchsten Wesen begriffen ist."

Die Kirche hat sich in ihren Symbolen mit den allgemeinsten Bestimmungen eines vollkommnen Urwesens begnügt, welche in den lutherischen Bekenntnissen nur erklärend wiederholt und von reformirten Bekenntnißschriften in Attribute zerlegt sind. In der katholischen Kirche ist Gott mitunter über seinen Heiligen, in der protestantischen Kirche über seinem Christus hintangesetzt und zugleich in jenen wie in diesem verehrt worden.

§. 93. Die göttlichen Attribute.

In der ältern protestantischen Dogmatik hat sich die Lehre von Gott entwickelt zur Lehre von seinen Attributen als den Merkmalen, in welche sich die Idee Gottes vor der verständigen Betrachtung zerlegt. Zu diesen Eigenschaften gehört also nicht das Dasein und nicht die Einheit Gottes, denn jenes ist die Realität, diese das Resultat der Idee.

Die Einheit Gottes wird erwiesen speculativ aus dem Wesen des Absoluten, weil zwei Absolute einander beschränken, also aufheben würden; religiös, weil der Mensch nur Eins über alles und ewig lieben kann; erfahrungsgemäß bekräftigt, soweit menschliche Erfahrung reicht, durch die Harmonie des Weltalls.

Für die Beschreibung der göttlichen Attribute gilt das Gesetz, zwar der Theilnahme eines jeden am Absoluten, dennoch die Einstimmigkeit aller unter einander: also nur eine solche Steigerung jedes Einzelnen, daß dadurch kein andres Gleichberechtigtes beschränkt werde, wie wenn etwa die Gerechtigkeit Gottes so aufgefaßt würde, daß es einer besondern, nicht im Wesen Gottes selbst liegenden Vermittlung mit seiner Güte und Barmherzigkeit bedürfte.

*) In den Erläuterungen zur 2. Rede über die Rel. seit 1820.

Um den vollständigen Inhalt der Gottesidee zu sichern und zugleich die mannichfachen Aussagen der H. Schrift über göttliche Eigenschaften und sie bezeugende Thaten Gottes zu einer Übersicht zu bringen, war man bis auf die neuste Zeit bemüht eine Eintheilung der Attribute aufzustellen, welche allumfassend, den Denkgesetzen entsprechend und zugleich berechtigt aus dem Grunde hervorgehe, auf dem die Gliederung in Attribute erwachsen ist.

Der vormals üblichen Eintheilung nach der Betrachtung Gottes an sich und im Verhältnisse zur Welt in immanente und transeunte Attribute ward entgegengehalten, daß hierdurch nur eine Verdoppelung der Attribute entstehe, z. B. die Allwissenheit in der einen Reihe als ein Wissen Gottes von sich selbst, in der andern als ein Wissen aller weltlichen Dinge; abgesehn davon daß, genau genommen, die Religion nichts wisse von Gott an sich. Daher eine andre Eintheilung beliebt wurde: bloß transeunte Attribute, je nach dem verschiednen Inhalte der Welt eingetheilt: die Ausführung in mannichfacher Weise, etwa nach der Beziehung zur Welt insgemein, zur Geisterwelt insbesondere, zum religiösen Gemüth im besondersten, wo doch eine logische Ausschließung nicht stattfindet, wie denn z. B. dieselbe Allwissenheit und dieselbe Liebe Gottes sich nur in verschiedner Weise zu jenen drei Bereichen verhält.

Da wir Gott nur erkennen als das Urbild des Menschengeistes, so erscheint eine Eintheilung der göttlichen Eigenschaften nach der Analogie unsrer geistigen Functionen am ersten berechtigt, also eine Psychologie Gottes.

Wiefern von der ungetheilten Persönlichkeit Gottes gewisse Beziehungen ausgesagt werden als Bejahungen des Absoluten gegen denkbare Beschränkungen, entstehn die allgemeinen Attribute. Die beiden Hauptformen unsrer Beschränkung sind Zeit und Raum. Durch ihre Aufhebung entsteht für Gott nicht die immerdauernde Zeit, sondern die Zeitlosigkeit, die Ewigkeit, wiefern er durch keine Zeit beschränkt sie vielmehr als die Form alles Endlichen gesetzt hat, er hiernach der Herr, der König der Zeiten.*) Im Gegensatze des Raums die Allgegenwart, als nicht selbst Raum erfüllend, sondern als Attribut dessen, der durch keinen Raum bedingt alles den Raum Erfüllende in's

*) 1 Tim. 1, 17.

Dasein ruft. Der hochpoetische Ausdruck dafür im Liede von den Flügeln der Morgenröthe.[a] Im Gegensatze alles Wandelbaren die Unveränderlichkeit, denn er würde durch jede Veränderung mehr oder minder vollkommen werden; solches Immerdarsichgleichbleiben im Sein und Wollen, nicht im Handeln selbst, denn dieses kann bestimmt werden durch wechselnde Bedürfnisse seiner Geschöpfe. Im Gegensatze jeder Bedürftigkeit Sichselbstgenugsamkeit, diese und die göttliche Liebe ergänzen einander, durch jene ist die Welt gleichsam überflüssig für Gott, durch diese ist sie geworden. Wie der Apostel zu den Philosophen sprach:[b] „Sein wird nicht von Menschenhänden gepflegt als der jemandes bedürfte;" dies die Verneinung; nun die positive Wirkung seiner Liebe: „da er selbst Allen Leben und Odem und Alles gegeben."

Die speciellen Attribute ergeben sich nach den Geistesformen des Erkennens, Wollens und Gefühls, zur Höhe des Absoluten erhoben und doch jedes bedingt durch alle andere. Die göttliche Erkenntniß ist in Bezug auf alles Werdende Allweisheit, in Bezug auf alles Seiende Allwissenheit. Da erhebt sich das Bedenken gegenüber der freien, noch künftigen That des Menschen, ob Gott sie wisse? Wo nicht, so wäre die Zukunft zum Theil ihm verhüllt. Aber es scheint auch undenkbar, zumal mit der sittlichen Freiheit unvereinbar, wovon ich selbst noch nicht weiß, was ich erwählen werde, daß es schon aufgezeichnet stünde im Buche der göttlichen Allwissenheit. Die calvinische Ansicht hat diesem Bedenken die menschliche Freiheit, die socinianische Ansicht die Unbedingtheit göttlichen Wissens geopfert. Die künftige sittliche That ist noch nicht und Gott will sie als eine freie: insofern wäre ihr Nichtwissen kein Abbruch göttlicher Allwissenheit. Aber ihr Keim, ihr Werden, also auch ihr Eingeordnetsein in den göttlichen Weltplan ist ein Gegenstand göttlicher Weisheit.

Der Wille Gottes ist seiner Kraft nach Allmacht, indem Gott kann was er will; durch diese Fassung der Macht in den göttlichen Willen ist alles Abentheuerliche ausgeschlossen. Darin aber liegt keine Beschränkung, sondern eine Verherrlichung der Allmacht, daß ein Reich freier Wesen durch sie gesetzt ist und besteht. Daher auch die Unter-

---

a) S. 373. b) AGesch. 17, 25.

scheidung eines wirksamen und eines unwirksamen, absoluten und bedingten göttlichen Willens der Allmacht keine Schranke aufrichtet. Der immer wirksame, absolute Wille offenbart sich in den Naturgesetzen, die da wirken in unabänderlicher Nothwendigkeit: der bedingte Wille, der nicht nothwendig Effect hat, bezieht sich auf sittliche Wesen: Gott will daß wir Alle seine Gebote halten und Alle selig werden: weil er uns aber als Freie will, können wir seine Gebote auch nicht erfüllen und des Heils verlustig gehn; so geschieht sein Wille auch da, wo er nicht geschieht.

Die bestimmte Art seines Willens ist die Heiligkeit, wiefern Gott das an sich sittlich Gute ist und will. In derselben wird unterschieden: vorerst die Wahrhaftigkeit, kraft welcher Gott die Kunde über das Gute und Wahre jedem Individuum soweit offenbart, als es dieselbe zu fassen vermag. Darauf ruht die Sicherheit aller Offenbarung, ja alles Zusammenstimmens unsrer Denkgesetze mit den Weltgesetzen. Ist nun die moralische und mathematische Wahrheit gültig an sich, oder weil Gott sie so gewollt hat? liegt also die Nothwendigkeit ihres Soseins in der Sache selbst oder in Gottes unbeschränkter Machtvollkommenheit? Wenn das Erstere, scheint er beschränkt durch etwas außer ihm: wenn das Andre, so könnt' er's auch zurücknehmen, wie man sagt vom jüdischen Cärimonialgesetze, Keuschheit könnte dann auch ein Laster, 3 und 3 7 werden. Dann wäre Alles um uns her wie im Taumel. Aber hier findet kein entweder oder statt, sondern beides: der Wille Gottes ist nicht verschieden von seiner Weisheit und Heiligkeit, der Vollkommne kann nicht auch sein Gegentheil sein, ihm ist die Freiheit ohne Willkür, die Natur, das Gesetz aller Dinge ist im Wesen Gottes gegründet. Sodann die Güte, welche das Gute allen Wesen vertheilt, soweit sie dasselbe ergreifen können und wollen. Der letzte Grund dieser Verschiedenheit liegt in Gott: aber der Gegenstand seiner Liebesfülle kann nur die Stufenleiter einer unendlichen Vielheit sein. Endlich die Gerechtigkeit, welche die Mittheilung des Guten dadurch vollzieht, daß dem Individuum eine Gesetzgebung und ein Gericht in seinem Gewissen, der Weltgeschichte eine sittliche Weltordnung vorgesetzt ist; nur so kennen wir Gott lohnend und strafend, ein genaues Gleichgewicht des Sittlichguten und Sinnlichangenehmen ist weder erfahrungsgemäß noch vom Sittengesetze gefordert.

Attribute des **Gefühls** sind am wenigsten ausgebildet, weil unser Gefühl fast nur im Empfangen von Eindrücken besteht. Doch als zur Fülle des geistigen Lebens gehörig ist es auch in Gott vorauszusetzen, nur nicht ein leidendes, sondern ein schöpferisches Gefühl. Wir schreiben dem Dichter Phantasie zu, der nie Gewesenes und doch Gesetzmäßiges als Bild seiner Ideen erfindet, dem Künstler, der neue und doch naturgemäße Formen schafft: welch ein Epos ist die Weltgeschichte, welcher Reichthum der Phantasie in der Natur! Das göttliche Gefühl ist daher rein selbstthätig zu fassen in Bezug auf alles Werden als welterschaffende **Phantasie**, in Bezug auf alles Sein, wie Gott es erschaffen hat und in seiner steten Entwicklung übersieht, als **Wohlgefallen** daran, in Bezug auf die eigne unendliche Lebensfülle als **Seligkeit**.

Aus sämmtlichen Attributen entsteht die göttliche **Majestät**, kraft deren Gott allein Gegenstand der Religion ist.

§. 94. Schlußurtheil.

Wie die drei Functionen unsers geistigen Lebens doch auch noch andre sein könnten, vor denen sich ein neuer Vorhang der Welt aufrollen würde: wie dieselben in Gott anders gedacht werden müssen, die Erkenntniß nicht als Erfahren, Besinnen, Erschließen, sondern als Gesammtanschauung alles Seins in allen seinen Entwicklungen, der Wille ohne Willkür nur als Freiheit, das Gefühl nur als Kraft: so verschwinden diese Besonderheiten einer schärfern Betrachtung immer wieder in der Sichselbstgleichheit des göttlichen Wesens. Auch fordert die Frömmigkeit nicht eine solche Eintheilung und Beschreibung Gottes nach seinen Attributen, so wenig als es zur Kenntniß eines Freundes gehört ihn psychologisch zu zergliedern. Die Gottesliebe bedarf nur der absoluten Persönlichkeit, in der alle ideale Güter der Menschheit vorbildlich enthalten und geborgen sind. Zieht man vor, an die Stelle des **persönlichen** einen **lebendigen** Gott zu setzen, wiefern darunter nicht bloß das Leben der Natur gemeint ist, wie auch die Blume lebt und der Stern, sondern ein sich wissender, mit unendlicher Kraft sich selbst und mit unendlicher Liebe das Weltall wollender Gott: so ist das unbedenklich, aber auch nur denkbar als Person.

Die Attribute sind nicht durch eine wissenschaftliche Reflexion über

die Idee Gottes entstanden, sondern sie bezeichnen nur die verschiednen Beziehungen unsrer frommen Bestimmtheit zu Gott, wenn im Wechsel der religiösen Erregungen verschiedne Seiten der göttlichen Persönlichkeit hervortreten, welche der Andächtige im unmittelbaren von der Phantasie getragnen Gefühl als Attribute oder Epitheta ausspricht. Wenn über einen Despoten oder über ein Volk, das lange gefrevelt hat, das Verderben hereinbricht, rufen wir aus: gerechter Gott! Wenn nach einer Nothzeit die ersten schwerbeladnen Ärntewagen hereinschwanken, spricht eine Gemeinde: groß ist des Allmächtigen Güte! Einsam unter dem Sternenhimmel spricht's in meinem Herzen: Unendlicher! So werden die individuellen Götter des Polytheismus durch die Attribute ersetzt, und insofern ist auch die Einseitigkeit eines jeden berechtigt.

Einer wissenschaftlichen Bestimmung derselben bedarf es nur, um beschränkte, unwürdige Vorstellungen auszuscheiden; dagegen auch die von den Gelehrten nur ersonnenen Attribute, welche niemals in unmittelbarer Ergießung des frommen Gemüths vorkommen, werthlos sind. Die griechischen Dichter stellen oft mit einem einzigen Epitheton uns die ganze schöne Gottesgestalt lebendig vor Augen, aber auch die Psalmen sind reich an solchen individuellen Bezeichnungen. Wie theuer mochte einem Israeliten die einfach volksthümliche sein: der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs! an welche sich alle Erinnerungen des mit den Vätern geschloßnen Bundes, alle Verheißungen des göttlichen Gastfreundes über die Nachkommen bis in's tausendste Glied anschlossen! fast so beziehungsreich, wie wenn unter Christen das apostolische Wort vernommen wird: der Vater unsers Herrn Jesu Christi! und aller Segen, der durch das Evangelium in die Welt gekommen ist, in dem Worte gleichsam angeschaut wird, und an den Vaternamen nach dem Erstgebornen das ganze große Gotteshaus sich anschließt. Überall wo das Herz voll ist, wird es den gestaltlosen, namenlosen Gott gern durch solche Erkennungszeichen und Liebesworte an sich ziehn. Im Leben der Andacht sind die Attribute entstanden; die Wissenschaft stellt der heiligen Poesie und Beredtsamkeit ihr Eigenthum zurück.

Eine zweite Bedeutung haben sie für den Jugendunterricht. Dazu gehört eine hochgebildete Erkenntnißkraft, um die Idee absoluter Persönlichkeit klar zu denken. Dadurch wird die Vernunft hierzu ausgebildet, daß man in einzelnen Beispielen ein besondres Merkmal zur

Idee des Absoluten erheben läßt. Solche Beispiele sind die Attribute. Gott z. B. weiß etwas. Dieses Wissen werde von allen Schranken entkleidet, bis zuletzt auch die Erinnerung sammt dem Voraussehn schwindet, und nur die absolute Anschauung übrig bleibt.

Hierbei ist nicht erst zu bewirken, nur zu bewahren, daß Gott in hoher Ferne, und doch auch in vertraulicher Nähe gedacht werde. Beides liegt in der Frömmigkeit, wie in aller hohen Liebe. Die Formen moderner Höflichkeit sind nicht in die deutsche Sprache der Andacht aufgenommen worden, wir sagen nicht: Ihro göttliche Majestät! sondern du lieber Gott! Selbst das naiv Schalkhafte ist zulässig, soweit es dem Einzelnen naturgemäß ist, wie jener Knabe klagte: es geschieht meinem Vater schon recht, daß ich die Hände erfroren habe, warum hat er mir keine Handschuh gekauft! so sagte Lavater auf seinem Sterbebett: „ich bin recht Gottes guter Narr, er mag's mit mir machen wie er will, ich lob' ihn doch!" Nur pietistische Frömmigkeit nimt Anstoß an einem Scherzworte gegenüber dem lieben Gott, orthodoxe Frömmigkeit freilich schon gegenüber seinen Pastoren.

Sinnliche Ausdrücke über Gott sind unvermeidlich in volksthümlicher Rede, und je kräftiger die beschränkte Bezeichnung, desto sicherer ist ein Bewußtsein derselben vorauszusetzen. Wenn Gott im Zorn, in Reue über seine Gutthaten, oder auch nur sprechend vorgestellt wird, können solche Aussagen leicht als etwas wirkliches genommen und gegeben werden: wenn dagegen Gottes Nase Zorn schnaubt, wenn er mit eiserner Hand die Feinde seines Volks erschlägt, wenn Luther dafürhält, daß alle Philosophen und Schwarmgeister nicht soviel Vernunft zusammenbringen können, als Gott im kleinen Finger hat, so wird die Bilderrede sofort als solche genommen.

Aber alles Streben den hohen Unbekannten zu erkennen ist vergeblich, wer nicht Frieden und Freundschaft mit ihm schließt. „Sorgt ihr nicht dafür — ermahnte Kant — daß ihr vorher wenigstens auf halbem Wege gute Menschen habt, so werdet ihr niemals aus ihnen aufrichtig gläubige Menschen machen." Der Verstand des Guten und so auch der Gottheit ist im Herzen. „Das Geheimniß des Herrn ist unter denen die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen." *)

---

*) Ps. 25, 14 nach Luther.

Nur das Göttliche in uns redet aufrichtig von dem Gott über uns, auch in seinem Gotte malet der Mensch sich, und nur die Liebe glaubt an eine unendliche Liebe. Das richtige Denken über Gott ist erst das Abgeleitete, nicht allein von der Religion Abhängige: mag man ihn denken mit Nase und Ohren, nur darauf kommt es an, daß Gott über Alles geliebt werde. Die Zigeuner, um nicht für Gottesleugner gehalten zu werden, sollen in allen Ländern ihrer Wanderschaft Gott in der Landessprache anrufen, und er wird ebensowohl auf den Namen Zeus gehört haben, als auf Jehovah und Allah. Es gilt nur mit dem Höchsten, das um und über und in uns ist, das Herz zu erfüllen, so groß es ist.

Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth.

Alle Fromme meinen in vielerlei Zungen denselben Gott. Das Eigenthümliche des christlichen Glaubens an ihn kann nur darin bestehn, daß seine Offenbarung in Christus und in der christlichen Geschichte anerkannt werde.

II. Die göttliche Schöpfung.

§. 95. Hebraismus.

Der Monotheismus ruhte vornehmlich auf dem Glauben an einen Ursprung der Welt durch Gott, dargestellt in den beiden Schöpfungssagen.*) Die ältere, rhythmisch gehalten in 2 Hauptgruppen, jede mit 3 Gliedern, läßt anschaulich und erhaben den Weltschöpfer durch die Macht seines Wortes in 6 Tagewerken ein jedes wohlbedacht nach der Reihenfolge hervorbringen, wie sein Dasein im Weltzusammenhange einer dichterisch volksmäßigen Naturbeobachtung angemessen erschien, um des gelungenen Werkes froh den siebenten Tag zu segnen und zu ruhn. Die zweite Sage ist minder großartig, mehr auf die Erde, die Bildung und das Geschick des Menschen hingewandt.

---

*) 1 Mos. 1, — 2, 3. — 1 Mos. 2, 4—24.

Die Welt im beschränkten Sinn des gesammten Alterthums als Erdkreis, über demselben die Veste des Himmels; Sonne, Mond und Sterne zur Beleuchtung der Erde. Das Wunder des Josua,[a]) ein Stillestellen der Sonne zur Bewirkung beinah eines Doppeltags, um den Sieg über die Feinde Israels zu vollenden, zwar getragen durch ein altes Heldenlied, aber aufgenommen in die Geschichtschreibung, entspricht ganz dem Schöpfungsberichte; nach der griechischen Mythe ist Ähnliches geschehn für noch geringern Zweck.

Vorausgesetzt als uranfänglich ist die finstre Tiefe, über der doch der Geist Gottes schwebt, denn der Anfang: „Gott schuf Himmel und Erde,"[b]) ist nur Überschrift, die sich daher zum Abschluß des ersten Denkmals wiederholt,[c]) der Himmel wird erst am zweiten Tage geschaffen; doch würde jede Beschränkung der Schöpfermacht durch einen vorgefundenen Stoff der hebräischen Anschauung widersprechen; vielfach wird die Welt als freie Offenbarung göttlicher Herrlichkeit gefeiert[d]) und in dichterisch freier Gestaltung der Schöpfungssage Gott als Weltschöpfer gepriesen.[e]) Durch die hebräische Poesie geht ein inniges Naturgefühl, doch die Natur als das Vergängliche zur Verherrlichung des Unvergänglichen: „das Gras verdorrt, die Blume verwelkt: das Wort unsers Gottes besteht in Ewigkeit."[f])

Ähnliche Schöpfungsmythen der Völker des Alterthums enthalten mehr Naturentwicklung aus dem Chaos, meist zugleich Göttererzeugung, die Ahnung göttlicher Liebe, durch welche die Welt geworden ist, in das Sinnbild geschlechtlicher Mischung verhüllt; am ähnlichsten die Ordnung der Tagewerke, doch in langen Zeiträumen, die heilige Sage des Parsismus.

§. 96. Judenthum.

Nach alexandrinischer Ansicht ist die Welt geschaffen aus ungestalter Masse,[g]) nach einer palästinischen Anschauung aus dem Nichtseienden.[h]) Dem gesammten Alterthum lag das Wunder einer Entstehung des Seins aus dem Nichtsein fern. Wenn doch Plato beides

---

a) Jos. 10, 12—14. Sir. 46, 5. b) 1 Mos. 1, 1. c) 1 Mos. 2, 1. d) Hiob 38, 4—11. Ps. 33, 6—9. e) Ps. 19, 1—7. 97, 1—6. 104. f) Jes. 40, 8. g) Weish. 11, 17. h) 2 Makk. 7, 28.

gelehrt hat: eine Entstehung der Welt aus einer ewigen Materie und aus Nichts, so ist unter diesem Nichts nach einer feinen Unterscheidung der attischen Sprache eben die formlose Masse als ein relatives Nichts zu verstehn. In diesem Sinne hat Philo als dieses Nichts eine ewige Materie angenommen, der Gott nach der Idealwelt in seinem Geiste als ewigen Urbildern Inhalt und Gestalt gegeben, soweit der Stoff das Vollkommne in sich aufzunehmen vermag; die Zeit erst mit der Welt geworden, die 6 Tagewerke nur die Aufeinanderfolge anzeigend, die Sabbathruhe der Anfang höherer göttlicher Werke, denn nie ruhe die Schöpferkraft Gottes.

§. 97. Urchristenthum.

Nur gelegentlich wird der Schöpfungssage, doch als geschichtlich gedacht,[a]) und der Sabbathruhe Gottes,[b]) die doch Jesus in einem höhern Sinne leugnet,[c]) als einfache religiöse Anschauung, ohne Ausflucht und ohne Reflexion auf das Gegentheil. Die Verherrlichung Gottes, als der die Todten lebendig macht und das Nichtseiende in's Sein ruft,[d]) bezieht sich nicht vorzugsweise auf die einstmalige Schöpfung, und der Glaube, daß aus dem Unsichtbaren das Sichtbare geworden sei,[e]) scheint im Sinne der Urbilder Philos gemeint. Aber abgesehn von einem bestimmten Anfange der Schöpfung und aus Nichts, wird Gott als der Herr des Himmels und der Erde gepriesen, so daß Alles durch ihn und in Bezug auf ihn ist.[f]) Die Welt als Schöpfung seine Offenbarung.[g]) Obwohl Jesus einer finstern asketischen Weltansicht fernstand, hat doch schon das Lukasevangelium die Seligsprechung über die sich arm Fühlenden am Geiste, die ebendeßhalb hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit,[h]) den wirklich Armen und Hungernden zugewandt, hat die selig gepriesen, die hier weinen, da sie jenseits lachen werden, und denen wehe gerufen, die hier lachen, denn sie werden jenseits heulen,[i]) und Paulus betrachtet die Welt im Gegensatze des Gottesreichs als dämonischen Gewalten verfallen. Dennoch läßt selbst

---

a) S. 269. b) Hebr. 4, 4. c) Joh. 5, 17. d) Röm. 4, 17. e) Hebr. 11, 3. Luther irrig: „daß Alles was man siehet, aus nichts geworden ist." f) Mt. 11, 25. Röm. 11, 36. Eph. 4, 6. Offenb. 4, 11. AGesch. 17, 24. g) Röm. 1, 20. AGesch. 14, 17. h) Mt. 5, 3—6. i) Lk. 6, 20—25.

der Sprachgebrauch die höhere Ansicht zu, daß Gott diese Welt so sehr geliebt habe.[a]) Alles Geschaffne ist gut und auf eine fromme Weise zu genießen;[b]) denen die Christi, sonach Gottes sind, gehört die ganze Welt.[c]) Die Naturanschauung ist weit reicher im A. Testament, doch fand Jesus die Lilien auf dem Felde schöner als den Glanz der höchsten menschlichen Erscheinung,[d]) und Paulus fühlt eine Sympathie zwischen dem schmerzlichen Zuge, der als das Zeichen der Vergänglichkeit durch die ganze Natur geht, mit den Ängsten und Hoffnungen des Menschenherzens.[e])

§. 98. Kirchenväter und Scholastiker.

In der Mischung hergebrachter speculativer Betrachtungen über das Entstehn alles Endlichen mit der biblischen Überlieferung fanden Schriften der Kirchenväter vom sogenannten Sechstagewerk einen beliebten Anlaß über alle göttliche und natürliche Dinge zu philosophiren. Da die griechische Philosophie nach ihrem gemeinsamen Dafürhalten, aus Nichts wird Nichts, fortfuhr einen ewigen unabhängigen Weltstoff zu behaupten, und die Gnostiker den Demiurgen als alttestamentlichen Weltbaumeister für ein Wesen geringer göttlicher Ordnung erklärten, hat die kirchliche Theologie einmüthig die Schöpfung allein durch die Gottheit, und vorherrschend als den bestimmtesten Ausdruck der Unbedingtheit Gottes die Schöpfung aus Nichts gelehrt, doch so, daß nicht bloß Erigena, sondern auch orthodoxe Scholastiker eine Selbstmittheilung Gottes begünstigten, die für die höchsten geistigen Gaben immer vorausgesetzt wurde.

Als Origenes eine Schöpfung von Ewigkeit her bewies, doch nur der Geisterwelt, wegen der Unveränderlichkeit Gottes, der immer als Weltherrscher gedacht werden müsse, schien das gar keine Schöpfung zu sein, und ihm wurde eine Schöpfung in und mit der Zeit entgegengesetzt, so daß zugleich mit den zeitlichen Dingen die Zeit entstanden sei. Aber durch solchen Anfang der Zeit wurde doch immer ein Vorher gesetzt, und Häretiker höhnten: was fiel doch euerm Gott auf einmal ein etwas zu thun, was er die ganze Ewigkeit vorher nicht gethan hat?

---

a) Joh. 3, 16. b) 1 Tim. 4, 3 f. c) 1 Kor. 3, 22 f. d) Mt. 6, 28 f. e) Röm. 8, 19—22.

Irenäus hatte hierüber eine Bestimmung im Worte Gottes nicht gefunden, doch war er geneigt eine ewige Vorbereitung der Welt in Gott anzunehmen, was den platonischen Idealen entsprach, und Thomas erkannte, daß die Ewigkeit der Welt, wenn sie nur ewig von Gott abhängig gedacht werde, aus Vernunftgründen nicht zu beseitigen sei, während Andre sich vermaßen, die Jahre der Welt zu bestimmen und über die Jahreszeit zu streiten, in welcher sie geschaffen sei.

Die mosaische Überlieferung wurde insgemein als geschichtlich genommen, doch haben insbesondre Alexandriner sie grade als göttliche Offenbarung allegorisch erklärt, denn schreibt Origenes: „Welcher Verständige wird glauben, daß ein erster und zweiter und dritter Tag, Abend und Morgen gewesen sei ohne Sonne, der erste aber sogar ohne Himmel!"

Bei dem einmüthigen Widerspruche gegen ein durch die Schöpfung für Gott selbst erfülltes Bedürfniß enthielten die Aussagen, daß er um der Geschöpfe oder um sein selbst willen geschaffen habe nur die verschiednen Seiten der Anerkennung, daß die Schöpfung eine Mittheilung seiner Güte und eine Offenbarung seiner Herrlichkeit sei. Nur Origenes sah, nicht in der Erschaffung vernünftiger Wesen, aber in der nimmer endenden Folge werdender und nach Erfüllung ihres Zwecks vergehender Welten bloße Straf- und Reinigungsanstalten gefallner Geister. Die Weltverachtung der Gnostiker bewog einen Tertullian, die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Welt zu preisen, die verwandte christliche Weltverachtung hat der größte Papst des Mittelalters Innocenz III in seiner Schrift vom Elende des menschlichen Zustandes gefeiert. Unter den Scholastikern steigerte sich die Frage von einer guten zur möglichst besten Welt des Optimismus, nicht als wenn der Schöpfer unter verschiednen Weltplänen, die ihm vorschwebten, den besten ausgewählt habe, sondern wiefern diese Welt dem göttlichen Zwecke nach seiner Weisheit und Güte vollkommen entspreche. Dies anzuerkennen kann sich Petrus Lombardus in Betracht, wie schlecht es dem und jenem in dieser Welt ergehe, nicht recht entschließen: „siehst du auf den Urheber, so ist sie die beste: siehst du auf das Werk, es könnte wohl besser sein;" ohne irgend eine Einigung dieser widerstrebenden Sätze.

§. 99. Katholische und protestantische Kirchenlehre.

Der Glaube an eine göttliche Weltschöpfung wird einmüthig bekannt, doch auf die mosaische Schöpfungsgeschichte nur im Römischen Katechismus verwiesen. Seit dem Bekenntnisse von Nicäa wird die Schöpfung der Geisterwelt besonders erwähnt: Gott als Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Die Schöpfung aus Nichts ist ausgesprochen von dem großen Lateranconcilium unter Innocenz III und in reformirten Symbolen, in diesen auch, daß alles Geschaffne gut sei und dem Menschen zum Dienste. In der Concordienformel wird jede Erzeugung als eine fortwährende Schöpfung angesehn.

§. 100. Alter und neuer protestantischer Glaube.

Bei aller Gläubigkeit an den heiligen Buchstaben meinte Luther doch über die Räthsel der mosaischen Überlieferung, Gott habe sich den rechten Verstand vorbehalten und nur das insgemein uns wissen lassen, daß die Welt einen Anfang gehabt und aus Nichts von Gott geschaffen sei. Er hat die unbequeme Frage, wo Gott gewesen sei und was er gemacht habe vor Erschaffung der Welt mit dem Scherzworte abgefertigt: er saß im Birkenwäldchen und schnitzte Ruthen für vorwitzige Frager. Zwingli in seiner pantheistischen Neigung war nicht ungeneigt die Schöpfung hinzugeben gegen ein Sein aller Dinge aus und in Gott.

Von der Hypothese des Copernicus, daß die Erde sich um die Sonne bewege, ging allmälig eine Umgestaltung der gesammten Weltanschauung aus: die Erde, bis dahin das feste Reich der Mitte, wurde zum schwindenden Punkte im Weltall. Nicht allein wegen des Widerspruchs mit der H. Schrift, sondern auch im Vorgefühl unabsehbarer umstürzender Consequenzen hat nicht bloß das Papstthum, sondern auch die altprotestantische Orthodoxie an der antiken Weltanschauung und am Sechstagewerke noch lange festgehalten, als schon das ganze gebildete Zeitbewußtsein sich die neue Weltanschauung sei's mit sei's ohne Verständniß derselben angeeignet hatte. Die Orthodoxie hat dagegen diese Beweise „aus dem Worte Gottes" angeführt: 1) Gott hat die Erde auf Grundvesten gestützt, daß sie nimmer wanke.*) 2) Die Erde bleibt

*) Ps. 104, 5.

ewig stehn, die Sonne geht auf, geht unter, zu ihrer Wohnung eilet sie.[a]) 3) Gott läßt die Sonne über Gute und Böse aufgehn.[b]) 4) Christus wird der laufenden Sonne verglichen.[c]) 5) Das Wunder des Josua hätte außerdem gar keinen Sinn, während doch davon geschrieben steht, der Herr gehorchte der Stimme eines Mannes.[d])

Leibnitz erneute und bejahte die Frage nach einer besten Welt, die bald als Planwählerei Gottes mißverstanden, bald aus einer beschränkten Erfahrung bestritten und von Voltaire verspottet wurde im Candide, der mit dem naiven Glauben an eine beste Welt auf Abentheuer ausziehend durch allerlei Verlegenheit und Elend überführt wird, daß sie nicht einmal gut sei; wie auch Schopenhauer, der mißlaunige Epigone der modernen Philosophie, dafürhielt: diese Welt ist die schlechteste unter den möglichen, nehmlich so eingerichtet, um noch mit genauer Noth bestehn zu können. Über den Weltzweck, ob Glück ob Sittlichkeit der Geschöpfe, oder die Ehre Gottes? sprach Kant die Vermittlung aus: das Glück nur in der Sittlichkeit, in beiden das höchste Gut und dieses die Ehre Gottes, während Schopenhauers Welt als Wille dem Menschen ihren sehr unfreundlichen Willen bezeigen ließ.

Als die freiwerdende Theologie des 18. Jahrh. sich noch bemühte das Sechstagewerk der Schöpfung mit den Fortschritten der Naturforschung auszugleichen, entschied der gleiche Charakter mit andern Sagen des Alterthums, die Art und zweifache Gestalt der Überlieferung, der Widerspruch mit der Naturwissenschaft und die kindliche Vorstellung des in Tagewerken bildenden und ausruhenden Schöpfers für die Anerkennung eines Sagengebildes. Herder, der damals selbst noch in seinem mythischen Zeitalter lebte und Prophetensprache redete, sah in dieser ältesten Urkunde des Menschengeschlechts zwar nur ein Bild, wie sich's einem sinnigen Beschauer darstellt, wenn ein Frühlingsmorgen die noch im Nebelschleier verhüllte Welt allmälig aufthut: aber zugleich eine Offenbarung aus dem Vaterhause der Menschheit, aller ersten Weisheit göttlicher und menschlicher Dinge Überlieferung.[e])

Der moderne Supernaturalismus suchte ihre Geschichtlichkeit noch festzuhalten, indem gegen die Einwürfe der populärsten Naturkunde

---

a) Pred. Sal. 1, 4 f. b) Mt. 5, 45. c) Ps. 19, 6. d) Jos. 10, 14.
e) Älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift. 1774—76. 2 B. 4.

— die Erde ein Planet vor seinem Centralkörper, der Sonne, auch Licht, Tag, Nacht, selbst Gras und Bäume vor derselben, — Ausflüchte gefunden wurden: nur die Schöpfung der Erde, nicht der Himmelskörper sei erzählt, das Werk des dritten Tags sei etwa nur ein großer Wind gewesen, der die Dünste zerstreute, durch welche die Sonne bisher verhindert wurde zu scheinen; oder man behalf sich mit der göttlichen Allmacht, die auch ohne Sonne Tag und Nacht wechseln und das Gras wachsen lassen könnte. Die Tagewerke wurden gerechtfertigt aus einer thatsächlichen Anbequemung Gottes, um den zuschauenden Geistern eine anschauliche Vorstellung seiner Schöpferkraft und nachfolgend den Menschen eine ihrer Fassungskraft angemeßne und doch treue Erzählung des Vorganges zu verschaffen.

Aber diese halbgläubige Schule wie die ihr nachfolgende Vermittlungstheologie sah bald sich fortgetrieben zu dem Zugeständniß, daß die Tagewerke große Schöpfungsperioden bezeichneten, so daß eine Nacht dazwischen wohl ein Jahrtausend umfassen könne, darin alle die bewährten Resultate der Naturforschung Raum fänden, zumal diese selbst noch streitig sei, ob die Erdbildung aus Feuergluthen oder Wasserfluthen hervorgegangen.

Von der neusten Orthodoxie wurden die 6 Schöpfungstage als ebensoviel rückwärts schauende Visionen, oder als Vorstellungen Adams angesehn, die sich bis zu ihrer Aufzeichnung wohl mannichfach umgestaltet haben könnten. Während aber auch die Entlehnung rationalistischer Schriftumdeutung nicht gescheut wurde, um das Wunder des Josua aus dem heiligen Texte zu verlöschen, faßten einige Heißsporne sich wieder den Muth zu erklären, daß die Rechnungen des Copernicus nicht über die Offenbarungen Moses gesetzt werden, noch die Werke Gottes dem Worte Gottes entgegen sein könnten; allerdings unter dem Gespötte der Welt, dem sie sogar die Auctorität Hegels entgegenhalten konnten, der zwar nicht grade die Sonne wieder um die Erde laufen ließ, doch den Erdplaneten als den bevorzugten Weltschauplatz ansehn mußte, schon weil auf demselben die Hauptstadt der Intelligenz gelegen und hier erst die Gottheit in ihrem Philosophen zum vollen Selbstbewußtsein gelangt sei.

Eine größere Fraction dieses Glaubens hat eine mittelalterliche Sage aufgegriffen, und in zwei sich gegenseitig bestreitenden Fassungen

versichert, die Eine, etwa durch Kurtz in Dorpat vertreten, daß unsre Erde ursprünglich die Wohnstätte von Engeln war, nach deren Abfall unter Satans Führung sie von Gott in Trümmer zerschlagen wurde, daher war sie wüste und leer, so daß also zwischen dem ersten und zweiten Verse unsers Bibel-Anfangs eine ganze Weltgeschichte liege und mit dem dritten Verse nur eine Wiederherstellung und Wiedergeburt der Welt anhebe. Die andre Auffassung, besonders durch den schriftgelehrten Delitzsch damals noch in Erlangen, fand in dem zweifachen Schöpfungsberichte die Urkunde von einem ungeheuern Kampfe Gottes gegen den Satan und seine Mächte, welche die in Wehen begriffene Erde gottwidrig erregten, monströse Geburten hervorbrachten, auch Verderben und Mord unter das von Gott geschaffne Thier- und Pflanzenreich, so daß Gott selbst seine erste Schöpfung vertilgen mußte, und nun erst in der Nähe des Menschen [von Vers 25 an] neue Thiere und Pflanzen schuf; das Wort Gottes: siehe es war sehr gut! ein Wort des Siegs, der göttliche Sabbath die Ruhe des Triumphes.

Wenn zunächst die Leichenfelder von Urthieren in den Hölen der Erde, als Zeichen, daß der Tod auf Erden geherrscht habe bevor Menschen sündigen konnten, zu dieser Lectüre zwischen den Zeilen der H. Schrift veranlaßten, so war es doch auch die Neigung, den Satan heimisch zu wissen auf der einst von ihm beseßnen Erde. Gegenüber solchen Phantasien setzte die pantheistische Philosophie seit Spinoza und Fichte an die Stelle der Schöpfung ein Sichselbstgebähren, Sichbestimmen und Sichgegenständlichwerden Gottes, oder nach dem Vorgange Jakob Böhmes, des sinnreichen Görlitzer Schusters, ein Herausarbeiten aus dem Naturgrunde Gottes gleichsam als seinem Leibe. Die Naturforschung neigte sich immermehr zur Annahme, daß aus Atomen, als nur denkbar kleinsten Bestandtheilen mit verschiednen Kräften, oder auch nur mit Anziehungs- und Abstoßungskraft, die Welt in allen ihren Weltkörpern aus eigner unbewußter Kraft allmälig zusammengerathen sei; Pflanzen und Thiere dann in allmäliger Entwicklung, durch die Noth und natürliche Züchtung sich steigernd bis hinauf zum Menschen, dem kaukasischen [S. 275]. Was allein der religiöse Geist nicht anzuerkennen vermöge in diesem Getümmel von Meinungen, hatte Schleiermacher bereits ausgesprochen: „Dem frommen Selbstbewußtsein widerspricht jede Vorstellung von dem Entstehn der Welt, durch welche irgendetwas

von dem Entstandensein durch Gott ausgeschlossen, oder Gott selbst unter die erst in der Welt und durch die Welt entstandenen Bestimmungen und Gegensätze gestellt wird."

§. 101. Schlußurtheil.

Da die Gottheit weder einer Welt bedürftig, noch die göttliche Liebesfülle ohne eine Schöpfung gedacht werden kann; da das Setzen der Zeit auch gegen das Zeitlose hin ein Vorher schafft, da sie noch nicht war, und doch nichts erdacht werden kann, wodurch Gott zum Schaffen bestimmt wurde, daß er nicht von Ewigkeit her durch sich selbst dazu bestimmt worden sei; demnach ein Geschaffensein nur als ein Werden, sonach als etwas Zeitliches gedacht werden kann; da endlich ein Hervorrufen des Seins aus dem Nichtsein der menschlichen Vernunft so undenkbar ist, als ein ewiges Sein endlicher Stoffe durch sich selbst oder durch Gott: so verwickelt sich jede Bestimmung über einen Anfang oder Nichtanfang der Welt in unlösbare Schwierigkeiten. Die hierdurch als möglich nicht ausgeschloßne Ewigkeit widerspricht der Frömmigkeit nicht, wenn sie nur gedacht wird als ewig gegründet in Gott. Denn der religiöse Glaube an eine Schöpfung besteht nur im Glauben an die Welt als freie Offenbarung göttlicher Liebe und Herrlichkeit.

Die hebräische Schöpfungssage gehört demnach als solche nicht zum religiösen Glauben, unsre Gottesliebe wird dadurch nicht gefördert und nicht verstört, zu wissen, daß Gott in 6 Tagen oder in 6 Jahrtausenden die Welt geschaffen habe; das Urtheil über einen etwanigen historischen Kern hängt von der Sicherheit der Überlieferung ab. Da die Darstellungsweise jedenfalls eine naiv poetische, der Weltanschauung des Alterthums angemeßne ist, erscheint jede Rechtfertigung vor der modernen Naturwissenschaft als ungehörig, auch da wo sie einige Hülfe anspricht bei den streitigen Theorien unsrer Tage, und durch solche peinliche Vertheidigung wird die religiös und poetisch erhabene Volks- und Weltsage zum kindischen Dogma. Als heilige Poesie betrachtet bedingt gerade die Gliederung in Tagewerke die Anschaulichkeit des Bildes, anschaulich auch für die Kinderlehre und für die Kunst, selbst für die bildende Kunst, wenn auch nur die Kunst in Tönen verstanden hat jenes einfach erhabenste aller Menschenworte: — es werde Licht! und es ward Licht, — ebenbürtig zu feiern. Daneben ist die Heiligung des siebenten Tags

eine durch jüdische wie durch puritanische Peinlichkeit nie ganz zu Grunde gerichtete, von der Humanität nie genug zu preisende That, die dem großen gedrückten Theile des Volks einen Tag menschlichen Lebens erwarb, um in Lebensheiterkeit zu ruhen wie Gott.

Der Glaube an eine in Tagewerke oder auch in einen Moment zusammengefaßte Schöpfung schließt die naturwüchsige Bildung und durch unübersehbare Jahreszahlen hindurchgehende Entwicklung des Erdplaneten nicht aus, sondern ist nur der Supernaturalismus der religiösen Anschauung. Lange vorgeschichtliche Zeiten haben allerdings der Erdrinde, soweit der Mensch in ihr Geheimniß eindringen kann und sie nun allmälig aufdeckt, ihre Wahrzeichen eingedrückt: untergegangene Thiergeschlechter und Palmenwälder hoch im Norden, die zu Steinkohlenflözen geworden sind, Millionen unsrer Jahre mochten vorübergehn, bis unser Sonnensystem sich ballte und der Erdplanet aus einer glühenden Kugel zur Stätte organischen Lebens, endlich zur Wohnstätte des Menschen wurde. All' diesen ungeheuern Verlauf stellt die Schöpfungssage dar in einem ebenso erhabenen als anmuthigen Bilde. Was durch tausendfache Vermittlung hindurchgegangen ist, führt die Religion auf seinen letzten Grund zurück und betrachtet es als unmittelbar geschehn durch Gott, ohne für den Verstand irgendeine Forschung nach der langen Kette der Vermittlungen auszuschließen; denn göttliches Schaffen und natürliches Werden sind nur verschiedne Gesichtspunkte.

Die Naturforschung auf ihrem dermaligen Standpunkte scheint eine Reihe von Erscheinungen durch die Voraussetzung eines aus Atomen bestehenden Weltalls am leichtesten zu erklären, und die Religion hat keine Berechtigung noch Ursache dem zu widersprechen. Aber dieser Atome ist doch keins, das sich selbst gemacht hätte, und aus dem vernunftlosen Zufall oder der gleichen Nothwendigkeit ihres Zusammentreffens konnte doch ebensowenig diese kunstvoll geordnete Welt entstehn, als der Cölner Dom aus Staub zusammengeweht ist. Man kennt die Antwort eines berühmten Astronomen: „Ich habe den ganzen Himmel durchforscht und keinen Gott gefunden; ich bedurfte dieser Hypothese nicht." Es ist eigen, unsre Naturforscher sind so tief eingedrungen in die Geheimnisse der Natur, fragt man sie aber, wie sie denn erklären wollen, daß Alles so zweckmäßig und kunstvoll eingerichtet sei, wie sie es

gefunden haben, antworten sie etwa: „wenn es nicht so wäre, könnte die Welt überhaupt nicht bestehn." Aber daß sie besteht, daß überall wo sie eindringen in die Höhe oder in die Tiefe, mit dem Fernrohr oder mit dem Mikroskop, ihnen eine vernünftige Ordnung entgegentritt, daß sie selbst, überall nach Gesetzen forschend, überall Vernunft voraussetzen und finden, das erklärt sich nicht allein aus verstandlos wirkenden Atomen.

Die aufrichtige Gottesliebe, und die nichts anderes will, wird sich nie genöthigt sehn, einem sicher erkannten Naturgesetze zu widersprechen. Für sie an sich kann es ganz gleichgültig sein, ob die Sonne, oder ob die Erde ihre Tagesbahn wandle: dennoch liegen die schroffsten Gegensätze zweier Weltalter darin, wenn der Glaube des einen Weltalters spricht: Sonne stehe still! und der Glaube des anhebenden Andern: eppur si muove sie bewegt sich doch! dieses nicht mehr von der Sonne. Es mag ehrliche Pietät sein, welche bei Josua verharrend sich festklammert an eine vergangne Weltanschauung: aber diese Bornirtheit, die sich der in die allgemeine Bildung übergegangenen Intelligenz, nachdem selbst die päpstliche Unfehlbarkeit sich ihr gebeugt hat, mit geschloßnen Augen entgegenwirft, kann unter Dienern der Kirche, die dadurch als verschollne Leute erscheinen, dem Ansehn und Einflusse derselben nur verderblich werden.

Alexander Humboldt, den Amerika seinen zweiten wissenschaftlichen Entdecker nennt, schrieb einmal in seiner Jugend ohne besondre Pietät und hat sich im Alter darauf berufen: „Alle positive Religionen bieten drei verschiedne Partien dar: eine Abhandlung über die Sitten, überall dieselbe und sehr rein; einen geologischen Traum und einen Mythus oder kleinen historischen Roman; auf den letzten wird das größte Gewicht gelegt." Es ist der geologische Traum, der unsrer Schöpfungssage gilt. So gewiß sie eine Weltschöpfung berichten will mit Sonne und Sternen, so haben doch dasjenige, was sie vom Erdball erzählt, unsre Astronomen fast noch mit ihren Augen gesehn, daß ein Weltkörper seinen Geburts- und Schöpfungstag erlebt hat, wie einer, der sich in dieser Umgebung möglichst genau umgesehn, Herschel bezeugt: „Der Act der Weltschöpfung ist keineswegs abgeschlossen, die freie Thätigkeit des Universums besteht in fortwährender Vereinigung der den Raum erfüllenden Weltelemente zu neuen wirklichen Sonnen-

und Planeten-Gebilden.“ Auch in dieser Beziehung kann die heilige Sage nur für ein Sinnbild der allgemeinen Weltentstehung gelten, von der es heißt im heiligen Buche des Parsismus: „ewig fließt ein Wort von Gottes Lippen: es werde!“ und ist die neuere Wissenschaft um den gläubigen Verlaß auf den heiligen Buchstaben, der darin doch nicht die Religion selbst betrifft, gekommen, so ist der neuen Naturkunde Gottes Schöpferherrlichkeit doch unermeßlich weiter aufgethan, als das Alterthum sie verstehn und bewundern konnte. Nach Erddurchmessern, Sonnen- und Sirius-Fernen werden die Bahnen von Stern zu Stern gemessen, die Jahre werden berechnet, die das Licht braucht um von dem und jenem Stern bis zur Erde zu gelangen, aber an den Gränzen des Weltalls, wo das öde Nichts anhebt, kommt selbst der Gedanke nimmer an.

Die hergebrachte Auffassung des Weltzwecks ist berechtigt um anzuzeigen, daß nicht das Wohlsein der Creatur, sondern das in der Schöpfung verwirklichte und zu verwirklichende Abbild Gottes, dieses werdende Reich der Geister, das Weltziel sei. Die Welt muß freilich vollkommen und unermeßlich sein, weil sie durch Gott ist, das Gotteswort der heiligen Sage hat dafür schon das rechte Wort gefunden, daß sie gut sei. Aber da das Gute vertheilt ist an eine unendliche Stufenleiter von Geschöpfen, so kann das Einzelnwesen hierbei sehr gering bedacht sein, und da jeder Beleg aus der Erfahrung, wie gut die Welt sei, leicht durch sein Gegentheil aufgewogen, sich auf diese kleine Erde beschränkt sieht, die selbst nur eine Sprosse an jener großen Leiter: so ist der Glaube an die Güte der Welt nur ein religiöser, und der rechte Optimismus für den Gläubigen oft nur Ergebung in Gottes beste Welt.

Doch hat das Christenthum in seiner geschichtlichen Erscheinung diesen Glauben für das Jammerthal des Diesseits auch gar nicht gefordert. Auf das Judenthum gepflanzt, dem die Welt außerhalb des gelobten Landes ein Greuel war, hat seine heroische Erhebung über alles Äußerliche den langen schweren Kampf gegen das Heidenthum des römischen Reichs bestanden in kühner Verachtung der Welt, die nur eine Dornenkrone hatte für ihren König. Die Kirche des Mittelalters hat sich in ihren Spitzen sehr behaglich eingerichtet, doch standen dieser Weltförmigkeit immer gegenüber als die Ideale des Christenthums die

Entsagungen des Klosters und der Wüste. Man hat dem Protestantismus nachgesagt, trotz Luthers heiterm Weltbewußtsein in guten Tagen, daß er die Klöster geöffnet, aber die Welt zum Kloster gemacht habe. Dieser düstre protestantische Ernst hat sich zugespitzt zum Puritanismus und Pietismus, der alle Freude an der Welt für sündhaft hielt. Aber von dieser Einseitigkeit hat sich die neuste Orthodoxie gar fern gehalten.

Hat Gott die Welt also geliebt, sagte mein harmloser Freund, warum soll ich sie nicht lieben! Der Leichtsinn dieser Rede erhält sofort einen erträglichen Sinn, wenn die Welt betrachtet wird als göttliche Schöpfung, bestimmt das Reich Gottes in sich aufzunehmen. Bei der Einseitigkeit jeder historischen Erscheinung ist man geneigt als das Ideal irdischen Daseins zu denken die Zusammenfassung christlicher Hoheit über der Welt mit dem edlen Weltleben des altgriechischen Volksgeistes in hoher Bildung und Schönheit. Doch dürfte diese unbewußte Einigung sich schon angedeutet finden in dem, der im Gefühl seiner Einheit mit dem Allmächtigen die Welt überwunden hatte, [a]) und sich doch erfreute an den Lilien auf dem Felde, die Gott allein kleidet und nährt; der die Salbung mit köstlichem Nardenöl gewähren ließ, wie viel Bettelsuppen man auch dafür hätte kochen können; der die Einladung zu einem Hochzeitgelage unbedenklich annahm und nicht zu gering hielt, dessen zu gedenken, daß er nicht wieder vom Gewächse des Weinstockes trinken werde; [b]) und der die Thräne vergoß über sein Vaterland, nachdem er vergeblich versucht hat es zu retten. [c]) Den in seiner Nachfolge möchten wir wohl glücklich preisen, selbst noch vor seinem Tode, der in schöner Eigenthümlichkeit die Menschheit darstellt und für alles, was nur tüchtig aus der ganzen Schöpfung ihn begrüßt, ein rechtes Herrgottsgemüth hat.

Zur Welt gehört auch das durch menschliche Vermittlung Gewordne, wie der Staat, wie die Werke der Kunst. Doch nimt der Sprachgebrauch und das Volksgefühl als die eigentliche Schöpfung die Natur und betrachtet daher das unmittelbar von ihr Ausgehende zunächst als Gottesthat. „Besser in Gottes, als in der Menschen Hände fallen!“ Die Gotteshände sind die Naturmächte, denen ebendeßhalb

---

a) Joh. 16, 33. b) Mk. 14, 25. c) Lk. 19, 41. 13, 34.

das bedrängte Herz Barmherzigkeit zuschreibt, wie der Tell ruft: „der See kann sich, der Landvogt nicht, erbarmen."

Da die Natur unmittelbar dem Willen Gottes gehorcht, dem der sündige Mensch nicht gehorcht hat, so ist wohl denkbar, daß sie deßhalb ihrem Erstgebornen weniger freundlich, weniger zu Willen sei, als sie dem mit Gott einigen Menschen gewesen sein würde. Aber nur ein phantastischer Gedanke ist eine Verfluchung der Erde um seinetwillen. Die Löwen würden doch nicht bei den Lämmern liegen und Gras fressen, ein Löwenmagen ist dazu nicht eingerichtet, auch wenn ein schuldloses Menschengeschlecht die Erde bewohnte. Stürme und Fluthen, feuerspeiende Berge und Erdbeben würden nicht minder ihr Zerstörungswerk vollbringen, während die fortschreitende Cultur trotz der Sünde einen guten Theil der Naturmächte unschädlich und dienstbar gemacht hat.

Eine frühere Philosophie hat die Natur zur Maschine oder zum bloßen Schatten des Geistes herabgesetzt, worüber Schiller, einst selbst in ihr befangen, in den mißverstandnen Göttern Griechenlands so schmerzlich klagt. Das harte sorgenvolle Bedürfniß des alltäglichen Lebens hat in einem großen achtbaren Theil unsers Volks eine ähnliche Stimmung veranlaßt, für welche Gott nur ein Brotherr, die Natur nur ein Ackerfeld ist. Viele leben in Umgebungen, wo von unmittelbarer Anschauung nichts Großes bleibt als die auch in der ärmsten Verödung große Natur mit dem Himmel über ihr, in deren Innern göttliche Kräfte desselben Ursprungs strömen wie in des Menschen Brust. Diese Blutsfreundschaft zu erhalten und zu erneun, dem niedern Manne mitten in seinem verarmten Dasein den weniggekannten Reichthum nachzuweisen, ihm jenes Wort Gottes, das vom Schöpfungstage fortspricht in der Welt, da ein Tag dem andern und eine Nacht der andern die Herrlichkeit Gottes erzählt, zu deuten, gehört zum schönsten Amte des Dieners am göttlichen Worte. Sind freilich auch darin Vater und Mutter die rechten Hauspfarrer. Es kommt auf die Gewöhnung der Kinder an, die Welt als ein Gotteshaus anzusehn, das Kleine das ihrer Sorge anvertraut ist zu hegen, das Fremde in seiner Entwicklung nicht zu stören, es gilt der Pflege des naturgemäßen kindlichen Sinnes, der nach Sternen langt wie nach Blumen, und die Grüße des heimischen Bodens an ihn, falls sie nur recht bestellt werden, versteht wie das

Menschenwort, während die Psalmen und der Hiob eine Ahnung morgenländischer Naturherrlichkeit bringen. So wird jenes gesunde Naturgefühl sich von selbst entwickeln, von dem der Wandsbecker Bote erzählte: „Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch wohl die Bäume wachsen lasse, und dann ahnet mich so von ferne und leise etwas von einem Unsichtbaren, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei."

Wenn der Frühling sein erstes Morgengrün um die Weiden haucht, und bald Alles duftet, singt und lebt, an solchen Schöpfungstagen der Natur, oder wo sie sonst im Sonnen- Auf- und Niedergange, in Wetterwolken oder im Sternenmantel ihre eingeborne Herrlichkeit sehen läßt, kommt einem wohl die Sehnsucht, an und in das Herz der schönen Mutter zurückzusinken. Aber das fromme Gefühl des griechischen Alterthums, das die Naturmächte vergötterte, feiert seine christliche Wiedergeburt als andächtige Hingabe an die Offenbarung Gottes in der Natur.

III. Die göttliche Vorsehung.

§. 102. Vorchristlicher Glaube.

Das Walten Gottes über seiner Welt wird nach einem engen, der griechischen und römischen Sprache nachgebildeten Worte als **Vorsehung** bezeichnet, beides umfassend, die **Welterhaltung** als Fortbestand des Geschaffnen durch göttliche Kraft und die **Weltregierung** als eine dem Zwecke Gottes angemeßne Herrschaft über alles Geschaffne, insbesondre über das Bereich persönlicher Wesen. Das Vertraun der Frommen auf dieses Regiment und das Nachdenken über dasselbe bezieht sich vornehmlich auf seine Stetigkeit, auf sein Verhältniß zum Übel und zum freien Willen des Menschen.

Im A. Testament erscheint die Weltregierung theils als eine allgemeine, Gott hält Buch über Leben und Tod, Gutes und Böses,[a]) bestimmt jedem sein Loos,[b]) theils in besondern Acten göttlicher Hülfe oder Strafe. Wenn die Noth eines Lieblings oder des Lieblingsvolkes, oder irgendeine Unthat die göttliche Thätigkeit aufruft, dann greift die Hand aus den

a) Ps. 139, 16. 69, 29. b) Sprüchw. 16, 33.

Wolken und bringt Alles wieder in Ordnung. Zumal aus vorhistorischer Zeit werden zerstörende Naturereignisse als Strafgerichte aufgefaßt, wie der Untergang von Sodom und die Sintfluth, da es den Schöpfer reute, daß er Menschen gemacht habe und bekümmerte ihn sehr in seinem Herzen.[a]) Als aber die Völker in der Fluth begraben sind, und Jehovah den lieblichen Geruch vom Brandopfer Noahs roch, setzt er seinen Friedensbogen in die Wolken und spricht in seinem Gemüth: Ich will hinfort nicht mehr schlagen Alles was da lebt, wie ich gethan habe. So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Sommer und Winter, Tag und Nacht.[b])

Innerhalb ihres Volkes erscheint die Gottesregierung zwar zuweilen wie unterbrochen, ja des Einen oder Andern vergessen,[c]) doch immer gerecht und barmherzig; andre Völker werden nur nach ihrer Stellung zum Volke Gottes bemessen, Judenfeinde Gottesfeinde.[d]) Solchen gegenüber wird als auf göttlichen Befehl eine Anleihe gemacht,[e]) für welche die Wanderer aus Ägypten nach englischem Gesetze sämmtlich gehängt worden wären, und bei der Eroberung des Landes, auf das sie kein menschliches Recht hatten außer eine Stätte um begraben zu werden, eine so grausame Politik befohlen,[f]) wie sie selbst von den Türken und von den Spaniern nicht beliebt worden ist.

Doch haben einzelne Propheten Gottes Herz größer und zugleich menschlicher gedacht, die ganze nach Jonas[g]) genannte Schrift ist in diesem humanen Sinne gedichtet. Der Prophet, nachdem er im Bauche des Fisches einen Psalm gesungen hat, verkündet im Auftrage Gottes der Stadt Ninive den Untergang binnen 40 Tagen: aber durch ihre Buße bewegt nimt Gott seinen Rathschluß zurück zum Ärger des Propheten, der gar anmuthig zurechtgewiesen wird.[h])

Im spätern Judenthum erweiterte sich der Gedanke zur wahrhaften Weltregierung, die da wacht über alles menschliche Thun und Denken.[i]) Philo wußte nur auf sentimentale Weise die Vorliebe Gottes für sein Volk zu entschuldigen: es steht, wie eine Waise, von allen Völkern verlassen, wegen seiner edlen Vorfahren unter der Obhut Gottes, ist aber auch mehr als alle andre zu edler Sitte verpflichtet.

---

a) 1 Mos. 6, 6. b) 1 Mos. 8, 21. 9, 13. c) Ps. 10. 22, 2 ff. 44, 24 ff. d) Ps. 79, 6 f. Jes. 41, 2. e) 2 Mos. 3, 22. 12, 35 f. f) 4 Mos. 33, 52 ff. Josua 11, 11 ff. g) 2 Kön. 14, 25. h) Jon. 4. i) Weish. 1, 6—10.

Die Vorsehung will in der Regel das Gute, doch hat die Absicht, das anscheinend ihrem Plane Widersprechende als ohnmächtig gegen sie darzustellen, Aussprüche veranlaßt, als bewirke Gott auch das seinem Willen Entgegengesetzte.[a]) Er reizt sogar den König zu demjenigen an, es ist freilich nur eine Volkszählung hinsichtlich der waffenfähigen Männer, was er nachher als mißfällig am ganzen Volke straft durch eine Pestilenz, der 70000 Opfer fallen, also daß David ausruft: „Siehe ich habe gesündigt, ich habe die Missethat gethan, aber diese Schafe was haben sie gethan! Laß deine Hand kommen über mich und meines Vaters Haus!"[b]) Auch durch List kann ein göttliches Geschick gewonnen werden, indem der Segen aus des sterbenden Vaters Munde wie eine Zauberkraft wirkt, die doch dadurch eine edlere Bedeutung erhält, daß in ihrer unbedingten Anerkennung die ganze Ehrfurcht des Morgenländers vor dem heiligen Vaternamen ruht. Als der Juden Erzvater seines erstgebornen Bruders Segen weggestohlen hatte, sprach sein Vater: „Dein Bruder ist kommen mit List und hat deinen Segen hinweg."[c]) Die List dieses Segens entschied über das Gemeingefühl und über die Bestimmung dieses Volks, durch das in späten Geschlechtern der Erdkreis gesegnet werden sollte.

Das Übel als der scheinbare Widerspruch gegen eine göttliche Weltregierung wird schon in der Ursage als Folge und Strafe des innern Übels, der Sünde, angesehn. Nach der Ansicht des gesammten Alterthums waren Leiden Strafen, die Glücklichen die Gottgeliebten, an die Beobachtung des Gesetzes sollte Segen und Fluch in unmittelbarer Vollstreckung geknüpft sein.[d]) Daher Vertrauen und Berechtigung der Frommen auf göttliche Hülfe in jeder Noth.[e]) Da jedoch das Geschick im Leben des Einzelnen, oft auch des ganzen Volkes dem hart widersprach, half man sich mit allerlei kleinen Vertröstungen, erhob sich auch zur Betrachtung des Unglücks als väterlicher Zucht und Prüfung.[f]) Aber viele Fromme, ganze Generationen des Lieblingsvolkes sind hülflos und hoffnungslos untergegangen. Der Prophet konnte über den Trümmern der heiligen Stadt nur weinen und sterben. Daher sich zwei entschiedne Lebensansichten bildeten, durch das Buch Hiob und durch den Prediger Salomo vertreten: durch jenes nach seinem ur-

a) S. 306. b) 2 Sam. 24, 17. c) 1 Mos. 27, 35. d) 3 Mos. 26. 5 Mos. 28. e) Ps. 26. 37, 5 ff. Hiob 31. f) Spr. 6, 23. Sir. 18, 13.

sprünglichen Gedanken die demüthige Ergebung in Gottes unergründlichen Rathschluß, durch diesen die heitre Weisheit des Genusses, im Grunde doch eine trostlose Verzweiflung an jeder höhern Bedeutung des Menschenlebens.[a]) Die Fortbewegung im Judenthum geschah durch das Mächtigwerden des Glaubens an ein jenseitiges Leben, das den Trost verhieß für alles hienieden Gekränkte, und für jeden im Geisterkampfe Untergegangenen den Siegeskranz.[b])

Die göttliche Vorsehung läßt die menschliche Freiheit neben sich gelten,[c]) etwa in der Art daß der Mensch denkt und Gott lenkt.[d]) Doch hat sich das Abhängigkeitsgefühl auch so hoch gespannt, daß der Mensch, der sich vor Gott beklagt, der Scherbe verglichen wird, die sich beklagt über ihren Töpfer.[e])

Von den Parteien, in welche zur Zeit Jesu das palästinische Judenthum getheilt war, wenn die Pharisäer von einer Mischung und Ermäßigung menschlicher Freiheit und göttlicher Nothwendigkeit redeten, mag das nur ein unklarer Ausdruck für die beiden Seiten der relativen Freiheit gewesen sein. Die Essener hielten sich allein an die Abhängigkeit von Gott, die Sadducäer an die Freiheit, menschliche Vorsicht ihre Vorsehung; wenigstens die Letzten schon unter dem Einflusse griechischer Philosophie.

Von den Gunstbezeigungen oder den Empfindlichkeiten launenhafter Götter, zu denen die altgriechische Religion betete, hatte sich ein tieferer und freierer Sinn zu einem unabwendbaren Verhängniß erhoben, das über Menschen und auch über diesen Göttern herrsche. Erschien dies Fatum nur als Macht, so hat doch das Volksgewissen diese Macht erhoben zur Nemesis, die den Schuldigen forttreibt von Schuld zur Schuld in's Verderben; aber in der antiken Weise des Familienschicksals um des Ahnherrn Schuld auch sein ganzes Geschlecht.[f]) Doch hat die Weisheit der Poesie auch in dieses dunkle Verhängniß ihr mildes Licht getragen. Der nach dem Schicksalsspruche schuldig gewordne und äußerlich untergehende Held geht im sittlichen Widerstreben innerlich siegreich würdig unter, und so mitten im unabwendbaren Verhängniß wird die Freiheit erkannt, gerettet und verherrlicht. Orestes, als er das Geschick seines ruhmvollen unglück-

---

a) S. 73. b) 2 Makk. 7. c) 1 Mos. 4, 7. Sir. 15, 14—17. d) Spr 16, 9. e) Jes. 45, 9. f) S. 306 f.

seligen Hauses erfüllend des Vaters Mord durch Muttermord gerächt hat und an seine Sohlen sich die Erinnyen heften: da erlöst ein milder menschlicher Götterspruch ihn vom Fluche und er versöhnt die Hündinnen des Hades durch ein idyllisches Opfer. Ödipus, nachdem er die Weißagung, welche der Zorn der Götter auf seine Geburt gelegt hatte, eben weil er ihr entzogen werden sollte, willenlos erfüllt hat und auf des Glückes Höhen gestellt ist, da wird die Binde von seinen Augen genommen: er hat im Zorn den unbekannten Vater erschlagen, seine Kinder sind aus dem Bett der eignen unerkannten Mutter entsprossen. Er gräbt seine Augen heraus die gräßlichen Bilder zu verlöschen, im Herzen stehn sie unauslöschlich und treiben den blinden Bettler, der ein König gewesen ist, im Elend umher. Da ist das Geschick versöhnt, Zeus selbst nimt den hochherzigen Dulder auf in seine Hallen, und was Sophokles in geheimnißvoller Sprache davon erzählt, erfüllt die Seele mit heiligem Frieden.

Je gewaltiger ein Mensch oder ein Volk in die Geschicke seines Zeitalters eingreift, und so durch die große Kraftentfaltung gleichsam Raum bietet dem größern Gegensatze, desto mehr fühlt es über sich eine Macht, die berechnungslos der Menschen Pläne wie Spinnengewebe zerreißt. Kein Volk hat größere stetige Kraft entwickelt und keines hat ehrfurchtsvoller zu jener Übermacht aufgeblickt und die Gunst des Glückes gesucht als die weltherrschende Roma, deren Religion fast nur Anfrage war an das Schicksal, Gewissenhaftigkeit im Dienste der siegspendenden und Versöhnung der irgendwie gekränkt scheinenden Götter.

Als die Philosophie über die griechische und römische Volksreligion hinauswuchs und ohne Religion den Menschen festmachen wollte gegen das Geschick: war es die stoische Schule, die durch Bedürfnißlosigkeit den Menschen zu seinem eigenen Gott machte, mit der Losung: es gibt nur ein Gut die Tugend, nur ein Übel das Laster; das Übrige ist gleichgültig. Ein hoher religiöser Glaube war schon vom sterbenden Sokrates ausgegangen, daß nichts geschehe ohne der Götter Fügung, sonach dem Guten, was ihm auch widerfahre, kein Übel sei, wenn es auch ein solches zu sein scheine; aber dieser Glaube, als fremd dem Genius des Alterthums, hatte wenig Glauben gefunden.

§. 103. Urchristenthum.

Die Welterhaltung wird als ein Getragensein aller Dinge durch das göttliche Wort und als ein Ruhen in Gott bezeichnet, [a]) die Weltregierung als unmittelbar gedacht, sowohl im Naturlaufe [b]) als in der Geschichte, und alle irdische Macht als eine Gottverliehne; [c]) doch grade auf dieses Verliehensein von Gottes Gnaden hat Jesus die Warnung gelegt vor willkürlichem Gebrauche. [d]) Er dachte die Vorsehung als allwaltend, das Kleinste wie das Größte, was ein Mensch bedarf und was ein Menschenherz bewegt, steht unter ihrer väterlichen Leitung. [e]) Reicher Besitz ist nur eine Gefahr für das Herz. [f]) Daher in beider Hinsicht heitre Erhebung über alle irdische Sorge; das in den Taghineinleben des Heidenthums im religiösen Sinne des Gottvertrauens und des Entbehrenkönnens. [g]) Wenn Jesus keinen Sperling vom Dache fallen läßt ohne den Willen des himmlischen Vaters, Paulus aber die Ochsen ausgeschlossen denkt von der göttlichen Fürsorge, diese wackern Thiere, die nicht nur für uns arbeiten, sondern auch das Gras für uns verdauen, so geschah dies im Eifer der naiven allegorischen Deutung eines alttestamentlichen humanen Gebots. [h])

Das Übel gilt noch als Strafe für bestimmte Sünden zur sittlichen Ermahnung. [i]) Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. [k]) Aber Jesus stellte in Abrede, daß die von despotischer Gewalt oder vom Geschick Erschlagenen vorzugsweise die Schuldigen sein. [l]) Im Angesichte des Blindgebornen vor der Frage: wer nun gesündigt habe? ob der, oder seine Ältern? erhob er sich über diesen ganzen jüdischen Standpunkt zur religiösen Anschauung, daß im göttlichen Weltplan das Übel geordnet sei, auf daß in seiner Überwindung die Herrlichkeit Gottes offenbar werde. [m])

Die Jünger haben irdischen Lohn für ihre Aufopferung erwartet und der Wunsch hat auch eine Verheißung vielfältigen irdischen Ersatzes zu Tage gebracht: [n]) aber der Herr hat ihnen statt irdischer Habe und

---

a) Hebr. 1, 3. Kol. 1, 17. b) Mt. 5, 45. AGesch. 14, 17. c) Röm. 13, 1. 1 Ptr. 2, 13. d) Joh. 19, 11. vergl. S. 60. e) Mt. 10, 29—31. f) Mt. 6, 19—21. g) Mt. 6, 25—34. Lk. 12, 22—31. h) Mt. 10, 29. Lk. 12, 6. — 1 Kor. 9, 9 f. 5 Mos. 25, 4. i) Mt. 9, 2. k) Hbr. 12, 5—11. l) Lk. 13, 1—5. m) Joh. 9, 3. vergl. 11, 4. n) Lk. 18, 29 f.

Herrschaft Verfolgung und Tod in seiner Nachfolge verheißen,[a]) nur unbekümmert sollen sie sein um irdischen Untergang und des Siegs gewiß.[b]) Solcher Glaube ist ausgesprochen wie in seiner Lehre so in Jesu Leben, in den kleinen Fährlichkeiten desselben und im Glauben an den Sieg als alles verloren schien.

Die Wellen schlugen in den Nachen, die Apostel weckten angstvoll den Meister, der im Sturme schlummerte: „Wie seid ihr doch so furchtsam ihr Kleinmüthigen! wo ist euer Glaube?“[c]) Gesetzt, nicht der Wunderthäter, sondern der Gottvertrauende habe hier gesprochen, so früge sich, ob er seinen Jüngern nicht sowohl einen Köhler- als einen Fisch-Glauben zumuthete, daß sie eine Versicherung hätten wider das Ertrinken. Es ist aber ein Heldenglaube, denn niemand kann ein Held sein, der nicht auch ein Held im Glauben ist. Solcher Glaube, der kurz vor derselben Zeit im Seesturme zum Steuermann sprach: sei ruhig, du führst den Cäsar und sein Glück! der in die Kugelsaat stürzt und während Tausende um ihn fallen, seine Brust gesichert weiß von unsichtbaren Mächten, sei dieser Glaube gebaut auf Vorherbestimmung und unabwendbares Verhängniß, mit welchem Wallenstein, unbekümmert um die Mörder neben ihm, nach den Sternen über ihm sieht, und Macbeth die Furcht nicht kennt, bis der Wald von Birnam gegen ihn heranzieht und einer, der nicht vom Weibe geboren ist, oder sei's der Glaube an ein allwaltendes Vaterauge: solcher Glaube ist allen denen eingeboren, die sich bewußt sind, daß in der Weltgeschichte auf sie gerechnet sei. Er kann täuschen, denn eine große Selbstbestimmung, die der Völker Schicksal an sich reißt, ist nicht allemal eine Gottesbestimmung. Fiesko ruft: Genua, rette deinen Herzog! und ertrinkt. Auch täuscht er, wenn durch des Helden Fall der Sieg seines Werkes bedingt, oder doch in der Art bedingt ist, wie die Vorsehung dieses Werk hinausführen will. Mitten in seinen Siegen ist Gustav Adolf gefallen, der Kreuzzug für des Evangeliums Freiheit war hinauszuführen ohne ihn und das deutsche Reich sollte nicht bei dem Schneekönige zu Lehn gehn. Dennoch ist es dieser Glaube, durch den alle irdisch große Thaten gethan werden, und wiefern des Urhebers

---

a) Mk. 10, 35—39. Mt. 10, 34—39. Joh. 16, 2. b) Lk. 12, 32. c) Mt. 8, 26. Lk. 8, 25.

Untergang des Werkes Untergang wäre, das nach dem Gebote der Vernunft oder Gottes vollbracht werden muß, insofern täuscht dieser Glaube nie. Weil also Christus sich als denjenigen erkannt hatte, auf den die Völker verwiesen waren, weiß er auch, daß der Sturm, den die Schrift einen Diener des Höchsten nennt, folgsam sein Schifflein zum Gestade tragen muß, denn mit diesem Nachen wäre die ganze Christenheit ertrunken.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" rief der Gottessohn am Kreuze.[a]) Es war der Anfang eines Psalms,[b]) der mit dem Jubel heitern Gottvertrauens schließt. Wir haben doch kein Recht den Anfang als ein Citat des ganzen Psalms auf solchem Sterbebette zu denken. Sei es denn das Gefühl wirklicher Gottverlassenheit gewesen, auf daß er auch das Entsetzlichste fühlte was eine Menschenbrust durchzittert, seine Lage war darnach. Aber sterbend erhob sich der Held: „es ist vollbracht!"[c]) Leiden, Leben, Werk, alles vollbracht. Das letzte Wort an die Welt verkündet seinen Sieg, wie das letzte Wort an die Jünger ihn verkündet hatte: „ich habe die Welt überwunden."[d]) Und wenn er damals nicht von anderer Auferstehung gewußt hätte, als von der am Morgen einer neuen Welt, wenn er den Sieg seiner Sache in dieser hoffnungslosen Stunde bloß mit den Augen der Vernunft erblickt und seinem himmlischen Vater vertraut hätte! er würde dadurch nicht größer sein, denn Wort und That, die Kinder der Gelegenheit, können den Menschen nicht größer machen als er ist: aber ein noch größeres Vorbild wäre der Welt gegeben.

Ein Heldenglaube, nicht an den Schutz der Vorsehung in Gefahren, sondern der Glaube an sich selbst, durch Christus der Gefahr und dem Tode gewachsen zu sein, und der Glaube an die Vorsehung, daß sie aus Grabesdunkel Leben und Sieg herauf führen werde, wurde eine Macht und bewährte sich sofort am Erstlinge des Märtyrerthums.[e]) Diese ersten Christen, wie sehr sie auf die Wundermacht des Herrn vertrauten, auch wohl auf ihre eigne, sie denken nicht an eine Rettung aus eigner Gefahr.

Es entsteht immer ein Bedenken gegen eine große Bestimmung,

---

a) Mt. 27, 46. b) Ps. 22. c) Joh. 19, 30. d) Joh. 16, 33. e) AGesch. 7, 55.

wenn sie durch des Volkes Stimme als Gottes Stimme nicht anerkannt wird. Um die Sendung Jesu durch Gott und seine Verwerfung durch das Volk, ja durch das Volk Gottes auszugleichen, sah Johannes noch einmal erfüllt, was Gott bei der Sendung Jesaias gesprochen: ich will ihre Augen verblenden und ihr Herz verstocken.[a]) Um den Hochmuth des Judenthums auf ein Geburtsrecht vor Gott zu brechen und im eignen Gefühl unbedingter Hingebung hat Paulus sich das alttestamentliche Wort angeeignet und es geschärft zu dem Gebilde, das hadern wolle mit seinem Bildner, da doch der Töpfer Macht habe ein Gefäß der Ehren oder der Unehren aus dem Thon zu machen.[b])

Beide haben darin nur die eine Seite des frommen Bewußtseins geltend gemacht. Jede sittliche Ermahnung des Christenthums trägt in sich die Anerkennung menschlicher Freiheit ihr zu gehorchen, und in der unmittelbaren Gewißheit des Gebets ist es ausgesprochen, daß nichts die Freiheit Verletzendes von Gott ausgehe, da Gott niemand in Versuchung führe,[c]) vielmehr denen die Gott lieben, alles zum Heile gereichen müsse.[d]) Jesus erkennt grade in der Erfüllung eines Gebots und einer Schickung Gottes, als der treue Hirt sein Leben hinzugeben für seine Heerde, die volle Bewährung seiner Freiheit.[e])

§. 104. Kirchenväter und Scholastiker.

Für eine Religion des Kreuzes war das Glück nicht mehr das Zeichen der Gottgeliebten. Die Nachfolge dessen, der unter den Gehängten gestorben war, begeisterte die Märtyrer, dieser unbezwingliche Todesmuth hat mit der ganzen Macht des römischen Reichs gestritten und sie überwunden. Solche Erhebung über alles Irdische konnte doch nur in Zeiten großer Kämpfe die herrschende Stimmung sein.

Im Elende der Völkerwanderung suchte man nach Beweisen für ein allwaltendes göttliches Weltregiment, der sokratische Glaube an die Nichtigkeit des Übels für den Guten einte sich leicht mit dem christlichen. Im 6. Jahrh. hat ein alter Senator, der unter den letzten Römern genannt wird, Boethius im Kerkerthurm, aus dem nur der Todesengel ihn befreite, sich mit einer frommen Philosophie getröstet, die mehr

a) Joh. 12, 37—41. b) Röm. 9, 20 f. c) Jak. 1, 13. d) Röm. 8, 28. e) Joh. 10, 17 f.

auf Sokrates und andre heldenmüthige Vorbilder des Alterthums als auf den Gekreuzigten hinweist; doch ist der Senator ein Heiliger der römischen Kirche und sein Buch „vom Trost der Philosophie" das Handbuch des Mittelalters geworden.

Die Kirchenväter hatten viel zu streiten gegen Zauberer und Sterndeuter, Mathematiker genannt, die schon von heidnischen Kaisern mehrmals doch nur aus Italien verbannt, von Zukunfts-Begierigen und -Bangen gerufen sich immer wieder einfanden. Durch ihr Gewerbe zur Täuschung gereizt, hatten sie doch eine in Schriften verzeichnete Kunst, nach der sie aus den Eingeweiden der Opferthiere, mehr noch aus der Stellung der Planeten die Zukunft des Fragenden enthüllen, auch seine Wünsche fördern wollten, verbrecherische wie schuldlose. Unthaten, die einer vorhatte, erschienen dann nicht von seinem Willen, sondern als unvermeidlich von der Constellation, unter welcher er geboren war, auszugehn; „Venus hat das gethan, oder Saturn oder Mars." Als der noch nicht heilige Augustinus sich um den Preis einer Tragödie bewarb, erbot sich ein Zauberer ihm für bestimmten Lohn zum Siege zu verhelfen. Der Poet nahm nur daran Anstoß, daß zu diesem Behufe Opferthiere geschlachtet werden sollten, nicht eine Mücke will er den Dämonen schlachten lassen. Doch hört er darum nicht auf Mathematiker zu befragen, der Abmahnung eines kundigen Mannes hielt er entgegen, daß doch so vieles Wahre, Eingetroffne von diesen Leuten verkündet worden sei, was er zuletzt sich nur erklären kann durch eine Gabe der Ahnung und durch den Zufall, durch den ja auch geschehe, daß wir nach einer Schicksalsentscheidung suchen in den Blättern eines auf ganz andern Gegenstand hingewandten Dichters, und doch nicht selten auf einen wunderbar zutreffenden Vers stoßen. Solche Orakel des Zufalls fand man seitdem in der H. Schrift, und Astrologen haben mit ihren Berechnungen der Sterne den Glauben an sie so lange gemißbraucht, bis die wirkliche Beschaffenheit dieser Weltkörper von der Wissenschaft erkannt wurde.

Plinius, der römische Naturforscher, hat in der Vornehmigkeit heidnischer Philosophie es lächerlich genannt, daß man dem höchsten Gott den traurigen vielgeschäftigen Dienst zumuthe sich um die menschlichen Dinge zu bekümmern. Zuzeiten ergreift einen wohl das Gefühl, du bist vielleicht vergessen, oder doch zu unbedeutend für des Weltherr-

schers große Geschäfte. Augustin hat dagegen den christlichen Glauben ausgesprochen in seinem Gebet: „O du gütiger Allmächtiger, der du so für einen jeden von uns sorgst, als wenn du für ihn allein zu sorgen hättest, und so für alle!" Den unbedeutenden Wechsel des Naturlebens dachte der heilige Hieronymus doch unberücksichtigt von der Vorsehung den Naturmächten verfallen, denn es sei abgeschmackt die Majestät Gottes dahin zu erniedrigen, daß in jedem Augenblick sie wisse, wieviel Mücken geboren werden und wieviel sterben, wieviel Fische in der See schwimmen und welche von den kleinen den großen zur Beute werden; er konnte sich deßfalls auf die Ochsen des Paulus berufen.

Gegen die gnostischen Secten, die aus einem bösen oder doch widerstrebenden Urgrunde alles Übel in der Welt erklärten, wurde die Theodicee ausgebildet, die Rechtfertigung Gottes wegen des natürlichen und des sittlichen Übels im Verlaufe der Welt, als dem mehr defensiven Optimismus der Vorsehungslehre: das Böse als das Nichtwahrhaftseiende, nur der Mangel am Guten, der nothwendige Schatten desselben; ein Böses der Schuld und der Strafe, nur dieses von Gott ausgehend, jenes vom Eigenwillen der Creatur.

Durch die Unterscheidung eines zweifachen Willensactes wurde die Thätigkeit Gottes in Bezug auf die Sünde als nur zulassend beschrieben, so daß auch durch Übertretung des im Gesetz ausgesprochnen göttlichen Willens der Wille Gottes geschieht, sowohl weil er freie Wesen will, als auch weil sein Regiment aus dem Bösen das Gute bewirkt: Adams Sündenfall bedingt die Erlösung, der Verrath des Judas vollzieht den Erlöser zum Tode führend einen göttlichen Rathschluß.

Die Scholastik war von einem tiefen Gefühl durchdrungen, daß alles Seiende gleichsam durch Gottes Hand immerdar gehalten werde über dem Abgrund des Nichtseins, alles Lebende nur durch ihn lebe, daher auch die freien Wesen allezeit durch eine Mitwirkung, einen concursus Gottes in ihrer Freiheit bestünden; und zwar schieden sich darüber die Schulen, indem die Einen solche Mitwirkung Gottes zu jeder That, auch der bösen, auch des Teufels, annahmen, die Andern die göttliche Mitwirkung nur insgemein in die Erhaltung der freien Kraft setzten. Überhaupt ist von wegen der göttlichen Vorsehung die mensch-

liche Freiheit nie geleugnet worden, und nur von denen welche pantheistisch beide zugleich in Zweifel stellten.

§. 105. Katholische und protestantische Kirchenlehre.

Der Katholicismus glaubt an keine andre Vorsehung als der Protestantismus, ein Unterschied liegt nur in den Mittelursachen, daß für den katholischen Glauben die helfende und rettende Vorsehung vornehmlich durch Maria und die Heiligen vertreten ist, für den orthodox lutherischen Glauben durch Christus, wiefern er doch wahrhaft als Gott gedacht wird. In den Katechismen beider Kirchen gab der Artikel von der Schöpfung und die Auslegung des Vaterunser Gelegenheit, das Vertrauen auf Gottes väterliche Fürsorge zur Fülle geistlicher, zur Nothdurft leiblicher Güter volksthümlich auszusprechen.

Luther hat in der Auslegung des vierten Gebots auf Grund der beigegebenen Verheißung die alttestamentliche Zuversicht, daß die Erfüllung der göttlichen Gebote irdisch belohnt werde, stark betont: „Da hast du nun die Frucht und das Lohn, daß, wer es hält, soll gute Tage, Glück und Wohlfahrt haben. Denn langes Leben haben, heißt die Schrift nicht allein wohl betagt werden, sondern alles haben, so zu langem Leben gehört, als Gesundheit, Weib und Kind, Nahrung, Friede, gut Regiment ꝛc. ohne welches dieses Leben nicht fröhlich genossen werden, noch auf die Länge bestehn kann." Die Erfahrung will dem nicht entsprechen: viele sind früh gestorben und werden nach trübem Dasein sterben, die Vater und Mutter geehrt haben; viele leben wohl unter allen jenen Gaben des Glücks, die sich an ihren Ältern versündigten. Es ist nicht mehr an jener Erwartung, als an unserm schauerlichen Kinderglauben, daß dem, der Vater oder Mutter geschlagen habe, die Hand zum Grabe herauswachse. Auch hat wohl mancher die Kinder des Gerechten Noth leiden und ihr Brot suchen sehn vor den Thüren. Luther beruft sich auch auf die Verheißung seines Herrn: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und das Andre wird euch von selbst zufallen. „Denn wie sollt er uns am Zeitlichen mangeln und darben lassen, da er das Ewige und Unvergängliche verheißt!" Es ist eine Schlußfolge, wie wenn das mittelalterliche Papstthum schloß: Ist uns Geistliches zu richten und zu regieren übertragen, wie vielmehr Geringes, Weltliches, Königthum und Kaiserthum! Aber dem Manne, der das

Lied von der festen Burg gedichtet und erlebt hat, fällt seine eigne Erfahrung ein und schon hat er bei Auslegung der dritten Bitte geschrieben: „Darum müssen wir uns gewißlich deß versehn und erwägen, so wir Christen sein wollen, daß wir den Teufel samt seinen Engeln und die Welt zu Feinden haben, die uns alles Unglück und Herzeleid anthun. Denn wo Gottes Wort gepredigt, angenommen und geglaubt wird und Frucht schaffet, da soll das liebe heilige Kreuz auch nicht außen bleiben. Und denke nur niemand, daß er Friede haben werde, sondern hinansetzen müsse, was er auf Erden hat, Gut, Ehre, Haus und Hof, Weib und Kind, Leib und Leben."

Solche Widersprüche liegen in einem Geiste neben einander, wenn durch ein heiliges Buch eine vergangene Weltanschauung festgehalten werden soll, während schon ein anderer Glaube mächtig geworden ist, und dieser, auch in seiner supernaturalen Gestalt, erhebt den Mann Gottes über alle Sorge und Angst. Da schreibt er in den letzten Tagen seines Erdenlebens aus Eisleben an die besorgte Hausfrau: „Laß mich in Frieden mit deiner Sorge! Ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hängt an einer Jungfrauen Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden."

Die Augsburgische Confession hat in ihrer Wiederholung des Nicänischen Bekenntnisses zum Schöpfer den Titel eines Erhalters gesetzt. In der Apologie ist unter den Äußerungen des fleischlichen Sinnes der Zweifel angeführt, ob Gott wahrhaft für uns sorge und nicht vielmehr durch Zufall der Mensch geboren werde und vorübergehe. „Wer zweifelt nicht oft, ob er von Gott erhört werde! Wer ist nicht oft darüber unwillig, daß die Gottlosen glücklich sind und die Frommen unterdrückt!" Die Helvetische Confession bekennt sich zur göttlichen Weltregierung im Größten und im Kleinsten, wodurch doch menschliche That und Sorge nicht ausgeschlossen werde. Auch die Concordienformel, so wenig sie sonst auf menschliche Freiheit gibt, will sie doch der göttlichen Vorsehung gegenüber sichern durch die Unterscheidung: Gott weiß auch das Böse voraus, aber er bestimmt es nicht voraus, so daß es geschehn müßte.

§. 106. Alter und neuer protestantischer Glaube.

Die deutschen Reformatoren, anfangs alle, haben die menschliche Freiheit geleugnet nicht wegen der göttlichen Vorsehung, sondern

wegen der Erbsünde und Erlösung, aber auch Luther und Melanchthon beriefen sich gegen die Freiheit auf die Allwirksamkeit Gottes, doch war's nur bei Zwingli seine pantheistische Neigung, die nicht Raum ließ zu einem freien Fürsichsein des Menschen. Die reformirte Glaubenslehre hat immer die unbedingte Abhängigkeit des Menschen von Gott stark betont, und doch soweit sie nicht unbedingt von Calvin abhängig war, die Unterscheidung eines zweifachen Gesichtspunkts im göttlichen Willen benutzt, um die sittliche Freiheit als nur in ihrer eignen Weise von Gott abhängig zu denken.

Die altlutherischen Dogmatiker unterschieden in der göttlichen Vorsehung das Vorhersehn, die Willensbestimmung und das Eingreifen in die Welt; im letztern wiederum drei Acte: Erhaltung, Mitwirkung und Regierung, als erwiesen aus Schrift und Vernunft. Die Vorsehung zwar auch für das Kleinste, doch nach einem größern Interesse, welches Gott an denen nehme, in denen sich der Weltzweck wahrhaft erfülle, als allgemeine, specielle und speciellste Vorsehung, diese für die Gläubigen.

Besonders ausgebildet ward eine Lehre vom Ziel des menschlichen Lebens, wiefern der Todestag eines jeden unabänderlich feststehe? Gegenüber der christlichen wie der altgermanischen Todesfreudigkeit, der das Leben nicht der Güter höchstes ist, hat das alttestamentliche Gefühl, dem der Tod als ein großes Übel, ein langes oder gar verlängertes Leben als eine besondre Gnade erschien, auf die Antwort eingewirkt. Man unterschied als vorausgehend ein absolutes Lebensziel nach der Organisation der Menschheit, ein relatives nach der natürlichen Lebenskraft des Individuum, und als nachfolgend die Veränderung desselben durch äußre Umstände oder durch übernatürliche göttliche Einwirkung, ein zur Strafe verkürztes wie der Untergang der Rotte Korah,[a]) oder aus Gnaden verlängertes wie das Leben des Königs Hiskias.[b])

Die Erhaltung als fortwährende Schöpferthat Gottes wird aus dem Lichte der Schrift und der Natur erwiesen, besonders aus der Unveränderlichkeit Gottes, doch mit dem Zusatze, der den Beweis sofort wieder aufhebt, „so lang es ihm gefällt." Die Mitwirkung als eine

a) 4 Mos. 6, 31—33. Ps. 55, 24. b) S. 70.

alles durchdringende Theilnahme Gottes an allen Thätigkeiten der Creatur, auch zur bösen That, doch nur im allgemeinen; die Verkehrung in's Böse gehört dem Eigenwillen des Geschöpfes. Die Weltregierung als die stetige Einwirkung Gottes zur Erreichung des Weltzweckes besteht in der Leitung aller, der Zulassung, oder Zielsetzung und Verhinderung böser Handlungen, so daß auch von dieser Dogmatik die sittliche Freiheit anerkannt und an die Stelle des stoischen ein christliches Fatum gesetzt wird, eine göttlich geordnete, die menschliche Freiheit in sich begreifende Kette von Ursachen und Wirkungen.

In der ersten gemächlichen Hälfte des 18. Jahrh. als man noch Zeit hatte und spielte, erfreute man sich an einer Beweisführung für die göttliche Vorsehung aus einzelnen Naturgebilden, um in der stolzen Künstlichkeit enger Schranken die Sicherheit des zu Erweisenden recht eindringlich zu machen: Lesser schrieb eine Testaceotheologie d. i. einen Beweis aus Schildkröten und andern Schalthieren für das Walten der Vorsehung, wobei er wohl alle Austernesser auf seiner Seite hatte. Andre beschränkten ihre Beweise auf Heuschrecken, Spinnen und andres Ungeziefer als eine Insecten- und Heuschrecken-Theologie.[a]) In Folge einer englischen Stiftung ist diese Beweisart in den sogenannten Bridgewater-Büchern[b]) mit Verstand fortgeführt worden, z. B. aus den Steinkohlenlagern: vor vielen Jahrtausenden ist eine prachtvolle Vegetation versunken, um die moderne Industrie möglich zu machen; und schon entsteht das Bedenken, wenn nach etwa einem Jahrtausende die doch immer begränzte Masse dieses unterirdischen Reichthums durch die Essen gejagt sein wird, was dann?

Sobald der tröstliche Glaube an die Vorsehung auf solche Thatsachen gegründet wurde, mußte auch die entgegengesetzte Erfahrung berücksichtigt werden. Leibnitz hat seine Philosophie zur Theodicee gesteigert wie herabgelassen: das natürliche Übel als Bedingung alles Endlichen und als Reaction gegen das sittliche Übel, dieses als die Bedingung des sittlich Guten. Der Theodicee nicht bedürftig fand das Übel als trübes Geschick, als Kreuz, in frommen Kreisen noch immer den alten Heldenmuth bis zur Überschwänglichkeit, mit der eine Erweckte zu ihrem Manne sagt: „der liebe Gott muß uns gar nicht mehr lieb-

---

a) S. 348. b) Übersetzt. Stuttg. 1836 ff. 9 B.

haben, daß er uns so lange nicht gezüchtigt hat.“ Fast wie den Frauen eines russischen Stammes nachgesagt wird, daß sie an der Treue ihrer Männer zweifelten, wenn diese nicht mindestens einmal die Woche ihnen mit der Knute ihre Aufmerksamkeit bezeugten.

Einerseits trat Gott immermehr hinter seine Welt zurück, die in eigner, wennschon durch Gott gewordner Kraft ihre Wege wandele, auch die Weltregierung wurde betrachtet als die Vollstreckung eines sittlichen Weltgesetzes, gegründet in der Natur der Dinge: andrerseits für eine pantheistische Anschauung wurde die Weltregierung zur göttlichen Selbstentwicklung. Dem Pantheismus erschien das Übel wie das Böse nur als die vermeinte Unvollkommenheit des Einzelnwesens im Abgehn einer demselben angedichteten Vollkommenheit, oder als die nothwendige Entwicklung der göttlichen Unendlichkeit, und für die Anschauung Gottes als solches nicht vorhanden, wo nicht im Übergange zum Dualismus die Nothwendigkeit des Bösen in einen widerstrebenden, wenn auch irgendwie an Gott hängenden Weltstoff gelegt ward.

Die Untersuchungen über menschliche Freiheit versuchten meist auch Ausgleichungen mit der göttlichen Vorsehung. Wo die pantheistische Philosophie von menschlicher Freiheit sprach, war nur die Theilnahme an absoluter Freiheit gemeint und als etwas viel Herrlicheres gerühmt, als was man gewöhnlich unter Freiheit verstehe, die Schleiermacher, der so fest eingestanden hat für die Freiheit in der Kirche und im Staat, der Gottheit gegenüber nur als die höchste Lebendigkeit gelten lassen wollte.

§. 107. Schlußurtheil.

Die Erhaltung einzelner Gattungen, auch einzelner Weltkörper, schon die Erfahrung zeugt dagegen. Wie sich riesenhafte Knochen ausgestorbner Thiergeschlechter in der Erdrinde finden, so haben schon unsre Astronomen Sterne in einem Weltbrande auflodern gesehn und verschwinden. Dieser Erdplanet, wie er entstanden ist, wird einst auch zu Grunde gehn, mit allen seinen Werken, die unser Stolz unsterbliche nennt, und es kommt uns schwer an zu denken, daß Erwins Münster versinken werde und Rafaels Madonnen sterben; wenn auch gegen solche Weltgeschicke, was wir von menschlicher Weltgeschichte wissen, der Zeit nach ein kaum merkbarer Abschnitt ist. Aber das Weltall in nie

rastender Schaffenslust ruht fest in der unendlichen Liebe Gottes, sonach auch der Geist der jene Werke schuf, und die Schönheit deren Abbilder sie sind. Die Welt und alles darin ist einestheils in eigner Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit zu denken, nur dem Lebendigen gehört Gottes Liebe und nur so ist die Welt sein Ebenbild: anderntheils Gott hat sie nicht gemacht und ist hinweggegangen, sondern sie ist gegründet in Gott und lebt in ihm.

Seine Weltregierung in Bezug auf persönliche, also zu sittlicher und intellectueller Ausbildung bestimmte Wesen, kann nur eine persönliche sein: wie sie aber ihren welthistorischen Zweck mitten durch die Selbständigkeit der Einzelnwillen und durch alle Widerstrebungen gemißbrauchter Freiheit vollzieht, ist Gottes Geheimniß, das nur im großen Ganzen der Weltgeschichte als einer Gottesgeschichte und zuweilen in individuellen Geschicken sich thatsächlich spüren läßt. Der Geschichtskundige wird den waltenden Gott in der Geschichte, der Gläubige in den Fügungen selbst des engsten Lebens erkennen; doch wird beiden diese Spur auch oft genug verschwinden.

Sehn wir näher zu, so sind es überall Naturmächte oder menschliches Thun, wodurch die göttliche Vorsehung ihr Geschäft vollzieht. Zwar auch unter den kleinen Bedürfnissen des Alltaglebens kommt dem Wunsche und der Noth mitunter die Hülfe so abgebrochen, daß wir die Hand aus den Wolken zu erblicken meinen. Aber sie schwindet wieder, sobald es möglich ist der Stätte nachzuforschen, von wo die Rettung kam, es ist meist das Allergewöhnlichste, oder doch nur die Vorsehung in ihrer schönen irdischen Gestalt. Als Jung-Stilling einst im Walde umherirrend vertraute, daß der himmlische Vater ihn speisen werde, er hätte lange warten können, bis die Raben ihm Nahrung brachten: da er sich aber besann, daß er nur in seinem vormaligen Charakter eines Schneidergesellen einen Meister zu suchen brauche, fand er im nächsten Städtchen einen gedeckten Tisch, und konnte nun dankbar gedenken, daß sein Essen schon gekocht wurde, als er noch darum betete. Als ich einst in Armuth hart bedrängt war, kamst du, treues Herz, die du mit all' deiner Güte mir nicht vergeben würdest, wenn ich dich nennte, und schon roth werden wirst, daß du die Sache gedruckt lesen mußt, du kamst lachend und beriefst dich auf die göttliche Vorsehung, die dir einen Schatz für mich bescheert habe. Die Vorsehung war deine Liebe und

Treue, mit der du meine Sorge mir abgelistet und deinen Schmuck verkauft hattest um Vorsehungs zu spielen. *)

Am bestimmtesten meinen wir den Athem der Vorsehung zu spüren in dem herrschermächtigen Walten solcher Männer, die an die Spitze großer Völkerbewegungen gestellt eine neue Zeit heraufführen, mögen sie wie Boten Gottes unmittelbar seine Segnungen aussäen, oder als Geißeln Gottes durch ihre Auflehnung gegen sein Gesetz den Umschwung herbeiführen. Wer die Gelegenheit hat zum genauern Zusehn, wird auch in der Entwicklung und Führung solcher Menschen überall nur Menschliches erkennen. Aber nächst der Gunst der Verhältnisse, durch welche sie emporgetragen wurden, nächst ihrem eignen sittlichen Wollen im Guten oder Bösen, eins bleibt unerklärt, die ursprüngliche Anlage, die geniale Begabung, die den Vollmachtsbrief in sich trug, erklärt sich nicht aus der langen Reihe der Ursachen und Wirkungen, sie war nicht in ihren Ältern und Ahnen. Es hatte sich lange auf eine Reformation zugerüstet, die Zeit war reif dazu in der Verderbniß wie in den Ahnungen des Bessern, ihre Vorläufer und Propheten, wie nun einige um das hehre Standbild in Worms versammelt sind, waren verbrannt oder gehängt worden: daß grade für diese Zeit der Luther geboren wurde mit seiner tiefinnerlichen Frömmigkeit, mit seinem heroischen Muthe, auch mit seiner Leidenschaftlichkeit und seiner Macht über die Sprache, dieses nicht zu Berechnende läßt einen Blick thun in die geheimnißvolle Werkstätte der Vorsehung. Was Schiller über Kolumbus verkündete:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß:

nicht minder fest ist der Bund des ächten Genius mit der Geschichte, sie sind auf einander angelegt der einzelne hochbegabte Mensch und seine Zeit. Wie aber neben den heroischen, oft zerstörenden Menschen auch die still pflanzenden und auferbauenden wandeln, so wird wohl mit jedem Menschen etwas Ursprüngliches und Eigenthümliches geboren, nur daß man sich selten die Mühe gibt es zu erkennen; dieses ursprünglich Bestimmte und auf seinen Höhen Schöpferische weist hin auf einen Übergangspunkt von der göttlichen Vorsehung zur menschlichen Freiheit.

*) Ich habe das stehn lassen aus dem Druck von 1827. Es war meine Schwester Karoline, die nach einem Leben in solcher Lieb' und Treue mir vorangegangen das nicht mehr lesen wird.

Das Bestehn dieser Freiheit im Bereiche göttlicher Weltregierung wird anschaulich durch das Gleichniß jeder menschlichen Regierung, der monarchischen wie der republikanischen, welche je fester sie steht und je tüchtiger sie ist, desto mehr individuelle Freiheit sie erträgt, sichert und fördert.

Nur hinsichtlich des Vorhersehns, ohne das doch die göttliche Allwissenheit überrascht werden könnte durch die Kühnheit menschlicher Entschlüsse, ist durch die Anerkennung, daß es für Gott keine Zukunft gibt, die Schwierigkeit noch nicht gelöst, denn die That, welche noch in dunkler Zukunft schwankend vor uns liegt, gilt eben dadurch uns als frei, daß noch unbestimmt ist, ob und wie wir sie erwählen werden. Jede Weißagung, die nicht ein Leiden, sondern eine That betrifft, erscheint als ein Verhängniß, das wie durch einen Zauber den Willen zu dieser Entscheidung fortreißt. Die Voraussicht eines höhern Wesens scheint nur dadurch von der Weißagung verschieden, daß sie als eine unbekannte uns den Schein der Freiheit läßt, während doch der Wille gar nicht anders kann, als das ergreifen, was ein uns übersehendes, insofern voraussehendes Wesen weiß, daß ich's ergreifen werde.

Indeß wer einen Charakter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und in seiner dermaligen sittlichen Entwicklung durchschaute, würde bestimmt voraussehn, wie sich derselbe unter bestimmten vorauszusehenden Verhältnissen äußern werde, ohne daß hierdurch eine Verletzung seiner Freiheit einträte. Mich würde kränken, wenn ein Freund nicht zweifellos voraussähe, wie unter bestimmten Verhältnissen ich handeln würde, und ich würde viel darauf wagen, daß ein Freund in einem klar gegebenen Falle so und nicht anders sich entscheiden werde. Der Irrthum bleibt hier nur dadurch möglich, weil der Mensch weder das Geheimniß eines andern Charakters völlig durchdringen, noch alle die Verhältnisse übersehn kann, die auf ihn eindringen. Indem beides klar vor der göttlichen Anschauung liegt, mag die ganze Ewigkeit unsrer innern und äußern Thatenreihe, die uns selbst noch ein Geheimniß verschlossen in ihrer Knospe ruht, aufgeschlossen vor der göttlichen Vorsehung liegen.

Aber wie dem sei, da es eben die menschliche Freiheit ist, welche um sich selbst hinsichtlich ihrer Abhängigkeit zu retten, der feste Grund unsers Glaubens an die göttliche Vorsehung wird: so kann sie von

dieser nicht aufgehoben werden, denn nur wo menschliche Freiheit, da ist auch der Glaube an göttliche Vorsehung und umgekehrt. Daher in einem wohlgeordneten Gemüth der Gegensatz von Vorsehung und Freiheit insgemein gar nicht empfunden wird. Hochbejahrt schrieb Arndt:

Denk ich nun alles zurück, so kann ich nicht traurig nicht froh sein.
Gott hat es also gewollt, darum auch mußt' ich es thun.

Er der treue Ritter für seines Volkes Freiheit und Einheit hat deßhalb gewiß nicht daran gedacht, unfrei sein Leben geführt zu haben, ganz unbefangen fährt er fort:

Was ich wollte, das wußte ich nicht und weiß es auch heut kaum,
Doch ich vollbrachte mit Ernst was mir der Busen gebot.

Ein Einwand gegen diese gegenseitige Verbürgung hat sich aus der Thatsache der neuern Statistik erhoben, daß in einem bestimmten Zustande der Gesellschaft innerhalb einer bestimmten großen Menschenmenge, etwa der Bevölkerung von London, jedes Jahr, insgemein auch jeden Monat ohngefähr dieselbe Anzahl bestimmter Verbrechen begangen wird, dieselbe Anzahl von Selbstmorden geschieht, und diese Zahl nur sehr allmälig unter bestimmten Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens sich ändert. Hiernach hat es den Anschein, als wenn ein jeder, je nachdem das Loos auf ihn fällt, das Verbrechen vollziehn oder die mörderische Hand an sich legen müsse. Aber so gewiß in diesem Zahlenverhältnisse eine noch verborgne Gesetzmäßigkeit sich ankündigt, so erhellt doch aus dem Bewußtsein eines jeden dieser Unglückseligen, soweit dasselbe kundgeworden ist, daß, wennschon die Verhältnisse ihn trieben, es doch bei ihm stand und in den Schwankungen seines Gewissens erwogen wurde, es auch nicht zu thun.

Ähnlich verhält sich's mit dem bestimmten Lebensziel eines jeden. Gewiß steht es unabänderlich fest, doch nur dadurch daß alles eingerechnet ist, was ich selbst dafür oder dagegen thue. Wenn Lord Byron jung gestorben ist, weil er nicht zur Ader lassen wollte, so war sein Tod durch ihn selbst beschleunigt, aber eben deßhalb stand sein früher Todestag fest, sinnlich es auszudrücken, unter der Bedingung, daß der hohe Dichter ein eigensinniger Mensch wäre. Aber diese Lehre hat ihre interessirte Ausbildung nur erhalten auf dem Standpunkte einer Lebensansicht, für die der Tod, wenn auch nicht das Ende des Daseins, doch eines lebenskräftigen, bildungsfähigen Daseins war, darnach das Ge-

richt: uns ist er ein Geschick gleich andern Geschicken, wie es kommt leicht oder schwer, wo möglich festen Muthes zu ertragen.

Die Freiheit wird durch die Vorsehung nicht beschränkt, aber auch nicht überflüssig. Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen! soweit geholfen werden kann und soll. Sonach ist nichts von der Vorsehung zu erwarten, wo der Einzelne mit der Anstrengung all' seiner Kraft und Klugheit sich selber helfen kann. Er selbst ist das berufenste Werkzeug der Vorsehung, im Reiche Gottes sollen die freien Geschöpfe Gottes Mitwisser und Mitarbeiter werden. Die Folgen meines Thuns liegen nicht sicher in meiner Hand, wohl aber der Sinn und die Absicht desselben. Niemand hat ein Recht auf die Vorsehung zu bauen, als wer sein Recht durch den vollen, sonach auch vernünftigen Gebrauch seiner Freiheit erweist. Nur wer sich selbst vertraut, hat das rechte Gottvertraun, und wer sich selbst verläßt, ist, wenn auch nicht immer, von Gott verlassen. Ich habe mich oft an dem weisen Spruche des Tübinger Nachtwächters ergötzt:

Bewahrt das Feuer und auch das Li=echt,
Auf daß euch Gott behü=echt!

Das schöne Lied „wer nur den lieben Gott läßt walten," setzt daher eine starke Ergänzung voraus im Verstand und in der Anstrengung des Menschen, wie sie auch durchklingt in der Mahnung: „verricht das Deine nur getreu!" Aber es ist ein Sprüchwort, nur tröstlich auf dem täglichen Wege zum Wirthshaus: „was plag ich mich! Gott sorgt für mich!" das wäre ein wohlfeiles Gottvertrauen!

Auf einem Standpunkte höherer Art findet sich nicht selten unter frommen Seelen ein passives Horchen auf die Winke der Vorsehung, das für sich selbst nicht wagt etwas zu thun, zumal im Ergreifen oder Umgestalten eines Berufs, wohl aber das, wozu Andre uns rufen, geneigt ist als eine Gottesstimme anzusehn. Der gelehrte, vielgeprüfte Kanne, der das Leben erweckter Christen geschrieben hat, unter denen einige fast verrückte Christen genannt werden könnten, läßt in einem Roman seinen christlichen Idealmenschen ein holdes tugendhaftes Weib verschmähn und nicht nur das eigne, sondern auch ihr Glück zertreten, nicht wegen irgendeines Grundes, etwa wie Paulus einsam seine Heldenbahn ging, sondern offen rühmend, er habe gar keinen Grund, als daß er seinen Wünschen nicht nachgeben wolle, und ebendeßhalb muß er

auch auf einen würdigen erwünschten Wirkungskreis verzichten, bis endlich einer seiner vermeinten Obern die Annahme dieses doppelten Glücks für göttlichen Willen erklärt. In der katholischen Kirche kommt von Alters her dieses Verhältniß vor als Beicht- und Gewissensführung, und hat da bei unfreien, liebe- und leitungsbedürftigen Wesen mitunter zu einem gottgeweihten Stillleben geführt.

Ich sehe nicht ein, warum gerade das mir eine göttliche Vocation sei, was einem andern fehlbaren Menschen über mich durch den Sinn fährt; nicht auch das, was ich selbst nach besonnener Abwägung meiner Pflichten und Kräfte beschließe, dann aber selbst gegen widerstrebende Mächte durchführe.

Man ist wohl geneigt vor Entschlüssen, die über eine unberechenbare Zukunft entscheiden, auf irgendeine zufällige ermuthigende oder abmahnende Stimme zu hören. Dergleichen Himmelsstimmen haben doch wenig mehr auf sich, als wenn der gemeine Mann vor dem Hasen erschrickt, der ihm früh über den Weg läuft. Wer auf hoher, gefahrumgebener Bahn geht, dem begegnet manches Seltsame, er übersieht und überwindet so manches der Art, das eben deßhalb, weil ihm nichts Unheilvolles folgt, nicht weiter genannt wird, während, wenn er auf solche Anzeichen hörte, er sein Ziel nie erreicht hätte. Freilich Julius Cäsar wäre vielleicht nicht ermordet worden, wär' er nicht taub gewesen gegen alle Ahnungen und Abmahnungen, die auf dem Wege zum Senat sich ihm entgegenstellten; er wäre aber auch nicht Cäsar geworden, wenn er auf sie gehört hätte. Er aber als er an Afrikas Küste landend hinstürzte und seine Legionen vor der bösen Vorbedeutung erschraken, breitete heiter die Arme aus, als grüße und halte er das Land fest an seiner Brust. Allerdings gibt es ein Merken auf die Vorsehung, aber das ist kein Horchen auf Himmelszeichen, sondern die allerverständigste Beachtung der Verhältnisse, zuweilen auch in ausgezeichneten Menschen ein fast wunderbares Vorgefühl der Zukunft, weil dieselbe in ihnen schon angebrochen ist. Im Privatleben ist es die Beachtung dessen, was durch geistige Begabung, Stellung und Verbindungen einem jeden gegeben ist, nicht mehr von Gott zu verlangen und nicht mehr zu versuchen, als das hierdurch Mögliche. Im öffentlichen Leben ist es die Beachtung der Volkssitte, der öffentlichen Meinung, der Geschichte, um nicht gewaltsam abzubrechen von der geschichtlichen

Bestimmung eines Volks und gegen seine naturgemäße Entwicklung den eignen Willen einzusetzen; wie etwa der französische Nationalconvent Constitutionen machte, oder wie die Reaction in eine abgelaufne Zeit zurückdrängen will. Solches Nichtachten göttlichen Regiments, wie sein Wille ausgesprochen liegt in geschichtlichen Thatsachen, rächt sich immer von selbst im Gefühl eines vergeblichen Lebens und das Werk auch der mächtigsten Willkür schwindet vor dem Hauche der Vorsehung wie die Spur des Wanderers in der Wüste.

Die Möglichkeit des Bösen, hiernach das sittliche Übel, ist nothwendig, damit geschaffne Freiheit sei.

Gott ist eine Welt voll Mängel
Lieber als ein Reich voll willenloser Engel.

Doch wird dem eingewandt: Wenn Gott dem Menschen die Fähigkeit sich für das Böse zu entscheiden nicht vorenthalten konnte, weil er ihn als freies sittliches Wesen wollte, er konnte doch die Verwirklichung des Bösen hindern, sei's durch Fügung der Verhältnisse, daß der schwache Mensch nie über sein Vermögen versucht würde, sei's durch Versagung der Kraft zur bösen That. Trage demnach Gott nicht dieselbe Mitschuld, wie nach einem berüchtigten Gleichnisse die Mutter, welche sicher weiß, daß ihre Tochter am bestimmten Orte, zur bestimmten Stunde, durch eine bestimmte Person an Leib und Seele Schaden leiden wird, und sie dennoch hingehn läßt!

Wenn der Mensch das Böse nur wollen, aber nicht vollbringen könnte, die sittliche Verschuldung bliebe doch dieselbe, wir wären äußerlich Heilige, innerlich vielleicht ein ruchloses und dazu kraftloses Geschlecht, ohne die Reibungen und Kämpfe, in denen sich das Böse verzehrt und Charaktere erstarken; statt des Ernstes der Weltgeschichte scheinbar eine Heiligenlegende mit Lichtbildern ohne Schatten. Es gibt Übel, welche strafend und weckend die Theodicee in sich selbst tragen, erhebendes, herzstärkendes Unglück.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist,
Wenn nicht der alte stumme Fels das Schicksal ihr entgegenstünde.

Doch scheint in der Macht des Übels ein Zweifel oder eine Anklage gegen eine allwaltende Vorsehung zu liegen. Wir haben freilich Bücher und Predigten genug, die da schildern, wie weise und freundlich alles in der Natur eingerichtet sei. Aber die Natur ist nicht bloß gütig,

sie ist auch grausam. Wie elend sterben fast alle Thiere, von denen doch der heilige Bernhard sagt, daß Gott selbst ihre Seele sei. Bloß auf die Erfahrung blickend kann einem leicht der Gedanke kommen, mindestens daß ein widerstrebender Weltstoff widerwillig dem göttlichen Willen gehorche und sich zuweilen noch wild aufbäume, so daß der Boden unter uns wankt, und was des Menschen Fleiß in Jahrhunderten gebaut hat, eine Stadt, die darum nicht wie Sodom und Gomorrha gelebt habe, unter ihren Trümmern begräbt; oder eine Pest haucht ihren Giftdunst, und die natürliche Folge ist, wie einst in der römischen Kaiserzeit, eine grause Verwilderung der Überlebenden.

Was wollen alle jene schönen Beweise, wenn ein edler Geist, ein reiches Talent untergeht, aus der Verworrenheit seines zwischen Extremen umhergeworfnen Strebens im Wahnsinn oder Selbstmord endet, da doch ein einziger Freund, eine kräftige Anregung zu bestimmter tüchtiger Wirksamkeit ihn gerettet haben würde; und die Vorsehung hat keinen ihrer Boten ausgesandt! Obiges Wort von des Herzens Woge ist aus einem Jugendgedichte Hölderlins. Das ist der schwäbische Dichter mit dem Zeug ein großer deutscher Dichter zu werden, der 1843 von dreißigjähriger Krankheit genesen ist, seine Krankheit war Wahnsinn, seine Genesung der Tod.

Auch diejenigen, welche reichbegabt und in geordneten Lebensverhältnissen ein vielverehrtes Alter erreichen, wie trostlos sieht es mitunter in ihrem Innern aus! Jacobi schrieb einst an Herder: „Es ist schwer den Muth zu finden, der eine solche Ohnmacht, ein solches Gefühl des Nichtseins, ein solches Leben mit dem Tode ertragen läßt! Als vorübergehend, so lange man sich nur herabgesunken glaubt unter sich selbst, nur auf eine Zeitlang, da läßt es sich zur Noth ertragen. Wenn aber die Träume des Kranken vor den Träumen des Gesunden nicht mehr schnell verschwinden; wenn der Mensch zu zweifeln anfängt, ob in diesen mehr Wahrheit sei als in jenen; wenn er anfängt zu glauben, es sei kaum der Rede werth, was man unter sich selbst und unter andere herabsinken könne, sich so ganz und überall den Gefangnen der Erde fühlt, ein Spiel, ich möchte sagen ein Gespött der Elemente; nur geliehn alles, was er hat und haben kann, was er ist und sein wird, eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Schatten unter Schatten, ein Traum von Träumen — Lieber! ich schluchze an Deinem Halse, denn

der Unwandelbare, Ewige, Lebendige, verbirgt sich meinem Auge, und sein Bild im Wandelbaren, Endlichen, verlor ich unter meinem Leiden, meinem Forschen." So schrieb der Glücklichsten einer an einen, dem auch viel gegeben war, dessen Alter dennoch, mißverstanden, gereizt, mißmuthig, nur ein Schatten gewesen ist von der Schönheit und Hoffnung seiner Jugend.

Wenn grade die christlichen Völker der alten Culturstaaten in Kleinasien, Ägypten und Nordafrika unter dem langen Despotismus nicht allein fast alles höhere Leben verloren haben, sondern auch durch innere Versunkenheit fast unfähig erscheinen eines bessern Geschicks; und mitten in den Culturstaaten der Gegenwart durch eine bisher unabweisbare Bedingung dieser Cultur selbst fast die Mehrzahl zu Entbehrungen verurtheilt, unter denen jede Theilnahme an höherer Bildung, jedes Interesse für Allgemeines und Ideales ihnen verkümmert oder zur Erwartung eines selbstsüchtigen Umsturzes dieser Civilisation herabgesetzt ist, sonst lebenslängliches Elend ohne Hoffnung eines bessern Loses für ihre Kinder: wo ist da die Theodicee auf dem Boden der Erfahrung!

Wird man gelehrt Beweise für etwas aus der Erfahrung zu entnehmen, so muß die Erfahrung auch gehört werden mit ihren Gegenbeweisen. Und weil die eigne, wenn auch noch so engbegränzte Erfahrung die überzeugendste ist, so kommen aus jener Gewöhnung die Klagen, in die man einen armen Thoren, dem es übel erging, ausbrechen hört: nein, ich kann's nicht glauben, daß es eine Vorsehung gibt! Auch halten jene Beweise, die aus einer bequemen Erfahrung hergenommen sind, wirklich nicht Stand, wenn das Unglück hereinbricht, wenn die äußern Stützen brechen und der Glaube an ein göttliches Walten erst recht etwas werth ist uns vor Trostlosigkeit zu bewahren.

Wenn Gottes Vorsehung über uns waltet, sonach ein Weltplan besteht, kann er nicht erfüllt sein im kleinen Zeitraum und Gesichtskreise, den wir übersehn, diesem Fragmente eines Fragments. Nur aus der Gottesliebe selbst geht der rechte Glaube an die allwaltende Gottheit hervor, daß nichts geschehe, wodurch die freie Entwicklung des Geistes für den Einzelnen, nehmlich alles dessen was als Anlage ihm ursprünglich gegeben ist, und für die Menschheit auf die Dauer gefährdet werde. An die Stelle der Theodicee tritt die Zuversicht, daß trotz aller Widersprüche der Erfahrung der gute Geist siegreich seine Bahn vollenden

werde, und jeder mit ihm, der mit ihm gehen will. Erst der Gläubige erkennt die sichern Spuren der Vorsehung in der Natur wie in der Geschichte, und vertraut die Lösung der ebenso unleugbaren Widersprüche einer unbekannten Zukunft.

Daß auch das uns Kleinste ein Gegenstand göttlicher Weltregierung sei, hat nur eine Vornehmthuerei geleugnet, die das Gottes unwürdig achtete. Es gibt allerdings Verhältnisse, gegen die unser Gefühl sich sträubt, sie unter die Vorsehung zu ordnen. Daß ein Würfel so oder so falle? und doch hat von diesem Fallen manches unglückliche Menschenleben abgehangen. Die Schwierigkeit löst sich wohl in der Betrachtung, daß wichtig und unwichtig nur beschränkte Begriffe sind, die vor der göttlichen Anschauung schwinden, für Gott ist das Größte wie das Kleinste Ausdruck seiner Weltgesetze.

Die hieraus folgende Anerkennung, daß die Haare auf unserm Haupte alle gezählt sind, führt doch leicht zu abergläubischen und übermüthigen Ansprüchen. Man ist geneigt für seine Bedürfnisse einige Berücksichtigung von der Vorsehung zu erwarten, manche sorgsame Hausfrau achtet vielleicht für billig, daß zu ihrer großen Wäsche gutes Wetter sei. Auch ist wohl jedem vorgekommen, daß Verhältnisse sich anknüpften, die bedeutungsvoll erschienen, daß Herzen sich vor einander aufthaten, und man meinte, der angestimmte Accord müsse durch's ganze Leben fortklingen, und er ist doch rasch, bedeutungslos verklungen. Dadurch unterscheidet sich ein Roman, nehmlich ein guter, von der großen weiten Wirklichkeit, daß er ein in sich abgeschloßnes und von einer bestimmten Idee belebtes Bild eines Zeitalters oder eines Menschen darstellt, wie eine Waldwiese, oder ein Thal, das von hohen Gebirgen umschlossen vor uns liegt, von der allgemeinen Sonne zwar beleuchtet und vom gemeinsamen Monde, aber wie zum Privatgebrauche. Jede Beziehung, die sich anknüpft in solchem Einzelnleben, dient zur Entwicklung des Ganzen, und die scheinbar fremdartige Episode reiht sich überraschend ein als des Helden oder seiner Genossenschaft eignes bedeutendes Leben. Es kommt einem dabei fast der Wunsch, daß man sich in einen Roman einkaufen könnte wie in ein Spital, denn das stille engbegränzte Thal mit seinem eignen Monde kann dem Menschen, der an den Himmel und an die Scholle zugleich gebunden ist, sehr lieb werden, bis des Lebens Unendlichkeit sich wieder aufthut vor seinem

Blick und Herzen, und er freudig den großen Dichter über ihm walten läßt.

Da im Vorsehungsglauben alle irdische Interessen zusammentreffen, hat sich da viel spießbürgerliches Wesen eingenistet, das nicht Religion ist. Viele Menschen geben aus bloß zeitlichem Interesse etwas auf die göttliche Vorsehung, welche ihnen eine große Brand- Hagel- und Lebens-Versicherungsanstalt ist, daher seit in Gotha, Leipzig, Frankfurt und wo sonst dergleichen Anstalten, jedenfalls sichrer fundirt, zu haben sind, sie auch weniger Anlaß haben sich an die Vorsehung zu halten. Dagegen in aufrichtig pietistischen Kreisen ein Bedenken ausgesprochen wurde, ob dem Christen zieme sein Leben und sein Getraide zu versichern, seinen Kindern die Kuhpocken impfen zu lassen, und dergleichen Mißtrauensvota gegen das: wer nur den lieben Gott läßt walten.

Gegen all' den religiösen Egoismus und Fanatismus gilt das einfache Bedenken: wir sind Bürger eines großen Gemeinwesens, viel geschieht uns, selbst ohne uns als Individuen zu gelten, es trifft uns weil wir Glieder sind der Kette, an der es hineilt wie elektrische Schläge. Der Einzelne geht unter mit seinem Volke, wie er gemeinsamen Glücks theilhaft wird. Im Zeitalter der Völkerwanderung, in der Zeit Augustins hat sich nun einmal nicht so behaglich gelebt wie im Zeitalter des Augustus. Nicht als wenn irdisches Unglück etwas Gleichgültiges wäre. Es verkümmert und zerschlägt auch Geister. Selbst ein jenseitiges Leben wird schwerlich die süßen Freuden ersetzen, welche die Erde für ihre Glückskinder hat. Aber niemand hat ein Recht auf dieses Glück, es ist eine freie Gabe der Vorsehung, die dem Einen verliehn, dem Andern versagt ist.

Ebendeßhalb ist das Unglück kein Anzeichen der Schuld. Zwar im allgemeinen ein Zusammenhang von Sünde und Übel ist nicht zu verkennen, ein Volk, das an seiner sittlichen Kraft und an seinem religiösen Glauben Schiffbruch gelitten hat, darf des nahen Verfalles ziemlich sicher sein; es geschieht, mehr noch im Leben der Völker, als der Individuen, daß bestimmte Vergehungen bestimmte Schädigungen nach sich ziehn, die darnach aussehn wie Strafgerichte Gottes: allein das ist kein festes Weltgesetz, oft geht der Frevler ungestraft von dannen, noch mitten im Genusse seines Raubes, der ihm daher schwerlich schlaflose Nächte

gemacht hat. Schadenfreude, Neid und ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl ist noch immer geneigt in großem Unglück auch große Schuld zu wittern, insbesondre ein aufgeregtes religiöses Parteiwesen ist gern bereit, wenn über einen der Wortführer ihrer Gegenpartei eine schmerzensvolle Kampfunfähigkeit gekommen ist, darin ein göttliches Strafgericht zu preisen, bis etwa einem ihrer Mitte Ähnliches widerfährt; als habe Christus solchem Vorurtheil des Alterthums nicht widersprochen, die Mühseligen nicht selig gepriesen und nicht eine Religion des Kreuzes gestiftet.

Es ist ein hartes Wort, aber eine Wahrheit: in Gefahr und Noth gibt es keine Hülfe und Rettung, auf die der Fromme kraft der Vorsehung sicher vertrauen könnte. Durch die Verhältnisse, in die Geburt oder Wahl ihn gestellt hat, ist einem jeden ein Theil seines Geschicks gegeben. Wenn Krieg oder Revolution, Erdbeben oder Pest hereinbricht, wenn das Schiff auf der See in Flammen steht, hat alle Sicherheit ein Ende. Wer das leugnet, mir vorspiegelt auf Gott zu vertraun, der sicher mich retten werde aus irgendeinem Elend, der sage mir erst, warum so viel Tausende aus großer Noth nicht errettet worden sind, Bessere, Frömmere, und dennoch hülflos untergegangen! was hab' ich vor ihnen voraus?

Durch solches Hoffen, das auf nichts gegründet ist, kommt ein kläglich Schwanken in's Leben. Wehre sich jeder seiner Haut, so gut er kann, aber bilde keiner sich ein, daß sie Gott ihm unverwundbar gegeben wie dem hörnernen Siegfried, und auch der ist seinem Geschick erlegen. Solche männliche Ansicht, wie sie aus der Erfahrung und aus der Religion gleichermaßen hervorgeht, erschreckt nur den Feigen; den Muthigen spricht sie von der Sorge frei, denn er weiß, daß die Angst vergeblich und die Furcht hülflos ist. Wer nur das eine Interesse hat für sich und für andre, für Allgemeines, für Göttliches zu leben, was die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, der wird die Welt nicht scheun, nicht mit ihren Schmerzen, nicht mit ihren Wonnen, die beide ein Recht auf ihn haben. Es sind Worte heidnischen Ursprunges, aber tief christlichen Sinnes: ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd! und das über den gegeißelten König in der Dornenkrone gesprochne: ecce homo! die Menschheit verhöhnt, von ihren Idealen herabgestürzt, der furchtbarsten schmählichsten Hinrichtung entgegenwan-

kend, und doch, nicht nur der Juden König, sondern der König der Wahrheit, der höchsten Verherrlichung, der geistigen Weltherrschaft entgegengehend.

Zum rechten Vorsehungsglauben gehört vor allem Ergebung und frischer Lebensmuth, beides gegründet und eins in der Gottesliebe, ein gottergebener Muth, wie Haman ihn und sein Gegentheil beschreibt: „Wer nicht von Brosamen und Almosen, noch vom Raube zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienste der Wahrheit; der werde früh ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken, so ist er vor Hunger und Durst, vor Galgen und Rad sein Lebelang sicher.“ Wer sich aber im Dienste Gottes um diese Sicherheit wenig kümmert, hat auch eine fröhliche Weise in seiner Art. Was uns geschieht, als göttlicher Wille ist es gut. Die Kraft des Christenthums bewährt sich im gottergebnen Ertragen des Kreuzes, durch Leiden dem Gekreuzigten ähnlich, in der Gesinnung, wie sie uns anspricht aus dem Lieblingsliede, mit dem sich der lutherische Confessor-Kurfürst in der Gefangenschaft tröstete: *)

Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch —
Will um Geduld ihn bitten.

Hierdurch sind alle die Vorsichtsmaßregeln nicht ausgeschlossen, welche ein höheres Culturleben auch für zeitliche Güter aufgestellt hat, am wenigsten der Muth selbst des verwegensten Kampfes. Was ich von mir abzuhalten und zu überwinden vermag, ist mir von der Vorsehung nicht bestimmt. Auch das kühne und kluge Erfassen weltlicher Dinge kann Frömmigkeit sein, wie der treue schwäbische Dichter es meinte:

Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge böse Welt.

Das ist ein ernster Glaube, aber voll Sorglosigkeit, der Glaube eines Helden, der sich um die Gefahr nicht kümmert, und die Sorglosigkeit eines Bettelmönchs, wie sie waren in ihrer Entstehungszeit, als sie

---

*) Es ist nicht, wie die Sage geht, von ihm selbst gedichtet, sondern von dem reformirten Geistlichen Blaurer in Constanz.

sich nicht um den nächsten Tag sorgen durften. Nehmlich Verstand und Thatkraft ziemt uns, um für den nächsten Tag, das nächste Jahr und Jahrzehent fürzusorgen und zu schaffen, wenn nicht für länger hinaus, nur nicht sich sorgend und kümmernd, sondern eben so ergeben in alles was Gott uns auflegt oder nimt, als im heitern Glauben, daß allezeit vergönnt sei durch die Vorsehung frei zu sein für jeden, der frei sein will, und in freier Entwicklung fortzuschreiten.

IV. Gebet und Wunder.

§. 108. Biblische und alterthümliche Anschauung.

Durch die ganze Bibel geht ein Gespräch des Menschen mit Gott, eigentlich nur Monolog, auf die Bitte antwortet Gott thatsächlich durch Gewährung oder Versagung, die sinnliche Frömmigkeit verlangt nach einer unmittelbaren Antwort, den Patriarchen und Propheten ist sie zuweilen geworden, jenen nach sagenhafter, diesen nach poetischer Darstellung, Jesus bedurfte ihrer nicht.[a] Im A. Testament wird mehr um äußere, im N. Testament mehr um geistige Güter gebetet, doch sind dort nicht diese, hier nicht jene ausgeschlossen: Salomo betete um königliche Weisheit und Gerechtigkeit,[b] Jesus lehrt auch beten um das tägliche Brot.[c] Sein Gebet ist als Vorbild gegeben, und enthält nur die allgemein menschlichen Bitten, mit der Bemerkung, daß Gott ihrer nicht bedürfe.[d] Aus hundert Auslegungen und Umschreibungen erhellt der reiche Inhalt dieses Gebets sowie sein Zusammenhang mit rabbinischen Gebetformeln.

Zuweilen wird das Gebet augenscheinlich erhört, insbesondre gilt das Gebet und die Fürbitte des Frommen für kräftig;[e] in der Sage läßt Gott mit sich handeln um das Maß der Erhörung,[f] auch ändert er durch Gebet erweicht seinen Beschluß. Als dem König Hiskias durch Jesaias angekündigt wurde sein Haus zu bestellen, erlangt er durch thränenreiches Gebet und durch die Erinnerung an seinen frommen Wandel den schönen Aufschub;[g] und der Prophet hat sogar ärztlich

---

a) Joh. 12, 30. b) 1 Kön. 3, 9—12. c) Lk. 11, 3. d) Mt. 6, 8. e) Ps. 145, 18. Phil. 1, 19. Jak. 5, 15. f) 1 Mos. 18, 23 ff. g) S. 70.

mitgewirkt zu dieser Lebensstundung.[a]) Doch haben auch viele gebetet und das ganze Volk Gottes in dem, was sie baten, unerhört.

Im Gegensatze des Sokratischen Gebets, die Götter möchten das Gute geben, als die am besten wüßten, was gut sei, hat es den Anschein, als ob Jesus jedem Gebet in seinem Namen, in christlicher Gemeinschaft, oder mit voller Zuversicht, Erhörung verheiße,[b]) auch durch unermüdliches Beten der Vorsehung etwas abzudringen lehre;[c]) als wodurch die Vorsehung der Willkür der Betenden preisgegeben würde. Allein da er im eignen Gebete aus tiefster Herzensangst seinen Willen dem göttlichen Willen unterordnet,[d]) und als die Bedingung sicherer Gebetserhörung das Bleiben in ihm, nach der ganzen Mächtigkeit dieses Ausdrucks bei Johannes, voraussetzt:[e]) so ist ein Gebet in seinem Namen ein Gebet in seinem Geiste, da er selbst gleichsam aus uns heraus betet; nur für dessen Erhörung ist ein fester Glaube in christlicher Gemeinschaft berechtigt, und der Beharrlichkeit im Beten ist nur das wahrhaft Gute, der H. Geist verheißen.[f])

Wiefern die Erfüllung eines Gebets durch ein Hereingreifen Gottes in den Naturlauf gedacht wird, gilt sie als ein Wunder. Die üblichen Bezeichnungen desselben drücken das Mächtige, Überraschung Erregende, Bedeutungsvolle aus. Ohne ein bestimmtes Bewußtsein von unverbrüchlichen Naturgesetzen gelten als Wunder Ereignisse gegen den bekannten Naturlauf,[g]) bis zur bestimmten Annahme des Widernatürlichen: Mosis Stab schlägt Wasser aus dem Felsen,[h]) das Eisen schwimmt,[i]) zum Sonnenstillstande des Josua gesellt sich ein Rückgang des Schattens auf dem Sonnenzeiger des Ahas, bloß zum Anzeichen und Pfand einer göttlichen Verheißung,[k]) etwa gleich dem Regenbogen nach der Sintfluth. Aber auch große bedeutungsvolle Ereignisse,[l]) und die Werke der Schöpfung werden als Wunder angesehn.[m]) Philo achtete die Wunder Mosis als eine von Gott seinem Freunde verliehne Herrschaft über die Elemente, und doch diese Wunder als Kinderspiele gegen jene wahrhaft großen Wunder der Schöpfung.

---

a) Jes. 38, 21. 2 Kön. 20, 7. b) Mt. 18, 19. 21, 21 f. Joh. 16, 23 f. c) Mt. 7, 7 ff. Lk. 11, 5 ff. 18, 1 ff. d) Lk. 22, 42. e) Joh. 15, 7. f) Mt. 7, 11. Lk. 11, 13. g) Weish. 19, 6. h) 4 Mos. 16, 30. i) 2 Kön. 6, 6. k) Jes. 38, 7 f. 2 Kön. 20, 10 f. l) 2 Mos. 34, 10. Ps. 106, 21 f. m) Ps. 139, 14. Sir. 18, 5.

Jesus faßte seine Wunder mit allen andern Erweisungen seiner Herrlichkeit unter den Gesammtbegriff seiner Werke.[a]) Nach minder sichrer Überlieferung hat er den Aposteln Ähnliches verheißen,[b]) denen aber die an ihn glauben, noch größere Werke;[c]) und Wunderheilungen werden vereinzelt aus der Apostelkirche berichtet.[d]) Der Zweck dieser Wunder ist Hülfleistung oder Beglaubigung, beides insgemein verbunden. Jesus, obwohl die Wundersucht tadelnd und sich ihr entziehend,[e]) berief sich doch auf seine Wunder als nationale Erweisungen des Messias.[f]) Aber die Beglaubigung gilt nicht als unbedingt, denn auch die Jünger der Pharisäer trieben Dämonen aus,[g]) die Zauberer Ägyptens thaten dem Mose seine Wunder nach, soweit ein Sohn des Landes sie nachthun konnte,[h]) und falsche Propheten thun Wunder;[i]) auch diese werden von Gott abgeleitet, der sein Volk versuchen will,[k]) in der spätern Volksmeinung von Dämonen.[l])

Josephus hat einige alttestamentliche Wunder natürlich gedeutet: die Wachteln häufig so matt am arabischen Meerbusen ankommend, daß sie leicht zu fangen; der Tag zur Schlacht des Josua nur außerordentlich verlängert; Henoch und Elias verschwunden; die Niederlage des Sanherib durch eine Pest: aber Wunderdeutung und Wunderglaube stehn unbekümmert neben einander, das jüngere Geschlecht hat sich den vollen Glauben an die Wunder der Vorzeit bewahrt, mit vieler Geneigtheit gleichfalls Wunder zu erleben.

Ist der Wunderglaube vornehmlich dem Orientalen mundrecht, der jede Forschung nach einem ursächlichen Verlaufe gern abschließt mit seinem: Gott weiß es! Gott ist groß! so ist er doch auch dem classischen Alterthum geläufig bei der supernaturalen Weltansicht und der Unklarheit über eine allumfassende Weltordnung. In den Tempeln Äskulaps suchten Tausende von Kranken unter medicinischen, nervösen und religiösen Einwirkungen ihre Heilung. Herodot und Livius erzählen nicht weniger Wundergeschichten als die H. Schrift, meist derbere und ohne religiösen Zusammenhang. Die redende Eselin Bileams hat

---

a) Joh. 14, 10 f. 15, 24. b) Mk. 16, 7 f. c) Joh. 14, 12. d) 1 Kor. 12, 10. 2 Kor. 12, 12. Röm. 15, 19. AGesch. 9, 32. e) Mt. 12, 38 f. Joh. 4, 48. f) Mt. 11, 4 f. Joh. 10, 25. g) Mt. 12, 27. Mk. 9, 38 f. h) 2 Mos. 7 ff. i) 5 Mos. 13, 1 f. Mt. 24, 24. k) 5 Mos. 13, 3. l) Mt. 12, 24. 2 Thess. 2, 9.

so viel Anfechtung erlitten: Livius berichtet den Römern ganz ernsthaft: es ist hinreichend bekannt, daß in Campanien ein Ochs gesprochen hat. Das Wunderwesen greift noch mitten in die Aufklärung des römischen Unglaubens hinein. Tacitus erzählt von dem ersten glücklichen Nachfolger der Cäsaren: „In dieser Zeit, als Vespasianus in Alexandrien günstigen Wind erwartete, geschahn viele Anzeichen, welche dem Vespasian die Gunst des Himmels und eine gewisse Neigung der Götter verkündeten. Einer aus dem alexandrinischen Stadtvolk, bekannt durch sein Augenleiden, beschwor ihn um Heilung seiner Blindheit, auf des Gottes Serapis Mahnung, den dieses vielgläubige Volk vor allen ehrt; und er bat den Fürsten, daß er ihm Wangen und Augenlieder mit seinem Speichel berühren wolle. Ein Anderer, gelähmt an der Hand, flehte, wie derselbe Gott ihm geboten, daß der Kaiser ihn mit der Fußsohle berühre. Vespasianus verspottete und verweigerte es anfangs: als man in ihn drang, schwankte er zwischen der Furcht sich lächerlich zu machen, und zwischen der Hoffnung, wie sie aufgeregt wurde sowohl durch jene Bitten als durch seine Schmeichler; zuletzt befahl er den Ärzten zu begutachten, ob solche Blindheit und Lähmung durch Menschenkraft zu überwinden sei. Die Ärzte urtheilten in verschiedner Weise: in dem Einen sei die Sehkraft nicht verzehrt, sie werde zurückkehren, wenn ihre Hindernisse beseitigt wären; dem Andern sein die Gelenke erstarrt, sie könnten wiederhergestellt werden, wenn heilsame Kraft angewandt würde. Dies sei vielleicht der Götter Wille und zu dem göttlichen Dienste der Fürst bestimmt; endlich der Ruhm des Gelingens werde auf den Kaiser, der Spott des Mißlingens auf die Kranken fallen. Vespasianus also im Vertraun auf sein Glück, dem nichts unmöglich sei, mit heiterer Miene, von der hochgespannten Menge umgeben, vollzog das Geheißne. Sogleich war die Hand brauchbar und dem Blinden leuchtete der Tag. Beides erzählen Augenzeugen noch jetzt, wo für den Betrug kein Lohn."

Auch die Weißagung als das Wunder des Wissens der Zukunft war dem Alterthum gemeinsam, wie die Orakel der Griechen, die Sibyllen der Römer bezeugen, und die althebräische Sage dies an dem syrischen Propheten Bileam anerkennt. In der H. Schrift zur Erweisung des göttlichen Waltens und Einbegriffenseins bestimmter Ereignisse in dasselbe finden sich Weißagungen dreifacher Art: die rein

religiöse Hoffnung auf den endlichen Sieg des Gottesreichs; Verkündigung politischer Ereignisse insbesondre vom Untergange einzelner Staaten, der Prophet als begeisterter Staatsmann wie als Bußprediger; endlich Wahrsagung einzelner zufälliger Ereignisse, dies mehr nach dem Exil; [a]) doch im N. Testament unter poetischen und mythischen Formen wieder zur religiösen Bedeutung erhoben. [b])

Zur Verknüpfung des Neuen mit dem Alten werden im N. Testament Personen und Ereignisse der hebräischen Vorzeit als thatsächliche, von Gott gesetzte Weißagungen, Typen, Vorbilder im Sinne des ersten ahnungsvollen Umrisses zur künftigen Erfüllung, angesehn: Adam als Typus auf Christum, [c]) die erhöhte Schlange auf die Kreuzigung, [d]) Jonas drei Tage in des Fisches Bauche auf den Auferstandnen, [e]) und neben subtileren Beziehungen, wie der Durchgang durch's rothe Meer als Vorspiel auf die Taufe, [f]) die Söhne Abrahams von der Magd und von der Frau auf Gesetz und Evangelium, [g]) das ganze Judenthum als ein Schattenriß auf das Christenthum. [h])

§. 109. Katholische Sitte und Anschauung.

Das Gebet galt den Kirchenvätern als die Seele des christlichen Lebens, die Aufnahme in's Kirchengebet als Anerkennung der Gemeinschaft, als Ehre und Hülfleistung; das Gebet des Herrn ist seit der Zeit Tertullians die übliche Formel. Mit der Neigung, auch der einen Bitte um Irdisches einen überirdischen Inhalt zu geben, um Brot des Abendmahls, also um Christus selbst, und hierdurch diesem Gebet erst seinen eigenthümlichen christlichen Charakter, bewahrte es das ausschließliche Gebet zu Gott-Vater, bis es im Rosenkranze des Mittelalters in das Gebet zur Jungfrau eingeflochten, mit demselben oder auch für sich als Paternoster in bestimmter Wiederholungszahl zur Buße aufgelegt, in Gefahr kam eben das zu werden, wogegen es ursprünglich bestimmt war. Nur ein religiös aufgeregter Kreis meinte zuweilen der Gottheit die Erfüllung seiner Wünsche im Namen Jesu abdringen zu können.

An Wundergaben in der Kirche hat man immer geglaubt und sie unter die Merkmale der wahren Kirche gezählt; die Kirchenlehrer der

---

a) Dan. 11—12. AGesch. 11, 28. b) Offenb. 18. c) Röm. 5, 12 f. d) Joh. 3, 14. e) Mt. 12, 39. f) 1 Kor. 10, 1 f. g) Gal. 4, 22—25. (h Kol. 2, 16 f. Hebr. 7. 8.

ersten Jahrhunderte reden noch von vielen Wunderheilungen. Nachmals kommen Wunder seltener vor und meist als Zeichen besonderer Heiligkeit, als welche sie, ausgenommen bei Märtyrern, mindestens zwei von der römischen Kirche zur Heiligsprechung gefordert und constatirt wurden. Daneben wuchs ein bestimmtes Wunderthun hie und da in der Volkssitte fest, so bei der Krönung der Könige in Rheims, daß durch ihre Berührung Kröpfe geheilt werden sollten. Auch gegen Mißbräuche des Wunderglaubens hatte die Kirche früh zu kämpfen. In der erfüllten Weißagung fand sie die höhere Beweiskraft, doch überhaupt in Wundern keine unbedingte. Die Wundergeschichten des Heidenthums wurden eingeräumt, aber aus dämonischen Einflüssen oder geheimen Naturkräften hergeleitet.

Die Weißagung, auch wo sie als wunderbar aufgenommen wurde, galt doch nicht als unbedingt. Als Bernhard von Clairvaux die Christenheit zur Eroberung des heiligen Grabes aufgerufen hatte mit der Weißagung glorreichen Siegs, und abermals die Jugend des Abendlandes vergeblich unterging: war der Heilige so weit entfernt über das Fehlschlagen seiner Verheißung Vorwürfe anzunehmen, daß vielmehr die christliche Ritterschaft eine scharfe Strafpredigt über ihre Selbstsucht, Spaltung und Lasterhaftigkeit erhielt, durch welche die Weißagung vereitelt worden sei.

Erigena hielt den sündlosen Menschen für wundermächtig, aber nur weil sein Wille eins ist mit der schöpferischen Naturkraft. Die Zurückführung aller Wunder auf geheime Naturkräfte ist von Naturkundigen ausgegangen und erst von einer heidnischen Richtung des beginnenden 16. Jahrh. in Rom gegen den Glauben wie gegen den Aberglauben der Kirche benutzt worden.

Aus der Unbestimmtheit des biblischen Wunderbegriffs ist in der alten Kirche bald die eine bald die andre Seite hervorgetreten, auch das: gegen die Naturgesetze. Augustinus hatte erkannt, daß der Wille des Schöpfers die Natur jedes Dinges sei, sonach nichts gegen die Natur geschehn könne, also das Wunder nur gegen die uns bekannte Natur. Er hatte den offnen Sinn für eine Welt voll Wunder um uns her, nur daß durch die Gewohnheit die Verwundrung gemindert sei. „Ersteht jemand von den Todten, so wundert sich alle Welt: darüber, daß täglich viele geboren werden, wundert sich niemand. Betrachteten wir's

bedächtiger, so müßten wir gestehn, es ist viel wunderbarer, daß jemand entsteht, der noch nicht war, als daß jemand wieder auflebt, der doch schon war." Aber sowohl im Interesse der Eigenthümlichkeit des Wunders als in der Anerkennung feststehender Naturgesetze hat vornehmlich Thomas Aquinas das eigentliche Wunder als eine Thatsache gegen die gesammte Naturordnung beschrieben, daher nur dem Herrn der Natur und durch ihn möglich; das relative Wunder nur gegen die uns bekannten Naturgesetze, daher möglich auch durch dämonische Mächte.

Eine kirchliche Satzung ist nur dahin von Trient erlassen worden, daß derzeit Wunder nicht ohne Genehmhaltung des Bischofs innerhalb seines Sprengels geschehn dürfen.

§. 110. Protestantische Anschauungen.

Indem Luther das Gebet nur als natürliches Herzensbedürfniß gelten lassen wollte, hat er im Katechismus, mit harter Verwerfung des Klostergebets nach der Ordensregel als eines bloßen Werkdienstes, auf die gläubige Bitte um bestimmte Güter gedrungen. Neben der Empfehlung des Gebets um alles, was zum täglichen Brot im weitesten Sinne gehört, hat er ermuntert, Gott um recht große, nehmlich um ewige Dinge zu bitten. Wie wenn der Kaiser einem Bettler heiße, sich ein groß kaiserlich Geschenk auszubitten, und der nur um eine Hofsuppen bettelte, würde ihn der Kaiser für einen Schelm halten, der mit kaiserlicher Majestät Spott treibe, „also gereicht es Gott zur Unehre, wenn wir, denen er so viel unaussprechliche Güter anbeut, uns kaum unterwinden um ein Stück Brotes zu betteln." Doch ließe sich vermuthen, der liebe Gott würde in solchem Falle nicht minder groß denken als Alexander vom Diogenes.

Weiter schrieb Luther über das rechte Gebet: „Aus dem siehst du, daß wir hie nicht um eine Parteken oder zeitlich vergänglich Gut bitten, sondern um einen ewigen überschwänglichen Schatz und um alles was Gott selbst besitzt, das viel zu groß ist, daß ein menschlich Herz solches dürfte begehren, wo er's nicht selbst geboten hätte zu bitten." Das ist mir, als ich's zuerst im großen Katechismus las, und ich habe den ziemlich spät kennen gelernt, eine besondre Freude gewesen. Ich hatte wohl zuweilen im Übermuth der Jugend in ein Frühlings Mor-

genroth hinausgerufen: „Geringes kümmert mich nicht, Herr, gib mir das Höchste was du selber hast!“ In abgespannter Stunde war mir das freilich zu hoffärtig vorgekommen: da fand ich es wieder als Ermunterung zum Gebet.

Luther in seinem Glaubensheroismus meinte zuweilen, Gott im Gebet etwas abstürmen zu können. Melanchthon, in schwerem Gewissenskummer, daß er der Doppelehe des Landgrafen nicht kräftig genug entgegengetreten war, ja sich hatte herbeiziehen lassen bei jener unchristlichen Trauung zugegen zu sein, war auf der Durchreise todkrank in Weimar liegen geblieben. Der Kurfürst ließ Luther holen. Der fand ihn die Augen gebrochen, die Schläfen eingefallen, die Sprache verhindert, dazu er kannte niemand, aß und trank nicht. „Behüte Gott! wie hat der Teufel dies Organon geschändet!“ rief Luther, kehrte sich ab und trat an's Fenster. Er selbst hat nachmals davon erzählt: „Allhie mußte mir unser Herrgott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen den Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Nach diesem nahm er Melanchthon bei der Hand: „Seid getrost Philippe, ihr werdet nicht sterben! Obgleich Gott Ursache hat zu tödten, so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er wird euch nicht verstoßen oder zugeben, daß ihr in eurer Sünde und Schwermuth vergeht. Darum gebt dem Trauergeist nicht Raum und werdet nicht euer eigner Mörder, sondern verlaßt euch auf den Herrn, der da kann tödten und lebendig machen.“ Unter solchem Zuspruche lebte Melanchthon wieder auf und war bald genesen. Er selbst hat davon gesagt: „ich wäre gestorben, wär' ich nicht durch Doctor Luthers Ankunft aus dem Tode gerissen worden;“ und der hielt dafür: „ich habe unsern Philippum und meine Käthe und Herrn Myconium vom Tod erbeten.“

Anderwärts sprach Luther doch sehr bescheiden von seinem Gebet und Ansinnen bei Gott: „Ich habe mich oftmals unterstanden unserm Herrgott gewisse Weise vorzuschreiben, deren er sich bedienen solle in Regierung seiner Kirche oder anderer Dinge. Aber er that dem, was ich gebeten, grade zuwider. Da gedachte ich einmal: nun es ist ja gleichwohl mein Rath nicht wider Gottes Ehr, sondern wird sehr nütz sein, in summa es ist ein schöner Rath und wohl bedacht. Aber Gott

hat ohne Zweifel solcher Weisheit gelacht und gesagt: Wohlan, ich weiß wohl, daß du ein verständiger und gelehrter Mann bist, aber ich habe den Gebrauch nicht gehabt, daß mich Petrus oder Doctor Martinus, oder wer es sonst sein möchte, unterrichten und regieren müsse."

Nachmals kommt der Glaube an unmittelbare Gebetserhörungen vornehmlich bei frommen Gefühlsmenschen vor. Strenge historische Kritik gehört nicht zum Charakter erbaulicher Erzählungen der Art, denen vielmehr die Versuchung nahe liegt, Gebet und Erhörung einander möglichst anschaulich nahe zu rücken. Jung-Stilling erzählt gar anmuthig, wie er sich mehr als einmal in der Noth Hülfe erbetet habe. Meist ist es ein Geldpäckchen, das in der höchsten Bedrängniß anlangt. Damals in der Nachwirkung des Spenerschen Pietismus gab es manche fromme Personen, die gern ein wenig Vorsehens spielten. Auch schrieb Göthe über den von ihm werthgehaltnen und beschützten Tischgenossen, von dessen Lebensbeschreibung er selbst den ersten und schönsten Theil in die Welt eingeführt hat, an Jacobi: „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen. Seine Erzählungen sind nicht überall ganz lauter, sondern zusammengesetzt aus Wahrheit und Dichtung."

Der Grundton des Lebens unsrer Vorfahren war noch bis um die Mitte des 18. Jahrh. das ora et labora! Gebet und Arbeit. Ob das Gebet, insbesondre die christliche Fürbitte zur Verwirklichung ihres Inhalts etwas bewirke, blieb ein Streitsatz, dessen volle Bejahung unter den Zeitgenossen zunächst fromm erregten Kreisen angehörte. Der Verstandeskälte der Aufklärung wurde das Gebet unverständlich. Indem es Kant nur in dieser Form der Bitte betrachtete, achtet er's ein kindisches Bitten und Erklären unserer Wünsche gegen ein Wesen, das keine Erklärung der Gesinnung des Wünschenden bedarf, wodurch also nichts gethan und keine der Pflichten, die uns als Gebote Gottes obliegen, ausgeübt wird; daher auch die Verlegenheit und Verwirrung, wenn jemand im lauten Beten oder auch nur dieses anzeigenden Gebährden angetroffen werde, als ob er sich dessen zu schämen habe. An die Stelle des Gebets durfte die von der Idee des Alls durchdrungene Betrachtung, die Contemplation treten.

Das neu erwachte christliche Leben hat auch den nur in die Stille

geflüchteten Trost des Gebets wieder an den Tag gebracht, ja bis zum frommen Werk und Zaubermittel.

Wenn Luther die Wunder der H. Schrift, obwohl sie noch immer, wo es noth sei, durch den Glauben vollbracht werden könnten, für kindisch achtete, Äpfel und Birnen den Kindern hingeworfen, gegen die rechten hohen Wunder, die Christus ohne Unterlaß in der Christenheit wirkt, so waren ihm diese geistlichen Wunder, nehmlich die Bekehrung des Sünders, die Bewahrung eines treuen Christenhaufens inmitten des Teufels Umstellung wie der Welt Tyrannei und Verführung, doch wahrhaft über die Natur, eine neue Art geistlicher Schöpfung und Erhaltung. Aber auch das große Naturleben wird ihm zum Wunder voll hoher sittlicher Kräftigung. Da schreibt er von der Veste Koburg an den kursächsischen Kanzler auf dem Reichstage in Augsburg, als über dessen Ausgang dort Sorge war: „Ich hab neulich zwei Wunder gesehn: das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe, die Sterne am Himmel, und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sahe doch nirgends keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und steht auch solch Gewölb noch fest. Nu sind etliche, die suchen solche Pfeiler, und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursachen, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel feste." Das andre: dicke Wolken schwebten über der Burg wie ein Meer, und fielen doch nicht herunter, „sondern grüßten uns mit saurem Angesicht und flohen davon." Daraus er „freundlicher Weise scherzend" schließt: Gott hat Hülfe und Macht, die wir nicht sehen.

Die altprotestantische Dogmatik, auf die Erbsündenlehre gegründet, bedurfte nicht des Wunderbeweises für die übernatürliche Geburt und Wahrheit des Christenthums; auch erschien derselbe bedenklich bei der fortwährenden lebendigen Wundererzeugung in der katholischen Legende gegenüber der Thatsache, daß alles natürlich hergegangen war bei Gründung der neuen Kirche, welcher katholische Theologen vorwarfen, nicht einen lahmen Hund könne sie heilen, und Luther habe nicht eine Mücke vom Tod erweckt, worauf er sich in der That nie gelegt hatte: aber bei der Sympathie des Supernaturalismus für das Übernatürliche

wurde die scholastische Unterscheidung von absoluten und relativen Wundern wieder aufgenommen, und um erstere in ihrer vollen Naturwidrigkeit festzustellen, jedes in seine beiden Glieder zerlegt: ein Wunder der Suspension und eins der Wiederherstellung des Naturgesetzes, wie daß die Sonne in ihrem Laufe aufgehalten und durch ein zweites Allmachtswunder wieder losgelassen wurde. Die Lehre von den alttestamentlichen Typen wurde dahin erläutert, daß sie außer ihrer einstmaligen historischen Wirklichkeit nach göttlicher Absicht eine Vorbedeutung der Zukunft des Gottesreichs sein und so ihren Zeitgenossen einen Vorgeschmack auf Christus geben sollten.

Dem Könige von England muthete der Volksglaube zu, durch seine Berührung Skrofeln zu heilen. Die Stuarts übten dies Geschäft in kirchlicher Feier an bestimmten Tagen, unter Karl II war einst das Gedränge des skrofulösen Gesindels so groß, daß einige davon todtgetreten wurden. Wilhelm III, der große Protestanten-König, wollte nichts von diesem Aberglauben wissen, zum großen Ärgernisse des englischen Volks, und als er sich doch einmal bewegen ließ einem um Hülfe Flehenden die Hand aufzulegen, sprach er: „Gott gebe euch beßre Gesundheit und mehr Verstand!" Man ist dennoch in England lange der Meinung geblieben, diese Person sei geheilt worden trotz des Glaubensmangels Sr. Majestät.

Der Gegensatz gegen allen Wunderglauben ist von der Philosophie seit Spinoza ausgegangen, der mit dem persönlichen Gott auch jede persönliche Einwirkung auf die Welt leugnen mußte, und fortgeführt worden theils durch die Naturforschung, die überall unabänderliche Naturgesetze nachwies, Göthe nannte das Gegentheil einen Frevel an der heiligen Natur; theils durch die Geschichtsforschung, welche die Berechtigung darthat, die Wunder der H. Schrift mit denen der Vedas, des Herodot und Livius zusammenzustellen. Voltaire definirte die Wunder im Sinne der französischen Bildung seines Jahrhunderts als Dinge die nicht geschehn sind; Rousseau sprach: ich glaube an Christus trotz seiner Wunder; Renan: wir sagen nicht, Wunder sind unmöglich, wir sagen: bis jetzt ist noch kein Wunder geschichtlich erwiesen; er meinte als Erweisung etwa die öffentliche Ankündigung eines bestimmten Wunders und seine Vollziehung vor den prüfenden Augen der französischen Akademie. Feuerbach: „Was man Wunder nennt,

ist nur das Gesetz des Herzens, wie es im Widerspruche mit dem Weltgesetze durch die Einbildungskraft als vermeinte äußere That sich Wirklichkeit gibt."

Der vulgäre Rationalismus beseitigte die Wunder der H. Schrift durch ihre natürliche, der speculative Rationalismus durch ihre mythische Erklärung. In jener Weise hat vornehmlich der Heidelberger Paulus die Wundererzählungen der Evangelien als geschichtlich festgehalten, indem er natürliche Ursachen hinzudachte; in dieser Weise hat vornehmlich Strauß den Wundersinn der Erzählungen festgehalten, indem er die meisten für ein Erzeugniß unwillkürlicher Phantasie ansah. Daneben für einzelnes eine schon manchem Kirchenvater, nur meist ohne Auflösung des historischen Sinnes, nicht fremde allegorische Deutung, etwa die Erweckung des Lazarus das Sinnbild der Wirksamkeit Christi zur Erweckung der sittlich Todten, nicht Eines, sondern Unzähliger [S. 141].

Der moderne Supernaturalismus hat manche natürliche Wundererklärung als höchst unnatürlich, manche mythische als historisch unberechtigt nachgewiesen: er bedurfte des Wunders zu seinem Beweise für den übernatürlichen Ursprung des Christenthums, aber ergriffen von der Vernunftbewegung des Zeitalters nahm er insgemein vorlieb mit dem nur relativen Wunder aus unbekannten Naturkräften, oder berief sich auf eine von Gott ursprünglich geordnete und dem Wunderthäter geoffenbarte Abweichung vom Naturgesetze. Einzelnen Enthusiasten gegenüber, die wie Lavater immer nach Wundern aufschauten, erschien es als protestantisch, die Wunder als etwas der Vergangenheit Verfallnes anzusehn, das nur der Zurüstung und Gründungszeit des Christenthums angehörte. Die Vermittlungstheologie ist dabei wesentlich verblieben, vornehmlich hinweisend auf die Macht des Geistes über die Natur, zumal eines sündlosen, mit Gott geeinigten Geistes, so daß die Wunderwirksamkeit Jesu nur das naturgemäße Hervorbrechen einer höhern Naturordnung sei, wie solche schon im Thier die Pflanze, im Menschen das Thier überbiete. Über den Parteien sprach Schleiermacher: „Wunder ist nur der religiöse Name für Begebenheit, jede, auch die allernatürlichste und gewöhnlichste, sobald sie sich dazu eignet, daß die religiöse Ansicht von ihr die herrschende sein kann, ist ein Wunder; mir ist alles Wunder."

Die erneute Orthodoxie wollte nur den für einen Christen achten, der an einen Gott glaube, welcher Wunder thut und Gebete erhört; dies doch nur mit scheinbarer Bestimmtheit, daher in Versuchen wissenschaftlicher Rechtfertigung vereinbar mit jenem Zugeständniß einer irrenden Perspective der Propheten,[a]) wie mit Erklärungen, um den gebotnen Sonnenstillstand auf einen scheinbar verlängerten Tag herabzusetzen,[b]) eines Paulus würdig, nicht des Heidenapostels.

§. 111. Schlußurtheil.

Das mag nicht undenkbar sein, daß Gott seinen Menschenkindern einmal die Freude der plötzlichen Erhörung eines Gebetes mache, wie ein gelehrter Kirchenvater meinte, der Herr erhöre zuweilen Gebete um zeitliche Güter, auf daß er die Schwächeren im Vertrauen stärke, und durch die Erfüllung geringerer Bitten die Sehnsucht nach erhabeneren und Gottes würdigeren Gaben belebe. Allein diese Erhörung ist nie zu verlangen, denn niemand weiß sicher, ob das erbetene Gut ihm bestimmt sei, also das Gebet dem Willen Gottes entspreche. Wie damals Luther für Melanchthon betete, er konnte nicht wissen, ob Gott den nicht abrufen wollte; wenn auch mancher unersetzlich, ist doch niemand unentbehrlich. Man hat entgegnet: „diese Gewißheit, daß Gott ein Gebet erhören wird, ist nichts anders als das völlige sich eins Wissen mit Gott." Aber im Wissen des Einzelnen ist kein Sterblicher eins mit dem Allwissenden, sondern nur durch unbedingte Ergebung in seine unerforschlichen Rathschlüsse. Auch ist die plötzliche Erhörung eines Gebets, als kraft einer bewirkenden Macht desselben, nie zu erweisen, denn wie rasch das Erbetne eintrete, wer will darthun, daß es nicht auch ohne unser Gebet geschehn wäre! etwa, wo das Gebet am dringendsten sein dürfte, um Rettung aus eigner Lebensgefahr oder um die Lebenserhaltung eines geliebten Menschen. Es ist geschehn, daß Gebet über einen Kranken durch einen gebetskräftigen Menschen beruhigend, schmerzstillend, vielleicht selbst heilend wirkte. Das ist ein natürlicher Verlauf in einzelnen besonders bedingten Fällen. Wo aber Gebetsheilanstalten sich vorübergehend aufthun, da ist die Wirkung auf

---

a) S. 70. b) S. 393.

die Menge der Hülfesuchenden durchaus unsicher, eine Aufregung des Aberglaubens und ein Herabsinken des Gebets zur Zauberei.

Wozu dann das Gebet? Wer nur durch sein Gebet Gott etwas abschmeicheln will, der laß es lieber gar sein! möchte man sagen, und doch auch in solchem Gebet kann ein Segen liegen. Ich weiß nicht aus eigner Erfahrung von der plötzlichen Erhörung eines Gebets zu reden, aber von einer größern Erfahrung, daß manche an den Allgütigen gerichtete Bitte mir nicht erfüllt worden ist, von der ich nachmals einsah, daß sie wenig klüger war als des Königs Midas Verlangen, und daß alles Wünschen und Ringen ein theuer gewordnes Verhältniß nicht festhalten konnte, sondern der Sturm des Lebens mich ergriff um verborgne Kräfte zu wecken, und was ein Unfall schien, nach Jahren eine freundliche Erinnerung wurde. Der Gläubige darf sich getrösten wie Sancho Pansa: „Gott versteht mich!" auch wenn er sich selbst, nehmlich seine wahre Wohlfahrt nicht verstünde, und darf sich trösten mit dem heiligen Augustin: „Gott wird mich nicht auslachen, denn er versteht mich!"

Gott erhört jedes Gebet, indem er es hört, gewährend, versagend, gibt er mehr als das Erbetene. Aber ebendeßhalb gewiß ist nur die Wirkung auf den Betenden selbst: Beruhigung, Mäßigung, Veredelung der Wünsche; die Stimmung welche auch die Vereitelung derselben als eine Gabe Gottes hinnimt. Diejenigen, welche sich rühmen, daß sie anhalten im Gebet, daß sie nicht müde werden Gott zu bitten, er wolle dies herbeiführen, jenes abwenden, sie hätten vor allem Ursache um den rechten Gebetssinn zu bitten. Das rechte Gebet bezweckt nichts Höheres, als die Gemeinschaft mit Gott so eng zu knüpfen, daß ich alles, was da unwiderstehlich kommt, in den eignen Willen aufnehme. Wie oft auch sein Gebet augenscheinlich einem Glücklichen erfüllt worden sei, der sichre Glaube an diese Erhörung liegt doch nur in dem Gebet, daß Gottes Reich komme, welches kommt nicht um unsers Gebetes willen, obwohl es in uns kommt und sich verbürgt durch das Gebet, sondern weil es Gottes Wille ist und der Glaube daran feststeht in unsrer Gottesliebe.

Das der Idee zunächst Entsprechende ist das unmittelbare Gebet aus dem Herzen. Doch der Ungebildete bedarf eines äußern Haltes, der Gebetsformel, mitunter auch der Gebildete, und nicht nur wenn er krank, wenn er auch geistig hülflos darniederliegt, sondern gegen eine

gewisse Trockenheit des Gemüths, die jeden zuweilen überkommt; auch ist durch die Formel das Gemeinsame bedingt.

Das Vaterunser in seiner Allgemeinheit ist eigentlich nur ein gemeinsames Gebet ohne individuelle Wünsche, recht eigentlich Kirchengebet, obwohl die, welche nur das specifisch Christliche und in orthodoxer Form gelten lassen, nicht auch das Religiöse in seiner einfachen Hoheit, nicht viel darauf geben sollten. Steht doch nichts darin von Erbsünde, Erlöser, Versöhnungstod, dreifaltigem Gott! Hengstenberg, wenn er folgerecht zu denken oder zu schreiben wagte, müßte urtheilen: ein rationalistisch Gebet! auch ein Heide kann's beten. Für den Einzelnen in stiller Kammer war es kaum bestimmt. Für manche Situation ist es wenig zutreffend. Selbst am Grabe hat die vierte Bitte für den nachdenklich Nachbetenden etwas Unnatürliches und Verstörendes. Doch unsre Urgroßältern sind wohl selten eingeschlafen ohne den Schutz dieses Gebets über sich auszubreiten. Zum Inhalte, der alle Töne des allgemein religiösen Verlangens zum großen Accorde zusammenfaßt, kommt herzerhebend noch das Gemeinsame, daß es alltäglich und gleichzeitig über millionen Lippen geht.

In der Form des Gebets hat jeder Recht nach seiner Stimmung und Gewohnheit. Wenn der Bergmann mit einem andächtigen: nun, in Gottesnamen! anfährt in den dunkeln Schacht, und ihm unten das Glück auf! entgegenhallt wie Sehnsucht nach dem schönen Sonnenlicht und höher hinauf: wenn der Soldat einen Blick zum Himmel sendet und einen andern nach dem Feindesheer: kann das ein herzlich Gebet sein. Ein anderer liegt stundenlang vor Gott, wie Luther, wie auch Mohammed, dem bei allem irdischen Treiben Gott seine Erquickung in's Gebet gesetzt hatte. Keinem ist zu verdenken, was als äußeres Zeichen und Bedürfniß aus seinem Innern hervorgeht, keinem aber auch ein andres zur Pflicht zu machen, außer dem Kinde, das erst zu einer guten Gewohnheit erzogen werden soll. Doch sind auch hier verschiedne Rücksichten berechtigt, so das Tischgebet, das doch erst im Munde der Unmündigen zum rechten Familiengebete wird: man kann dagegen grade von Seiten des religiösen Ernstes einwenden, es werde mechanisch hergesagt mit dem gierigen Blicke nach der dampfenden Schüssel; doch ist auch der Segen frommer Gewöhnung darauf gelegt.

So auch das Gebet um Kleider und Schuh. Da der Allwissende

weiß was wir bedürfen, da unser Bitten darum an dem, was uns gut ist, nichts ändern kann, selbst dieses Bitten ohngefähr bei demselben Stande frommer Gesinnung geschehn oder nicht geschehn kann: so läßt sich eine fromme Pflicht, dergleichen Wünsche der Gottheit vorzutragen, nicht darthun. Anderntheils ist es natürlich, dem, der alles geben kann, ein Wort darum zu vergönnen, so daß durch das zeitliche Bedürfniß die Andacht vermittelt und die irdische Gabe als Gabe Gottes empfangen werde. Dieses läßt sich so wenig auf eine allgemeine Pflicht bringen, daß derselbe Mensch verschieden darüber gestimmt sein kann, und nicht wohl thun würde sein Gefühl zu verletzen. Wir erinnern uns wohl einer Stimmung, da wir uns nicht getraut hätten einen Wunsch, der zwar kleinlich, doch unschuldig war, in ein Gebet einzuschließen, und einer andern Stimmung, da treuherzig, wie Kinder ihren Weihnachtszettel schreiben, der ganze Wunschzettel vorgetragen wurde.

Zumal auf religiösem Gebiete soll man jedes schuldlos Individuelle gewähren lassen. Aber eine Herabsetzung des Gebetes ist die Auflage, Gebete in bestimmter Anzahl herzusagen zur Buße als Strafe. Auch das Unfromme, das Leidbringende für andre gehört nicht in's Gebet, wie vordem an unsern Küsten um gesegnetes Strandrecht gebetet wurde. Selbst Gebettage bei dem Beginnen eines Kriegs haben ihr Bedenken; im feindlichen Reiche wird dann auch ein feierlich Beten um den Sieg gehalten. Zur Zeit des trojanischen Kriegs im Glauben an parteinehmende Götter hatte das vollen Sinn. Doch bleibt auch jetzt noch die religiöse Weihe der Opferfreudigkeit, die ein nationaler Krieg erfordert, und die englisch-amerikanische Form eines Bußtags, darin ein Volk sich bußfertig beugt vor dem Herrn der Heerschaaren, möchte dann immer noch die angemessenste Gestalt der Feier sein.

Gegen eine Wirksamkeit der Fürbitte spricht das allgemeine Bedenken: wie sollen göttliche Rathschlüsse durch menschliche Bitten und Verwendungen verändert werden! Dafür spricht: daß eine so schöne Bethätigung herzlicher und christlicher Gemeinschaft ersterben müßte an der Überzeugung ihrer Erfolglosigkeit. Jedenfalls ist die rechte Gebetsstimmung, wie um die eigne Wohlfahrt, nicht bloß Vertrauen, sondern auch Ergebung. Vielleicht soll es für das religiöse Leben gar nicht zu einer festen Antwort kommen, ob die Fürbitte erfolglos sei? Der mögliche Erfolg ist ihr schon genug, denn die Wirksamkeit bei Gott ist es

nicht, wodurch sie entsteht, sondern nur ohne deren Möglichkeit sie kaum bestehen würde. Sie entsteht als der natürliche reinste Ausdruck einer durch die Religion geweihten irdischen Neigung oder Verehrung. Man kann daraus merken, ob dir jemand ernsthaft theuer ist, wenn du sein Wohl unwillkürlich einschließest in dein stilles Gebet, und so kann die Fürbitte auch für den andern, der sie erbeten hat, wie Paulus gern that, oder der zufällig davon erfährt, von großer erhebender Wirkung sein. Luther war einmal niedergeschlagen, wie's ihn zuzeiten überkam, an einem Mondscheinabende vor's Thor gegangen bis zu einem nahen Dorfe. Da hört er, wie eine Bauerfrau auf der Hausflur ihre Kinder zum Schlafengehn beten heißt für Doctor Martin Luther und seine gute Sache. Fröhlich kehrt er um und ruft noch Melanchthon an's Fenster: „Philippe! seid guten Muths! die Kinder beten für uns, ihr Gebet nennt das Wort Gottes eine Macht!" Und gewiß, für wen und für wessen Sache die Mütter eines Volks ihre Kinder beten lehren, dessen Sache ist oder wird in der nächsten Generation eine unüberwindliche Macht.

Des Gebetes höchste Bedeutung ist, Äußerung unsrer Gemeinschaft mit Gott zu sein, auch wenn es gar nichts wirkte, noch nützte, es ist der Athemzug der Religion, nicht eine Pflicht, sondern eine Wohlthat, ein Trost, daher unwillkürlich in großer Noth oder in großer Freude, wenn nicht der Mund und die Hand, doch das Herz betet. Gebete sind Liebesworte, daher, was der königsberger Philosoph so gemißdeutet hat, die Verlegenheit, wer außerhalb der Kirche, wo das Beten für den Protestanten fast ausschließlich officielles Recht hat, im einsamen Gebet überrascht wird, wie die züchtige Braut verlegen ist, wenn sie betroffen wird im einsamen Kosen mit dem Geliebten.

An die Bitte, von der das Gebet den Namen führt, heftet sich leicht noch etwas Selbstsüchtiges, das dem Dankgebete ferner liegt. Das ist das rechte hohe Gebet, wer es aufrichtig vermag mit dem Psalmisten zu sprechen: wenn ich dich nur habe, frag ich nicht nach Himmel und Erde! [a]) oder wie dem Apostel sein eignes Herz als eine Gottesstimme zurief: laß dir gnügen an meiner Gnade! [b]) was freilich mehr

---

a) Ps. 73, 25 nach Luthers freier und doch treffender Übersetzung. b) 2 Kor. 12, 9.

war, als wenn Gott gesagt hätte: laß dir gnügen an allen Schätzen der Welt! Die reinste Blüthe des Gebets ist im Aufbrechen, wenn der Fromme ohne einen Wunsch und ohne einen Dank für irgendetwas Besondres, alles Vergänglichen, Freud und Leid um ihn her und seiner selbst vergessen, in der liebevollen Anschauung des Unendlichen ganz hingegeben ist an Gott.

Nicht unberechtigt ist, was Einzelne von Alters her gegen Überschätzung der Wunder vorgebracht haben. Die Gesetze des Weltalls sind viel größere Zeugnisse göttlicher Macht und Weisheit: daß die Sterne durch das geheimnißvolle Band der Anziehung unverrückt ihre Bahnen rollen, daß aus der erstarrten Erde ein Frühling aufersteht, will viel mehr sagen als alle biblische Wunder. Wenn Jesus sprach: „der Glaube kann Berge versetzen," nehmen dies auch die Glaubenslustigsten für einen bildlichen Ausdruck, weil's in der Wirklichkeit doch gar zu wunderbar wäre: die Natur hat's gethan, hat in der Urzeit Granitberge und Basaltkegel emporgehoben, und kann's noch immer, vor kaum hundert Jahren ist neben den Ätna ein Berg aufgeworfen worden fast so hoch wie der Brocken. Durch die geschichtlichen Wirkungen des Christenthums werden noch immer millionen Seelen gerettet für das ewige und für ein würdiges irdisches Leben: wieviel mehr ist das werth, als alle die neutestamentlichen Wunderthaten, durch die einige tausend Blinde, Taube und Lahme einst geheilt sein mögen. Die Beherrschung der Natur durch die Entdeckungen menschlicher Wissenschaft ist viel wirksamer als alles, was je von Wundern der Vorzeit erzählt worden ist. Etwa zwei Sturmbeschwörungen, von denen die Evangelien berichten: wie ganz anders hat die Entdeckung des Compasses und die Bemächtigung des Dampfes in die Weltgeschichte eingegriffen! Selbst wer zur Zeit Jesu nur eine beßre Leichenordnung durchgesetzt hätte statt des dummen jüdischen Übereilens der Bestattung, sobald eins die Augen geschlossen hat, würde weit mehr Todte in's Leben zurückgerufen und vor dem entsetzlichen Erwachen im Grabe bewahrt haben, als die paar Todtenerweckungen im A. und N. Testament.

Dennoch hat der Wunderglaube tiefe Wurzeln. Vorerst das Interesse für die Sicherheit der H. Schrift. Wenn der vierte Evangelist einen Hochzeitspas oder eine Allegorie als Wunder zu Kana erzählte, wenn das Wunder der Auferstehung ein Mythus wäre oder eine visio-

näre Einbildung der Apostel, dann ist die Zuverlässigkeit der H. Schrift tief erschüttert.

Sodann der Wunsch eines sinnlichen Erweises für die Wirksamkeit Gottes in persönlicher Antheilnahme am menschlichen Geschick. Unser Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist immer nur auf die Religion selbst gegründet und fordert eine Erhebung des Geistes, die einen oft schwer genug ankommt. Alles Sinnliche ist dagegen, alles bloß Verständige nicht dafür. Wenn ein einziges Wunder in rechter Unleugbarkeit geschähe, dann hätten wir einen sinnlichen Beweis. Als in der ersten französischen Revolution ein Priester vor seiner bisherigen Gemeinde den Beweis führte, daß kein Gott sei, und seine Declamation schloß: „du bist nicht, und wenn du dennoch wärst, so erweise dein Dasein und sende einen Blitz auf mich herab!" wenn da ein Blitz des Frevlers Haupt getroffen und eine Stimme vom Himmel gerufen hätte: „ich bin der ich bin!" auch die Ungläubigen würden an Gott geglaubt haben. Wenn ein wirklich angefaulter Leichnam vor unsern Augen lebendig würde, es wäre ein sinnlicher Beweis für die Unsterblichkeit. „Ist Lazarus wirklich vom Tod erweckt worden, — sprach Spinoza — so werfe ich meine Philosophie in den Winkel."

Sodann in einem Leide oder in einer Noth, wo nach dem strengen Naturlaufe oder nach den geschichtlichen Verhältnissen eine Hülfe nicht gedenkbar ist, kommt einem das Gefühl: nur ein Wunder kann dich retten! und mit dem Gefühl die Neigung es auch für möglich zu halten.

Endlich überfällt einen zuzeiten gradezu die Lust, daß die langweilige Alltäglichkeit des Lebens einmal unterbrochen würde durch irgendetwas Unerwartetes, Unerhörtes, Ungeheures. Diese Lust an der Poesie des Wunders wird den Wunderglauben in seiner volksthümlich biblischen Unbestimmtheit immer aufrecht erhalten, und zwar um so mehr, je naturwüchsiger und poetischer ein Volk, je weniger reflectirend und forschend es ist.

Alle diese Geneigtheit erklärt doch nur, daß dieser Glaube trotz aller Gegenrede noch besteht und widerlegt leicht wieder entsteht. Vor dem denkenden Geiste mußte das Wunderland einer kindlichen Weltanschauung, in das die Gotteshand aus den Wolken nach Belieben hereingreift, versinken: an seine Stelle tritt das Verständniß einer sinnvoll allseitig in einander greifenden Weltordnung, die keiner Nachbesserung des Meisters

bedarf, diese ewige That göttlicher Weisheit und Allmacht. Daher wir genöthigt sind, den einen Begriff des Wunders, den scholastischen, aufzugeben, die Thatsache wider die Natur, nehmlich wider die Weltgesetze, denn in ihrer Unabänderlichkeit entsprechen sie dem göttlichen Willen, der nicht heut ein anderes will als er gestern gewollt hat; auch ist die Welt keine Maschine, die man vor- und rückwärts drehen könnte, sondern Gott selbst lebt in ihr, und in ihm sind keine Einfälle, sondern ewige Rathschlüsse.

Drei andre Begriffe stehn gleichberechtigt neben einander, wir mögen sie unterscheiden als den religions-philosophischen, den religiösen und den volksthümlichen Wunderbegriff; ihre Ineinanderwirrung hat manche nicht jedermann unliebsame Unklarheit in die Bekenntniß- und Streitreden über diese Sache gebracht.

Alles Leben erkennen wir in dieser zweifachen Wirksamkeit, entweder als Naturkraft, welche aus jeder Ursache eine bestimmte in ihr enthaltne Wirkung mit innerer Nothwendigkeit hervorgehn läßt, oder als That der Freiheit, welche, je nachdem sie wahrhaft frei ist, Leben schaffend eine neue Reihe von Ursachen und Wirkungen anhebt. Nur die Freiheit ist schöpferisch, die Natur gestaltet bloß Vorhandnes, ist sonach in ihrem ersten Grunde selbst von der Freiheit abzuleiten als ihre That. Wir erkennen die Freiheit verschieden von der Natur als individuellen Geist, verschieden von beiden als Gott. Die Wirkung des individuellen Geistes auf die Natur ist die vernünftige und sittliche That, die Wirkung der Gottheit auf die Welt ist das Wunder. In jedem Wunder liegt etwas Unerklärliches, weil der Grund, aus dem es geworden ist, nicht aus einem tiefern Grunde als seine Ursache nachgewiesen werden kann: aber dieses Unerklärliche ist der gemeinsame Charakter aller Thaten der Freiheit, daher am Anfange der Dinge das ursprüngliche Wunder steht, die Schöpfung selbst.

Die frei entlaßne Menschheit, und wo sonst derartige Wesen leben, könnte durch die Macht des Bösen gänzlich überwältigt und verkehrt werden, wenn nicht die göttliche Vorsehung Macht übte dem zu wehren. Man sagt, diese Macht liegt in der Natur des Guten, wie es in der Natur des Bösen liegt sich unter einander aufzureiben. Allein wie dies, ohne Gott gedacht, eine sehr zweifelhafte Sache ist, so würden jedenfalls viele Generationen geistig zu Grunde gehn unter der unleugbar zeit-

weiligen Übermacht des Bösen. Die Regierung einer durch menschliche Freiheit bewegten Welt ist daher nur denkbar durch die Einwirkung göttlicher Freiheit.

Sodann der Mensch bei all' seiner Macht steht doch ein zartes Wesen, vom Weibe geboren, gegenüber einer ungeheuern, verstandlosen, nach mechanischen Gesetzen wirkenden Naturkraft, die unbarmherzig alles niedertritt, was unter ihren Fuß kommt. Bestünde nicht ein Herr, d. h. eine sittliche Macht über der Natur, so wäre nicht nur der Einzelne, auch die größten Ereignisse der Weltgeschichte wären ihrer blinden Nothwendigkeit anheimgegeben. Das Schifflein, das im Sturme den Herrn und die Apostel trug, konnte von der ersten besten Welle verschlungen werden. Seine Rede: ihr Kleinmüthigen! wo ist nun euer Glaube? und all' der Heldenglaube, der sich von unsichtbaren Mächten geschützt weiß, bis seine Bestimmung erfüllt ist, wäre ein eitler Wahn. Die Gottheit aber, wenn sie innerhalb der Natur nur als Natur wirken könnte, wäre beschränkter als der Mensch, der zwar in engen Schranken und an die Naturgesetze gebunden, doch mit den Mitteln seines Geistes die Naturkräfte seinen Zwecken dienstbar machen kann. Sonach von Seiten Gottes wie von Seiten des Menschen sahn wir uns genöthigt ein Eingreifen der göttlichen Vorsehung in den Weltlauf anzuerkennen, und dieses, weil es nicht vom Menschengeiste und nicht von der Natur ausgeht, ist das Wunder in diesem bestimmten Sinne der Religionsphilosophie. Der Glaube an die göttliche Vorsehung ist hiernach eins mit dem Glauben an das Wunder. Aber dieses, obwohl nicht a u s der Natur hervorgehend, geschieht doch n a ch Naturgesetzen, denn kein Wunder kann der Art sein, daß dadurch die Gesetzmäßigkeit, der Zusammenhang und die vollkommne Zweckmäßigkeit des Weltalls aufgehoben würde.

Jede Einwirkung Gottes, indem sie eintritt in die Natur, wird zur Natur. So, nur in beschränktem Gebiet, entwirft der Baumeister den Plan eines Tempels. Die Natur, in diesem engern Sinne als verschieden vom Geist, mit all' ihrer Mächtigkeit vermag das nicht, und hat nie Ähnliches unternommen. Aber um seine Idee auszuführen, muß der Architekt die Last der Steine, die Gesetze der Wölbung berechnen, und so gebunden an die alten ewigen Gesetze stellt er das freie Werk seines Geistes in die Wirklichkeit. Ebenso wirkt Gott n a ch den Naturgesetzen,

nur daß sie nicht ihm fremde Gesetze sind, sondern der Ausdruck seines eignen Willens und Wesens. Aber ebendeßhalb, so gewiß wir von Vorsehungs-Wundern umgeben sind, ist etwas Einzelnes als eine That der Vorsehung nicht auszuscheiden, denn was nach Naturgesetzen erfolgt, kann auch aus Naturgesetzen hervorgehn. Höchstens wiefern die Vorsehung sich bisher unbekannter Naturgesetze bedient, oder wiefern ein Ereigniß so recht augenscheinlich dem Gottesreiche dient, werden wir darin die Wunderhand ahnen.

Dies führt zum zweiten Begriff, es ist das Wunder der religiösen Anschauung, welche ein an sich natürliches, wohl vielfach vermitteltes Ereigniß auf seinen letzten Grund beziehend als That der Gottheit betrachtet, also in der Anschauung des religiösen Supernaturalismus. In diesem Sinne hat sich Luther auf der Veste Coburg der Anschauung eines Wunders getröstet. In diesem Sinne konnte der himmelskundige Littrow sein Buch, das diesen Himmel für so viele verständlich gemacht hat, nennen: die Wunder des Himmels. Insgemein ist es das Ungewöhnliche, Furchtbare oder Wohlthätige, das auf unser Gefühl diesen Eindruck des Wunderbaren macht. Aus einem sinkenden oder brennenden Schiffe gerettet mag einer wohl am Strande auf seine Knie fallen „wie durch ein Wunder gerettet!“ Wer aufgewachsen wäre, wie die Legende von Abraham erzählt, in den Tiefen der Erde, und sähe zum erstenmal die Sonne in stiller Majestät aufgehn, würde darin die Nähe Gottes wie ein Wunder fühlen, und noch fühlen wir sie ja in guter Stunde. Indem aber die Reihenfolge der Frühlinge und der geistigen Segnungen an uns vorüber geht, verschwindet allmälig der Schöpfer hinter seiner Schöpfung, und erst dann, wenn wir seine Hand gleichsam herauslangen sehn aus dem Geisterreiche in die Erscheinungswelt, wenn Natur und Geschichte, wie abbrechend vom gemeinen Dienste des Herkommens dem Gottesreiche treu und gewärtig erscheinen, fühlen wir den im Sturme oder im sanften Wehen vorüberziehenden Gott. In diesem Sinne ist uns Christus selbst in seinem Leben, Sterben und Auferstehn das große Wunder, vor dem wir uns in dankbarer Bewunderung beugen, und die altprotestantische Dogmatik rühmt es als ein Wunder, daß ein armer Mönch das Papstthum so tief erschüttert habe, wie vordem kein König und Kaiser gethan. In diesem Sinne ist das Wunder auch das Symbol der Freiheit, darin der Geist seine Un-

abhängigkeit von der Naturnothwendigkeit empfindet, und hier gilt das geflügelte Wort: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Der intellectuel beschränkte, doch fromme Sinn hält diese Anschauung gern naiv und trotzig fest: der Gebildete ist nicht veranlaßt die natürlichen Mittelursachen zu verkennen. Auch auf diesem Standpunkte gehört das Wunder zur Religion: aber als übernatürlich nur zu einer kindlichen, ungebildeten Religion, für höhere Bildung ist es nur eine fromme Gefühlsanschauung.

Endlich der dritte, der volksthümliche Begriff des Wunders: das Seltsame, Außerordentliche, Unerklärliche, wofür der Glaube eine übernatürliche Ursache fordert; vielleicht nur der Glaube eines in seiner Naturkunde noch sehr beschränkten Zeitalters. Da so viele Fragen noch der Antwort harren und wir das wenigstens wissen, daß noch vieles verborgen liegt in den Tiefen der Natur und des Geistes, so wär's Hochmuth und der Sinn, der alles gewöhnlich und gemein haben will, das Wunder in diesem Sinne zu leugnen. Aber man darf selbst mit Virchow hinzufügen: was man Wunder nennt, ist nichts als eine plötzliche Offenbarung des Gesetzes.

Diesem dreifachen Begriffe des Wunders gegenüber, wo irgendetwas als solches überliefert ist, sei's auch gegen die Naturgesetze, ist die Wissenschaft berechtigt, nach der Sicherheit der Überlieferung, und wo diese hergestellt ist, nach dem zu Grunde liegenden Gesetze zu forschen; so auch bei den Wundern der H. Schrift.

Die m y t h i s c h e Erklärung ist nicht überall unberechtigt. Noahs Arche mit sämmtlichen Landthieren, der Sonnenstillstand des Josua, die Himmelfahrt des Elias, der Stern der Weisen, die Auferstandenen vor der Auferstehung des Einen, dürften sich wohl als sagenhafte Überlieferungen ergeben. An die Salzsäule der Frau Loth, an den Durchzug durch's rothe Meer, an die Mannaspendung, mag sich Sagenhaftes angesetzt haben.

Auch die n a t ü r l i c h e Erklärung hat ihr beschränktes Recht, etwa als Macht des Geistes über die Natur, zumal eines reinen, religiös begeisterten Willens über die erkrankte menschliche Natur. K a n t, der nüchterne Philosoph, versichert, daß er sich durch den bloßen Willen den Schnupfen vertrieben habe; und daß sich der zuweilen vor einer großen geistig leiblichen Aufregung zurückzieht, ist eine ziemlich gemeine

Erfahrung. Die Heilungswunder Jesu, die allein eine zusammenhängende, geschichtlich wohlverbürgte Entwicklungsreihe bilden, und einige Todtenerweckungen unter ihnen bezeichnen nach der Weise jüdischer Todtenbestattung nicht einmal ihren Höhenpunkt, finden hierdurch eine annähernde Erklärung, zumal auch diese Wirksamkeit insgemein den Glauben, nehmlich die offne Hingebung an dieselbe voraussetzte, wenigstens durch das Abgehn dieser Bedingung sich gehemmt sah, worin zugleich eine Rechtfertigung lag für jedes etwaige Mißlingen, auf das nach der Weise volksthümlicher und religiös interessirter Überlieferung nur verschwindende Spuren hindeuten, [a]) ebenso wie auf schwere Rückfälle der Krankheit. [b]) Ähnliches, wenn auch in bescheidnem Maße ist noch oft geschehn. Die evangelische Erzählung selbst hat neue Wunder vollbracht: so sind junge Mädchen, die durch Kniegeschwulst oder auch verkürzten Schenkel hinkten, geheilt worden, indem sie die Erzählung vom Gichtbrüchigen anhörend oder lesend bei sich sagten: o geschähe das heut zu Tage, daß der Herr zu mir spräche, ich würde glauben und geheilt werden! da hat es sie plötzlich wunderbar durchzuckt, und sie waren geheilt. Zwei Geschichten der Art sind durch gute Zeugen verbürgt, die eine aus Leonberg in Schwaben wird durch Doctor Paulus selbst erzählt, der sonst lieber Wunder erklärte als glaubte. So hallen jene mächtigen Worte: stehe auf! gehe heim! durch die Jahrhunderte und nach einem Jahrtausend hat die Vorsehung noch ihren Segen daran geknüpft. Hiernach war es nichts Unerhörtes, als 1844 bei der Wallfahrt zum ungenähten Herrgottsrock in Trier, diesem Vorspiel des Deutschkatholicismus, die Nichte des Erzbischofs Droste, die gläubig dort Hülfe suchte für eine skrofulöse Kniegeschwulst, wie vom gegenwärtigen Heiland durchschauert, die Krücken fallen ließ und sich geheilt glaubte, nur daß diese Heilung des armen Kindes nicht gründlich und dauernd gewesen zu sein scheint; und ebenso wenig unerhört, daß von den Tausenden Preßhafter, die in Folge dieses Wunders bei solcher Aufregung der Volksphantasie dort Heilung suchten, nach officiellem Bericht etwa 18 geheilt weggingen.

Nach den vorliegenden Erfahrungen sind es vornehmlich Krankheiten, die mit den Nerven zusammenhängen, diesen geheimnißvollen

a) Mk. 6, 5 f. Mt. 13, 58. b) Mt. 12, 43—45.

Saiten, die vom Hauche des Geistes zuerst erzittern, welche durch die Macht des Worts und des Glaubens plötzlich geheilt worden sind. Der Fürst Alexander Hohenlohe, damals Domherr in Bamberg, der in den zwanziger Jahren durch Gebet und Handauflegung Wundercuren vollzog, sagte einmal gegen allzu gläubige Zumuthung: „einen Buckel kann ich freilich nicht wegblasen und ein frisches Bein nicht wachsen lassen!" Ich habe damals in Würzburg mit angesehn, wie der Volksglaube solch einen Wunderthäter eine zeitlang trägt: während Wagen voll Kranker offenbar ungeheilt wieder wegfuhren, und im Juliushospital ein Kranker ausgewählt und als geheilt entlassen wurde, konnte man unter den niedern Schichten der handfesten Bevölkerung nicht ohne Gefahr einen Zweifel an diesen Wundercuren laut werden lassen.

Wenn endlich der Ursprung evangelischer Wundergeschichten aus Allegorien nicht sicher zu erweisen ist, — etwa das Zerreißen des Tempelvorhangs in der Todesstunde Jesu,[a]) zur Eröffnung des Heiligthums für alle Gläubige, wie es im Hebräerbrief ausgesprochen und doch nicht als Ereigniß benutzt ist,[b]) mag dieses Ursprungs sein, — so scheinen doch einige durch Verwechslung mit Sinnsprüchen oder Gleichnissen entstanden.[c])

Anderes entzieht sich in der Art, wie es überliefert ist, jeder Erklärung, so die Volksspeisung mit 5 Gerstenbroten, die eine Mehrung des Stoffs voraussetzt, vor der jeder Naturkundige zurückschaudert, die Weinverwandlung und das Wandeln auf dem stürmischen See, das allerdings mit dem in der Versuchungsgeschichte ausgesprochenen Grundsatze schwer zu einigen scheint,[d]) denn auch ein sündloses Dasein würde nicht vom Gesetze der Schwere entbinden, und was die unleugbare Macht des ungebrochnen reinen Willens über die Natur betrifft, so erinnert Strauß mit Recht: „der Geist ist allerdings die Macht über die Natur, aber nicht der Geist, welcher Einfälle hat, fliegen oder auf dem Meere gehen will; sondern welcher still in der Natur als ihr Gesetz und Bildungstrieb wirkt, und im Menschen als Verstand und Wille durch geduldige Arbeit sich zum Herrn der Natur macht."

Man mag in Zeiten, die dem Wunder abgeneigt sind, jene gastfreundlichen Wunder dem natürlichen Denken nahe bringen, indem

a) Mt. 27, 51. Mk. 15, 38. Lk. 23, 45. b) Hebr. 6, 19. 10, 19 f. c) Vrgl. S. 156. d) Mt. 4, 6 f.

man sagt mit dem heiligen Augustin: was der Gottessohn in den Wassergefäßen hervorbrachte, bringt Gott jeden Sommer in unsern Weinbergen hervor, und was beim großen Gastmahle, spendet er in jeder Ärndte. Das Wandeln auf dem See findet seine natürliche Erklärung in der Erzählung vom Stehen des Auferstandnen am See, im Griechischen beides mit derselben Wortform bezeichnet.*) Aber man wird sich nicht einbilden dort das Wunder beseitigt, hier den Sinn des Autors getroffen zu haben. Wir stehn da vor einem ungelösten Räthsel zauberähnlicher Erscheinungen, und haben nur zu wehren, daß der Wunderthäter nicht wegen derselben über menschliches Geschick hinaus, noch unter dessen sittliche Würde herabgesetzt werde.

Es ist aber auch möglich, daß ein Ereigniß uns nur deßhalb ein unerklärliches Wunder bleibt, weil es von befangenen, wunderlustigen Zeitgenossen als ein solches angesehn und überliefert ist, ohne Berücksichtigung der Umstände, die uns seinen naturgemäßen Verlauf erkennen lassen würden. Was dem einen Zeitalter ein Wunder war, kann dem andern zur gewöhnlichen Erscheinung werden, und unsre Zeit ist nicht arm an Erfindungen, die dem Mittelalter als Wunder, ja noch dem vorigen Jahrhundert als Geschichten Münchhausens gegolten haben würden. Wer damals erzählt hätte, das Tageslicht könne gezwungen werden mit seiner unsichtbaren Hand ein menschliches Gesicht auf's treuste abzubilden; eine schriftliche Nachricht aus Amerika eile in wenig Minuten zu uns herüber, und die Eröffnungsrede des Präsidenten, gegen 12 Uhr beendet, sei der Zeit vorauseilend schon halb 12 Uhr an der südlichen Gränze der Vereinigten Staaten bekannt gewesen: man würde das unmöglich genannt haben. Wenn im Mittelalter tausend Menschen dahingefahren wären wie der Wind, nur ein feuriger Schlund voran: man würde nicht gezweifelt haben, daß der Satan mit ihnen dahinfahre, wie noch unlängst das Landvolk in Süditalien dieser Meinung war.

Das Wunder des Wissens und der Zeit, die Weißagung ist nicht undenkbar. Da die Zeit keine Schranke für Gott und keine unbedingte Schranke für den denkenden Geist ist, auch eine Kunde des Zukünftigen als Naturereigniß der Ahnung und des magnetischen Hell-

*) Mt. 14, 25. Joh. 6, 19.—21, 1.

sehens, wie als genialer Fernblick in mancherlei Thatsachen hervorgetreten ist, wäre eine Unmöglichkeitserklärung, die nicht künftiger Erfahrung und Forschung Raum ließe, sogar unvorsichtig. Die Gelehrsamkeit versteht nur was da ist, das Genie und der Glaube was da kommen soll. Man hat dem entgegnet, daß durch Vorherverkündigung eines bestimmten Geschicks, sogar einer bestimmten That der Mensch unabwendbar diesem Verhängniß entgegengetrieben werde, wie dies in der griechischen Mythe und Tragödie geschieht.

Doch was bloß das äußere Geschick angeht, wär's auch kraft des sogenannten zweiten Gesichts, wie diese trübe Gabe in Schottland vorzukommen scheint, den nahen Todestag selbst noch einem blühenden Jüngling am Gesichte anzusehn, so trifft das so wenig seine Freiheit als eine ähnliche Prognose des kundigen Arztes sie verletzen würde; oder wär's der Fürsten und Völker Untergang, so berührt auch das nicht nothwendig ein Gebiet der sittlichen Freiheit; und wär's selbst die Weißagung blutiger That, so kann auch sie, nicht als solche gewollt, vollbracht werden, und grade auf den Höhen der antiken Tragödie, während der äußerliche Mensch in seinem Geschick untergeht, bewährt sich seine sittliche Freiheit im erhabenen Kampf und Dulden gegenüber „dem hohen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Aber das Voraussagen bestimmter zufälliger Ereignisse hat an sich keine religiöse Bedeutung, darin treffen Propheten und Zigeuner zusammen: die ächte religiöse Weißagung ist lebendiger Glaube an die Vorsehung, fromme Anschauung der Zukunft, Vertrauen auf den Sieg des Gottesreichs; so ist der Ausspruch des Johannes von des Menschen künftiger Herrlichkeit weit mehr Weißagung im religiösen Sinne[a]) als die Verkündigung einer Hungersnoth durch den Propheten Agabus.[b])

In bereits erfüllter Weißagung erkennt die fromme Anschauung das göttliche Walten und die Einheit des Weltplans, wennschon im Einzelnen manche Erfüllung absichtlich herbeigeführt, oder wie bei den Typen nur nationale Erinnerung und geschichtliche Entwicklung ist. Sie entstehn nach diesem Gesetz alles Werdens, daß eine Idee sich an-

a) 1 Joh. 3, 2. b) AGesch. 11, 28.

fangs unvollkommen darstellt, nur als Andeutung und Keim. Dazu werfen große Ereignisse ihre Schatten vor sich her. Wie Melchisedek und Moses, auch Prometheus, auch Sokrates kann betrachtet werden als ein Typus auf den Sohn der Maria. Als nationale Erinnerungen verbinden sie das Gegenwärtige mit dem einst Gewesenen. Jedes historische Volk hat in seiner Vorzeit solche Volkshelden und Volksheiligen. Auch das nachmalige Überbieten durch die höhere Entwicklung ist nicht unerhört. Waldus, Wiklif, Hus und Savonarola sind nicht nur Propheten, sondern auch Typen auf Luther.

Das rechte Gefühl bei Betrachtung der biblischen Wunder ist das dabei zuweilen erwähnte Volksgefühl der Gegenwart Gottes um ihn zu preisen, daß er so große Thaten dem Menschen verliehn hat. Mag das Vertraun sich daran stärken, daß Gott mit seiner Hülfe nicht an den gemeinen Lauf der Natur gebunden sei, so ist doch auch an die Bescheidenheit zu erinnern, daß niemand ein Recht habe zu seinem Besten ein Wunder im volksthümlich biblischen Sinne zu erwarten, das zu seiner Rettung selbst Christus nicht verlangte. Er hat gesagt, daß er Legionen Engel zu seiner Hülfe rufen könnte: er hat sie aber nicht gerufen, hat es also nicht für recht gehalten. Wunder dieser Art sind auch den Gläubigsten, wenn nicht Allzuhoffärtigen und Phantastischen, doch mehr etwas Historisches, Vergangenes; wer darauf hoffen wollte, wäre schlimmer dran, als wer seine Hoffnung auf's große Loos gestellt hat.

Hiernach kann auf die neuorthodoxe Forderung eines Gottes, der Wunder thut und Gebete erhört, mit Ja oder mit Nein geantwortet werden, obwohl das sonst keine gute Theologie ist, aber je nachdem man's versteht, das Wunder und die Erhörung. In diesen Kreisen, soweit etwas Bestimmtes und Entscheidendes darunter gedacht wird, meint man den Glauben an einen Gott, der sich durch das Gebet im Namen Jesu etwas abdringen läßt, was er sonst nicht gethan haben würde, und der mit seinen Wundern die Weltgesetze umkehrt. Eine orientalische Überlieferung hat unserm Herrn das Wort in den Mund gelegt: Ich habe Blinde sehend und Aussätzige rein gemacht, aber die Unvernünftigen zu heilen war ich nicht im Stande.

Die Bedeutung dieser Lehre für die Gegenwart kann zunächst nur eine prüfende und abwehrende sein, wenn die Leichtgläubigkeit des Volks

durch vermeinte Wunderheilungen, als die gewöhnliche Form des Übernatürlichen, für stets vorhandene Noth gemißbraucht wird. Jedoch weil hülfreiche Kräfte noch immer aus dem geheimnißvollen Schoße der Natur aufsteigen können, ist das Urtheil stets frei zu halten für die unbefangene Untersuchung, so daß, wie Göthe ermahnte, unsre Naturkunde immer elastisch sei, um neu erkannte Naturgesetze in sich aufzunehmen. In diesem Sinne ist das Wunder nur ein Phänomen, dessen Grund, zwar geoffenbart, aber noch nicht erkannt ist, und es bleibt sehr zu wünschen, daß, wo unter religiös Aufgeregten solche Erscheinungen hervortreten, nicht gleich Beguinen und Betbrüder sich jubilirend und Augen verdrehend herumsetzen, sondern klare Augen, für den bestimmten Fall weder gläubig noch ungläubig, der Sache auf den Grund sehen. Gewiß es gibt mehr unter und über dem Monde, als die Philosophen nicht nur geträumt, sondern auch von Alters her gedacht haben, und behaglich ist für die unendliche Gedankenlust des Menschen, daß, wohin er seine Blicke wendet, er nirgends die Welt mit Bretern verschlagen findet; über ihm eine Milchstraße und Sternennebel, und unter ihm liegt's noch in purpurner Finsterniß da.

V. Engel und Dämonen.

§. 112. Hebraismus.

Fast durch's ganze A. Testament gehn Engel als Boten der Vorsehung, zur Vollstreckung ihrer Beschlüsse, insbesondre zum Schutze der Frommen, ein gottgeliebtes, ihm verwandtes Geschlecht, Söhne Gottes, Vorbilder menschlicher Güte und Weisheit. Als Heer des Himmels erscheinen sie mit den Sternen wie himmlische Geschwister, [a]) im dichterischen Bilde auch personificirte Naturkräfte, wiefern Gott Sturmwolken und Blitze zu seinen Boten macht, [b]) sind sie doch gedacht als persönliche Wesen im Rathe und Heer Jehovahs. [c]) In der ältesten Sage wird der Engel Gottes mit Jehovah selbst verwechselt wiefern er erscheint. [d]) Aber nicht Überreste einer verschwindenden Götterdynastie sind die Engel, so daß sich Jehovah allmälig über diese seine Pairs erhoben hätte, in welchem Falle ihre Züge allmälig erbleichen würden, während sie doch erst im Volksglauben nach dem Exil einigermaßen indi-

a) Hiob 38, 7. Jes. 40, 26. b) Ps. 104, 4. 148, 8. c) 1 Mos. 28, 12. 32, 1 f. Hiob. 1, 6. d) 1 Mos. 31, 11—13. 2 Mos. 3, 2—7. Richt. 6, 11 ff.

viduelle Namen und Gestalt erhalten. Ihrer Schöpfung wird nicht, oder nur in höchster Allgemeinheit gedacht; [a]) nach einer dichterischen Vorstellung haben sie der Gründung des Erdkreises jubelnd zugeschaut. [b]) Nach der ältesten Sage setzen sie sich als Gastfreunde zum Mahl der Sterblichen. [c]) Auch sahn die Söhne Gottes nach den Töchtern der Menschen, daß sie schön waren, und nahmen zu Weibern welche sie wollten. Noch ist nicht ein Sündenfall in dieser Liebeslust der Engel gemeint, aus ihren Umarmungen stammen die Heroen, die Männer des Ruhmes der Vorzeit; [d]) es ist aus fremder Mythe herübergekommen: die Blutsfreundschaft des Göttlichen und Menschlichen unter dem Bilde der Geschlechtsmischung.

Einmal erscheint ein Fürst des Himmelsheers. [e]) Ein Unterschied solcher, die allezeit vor dem Angesichte Jehovahs stehn, wie die sechsfach geflügelten lobsingenden Seraphim, die Edlen, [f]) von solchen, die zur Besorgung weltlicher Dinge ausgesandt werden, ist nur leicht angedeutet. [g]) Durch die Strenge der alleinigen Verehrung Jehovahs ist Engelanbetung ausgeschlossen, doch bei der Verwechslung Jehovahs mit seinem Engel und bei den Höflichkeitsbezeugungen des Orient ohne genaue Gränzbestimmung. [h])

Die Cherubim sind nicht als Engel gedacht, sondern wie Sphinx und Greif als Wächter heiliger Stätten, [i]) Träger des Donnerwagens Jehovahs, [k]) und so im Gesichte des Propheten als Hieroglyphen der Naturkraft menschliche Gestalten nach den vier Seiten hin mit dem Haupt eines Menschen, eines Löwen, Stieres und Adlers; [l]) insbesondre heilige, ursprünglich in Holz geschnitzte Bildwerke, [m]) mit den vier Häuptern auch als Karyatiden im Tempel gebraucht.

Bei dem vorherrschenden Gefühl der unbedingten Machtvollkommenheit Jehovahs lag der Gedanke an einen wenn auch nur vorübergehenden Gegensatz dem hebräischen Volksglauben nicht nahe, und die Schöpfungssage mit dem Refrain jedes Tagewerks: siehe es war gut! scheint dem ausdrücklich entgegengesetzt. Denn eine Bekanntschaft mit dämonischen Vorstellungen ergibt sich aus den mosaischen Zauberver-

a) 1 Mos. 2, 1. b) Hiob 38, 7. c) 1 Mos. 18, 2 ff. d) 1 Mos. 6, 1—4. e) Jos. 5, 13 f. f) Jes. 6, 1—3. g) Ps. 103, 20. h) Jos. 6, 14. Richt. 13, 19 f. i) 1 Mos. 3, 24. k) Ps. 18, 11. [2 Sam. 22, 11.] l) Ezech. 1. 10. m) 2 Mos. 25, 18—22. 1 Kön. 6, 23 ff.

boten, aber nur in der Fernhaltung von der Volksreligion. Auch wendet sich Saul erst an die todtenbeschwörende Hexe von Endor, als Jehovah und seine Stimmen alle ihm schweigen.[a])

Daß zum Sühnopfer ein Bock dem Jehovah geschlachtet, der andre dem Asasel, den der spätre Volksglaube als bösen Geist kennt, in die Wüste gesandt werde,[b]) ist zwar dem hebräischen Grundgefühl fremd, dennoch als Überrest eines alten verschwindenden Cultus so denkbar wie die Verehrung der helfenden ehrnen Schlange.[c]) Der böse Geist, der Saul ängstete, ist nur eine finstre von Gott gesandte Stimmung,[d]) der verderbende Engel Jehovah selbst oder ein Engel zur Vollziehung eines Strafgerichts.[e]) Ein Lügengeist geht noch aus der himmlischen Schaar hervor, um alle Propheten Israels bethörend den König Ahab zum verderblichen Feldzuge zu verleiten.[f]) Im Gesicht eines spätern Propheten vertritt Satan, vom Zeitwort verfolgen sonst ein Widersacher vor Gericht oder im Krieg, nur das strenge Urtheil Gottes.[g]) Auch im Vorspiel des Hiob ist Satan ein versuchender, an nichts Großes glaubender Engel im Dienste und unter den Söhnen Gottes, mit dem zweifelhaften, gehässigen Charakter, den das Volk den Vollstreckern unheilbringender Maßregeln zu geben pflegt.[h]) Doch bildet diese poetische Gestalt wie die Volksansicht vom Wesen der Götzen,[i]) und die Gespensterfurcht vor fabelhaften Thieren der Wüste[k]) den Übergang zum Glauben an Dämonen.

§. 113. Judenthum.

Nach dem Exil tritt eine Engel-Hierarchie hervor mit sinnbildlichen Namen ihrer Fürsten, im Buch Daniel Gabriel der Mann Gottes, Michael der Gottähnliche, im Buch Tobi Rafael der Heilige, im ersten Buch Esra Uriel das Licht Gottes. Ihrer 7 umgeben den Thron Gottes und überbringen die Gebete der Heiligen.[l]) Schutzengel werden den 70 Nationen des Erdkreises vorgesetzt, als Jehovah die Gränzen der Völker setzte nach der Zahl der Engel Gottes.[m]) Als der Schutz-

a) 1 Sam. 28, 6. 15. b) 3 Mos. 16, 5—10. c) 4 Mos. 21, 6—9. d) 1 Sam. 16, 14. e) 2 Mos. 12, 12. 2 Sam. 24, 16. Jes. 37, 36. f) 1 Kön. 22, 19—23. g) Sach. 3. h) Hiob 1, 6—12. i) 5 Mos. 32, 17. k) Jes. 13, 21. 34, 14. l) Tob. 12, 15. m) 5 Mos. 32, 8 nach der einen Lesart der Septuaginta. Unser hebräischer Text: Gränzen der Stämme nach der Zahl der Söhne Israels.

herr des hebräischen Volks Jehovah selbst;[a]) doch nach einem Gesichte Daniels kämpfen mit einander die Obersten d. h. die Schutzengel des hebräischen, persischen und griechischen Volks.[b]) In der Makkabäischen Zeit erscheinen Engel als wackere Kampfgenossen,[c]) im Buch Tobi Rafael als Schutzengel in der Gestalt eines Wandergenossen; ihr Wesen übersinnlich,[d]) ihre Erscheinung sinnlich grotesk,[e]) ohne daß es zu einer wahrhaft anschaulichen Individualität kommt.

Das jüdische Volk zur Zeit Jesu glaubte an Schutzengel aller Art. Einzelnamen und Ordnungen der Engel gehörten zu den Ordensgeheimnissen der Essener. Daß die Sadducäer nicht an Engel glaubten,[f]) bezieht sich für diese Verehrer der mosaischen Bücher vielleicht nur auf eine fortwährende Einwirkung der Engel im Sinne des Volksglaubens. Nach einer später bezeugten rabbinischen Ansicht erschafft Gott alltäglich eine Anzahl Engel, welche, nachdem sie ihm lobgesungen, untergehn; das Bild des Menschen ohne Unsterblichkeit. Josephus beseitigte nur einige alttestamentliche Engelerscheinungen. Philo stellte seine aus dem erstgebornen Logos hervorgegangenen vernünftigen Geister, welche im Gegensatze der durch irdische Lust in Leiber herabgesunknen Seelen, — diese dargestellt in dem mythischen Sinnbilde der in Liebe zu den schönen Töchtern der Menschen gefallnen Söhne Gottes, — unkörperlich, rein und selig in den Lüften wohnend alle Verbindung mit der jenseitigen Gottheit vermitteln, gleich mit den Engeln der Schrift, wie mit den Dämonen der Griechen, diesen Wissenden oder Lebenslose Austheilenden im classischen Sinn.

Die Umgestaltung des Volksglaubens zeigt sich im Verhältnisse der spätern Chronik zum Buche Samuel: hier ist's der Zorn des Herrn, der den David zu einer Volkszählung reizt, nach der Chronik ist es Satan, der dem David eingibt das Volk zu zählen.[g]) Nach dem Buche der Weisheit ist durch des Teufels[h]) Neid der Tod in die Welt gekommen,[i]) und wie Josephus den Neid als das Motiv der Schlange kennt, ist die neue Vorstellung in die alte Sage gelegt, daß in der Schlangenhaut der Teufel stak. In andern Denkmalen des hellenischen Juden-

---

a) 5 Mos. 32, 9. b) Dan. 10, 12—20. c) 2 Makk. 3, 25. 10, 29 f. d) Tob. 12, 19. e) Dan. 10, 5 f. f) AGesch. 23, 8. g) 2 Sam. 24, 1. 1 Chron. 22, 1. h) Diabolus. i) Weish. 2, 24.

thums findet sich nichts Dämonisches. In palästinischen Apokryphen ein tiefeingedrungener Volksglaube an Dämonen als übelwollende, mächtige, doch beschränkte Wesen, wohnen an wüsten Stätten, sind Götzen der Heiden. Nach dem Buche Tobi hat sich der Dämon Asmodi buhlerisch an die Sarah wegen ihrer Schönheit gehängt und tödtet ihre Verlobten, bis Tobi nach des Engels Rath durch ein pedantisch-frommes Wesen in der Brautnacht und durch ein Rauchwerk ihn vertreibt.

Zur Zeit Jesu war der Volksglaube erfüllt mit Bildern eines dämonischen Reichs, an seiner Spitze der Satan, sein Sitz die Hölle in den Tiefen der Erde, doch seine Dämonen umherschweifend und Krankheiten aller Art, insbesondre durch Besitznahme menschlicher Körper Seelenstörungen bewirkend. Pharisäer beschäftigten sich mit ihrer Heilung durch Beschwörung der Dämonen. Josephus erzählt, wie vor Vespasian im kaiserlichen Heerlager zu Alexandrien ein Jude nach feierlicher Ankündigung mittels eines von Salomo ausgehenden Geheimmittels den Dämon aus der Nase eines Beseßnen zog.

Wenn der Engelglaube sich einheimisch entwickeln konnte, so zeigt das Hervortreten dämonischer Mächte, das nicht im Hebraismus lag, auf die persische Religion, in welcher diese Vorstellung auf's schärfste ausgebildet war: wie Ormuzd der gute Gott mit 7 Amschaspands umgeben, so Ahriman mit seiner Schaar im langen zweifelhaften Kampfe gegen ihn um die Weltherrschaft; auch ein Dämon Aschmog, der durch ein bestimmtes Rauchwerk vertrieben wird; nur der Dämonenfürst bei seiner Aufnahme in den hebräischen Volksglauben von seiner dualistischen Hoheit nothwendig herabgesetzt zu einem nicht mehr ebenbürtigen Gegner Jehovahs. Die Dämonen galten als gefallne Engel, ihre Liebesabentheuer wenigstens ein Theil dieses Falles; nur Josephus hat sich darin dem griechisch-römischen Volksglauben genähert, daß er die bösen Dämonen für Gespenster, Seelen abgeschiedner böser Menschen nahm.

§. 114. Urchristenthum.

Engel werden bildlich erwähnt für das sichtbare Walten der Vorsehung,[a]) für ihren wunderbaren Schutz,[b]) für das Siegesgefühl der

---

a) Joh. 1, 51. b) Mt. 26, 53.

Gottesliebe über die Versuchung.[a]) Jener Engel, der den Herrn auf dem Ölberge tröstete,[b]) ist, wenn auch nicht in der Vorstellung des Lukas, derselbe, den Gott jedem sendet, der in Thränen zu ihm aufsieht. Als Jesus von den Lebenden jenseit des Todes sagen wollte, daß sie entkleidet werden von den Schranken und Begierden der Sinnlichkeit, hat er das volksthümlich ausgedrückt, sie werden sein wie die Engel im Himmel.[c]) Als er die Kinder, auf denen die Zukunft und Unsterblichkeit seiner Kirche ruhte, an das Herz der Christenheit legt, Ehrfurcht gebietend vor der kindlichen Unschuld, sprach er: ihre Engel sehn allezeit das Antlitz meines himmlischen Vaters;[d]) mochten menschliche Schutzengel gemeint sein und ihr Lohn, oder die Huld, in welcher Kinder bei Gott stehn, der ja wohl, wie schon gutmüthige Menschen, ein Kinderfreund sein muß, jedenfalls in dieser Rede sind nicht die Engel die Hauptsache, sondern die Kinder. So gebraucht er die Engel im religiösen und im messianischen Sinne: Engel tragen den Leichnam des armen Lazarus in den Schoß Abrahams,[e]) und die Schaar der Engel wird kommen mit dem Menschensohn zum Weltgericht.[f]) Aber dieser Gebrauch der volksthümlichen Vorstellung schließt nicht aus, und nichts deutet darauf hin, daß Jesus nicht auch die Engel für wirkliche Himmelsbewohner gehalten habe.

Nur in heiliger Poesie und Sage finden sich bekannte Engelnamen und individuelle Züge: Gabriel der Geburtsverkündiger und Michael, der mit dem Teufel streitet um den Leichnam des Moses.[g]) Johannes hat eine Engelerscheinung bloß einem tiefaufgeregten Weibe nacherzählt,[h]) denn zwei andre Stellen gedenken nur einer Volksmeinung.[i]) In der Offenbarung vertreten Engel die Götter des antiken Epos, ihre Darstellung glänzend, ungeheuerlich, unplastisch: ein Engel mit einer Wolke bekleidet, um sein Haupt der Regenbogen, sein Antlitz glänzt wie die Sonne, seine Füße Feuersäulen, der eine auf der Erde, der andre auf dem Meer, seine Stimme wie eines Löwen.[k]) Die Engelerscheinungen bei der Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt bezeugen

---

a) Mt. 4, 11. b) Lk. 22, 43. c) Mt. 22, 30. d) Mt. 18, 10. e) Lk. 16, 22. f) Mt. 25, 31. g) Lk. 1, 19—26. Jud. 9. h) Joh. 20, 11—13. i) Joh. 12, 29 und 5, 4 wo der Engel, der den Quell im Teich Bethesda aufrührt, den ältern Handschriften fehlt. k) Offenb. 10, 1—3.

nur, daß im jüdischen Volk und in der apostolischen Kirche an sie geglaubt wurde.

Zweimal geschieht die Befreiung von Aposteln in Jerusalem durch Engel.*) Die Möglichkeit ist einzuräumen, daß in einer Stadt, in welcher Tausende ihrer Anhänger lebten, die Befreiung sehr menschlich bewirkt sei, und daß alle Theilnehmenden Grund hatten die That auf solche zu schieben, die nicht zur Verantwortung gezogen werden konnten. Auch konnte die Sage entstehn, weil die Flucht eines Apostels durch menschliche Vermittlung manchem Enthusiasten nicht als schicklich erschien, wie dies Urtheil sich in der Sage von Petrus darstellt, der in Rom befreit, durch Christus selbst mit schmerzlich strafendem Worte in den Kerker zurückgeführt wird. Aber wie die Meinung in dem Apostel selbst entstehn mochte, daß ein überirdisches Wesen ihn befreit habe, ist noch aus der zweiten Erzählung der Apostelgeschichte zu erkennen.

Jakobus war hingerichtet. Es ist die Nacht vor dem Gericht über Petrus. In der Gemeinde geschehn heiße Gebete für ihn. Wen Eisengitter und Fesseln auf immer trennen vom Leben, an dem zieht gern das Phantasiebild vorüber: wenn diese Mauern sich spalteten, und ein Engel dich wieder hinausführte in's schöne Leben! Petrus, der Reichbegünstigte, noch an den Anfängen seiner apostolischen Wirksamkeit, hat ein Recht mehr als andre zu solchem Traume, daß der Engel, der ihn frei mache, ein andrer sein werde als der Todesengel. Es mag ein seltsames Gefühl sein, wenn einer die Augen schließt zum letztenmal und weiß, daß morgen um diese Stunde der lange Schlaf sie geschlossen hat und sein Haupt getrennt liegt vom Rumpfe. Mit diesem Gefühl war Petrus eingeschlafen. Da steht vor ihm ein Unbekannter, weckt ihn und löst die Fesseln. Seine Eile ist unverkennbar, nichts von den zu erwartenden Begrüßungen etwa: der Herr sendet mich! Christus öffnet deinen Kerker! er spricht nur das praktisch Angemeßne: „steh eilig auf, gürte dich, ziehe deine Schuh an, wirf den Mantel um, folge mir!" Die Thore sind offen gehalten, sie treten hinaus in die Dunkelheit und der Befreier ist verschwunden. Da erst, als Petrus zu sich selber kommt, ruft er aus: „Nun weiß ich wahrhaftig, daß der Herr seinen Engel ausgesandt und mich aus der Hand des Herodes und aus der blutigen

*) AGesch. 5, 19—23. — 12, 5—17.

Erwartung des jüdischen Volks errettet hat!" Das ist keine sinnliche Evidenz, es ist nur eine Reflexion.

Die Engel werden als Geschöpfe und im Dienste Gottes gedacht, sittlich erhaben, Geister im alexandrinischen Sinne,[a]) wodurch doch nach antiker Anschauung nicht alles Körperliche ausgeschlossen ist; ohne Geschlechtsverbindung,[b]) wodurch zwar das Geschlecht nicht entschieden geleugnet wird, doch kennt das Alterthum nur Engel-Jünglinge; theilnehmend an unserm sittlichen Heil;[c]) unsterblich ohne den Übergang des Todes, einst wir ihnen gleich und in ihrer Gemeinde.[d]) Paulus in den kleinern Briefen erwähnt gelegentlich Rangordnungen der Engel.[e]) Jede religiöse Verehrung derselben wird abgelehnt.[f])

Satan gilt als Herrscher eines dämonischen Reichs, als Quell und Gipfel alles Bösen. Seine neu hervortretenden Bezeichnungen gehören dem hergebrachten Sprachgebrauch an: Baalzebub ein philistäischer Gott[g]) verkehrt in Beelzebul [oder Beelzebub] Herr des Kothes, Belial der Böse, der Ankläger noch von seiner alten Engelnatur her, der alte Drache[h]) als die teuflisch idealisirte Schlange, der Menschenmörder vom Anfange, weil durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen oder in Bezug auf den zweiten blutigen Sündenfall.[i]) Wie er ursprünglich in der Wahrheit stand,[k]) so sind auch seine Engel erst in Folge eines Sündenfalls aus dem Himmel verstoßen.[l])

Über ihre Wohnung und Wirksamkeit widerstrebende Vorstellungen: sie sind gebunden in der Unterwelt mit Ketten der Finsterniß,[m]) doch herrschen sie mächtig in der Welt geistig und leiblich verletzend.[n]) Satan geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht wen er verschlinge,[o]) verstellt sich aber auch in einen Engel des Lichts,[p]) doch versucht wird ein jeder von seiner eignen Begierde.[q]) Paulus hat ihn gedacht als den Gott, der Johanneische Christus als den Herrscher dieser Welt.[r]) Sein Reich, zu dem die gefallnen Engel als Dämonen im jüdischen Sinne nach verschiednen Rangordnungen gehören,[s]) unter ihnen die Heiden-

a) Hebr. 1, 14. b) Mt. 22, 30. c) Lk. 15, 10. d) Lk. 20, 36. e) Eph. 1, 21. 3, 10. Col. 1, 16. f) Offenb. 19, 10. 22, 8 f. Col. 2, 18. g) 2 Kön. 1, 2. h) Offenb. 12, 9. i) Joh. 8, 44. [vrgl. S. 303.] k) Joh. 8, 44. 1 Tim. 3, 6. l) Lk. 10, 18. Offenb. 12, 7—9. m) 2 Ptr. 2, 4. Jud. 6. n) Eph. 2, 2. 6, 12. o) 1 Ptr. 5, 8. p) 2 Kor. 11, 14 f. q) Jak. 1, 14. r) 2 Kor. 4, 4. Joh. 12, 31. s) Eph. 6, 12.

götter,[a]) die bösen Menschen als seine Söhne und Knechte,[b]) die Verdammten nach dem Weltgerichte zu gemeinsamer Qual,[c]) steht dem Reiche Christi entgegen,[d]) insofern ist Christus gekommen die Werke des Teufels zu zerstören,[e]) und wie er ihn besiegt hat, seine Versuchung wie seine Anfechtung,[f]) so kann jeder Christ mit Geisterwaffen ihn besiegen,[g]) ja wir werden seine Engel richten.[h]) In prophetischer Poesie liegen noch Epochen seines gänzlichen Verschlossenwerdens in den Abgrund, nach tausend Jahren seine vorübergehende Weltmacht, endlich seine qualvolle Ohnmacht auf ewig,[i]) und als Gefühlsanschauung in unbestimmter Ferne die einstmalige Vernichtung des dämonischen Reichs.[k])

Es mag geschehn sein, daß gegenüber dem Herandrängen des Gottesreichs damals auch der Gedanke eines dämonischen Gegenreichs lebendiger geworden ist: doch beruhn diese Vorstellungen alle auf dem palästinischen Volksglauben; das Werk Jesu würde dasselbe sein, wenn der Teufel nur ein volksthümliches Bild wäre für die Macht des Bösen, wie der ethische Sieg über dasselbe offenbar in dem Bilde ausgesprochen ist: „ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen;"[l]) anspielend auf beides, schon längst auf einander bezognes: auf den Sturz Satans aus dem Himmel durch den Sieg Michaels und auf den vom Himmel fallenden Morgenstern, ursprünglich gemeint auf den König von Babylon.[m]) Mit dem Ursprunge des Bösen, mit der Erlösung, oder sonst mit Grundgedanken des Christenthums erscheint der persönliche Satan nirgends verbunden, doch zeigt sich auch von einem Zweifel an seiner Existenz und Macht nirgends eine Spur, so daß hier wenigstens von einer bewußten Accommodation an den Volksglauben nicht die Rede sein kann.

Dämonenaustreibungen geschahn nach den Synoptikern in hergebrachter Weise, nicht so glänzend wie nachmals die vor Vespasian, doch mehr hülfreich und zahlreich, so daß sie auch durch Fremde im Namen Jesu vollzogen wurden,[n]) wie sonst im Namen Salomos. Auch bei

a) 1 Kor. 10, 20. b) Mt. 13, 39. Joh. 8, 44. 2 Kor. 11, 15. c) Mt. 25, 41. d) Mt. 12, 25—28. e) 1 Joh. 3, 8. f) Joh. 12, 31. 14, 30. g) Eph. 6, 10—17. 1 Joh. 4, 4. Jak. 4, 7. h) 1 Kor. 6, 2. i) Offenb. 20, 2 ff. k) 1 Kor. 15, 25—27. l) Lk. 10, 18. m) Jes. 14, 12. Offenb. 12, 7—9. n) Mk. 9, 38.

psychologischer Einwirkung konnte Jesus den Dämon als einen wirklich gegenwärtigen anreden und sich der Bezeichnungen bedienen, deren sich Hippokrates in seinem Werke gegen Dämonenbesitzungen bedient hat: aber bloß die Volksvorstellung, daß vor dem Messias alles Dämonische weichen müsse, erklärt nicht die plötzliche Heilung von Seelen- oder Sinnenstörungen. Johannes hat im Sinne griechischer Bildung vermieden, auch von dieser Art Wunderheilung ein Beispiel mitzutheilen.

Persönlich tritt der Teufel nur in der Versuchungsgeschichte auf.*) Die orthodoxe Neigung, ihn hier auch wahrhaft persönlich zu denken, kann auf ihrem eignen Standpunkte schwer erklären, wie er hoffen konnte eine Person der göttlichen Trinität zu verführen, und auf irgendeinem Standpunkte, wie er als ein vorzüglich kluges Wesen erwarten konnte, nachdem die erste fast unverfängliche Versuchung zurückgewiesen war, mit der zweiten sinnlosen, und mit der dritten gottlosen irgendeinen Eindruck zu machen. Wie auch soll der Teufel sich dargestellt haben? In seiner mittelalterlichen Gestalt verlor schon die erste Versuchung alles Verlockende, als ein civilisirter humaner Teufel hat er nicht alle Reiche der Welt glaubwürdig anzubieten. Wo war der Berg um sie zu zeigen? und wie konnte sich Christus von diesem Gesellen im Lande herumführen lassen, eben um versucht zu werden! So als äußerlich wirkliche Geschichte in sich zerfallend und gedankenlos, ergibt sich ihre sinnvolle Wahrheit als das Bild wirklicher innerer Erlebnisse. Wie Paulus Adam und Christus zusammengestellt hat, Urbilder der Menschheit beide, so ist die Versuchungsgeschichte ein Bild der siegreichen Menschheit als Gegenstück der Versuchung unter dem Baum der Erkenntniß. Wahre und ewige Geschichte zugleich sind es die Versuchungen des Menschenlebens überhaupt, großer Menschen insbesondre, Jesu im besondersten, also der Satan als poetische Figur zur Darstellung der versuchenden Gedanken, welche die volksthümliche Messiasvorstellung an den, der sich als den gottgesandten Messias erkannte, gebracht hat.

Lebenslust winkt dem Jüngling. Deine Kräfte, deine Talente mache sie zu Brot! gib sie der Welt und ihrem Geiste, der dich lohnen wird mit ihrem Genuß! Je großartiger die Kraft, desto heißer die Wünsche:

*) Mt. 4, 1–11. Lk. 4, 1–13.

Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem Innern selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst am End' auch ich zerscheitern.

Das ist reichbegabter Jugend Gefühl, die mit blühenden warmen Lippen das Leben gekostet hat, die Welt ist so schön, und wenig kümmern den ihre Sorgen, der in ihrem Rausche leben will einen Frühling durch, wär's auch um in's Grab zu sinken zum Herbste unter Becherklang. Auch nimt die Sinnlichkeit, wo fromme Jugenderinnerungen abmahnen, wie der Teufel im Evangelium eine fromme Miene an und ermahnt mit Gottes Wort also zu thun und sich's wohl sein zu lassen bei Gottes Gaben. Jesus mit seinem offnen Herzen für alles Menschliche hat all' diese Stimmen gehört, auch in ihrer unschuldigen Weise, wo der Mensch in friedlichen Zeiten auf sie hören darf, da sie uns zureden von häuslichem Glück, da die Natur ihre Rechte fordert und den Gottessohn einbürgern will in der stillen Heimath: er hat gedacht an dieses Glück, „die Vögel haben Nester, die Thiere Hölen," und er entschloß sich ein Fremdling durch das Land zu ziehn, der nicht hatte, wo er das Haupt hinlegte, für die Lust der Welt einzutauschen ihren Schmerz und die göttliche Kraft nur zu brauchen für göttliche Dinge.

Er hatte die erste Versuchung bestanden, die jeder bestehn muß, der genannt sein will unter den unsterblichen Wohlthätern seines Geschlechts.

Seine Bahn zieht der junge Sieger, wie das Leben seine Lust, hat der Tod seine Schrecken für ihn verloren, er steht auf den Höhen des Lebens oder träumt sich einstweilen hinauf, bis die That ihn hervorruft unter die Ersten seines Volks. Da wird er's inne, daß die Welt ihn von neuem umgarnt, er will Ehre vor der Welt, gefeiert werden ein Unsterblicher unter den Sterblichen. Darauf verzichten, unsinniger Weise vom Dache herab zu springen, will nicht viel sagen: aber auf den Ruhm der Welt verzichten, der durch ein Handeln in ihrem eitlen Sinne leicht zu gewinnen war, das ist kein leichtes Opfer; Christus hat es gebracht und starb unter den Gehängten.

Die dritte Versuchung kommt nur an königliche Menschen. Wer aber Kraft in sich fühlt, ein Volk zu beherrschen, und was mehr ist,

dieses Volk groß und glücklich zu machen, für den gibt's kein größeres Glück auf Erden als eine Krone. Eteokles spricht in der Tragödie des Euripides, Julius Cäsars Lieblingsspruch: „Muß einmal Unrecht sein, sei's um der Herrschaft willen!" und ward seines Bruder Mörder und Gemordeter um dieser Herrschaft willen. Als Jesus den messianischen Ruf in sich fühlte, war ihm die Deutung nahegelegt für ein irdisches Reich. Daß er an sie gedacht, mit ihr gerungen, ist hier im kühnen Bilde dargestellt: alle Reiche der Welt liegen vor ihm. Ein weltlicher Messias konnte große Hoffnungen fassen aus den Weißagungen, die sein Reich ausbreiteten bis an die Enden der Erde, und war der Erdkreis einem Alexander nicht groß genug, um ihn zu erobern, so konnte ein Christus daran denken ihn friedlich zu beherrschen. Da stand der Versucher neben ihm, und zeigte hier einen Thron, dort vielleicht in dunkler Ahnung schon ein Kreuz. Er hat nicht den Thron gewählt.

Es kann nicht befremden, daß Jesus da sich selbst zum Gegenstand einer Parabel machte, wo er innerlich Selbsterlebtes den Aposteln zur Warnung vorstellen wollte, die durstig nach den Freuden des Messiasreichs ähnliche Versuchungen noch zu bestehn hatten. Diese bestimmte Stellung in den Evangelien des Matthäus und Lukas hat die Versuchungs-Parabel freilich nur dadurch erhalten, daß sie, wie das Gleichniß vom barmherzigen Samariter, dessen Stätte, wo er den unter die Räuber Gefallnen aufgefunden habe, noch heutigen Tags gezeigt wird, als wirkliche Geschichte angesehn, also zum Mythus wurde, sei's, daß Jesus von diesen Gedankenkämpfen in den letzten einsamen Rüsttagen vor seinem öffentlichen Auftreten noch einmal mächtig bewegt wurde, oder daß die Versuchung nur durch ihre Angemessenheit diese Stelle an der Pforte seines messianischen Lebens erhielt, unser einziges Anzeichen davon, wie er Messias geworden ist; wobei Lukas, der die Reihenfolge der Versuchungen verstellt hat,[a]) doch durch die Schlußbemerkung,[b]) „und der Teufel wich von ihm eine zeitlang," da derselbe persönlich nicht wieder an ihn herantritt, auf den parabolischen Charakter hinzudeuten scheint, den unser Markusevangelium mit seinem Auszuge einer trocknen Thatsache gänzlich verkannt hat.[c]) Für den Christus des Logos-Evangeliums gab es keine Versuchung.

---

a) Lk. 4, 5—10. b) Lk. 4, 13. c) Mk. 1, 12 f.

§. 115. Kirchenväter.

Die griechische Mythologie hatte keine Engel, aber wie sie Naturkräfte personificirt und die ganze Natur, selbst das Meer durch Genien belebt hat, traten die Engel leicht an ihre Stelle, sie die bleichen Erben der olympischen Götter. Der jüdische und griechische Volksglaube samt der platonischen Idealwelt bildete die Grundlage für den kirchlichen Glauben an Engel.

Über ihren Ursprung erschien anfangs auch ein Ausgeflossensein aus Gott unverfänglich, doch die Unterscheidung vom Sohne Gottes und die hebräische Grundansicht entschied für ihre Schöpfung, nach einigen Vätern platonisch gleich den Ideen vor den irdischen Dingen, nach andern populär am Tage des Lichts oder der Vögel. Ihre Nahrung Manna, nach späterer Ansicht das Anschaun Gottes. Über ihre Natur galt immer beides, weder bloß geistig, noch in menschlicher Leiblichkeit, wobei bald das eine bald das andre vorwaltete; auch die kirchliche Satzung auf der zweiten Synode zu Nicäa [787], die Zulässigkeit von Bildern der unkörperlichen Engel, bezeichnet diese beiden Seiten.

Eine Rangordnung war immer vorausgesetzt, Origenes hat unter die Engelfürsten gleichsam die Ministerien der Weltherrschaft vertheilt, Gabriel für den Krieg, Michael Cultus, Rafael Medicinalwesen, aber im Angesichte der Willkür gnostischer Äonenreihen scheute man eine Bestimmung dieses Ranges, bis im 6. Jahrh. ein unbekannter Autor, der als der Areopagit Dionysius, der Freund des Paulus, angesehn wurde, 3 Classen unterschied jede mit 3 Arten, so daß die Throne, die Cherubim und die Seraphim die erste Classe bildeten, die gemeinen Engel erst die dritte Art der dritten Classe, jede Art aus der zunächst vorhergehenden hervorgegangen, was nur ohne diese Emanation kirchliche Ansicht geworden ist. Ihr Wissen beschrieb Augustin theils als eine Anschauung alles Seins im Spiegel des göttlichen Geistes, theils in Betrachtung der Welt ein Erforschen und Nachsinnen, jene dem hellen Tage, dieses der Abenddämmerung vergleichend, was später als eine matutine und eine vespertine Erkenntniß unterschieden worden ist.

Zu jeder Wiege trat ein Schutzengel, verwandt dem Dämon des Sokrates, die bildlich supernaturale Bezeichnung für den eignen Genius und für die Stimme, die zuweilen in der eignen Brust wie etwas über

uns aufklingt. Die Sterne, soweit sie nicht selbst als persönliche Wesen galten, die Elemente, ja treue Thiere und weithinschattende Bäume erhielten jedes seinen Engel, der Freud und Leid mit seinem Schützling theilt. Wiefern sie als Volksherrscher, Ethnarchen, gedacht wurden, blieb Israel, nun das christliche Israel bei Vertheilung der Welt unter die Engel, Jehovah vorbehalten, den Julian der Abtrünnige als solch einen Ethnarchen dachte. Gregor der Große beschrieb den Streit der Ethnarchen zwar gläubig nach Daniel, aber so daß der Sinn klar durchleuchtet: die Volksgeister, die Völker in ihrem weltgeschichtlichen Rechte wider einander.

Über ihre Verehrung als wohlthätige, menschenfreundliche Wesen hat die Kirche lange geschwankt. Justin, der Märtyrer, hat als die Gegenstände der Verehrung genannt den Vater der Gerechtigkeit, den Sohn der von ihm kommt, das Heer der guten Engel und den prophetischen Geist, er häufte die Gegenstände christlicher Verehrung um den Vorwurf des Atheismus abzuweisen, doch im Nachklange des Polytheismus. Aus Scheu vor demselben hat die Kirche mehrmals jeden religiösen Engeldienst gemißbilligt. Durch die steigende Verehrung der Heiligen, welche weit individueller den Abstand zwischen Gott und Menschheit ausfüllten, wurde zwar das Interesse für die Engel wesentlich gemindert, aber der Anstand forderte ihnen mindestens nicht geringere Ehre einzuräumen, daher auf der zweiten Synode zu Nicäa ihnen eine gewisse religiöse Verehrung zugestanden wurde, Anrufung und Kniebeugung als verschieden von der allein der Gottheit zukommenden Anbetung; wie eine Rangerhöhung bei der Inruhestandsetzung eines entbehrlich gewordnen Dieners.

Es war immer die Voraussetzung im Volksglauben, daß zwischen Himmel und Hölle eine nicht mehr übersteigliche Kluft bestehe, wenn auch von Verfehlungen solcher Engel geredet wurde, die dadurch nicht als ewig verloren galten. Die Alexandriner nach ihrer Freiheitlehre dachten statt der Engel, die den Thron Gottes umflattern, überhaupt freie Geister in mannichfacher selbsterworbener Individualität, einen Verdienst- keinen Geburtsadel. Dagegen durch Augustin die althergebrachte Ansicht nur zum klaren Begriffe kam: da einst ein Theil der Engel von Gott abgefallen ist, dieses aber nicht wieder geschehn wird, muß etwas dazwischen liegen; Augustin hat das nur gedacht als ein den

Treugebliebenen verliehnes sichres Wissen, daß sie nicht sündigen würden, zugleich mit der Bemerkung, dies sei die wahre Freiheit, der Sünde gar nicht dienen können.

Der griechisch-römische Volksglaube kannte auch keinen Teufel, nur zweideutige Satyrn und Larven; Pluto und die ernstschönen Erinnyen sind göttlicher Natur, im Sinne der Poesie und der bildenden Kunst war das Böse als Schatten zum Lichte unter die Himmlischen alle vertheilt und der Sinn des Volkes nicht auf die Nachtseite der Natur hingewandt: doch fand die christliche Phantasie in Ägypten den Typhon als die Zusammenfassung aller verderblichen Naturmächte, in Persien den Ahriman den Gegengott, die dualistische Neigung zeigt sich in den gnostischen Schulen, auch einzelne Kirchenväter hielten dafür, daß die Welt und die Menschheit vertheilt sei: zwischen Christus und dem Satan, dieser Christo ebenbürtig, die linke Hand Gottes, doch erst bös geworden, und die olympischen Götter selbst wurden zu Dämonen im jüdischen Sinne herabgesetzt, die nach Opferdampf und Opferblut lechzen. Tertullian bedachte sich nicht, den Dämon des Sokrates für einen Teufel zu halten; auch Lucifer, dieser Name von guter Vorbedeutung, der lichtbringende Morgenstern, in der Erinnerung an den Spruch des Jesaias und an die Anspielung Jesu auf denselben, als der Venus und ihrem Liebling dem vergötterten Cäsar geweiht, wurde ein Satans-Name.

Zum Fall des Teufels als eines Engelfürsten und seiner Schaar durch Neid und Hochmuth kam die Auffassung jenes alten Mythus der Engel-Liebhaber als ein späterer Abfall durch Verlassen der ihnen anvertrauten Ämter, zunächst auf Grund eines dem Henoch zugeschriebenen Buchs jüdischen Ursprungs, darnach diese Engel reuig eine Bittschrift um ihre Wiederherstellung an Gott senden, wiewohl vergeblich. Tertullian hat es ausgemalt, wie die Engel ihren Schönen die Künste der Civilisation und des Luxus zur Morgengabe mitbrachten, und wie nach den berauschten Momenten der Lust sie daran dachten, woher sie gefallen waren und nach dem Himmel seufzten. Eine mehr rationalistische Richtung wollte unter diesen Söhnen Gottes bloß ein edleres Menschengeschlecht auf den Gebirgen, Nachkommen Seths erkennen, welche sich mit Töchtern aus dem Geschlechte Kains einließen. Nur

die Alexandriner mit ihrem Freiheitsglauben hielten auch den Teufel der Reue und Gnade fähig, einen heimkehrenden Gottessohn.

Von den Wundergaben der Kirche blieben Dämonenaustreibungen bis in's 3. Jahrh. üblich, Origenes spricht ziemlich vornehm davon, „Idioten beschäftigen sich damit;" einer der Apologeten des Christenthums bezeugt aufrichtig von den beschwornen Dämonen: „sie verschwinden dann sogleich oder allmälig." Gebildete Ärzte nannten diese Zustände Seelenstörungen. Das stärkere Hervortreten des Dämonenglaubens hat sich der kirchlichen Anschauung so dargestellt, daß jetzt erst, nachdem die volle Macht des Guten in Christus offenbar geworden, auch die volle Macht des Bösen hervorgetreten sei. Vor der Ankunft Christi habe Satan nicht gewagt Gott zu lästern, weil er sein Gericht, sein ewiges Verlorensein noch nicht kannte. Dabei wird die Vorstellung lebendig, daß dem Teufel bei all seiner Klugheit etwas im Menschen zu hoch sei, das er nicht verstehe. Gregor der Große schreibt: „der Teufel faßt nicht unsre Gedanken."

Alle die jüdisch biblischen Vorstellungen von dem über- und unter-irdischen Reiche waren anerkannt, in Himmels Höhen der Thron Gottes, umgeben von Engelschaaren nach ihren verschiedenen Ordnungen, in den Tiefen der Erde das Reich Satans, bereits Pein verfügend wie erduldend, aus beiden Reichen gehn Boten aus, dort rettende, hier verführende und verderbende, zum Schutzengel gesellt sich ein böser Engel, den andern Trieb im Menschen darstellend. Jetzt erst wird der Versuch gemacht mit dem Dogma der Erlösung den Teufel wesentlich zu verknüpfen. Seine stete Arbeit ist der sittliche Untergang der Menschen und der Kampf gegen das Christenthum. Er flieht vor dem Zeichen des Kreuzes und vor dem Namen Jesu.* Der Keim des Faustmythus und gleich nach seinem letzten versöhnenden Abschlusse zeigt sich bereits in der Sage vom Theophilus, einem Bisthumsverwalter, der ungerecht hintangesetzt sich unter Vermittlung eines Juden dem Teufel verschreibt, hierdurch zu hohen Ehren gelangt, aber reuevoll sich an die heilige Jungfrau wendet, welche dem einmal in der Kirche Eingeschlafnen die dem Teufel abgepreßte Verschreibung in den Schoß legt, worauf er sein Vergehn öffentlich bekennt und stirbt. Aber im christlichen Volke war noch keine Liebhaberei für die Schauder der Unterwelt, die nur in der Wüste und im Kloster eine Macht wurden, wie sie sich

darstellt in den Versuchungen des Antonius, als die Thiere der ägyptischen Wüste, lockende Frauengestalten und Teufelsfrazzen den künftigen Heiligen ängsteten.

§. 116. Das Mittelalter und die katholische Kirche.

Das sichere Wissen der Engel von ihrer sündenlosen Zukunft wurde aufgefaßt nach dem Falle der andern und in Folge ihrer Treue als eine Befestigung im Guten, so daß sie gar nicht mehr sündigen könnten, nicht durch Aufhebung, sondern durch Kräftigung ihres freien Willens.

Die Scholastiker haben die Engellehre ganz abgesehn von ihrem volksthümlichen Ursprunge als Geisterlehre ausgebildet, nach dem Begriff eines durchaus übersinnlichen, doch endlichen Geistes. Nur wiefern Engel den Menschen erscheinen, bilden sie sich einen Körper aus verdichteter Luft, welcher die zu dem bestimmten Geschäfte nöthigen Functionen des sinnlichen Lebens verrichtet. Als endlich sind sie an bestimmtem Orte, aber nur Körper füllen einen Raum, also sind sie gegenwärtig nur durch eine auf bestimmten Punkt gerichtete geistige Thätigkeit, wobei sich die Frage ergab, ob nicht auch zwei Engel auf einer Nadelspitze Platz fänden? und sie wurde bejaht, weil sie zur selben Thätigkeit sich vereinigen können. Da nur Körper einen Raum durchmessen, so geschieht ihre Bewegung nur durch den Gedanken. Sie haben unter sich keine Sprache, denn diese ist bedingt durch leibliche Organe, aber sie sprechen ohne Worte durch die Kraft unmittelbar mit dem andern zu reden durch gegenseitige Erweckung ihrer Gedanken, also auch ein Gespräch in weitester Ferne, während die Geister der Menschen, wie Thomas von Aquino bemerkt, durch die Dicke des Körpers vor einander verschlossen sind, auch wenn sich Herz in Herz ergießen möchte. Es ist um die Sprache eine so große Sache, daß Herder nur durch eine göttliche Offenbarung unsre Zunge gelöst meinte: wer aber all' die Mystificationen bedenkt, die uns mit und ohne Willen diese Dolmetscherin des Geistes spielt, und zuletzt doch das Höchste und Tiefste unaussprechlich läßt, möchte sich wohl sehnen nach jener Geisterrede, von der uns etwa ein Bild vorschwebt, wenn eine geistvolle Genossenschaft in Lust und Neigung sich so in einander hineingelebt hat, daß die leise Andeutung verstanden, die kaum angefangene Rede vom

nächsten fortgeführt wird, jedes Gefühl als ein Akkord durch alle fortklingt, jede aufsteigende Leidenschaft ein Blitz an der ganzen Kette hinzuckt, und alle nur ein großes vielbewegtes Herz haben, in welchem das Universum sich spiegelt mit seinen Sternen und Blumen, seinen Engeln und Satyrn. Aber so hoch stehn diese Engel über aller sinnlichen Empfindung, daß selbst an die Schutzengel der Schmerz des Mitgefühls nicht hinanreicht, auch nicht über die Sünde und die Verdammniß ihrer Anbefohlnen, denn der Wille Gottes ist stets der ihre.

Die Volksreligion hat von dieser Vergeistigung keine Notiz genommen. Der Erzengel Michael, der auch durch seine Erscheinung in Rom zur Beendigung einer Pest auf dem Grabmal Hadrians dieses zur Engelsburg geweiht hatte, als der Vorkämpfer und Feldherr vertrat für die streitbaren germanischen Völker die ganze Engelschaar, deren Fest seinen Namen erhielt, nur der eine Tag, und jeder Tag seinen besondern Heiligen.

Der Mythus der Engelliebe zu Sterblichen wurde auf das weibliche Geschlecht, auf die Feen germanisch heidnischen Ursprungs übertragen. Die Scholastik hielt an der Deutung von Söhnen Seths mit Töchtern Kains fest, und verhielt sich kraft ihrer Geisterlehre zur Überlieferung des Dämonenglaubens mehr abwehrend. Sie verwarf die eigentliche dämonische Besessenheit und erkannte bloß die Versuchung an, durch Zulassung Gottes zur Bewährung des Menschen, der Teufel nur als ein Knecht Gottes. Sie erwies aus dem Wesen des Geistes, daß Engel nur aus Neid und Hochmuth zu Dämonen werden konnten; nur für den Volksglauben an Teufelssöhne, in seiner idealen Steigerung als Gegenbild des Gottessohnes, fand sich eine abschwächende Auskunft. Denn der germanische Volksgeist, hingewandt auf die Nachtseite der Natur, neben seiner alten Götterwelt schon ein untergegangenes immer noch drohendes Riesengeschlecht, und als auch die herrschenden menschenliebenden Götter vor dem Glockengeläute der Kirche fliehend in die Tiefe versanken, hat den Glauben an den Teufel und sein Heer fast mit derselben Andacht aufgenommen wie den Glauben an den Christus-Gott. Zumal unsre Gebirgslande sind meist aus heidnischer Übertragung voll Stammbuchsblätter von dämonischer Hand: Teufels-Felsen, -Löcher, -Mauern, -Brücken. Individuelle Züge erhielten sich aus dem germanischen und erneuten sich selbst aus dem classischen Heidenthum: Wuotans

Heer braußt durch die Lüfte und Frau Venus, eine schöne Teufelin, hält Hof im Hörselberge. Für den Teufel wurde die Satyrmaske entlehnt: Hörnchen, Schweif und Klauenfüße, durch Mißverständniß nachmals Pferdefüße; daher auf antiken Basreliefs besonders an Sarkophagen so häufig mittelalterliche Teufel.

An die Stelle der orientalischen Besessenheit trat das Freie, das Bündniß mit dem Teufel, von jenem Theophilus sich erhebend bis zum Thron des gelehrten naturkundigen Papstes Sylvester II, der als Gerbert das Recht der französischen Nationalkirche gegen das Papstthum kühn vertheidigt hatte, und so, schon umgeben von der neuen classischen Bildung und von Guttenbergs schwarzer Kunst, sich vollendend als Faust, in der tragischen Anschauung des hohen Geistes, welcher mehr Lust und mehr Wissen der Erde abverlangend als sie zu geben vermag, die Schranken der Menschheit durchbricht durch Hingabe an den Satan. Im Volksgefühl trat ein Zweifaches hervor. Einerseits ein tiefer Schauder vor des Teufels Gewalt, ein eingebildeter, mit dem es in den Hexenprocessen, diesem Vermächtnisse des Mittelalters, furchtbarer Ernst wurde. Ihr Sinn war: bösartig gebrauchte, durch geistige, vom weiblichen Geschlechte zugleich leibliche Hingabe an den Teufel erlangte Zaubermacht über die Natur, durch den Tod des Verbrechers aus dem christlichen Staate auszurotten. Von der Hierarchie wurden diese Brandopfer, von denen eine düstre fanatische Volksstimmung ausging, benutzt als Ersatz der von den germanischen Völkern zurückgestoßnen Ketzergerichte. Die Möglichkeit, daß durch bewußte Hingabe an das Böse unheimliche Kräfte aus den Abgründen der Natur aufgestiegen sein, als Wirklichkeit zu erweisen, ist durch das rechtlose Verfahren dieser Processe abgeschnitten. Andererseits erhebt sich auch die gewaltige Angst des Volks vor dem Teufel, namentlich mit deutschem Humor lächelnd über sich selbst, in einer Anzahl lustiger Geschichten, nach denen die Bemühung des Teufels in Anspruch genommen wird, und er durch den Buchstaben des Vertrags überlistet als ein armer und dummer Teufel davonziehn muß.

Das Concilium von **Trient** hat nur gelegentlich zur Empfehlung der Sacramente doch in starken Ausdrücken des Volksglaubens von den Versuchen des Teufels gesprochen die Seelen zu verschlingen, insbesondre bei dem Ausgange des Lebens; wie denn nach einer Volks-

phantasie am Sterbebett ein guter und ein böser Engel sich einfindet, nicht selten im Kampfe mit einander um die ausfahrende Seele.

§. 117. Evangelische Kirche und altprotestantische Dogmatik.

Indem die Kirche der Reformation alles auf Christus stellte, ward auch die religiöse Verehrung der Engel zur Ordnung verwiesen: „dieses geben wir zu, daß die Engel für uns beten, doch folgt daraus nicht, daß sie von uns anzurufen, anzubeten und in allerlei Weise zu verehren sein als Beschützer und Fürsprecher wie die Papisten thun, denn das ist abgöttisch." Die Apologie macht sich lustig über die Unterscheidung einer matutinen und vespertinen Erkenntniß der Engel, „vielleicht weil man zweifle, ob sie morgens oder abends die Betenden hören." Eines heiligen Schutzengels wird gedacht gegen die Nachstellungen des Satan. Das Michaelisfest erhielt sich meist in der lutherischen Kirche, auch als ein Jahresabschnitt in den Gewohnheiten des Volks.

Luther wurde vornehmlich deßhalb, weil er die Engelhierarchie des Dionysius verwarf und ihn einen Träumer schalt, von der Universität Paris verdammt, die darin für ihren Schutzpatron einstand. Die lutherischen Dogmatiker suchten die scholastische Vergeistigung mit der Bildlichkeit der H. Schrift und mit der Derbheit des Volksglaubens zu vermitteln. Da berechnet der ehrwürdige Gerhard die Zahl der Engel als das Mindeste nach dem Ausspruche des Herrn, daß sein Vater ihm 12 Legionen Engel senden könne: „Nun machen 12 Legionen, nach Vegetius Buche vom Kriegswesen der Römer 73200 Fußgänger und 8760 Reiter, folglich eine Zahl von Engeln, welche mit den im Briefe an die Hebräer erwähnten Myriaden derselben wohl zusammenstimmt."

In der Reformation war es nicht auf Aufklärung abgesehn, Luther erscheint auch darin als der Mann des Volks, des deutschen Volks, daß alle Gegensätze, mit denen er den schweren Kampf bestand, sich ihm persönlich zusammenfaßten im Teufel und seinem Sohne dem Papst. Jenen betrachtet er als eine wirkliche drohende Weltmacht, durch welche Gottes Werk greulich entstellt ist; nicht daß er ihn fürchtete, wie Christus ihn besiegt hat, wirft er ihm getrost das Dintenfaß an den Kopf, nach diesem sinnvollen protestantischen Mythus, oder führt auch mit ihm gemüthliche Nachtgespräche. Neben dem rechten großen

Teufel steckt ihm alles noch voll kleiner Teufel: „droben in der Luft da schweben sie wie Wolken über uns und flattern allenthalben um uns her wie die Hummeln. Darum zweifle nur niemand daran, wo ein Feuer aufgeht, daß ein Dorf oder ein Haus abbrennt, da sitzt allewege ein Teufelein dabei, das bläst immer in's Feuer, daß es soll größer werden. Oder wenn jemand an der Pestilenz stirbt, ersäuft, zu Tode fällt, das thut der Teufel. — Ein Christ soll wissen, daß er mitten unter den Teufeln sitze, und daß der Teufel ihm näher sei, denn sein Hemde, ja seine eigne Haut, und wir also stets mit ihm zu Felde liegen müssen." Kinder mit Wasserköpfen galten als Wechselbälge, erzeugt von Dämonen oder Gespenstern und vom Teufel statt des Menschenkindes in die Wiege gelegt. Luther rieth einmal in Dessau eine solche Teufelsbrut in die Mulde werfen zu lassen, er wolle das verantworten.

Kein besonderer Artikel ist dem Teufel zugeeignet, denn über den war kein Streit, aber in den lutherischen Bekenntnißschriften tritt gelegentlich Luthers Glaube stark hervor. In den Schmalkaldischen Artikeln: „Zuletzt ist's nichts denn eitel Teufel, da er seine Lügen von Messen, Fegfeuer, Klösterei, eigen Werk und Gottesdienst treibt, über und wider Gott, tödtet und plagt alle Christen, so solchen seinen Greuel nicht über alles heben und ehren. Darum so wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn oder Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel den Papst oder Endechrist zum Haupt oder Herrn leiden. — Aus dem Meßopfer ist gefolget, daß die bösen Geister haben eitel Büberei angericht, daß sie als Menschenseelen erschienen sind, Messen, Wallfahrten und andre Almosen geheischet mit unsäglichen Lügen und Schalkheiten." Im großen Katechismus: „Fürnehmlich ist dies Gebet auch gestellt wider unsern höchsten Feind den Teufel, denn das ist alle sein Sinn und Begehren, solches alles, was wir von Gott haben, zu nehmen oder hindern, und lässet ihm nicht genügen, daß er das geistliche Regiment hindre und zerstöre, damit daß er die Seelen durch seine Lügen verführe und unter seine Gewalt bringe, sondern wehret und hindert auch, daß kein Regiment, noch erbarlich und friedlich Wesen auf Erden bestehe. Da richtet er soviel Hader, Mord, Aufruhr und Krieg an. Item, Ungewitter, Hagel, das Getraide und Vieh zu verderben, die Luft zu vergiften ꝛc. Summa, es ist ihm leid, daß je-

mand einen Bissen Brots von Gott habe und mit Frieden esse, und wenn es in seiner Macht stünde, und unser Gebet nächst Gott nicht wehrte, würden wir keinen Halm auf dem Felde, keinen Heller im Hause, ja nicht eine Stunde das Leben behalten, sonderlich die, so Gottes Wort haben und gerne wollten Christen sein. — Dazu gehören auch [zu den Götzendienern] die es gar zu grob treiben und mit dem Teufel einen Bund machen, daß er ihnen Geld genug gebe, oder zur Bulschaft verhelfe, ihr Vieh bewahre, verloren Gut wiederschaffe." Daher nach der Concordienformel: „außerhalb Christo ist der Teufel unser Gott und Fürst." Dieser Glaube war den Reformatoren ein werther Bestandtheil ihrer Religion.

Die lutherischen Dogmatiker haben dazu die leibliche Besessenheit wieder aufgenommen als von Gott zugelaßne Strafe für vorangegangene Sünden, und Symptome derselben aufgezählt, von denen einige mit neuerlich beobachteten magnetischen Zuständen zusammenfallen.

Die reformirte Kirche hat dasselbe Dogma, aber eine andre Stellung zu demselben. Schon Zwingli und Calvin hatten nicht das Phantasie-Interesse für jene über- und unter-irdischen Gestalten, die reformirte Dogmatik ließ den überlieferten Glauben nur gewähren und suchte ihn sittlich zu verwerthen. Daher die Verwerfung des Exorcismus, dieser Teufelsbeschwörung bei der Taufe. Desto fester hielt ihn die lutherische Kirche als Unterscheidungsmerkmal, zwar mit dem theologischen Zugeständnisse seiner nur sinnbildlichen Bedeutung, aber die lutherische Taufe ward zum Sacramente des Dämonenglaubens. In deutschen Landen wetteiferte die evangelische Kirche mit der katholischen in Einäscherung der Hexen.

§. 118. Entwickelung des Protestantismus.

Durch die moderne Weltanschauung, wie seit Columbus und Copernicus sie sich bildete, verloren Engel und Teufel ihre alten Sitze in Himmelshöhen und in den Tiefen der Erde, wenn auch die Wirkung auf den Glauben an ihr Dasein und Wesen erst allmälig eintrat. Für die Anerkennung der Sterne als Weltkörper lag die Vorstellung nahe, die Engel, ursprünglich reicher begabte Wesen, oder verklärte Menschen, als Bewohner derselben zu denken, vielleicht mit der Fähigkeit der Be-

wegung von einem Weltkörper zum andern, oder als Geister mit der Kraft sich nach Beschaffenheit der verschiednen Weltkörper einen Leib zu bilden. Auch der Rationalismus hielt solche Wesen nicht für undenkbar, nur ihre Erscheinung auf Erden für zweifelhaft, die biblischen Erzählungen davon für unsicher, die Engel des A. Testaments und der Kindheit Jesu für mythisch, die der Auferstehung und Himmelfahrt etwa für Essener. Der Supernaturalismus mühte sich für das, was er als biblische Vorstellung festhalten mußte, eine religiöse Bedeutung nachzuweisen, etwa daß Gott helfen könne ohne an natürliche Mittelursachen gebunden zu sein, oder die Erweiterung unsrer Idee vom Reiche Gottes. Daher sich die Ansichten in dieser Anerkennung nahe kamen, daß Erscheinungen und Hülfleistungen der Engel nicht mehr zu erwarten sein; wo nicht eine naive oder aufgeregte Frömmigkeit einen Engel gesehn zu haben meinte, sei's wie die Tochter Nathans, sei's wie das redliche Thier des Propheten ihn sah, oder fromme Eitelkeit sich persönlichen Engelschutzes gewürdigt meinte. Die neue Orthodoxie fand ein Walten der überweltlichen Gottheit in der Körperwelt ohne eine Geistervielheit undenkbar, glaubte an ein Engelreich und spaltete sich zuerst über die Frage, ob die Söhne Gottes Engel waren oder Nachkommen Seths.

Der erste Gegensatz wider den Teufelsglauben galt seinen offenbar verderblichen Wirkungen. Balthasar Bekker bestritt in der bezauberten Welt,*) inhaltvoll über alles Zauberwesen dieser Zeit, nur den Einfluß von Geistern auf die Sinnenwelt, und verlor dafür sein geistliches Amt in Amsterdam. Für Spinoza war ein Teufel, der nicht in anderer Beziehung Gott selbst wäre, undenkbar. Nach andern vor ihm, die einsam blieben in ihrer Zeit, hat Thomasius, der Rechtskundige, den Proceß wider die Hexenprocesse gewonnen, und alsbald waren auch die Hexen verschwunden. Semler auf demselben akademischen Boden erwies die Dämonischen als geistig und leiblich Kranke, und die deutsche Entwicklung des Protestantismus bewegte sich eine zeitlang um diese Frage, indem hier die jüdisch biblische Ansicht auf einem der Religion nur verwandten Gebiete dem modernen Weltverstande besonders hart widersprach.

---

*) Holländisch 1691. Deutsch 1781. 3 B.

Von den Wirkungen schritt der Gegensatz fort zu Beweisen gegen das Dasein des Teufels überhaupt, oder doch eines schriftgemäßen Teufels und seines Reichs. 1) Der Glaube an den Teufel stammt nicht aus göttlicher Offenbarung, sondern aus der persischen Religion, und ist aus dem jüdischen Volksglauben durch Accommodation in's N. Testament gerathen. 2) Gott nach seiner Güte und Weisheit hat einen Teufel nicht schaffen können. 3) Ohne Sinnlichkeit kann derselbe das Böse nicht ergreifen, noch seine Freude daran haben. 4) Als vorzüglich kluges Wesen muß er die Vergeblichkeit eines Widerstandes gegen Gott einsehn. 5) Teufels-Einwirkungen und -Besitzungen sind unvereinbar mit der sittlichen Freiheit. 6) Auch erfüllt der Teufel seinen Beruf nicht, wegen dessen man sein Dasein erschlossen hat, den Ursprung des Bösen zu erklären und von Gott zu entfernen. 7) Es läßt sich keine durchgeführte Vorstellung vom Teufel machen, noch findet sich eine solche im N. Testament. 8) Ein Reich des Bösen ist ein Widerspruch, denn das Böse muß überall sich selbst befeinden und aufreiben.

Dem Teufel hat es nicht an Advocaten gefehlt, die dagegen einwandten: ad 1) Dieser Ursprung ungeleugnet schließt die Wirklichkeit des Teufels nicht aus, der den Völkern, über die er herrschte, früher bekannt sein mochte, als dem Volke Gottes. ad 2) Gott soll ihn auch nicht erschaffen haben, aber reichbegabte Wesen, die, weil sie frei waren, sich für das Böse entscheiden konnten. ad 3) Beruht auf der beschränkten Vorstellung, als liege das Böse nur in der Sinnlichkeit da es doch eine Verkehrung der sittlichen Kraft ist, überall möglich, wo geschaffne Freiheit, sonach Willkür ist. ad 4) Auch der kluge Bösewicht erkennt die Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen Gott und sein Reich, aber Selbstsucht, Stolz und Verzweiflung halten ihn fest am Versuche des Unmöglichen, er kann nicht mehr zurück. ad 5) Ist soweit einzuräumen, daß jede dämonische Einwirkung geleugnet werde, durch welche die menschliche Freiheit aufgehoben würde, was durch äußere Verführung, selbst durch leibliche Beschädigung nicht geschieht. ad 6) Hierdurch wird nur die Brauchbarkeit des Teufels zu einer philosophischen Erklärung des Bösen beseitigt, nicht seine Möglichkeit und Wirklichkeit. ad 7) Eine aufrichtige Schrifterklärung hat wechselnde Vorstellungen einzuräumen, aber bleibt das Wesen des Teufels unsrer Einsicht ein Räthsel, so verhält es sich mit dem Wesen Gottes nicht anders. ad 8) Ein

Reich des Teufels als Zusammenstimmung aller dämonischen Mächte ist möglich durch den Gegensatz des Gottesreichs, der das Widerstrebende zusammenhält; so kann eine Räuberbande durch den Gegensatz wider alle Rechtsordnung innerlich das Muster einer wohlgeordneten Gesellschaft sein.

Erschien hiernach die Möglichkeit eines Teufels nicht aufgehoben, so wurde für eine religiöse Bedeutung des Glaubens an ihn vorgebracht, daß die Scheu vor dem Verbrechen vielfach bedingt sei durch die Scheu vor dem Satan, und diese nicht minder diene behutsam zu machen vor dem kleinen Fehltritte, der einer so furchtbaren Macht den Weg bis in unser Herz eröffne. Man erzählte mit dem Humor, den dieses Dogma immer ein wenig herausgefordert hat, ein aufgeklärter Pfarrer habe seiner Gemeinde die Nichtigkeit des Teufels gar schön erwiesen. Wer war froher als die Leute! Seitdem kam niemand mehr in die Kirche hinein und selten jemand aus dem Wirthshause heraus. Wohl oder übel nach vier Wochen brachte der Pfarrer seine Heerde durch das Versprechen einer großen Neuigkeit wieder in die Kirche und sprach: „Andächtige Zuhörer, ich sagte vor vier Wochen, es gebe keinen Teufel, und das war auch richtig. Aber seitdem hat der liebe Gott mit angesehn, und es muß euch selbst einleuchten, daß es so nicht geht, da hat er einen neuen Teufel geschickt, und der ist viel schlimmer als der alte." Seitdem soll die Ordnung wiederhergestellt sein. In Mitten der Aufklärungszeit mußte der schwach gewordne Supernaturalismus manche Spötterei hinnehmen über seine Gönnerschaft für den Satan. Man erzählte sich diesen poetischen Schluß einer Teufelspredigt:

Wenn alle Welt zu Stadt und Land
Den Teufel aus der Kirche bannt,
So kommt er doch zu Gottes Ehr
Aus meiner Kirche nimmermehr.

Dieser Supernaturalismus sah sich durch seine Gewissenhaftigkeit gegen das Bibelwort an den Teufel gebunden. Wir hörten einen ältern Tübinger Theologen, den frommen Steudel sagen: er möchte wohl wünschen, daß die Dämonenbesitzungen nicht im N. Testament stünden: da sie aber darin stehn, müßten wir sie als solche anerkennen. Er hat nachmals in seiner Glaubenslehre sie dennoch aufgegeben. Es wurde nachgewiesen, daß diese Form der Seelenstörung immer nur vorkomme,

wo sie hafte in der Volksphantasie. Ihre pathologische Untersuchung zeigte, wie durch eine krankhafte Entzweiung der Seele mit sich selbst in verschiednen Stadien die Gestalten ihrer Phantasie erst um sie her spielen, insgemein als Geister die erlöst sein wollen; dann wie das in eine Gestalt zusammengefaßt das Ich von sich abhängig mache, endlich als ein fremdes Wesen sich eindränge und aus dem Kranken heraussreche. Die Ärzte vermochten diese und ähnliche Zustände zu heilen, soweit überhaupt menschliche Kunst Macht übt über den Abgrund des Wahnsinns. Da blieb nur die bedenkliche Ausrede: wenn auch ähnliche Erscheinungen noch immer vorkämen und zuweilen auf natürliche Weise geheilt würden, in der Zeit Jesu habe Gott zur Verherrlichung des Gottessohnes und seiner Jünger ihre Bewirkung durch teuflische Mächte gestattet, um die Wirksamkeit des Satan auf eine in die Augen fallende Weise zu zerstören. Also, wurde erwiedert, auch zur Verherrlichung aller der Quaksalber, die vor und nachher Dämonen ausgetrieben haben.

Der im protestantischen Deutschland herrschenden Bildung am Ausgange des 18. Jahrhunderts erschien der Teufel und sein Gesindel als ein Phantasiebild der Vorzeit, von dem man sprach wie von Vehmgerichten und Hexenprocessen. Indeß erzählt Voß, seine Großmutter habe gesagt: der Teufel kommt nicht mehr, weil ihm die Leute zu klug geworden sind; wenn sie wieder dumm werden, wird er sich schon wieder zeigen.

Die deutsche Philosophie seit Jakob Böhme liebte doch, den Teufel als die Personification eines ursprünglich Bösen zu behandeln, das sich aus dem Schoße Gottes selbst herausarbeite, wodurch der Schein einer philosophischen Begründung des Kirchenglaubens entstehn konnte, bis diese Philosophie aufrichtiger jedes jenseitige Geisterreich als im Widerspruche mit ihrem Princip des alleinigen Diesseit leugnete.

Die Vermittlungstheologie faßte sich ein Herz wieder denkend an den Teufel zu glauben, etwa wie Martensen, der dänische Dogmatiker, eine kosmische Macht des Bösen annahm, titanenhafte Feindschaft gegen Gott, die an sich nicht persönlich, doch darnach strebt es zu werden, und in dem jüngern Bruder des Erstgebornen, dem Führer des Engelabfalls, der sich zum Gegengott machen wollte, zur Persönlichkeit gelangt sei, daher in der H. Schrift bald das eine bald das andre her-

vortrete, der Teufel nur als Sinnbild des Bösen und der persönliche Teufel, für dessen Existenz das Wort Gottes einstehe. Wenn diese kosmische Macht des Bösen, oder sonst ein Quellen und Treiben des Naturgeistes als uranfänglich doch entweder aus Gott oder aus einer von ihm unabhängigen Materie hergeleitet werden mußte, so hat dagegen Richard Rothe die Entstehung von Engeln und Dämonen an den Ausgang einer jeden Weltperiode geknüpft, indem nach Entwicklung aller sittlichen Keime derselben die sittlich Entwickelten Engel, die sittlich Verlornen Dämonen würden. Wie aber neben unsrer Weltsphäre noch andre bestehn und vorher bestanden haben, so seien nach Abschluß derselben bereits Engel und Dämonen entstanden, jenen, obwohl zeitlich und räumlich beschränkt, sei das Weltall aufgethan, diese trieben sich umher in noch werdenden Weltsphären oder im öden Weltraum.

Nervöse und somnambule Zustände wurden in Weinsberg wieder für Dämonenbesitzungen erklärt, wobei doch Justinus Kerner, mit sich selbst gern neckisch, eingestand, daß die Teufel, die aus diesen Besessnen redeten, heutzutage etwas dumm geworden zu sein schienen. Der pietistisch und lutherisch gewordene Supernaturalismus wandte sich wieder dem Teufel als der in sich verfesteten Selbstsucht und der Ironie aller Logik mit Sympathie zu. Wie die Erlösung wurde auch schon die Schöpfung als ein Kampf Gottes mit dem Satan vorgestellt. Das Phantom des alten, depossedirten Herrn der Erde gab volle Berechtigung an alle seine Schliche zu glauben, um wieder in seine Herrschaft zu gelangen. In der Hauptstadt der Intelligenz wurde unlängst vor einer Versammlung dortiger feinster Bildung eine Geschichte des Teufels vorgetragen, nicht wie man das früher verstand, des Glaubens an ihn, sondern seine eigne leibhaftige Geschichte in 5 Perioden entsprechend den Hauptabschnitten des Gottesreichs. Die evang. Kirchenzeitung pries die Lehre vom Satan als das Salz, das allein die süße Lehre des Heils vor Süßlichkeit bewahre. Der Glaube an den Teufel, an seine List und Macht, wurde zum Kennzeichen der Orthodoxie, indem man den lieben Gott dachte wie schachspielend mit dem Satan, der freilich zuletzt schachmatt werden soll. Auch erfreute man sich an Beweisen der Art: Christus ist gekommen die Werke des Teufels zu zerstören, ist also der Teufel ein Hirngespinst, so hat Christus die Werke eines Hirngespinstes zerstört. Wo kein Teufel, da ist auch kein Erlöser.

Und wiefern derartige Beweise keine Macht übten über den gegenwärtigen Bildungsstand: das eben sei das Werk des Teufels, da ein Feind nirgends gefährlicher sei, als wenn seine Macht und Existenz verkannt werde. In Mecklenburg waren Geistliche mit Entsetzung bedroht, die sich nicht entschließen konnten bei der Taufe eines Kindes den Teufel auszutreiben. In Hannover waren es die Geistlichen, welche den Ältern die Taufe eines Kindes ohne die Teufelsbeschwörung verweigerten. Vilmar, dessen Literaturgeschichte der deutschen Jugend im guten Andenken steht, forderte zum rechten Geistlichen insbesondre die genaue Bekanntschaft mit dem Satan. „Dazu gehört etwas mehr als in die, allerdings vom Teufel gehetzten Demokratengesichter von 1848 gesehn zu haben. Es kommt hier darauf an, wenn man recht lehren und die Seelen recht behüten will, des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe gesehen (mit leiblichen Augen gesehen; ich meine das ganz unfigürlich) und seine Kraft an einer armen Seele empfunden, sein Lästern, insbesondre sein Hohnlachen aus dem Abgrund gehört zu haben."

§. 119. Schlußurtheil.

Bei der Unendlichkeit endlichen Seins, wer einmal hinaufblickt nach dem Heer der Sterne und bedenkt, was jeder derselben ist, der wird für sehr wahrscheinlich halten, daß auch noch Wesen leben in ihrem ursprünglichen Sein reicher ausgestattet als der Mensch und durch die Gebrechen des Körpers minder gebunden, wie schon unter den Menschen ein unermeßlicher Unterschied besteht. Denn hat Origenes darin recht gesehn, daß alle Geister frei, nehmlich zur Freiheit geschaffen sind, so doch sicher weder gleich, noch zur Gleichheit bestimmt; von dieser geistigen Aristokratie wird auch die breiteste demokratische Grundlage uns nicht befrein. Das Wesen der Engel als erhöhte Humanität ist dadurch möglich, daß uns eine zweifache Würde in jedem Vernunftwesen erkennbar ist, so wenig in der Wirklichkeit ihre genaue Scheidung möglich oder dem frommen Gefühl geziemend wäre. Die eine, die mehr dem Geschöpf gehört, wird durch die freie That erworben als sittliche Würde, durch die einer groß werden kann auch bei mäßigen Naturanlagen, etwa ein Aristides oder Cato. Nach der andern, die auch im freien Geschöpf dem Schöpfer allein angehört, ist der Mensch mehr Naturgewächs, es ist der Genius von Gottes besondern Gnaden. Der

Art war die Größe eines Alcibiades, Julius Cäsar, Rafael, Shakspeare: mag der Erste viel Übermuth getrieben, der Zweite viel Bürgerblut vergossen, der Dritte viel geliebt haben und der Vierte ein Comödiant, sogar einmal ein Wilddieb gewesen sein, sie gehören doch alle vier zu den Schoßkindern Gottes. Diese Größe und Schönheit des Genies stellt sich uns dar in den Engeln, denn an sittlicher Würde stünden sie nur dann über uns, wenn sie aus den sittlich unentschiednen Anfängen ihres Lebens wie des unsern die göttliche Liebe reiner entfaltet haben, sonach auf einer Höhe des Lebens stehn, die nicht unerreichbar vor uns liegt; daher der altkirchliche Gedanke, daß die Engel den Frommen dienen, daher wohl auch in künftiger Verklärung nicht nothwendig über ihnen stehn. Wo aber größere Begabung, da ist auch möglich ein tieferer Fall, wie dies schon unsre irdische Geschichte kennt, große Ruchlosigkeit bei großen Talenten.

Gegen den Vorsehungsdienst der Engel entscheidet es nicht, daß Gott ihrer nicht bedürfe. Er gebraucht auch Menschen in seinem Dienste, einer wie Luther hat eine weit größere Wirkung im Dienste der Vorsehung geübt, als von irgendeinem Engel der H. Schrift erzählt wird. Versuchungen durch den Teufel sind nicht unmöglich, wiefern der Mensch ihnen gewachsen ist, also seine Freiheit dadurch nicht aufgehoben wird. Selbst dämonische Besitzung wäre an sich nicht undenkbarer als Wahnsinn. Weltkräfte wirken auf den Erdplaneten, die nicht in ihm begriffen sind, warum nicht auch Geisterkräfte!

Sonach sind Engel und Dämonen wohl denkbar, etwa in der Art wie Origenes sie gedacht hat als freigeschaffne, reichbegabte Wesen, von denen die einen ihre hohe Anlage treu entwickelt, die andern sie furchtbar verkehrt haben; oder wie Rothe sie dachte als Ergebnisse vergangener und künftiger Weltgeschichten, oder auch nur als Bewohner andrer Weltkörper.

Aber das liegt schon weit ab von der volksthümlich kirchlichen Vorstellung. Diese war bedingt durch eine vergangene kindliche Weltanschauung, deren Welt der Erdkreis, unter ihm die Hölle, oberhalb der Himmel mit dem Throne Gottes umgeben von lobsingenden Engeln, was nebenbei sehr langweilig für den lieben Gott werden dürfte, sich so immerfort lobsingen zu lassen. Diese abgeschloßnen Zustände von Himmel und Hölle, im Widerspruche der sittlichen Freiheit, sind nur Per-

sonificationen abstract festgehaltner Begriffe des Guten und Bösen. Die Behauptung der Engelfreiheit bei der Unmöglichkeit zu sündigen beruht auf der Verwechslung creatürlicher und göttlicher Freiheit. Das Bild eines dämonischen Herrschers, der Gottes Wege durchkreuzt, widerspricht dem unendlichen Abstande des Geschöpfes vom Schöpfer; vom Teufel als Gegengott würde doch auch gelten, alle Herrschaft ist von Gott eingesetzt, und was Christus zum römischen Statthalter sprach: du hättest sie nicht diese Macht, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre. Also trüge Gott selbst die Schuld, zwar nicht der Bosheit, aber der Macht des Satan.

Erst nach Abzug dieser Unmöglichkeiten sind Engel und Teufel als problematische Wesen anzuerkennen. Aber von der Möglichkeit ist noch ein weiter Schritt zur Wirklichkeit, die durch ihre schwankende Erscheinung in der H. Schrift schon deßhalb nicht gesichert ist, weil sie nicht eigentlich zur Religion gehören, daher eine Glaubensbestimmung über sie gar nicht zu erwarten ist, so wenig als über andre Weltkörper oder über den Mann im Monde. Was insbesondre Dämonenbesitzungen betrifft, so gehört es nicht zu den glücklichsten Wirkungen eines heiligen Buchs, daß dadurch in weltlichen Dingen ungebildete Vorstellungen der Vorzeit gegen beßre Einsicht späterer Geschlechter festgehalten werden sollen.

Auch den Glaubenslustigsten würde befremden, wenn in einer Bekenntnißschrift stünde: ich glaube an den Erzengel Michael; oder ich glaube an den Teufel und an seine Werke. Wer mit festem Herzen sich der göttlichen Vorsehung ergibt, was kommt darauf an, ob sie auch einmal ihr Regiment durch einen Engel vollstrecken lasse! vielmehr wer seine Hoffnung auf Engelhülfe stellt, wäre grade so übel dran, als der auf ein Wunder harrete. Wer gegen das Böse in der verlockenden Welt und im eignen Herzen unverdrossen wacht und sich der Gnade Gottes vertraut, wie sollte der sich anders verwahren gegen den Bösen. Persönlich mit Fäusten läßt sich doch nicht gegen ihn kämpfen, und bloß mit seinem Dintenfasse hätte auch Luther ihn nicht überwunden, außer wiefern aus demselben seine gewaltigen Schriften entstiegen, mächtigere Geister als der Teufel. Alle Ermahnung der H. Schrift gilt nicht dem Glauben an das Dasein des Teufels, sondern der Wachsamkeit und dem Kampfe gegen die Versuchung des Bösen, welches als Person oder als geistige

Macht zu denken hier gleichgültig ist. Hat Christus diese Macht des Bösen gebrochen, in ihm selbst und in der Weltgeschichte, so ist das kein Hirngespinst, wenn auch der Teufel ein solches wäre. Mit oder ohne Teufel bei derselben ernsten Sündenerkenntniß würde dasselbe Bedürfniß der Erlösung stattfinden. Daher könnte nur eine Verneinung als Glaubensartikel aufgestellt werden: daß der Glaube an Engel auf unser Betragen keinen Einfluß haben soll und Offenbarungen ihres Daseins nicht mehr zu erwarten sind; daß Gott nicht einen Teufel als solchen geschaffen habe und derselbe nicht Gott zu schaffen mache.

Vilmar mit seiner leichtsinnigen Behauptung hat gemeint den Teufel leibhaftig gesehn zu haben in dem verzerrten Gesichte eines Tobsüchtigen. Wie oft sind gläubigen Katholiken ihre Heiligen erschienen, selbst solche die nie gelebt hatten. Daher es bei unsern orthodoxen Pastoren, die sich neuerlich so viel mit dem Teufel beschäftigen, vielmehr ein Zeichen ihrer unkräftigen Phantasie ist, daß er ihnen so gar nicht, oder doch so selten erscheint. Aber nur derjenige würde die Existenz des Teufels sicher bezeugen können, den er geholt hat.

Dennoch Vorstellungen, welche, wenn auch zunächst nur die Phantasie der Völker, doch viele Jahrhunderte durch lebhaft beschäftigt haben, sind erst dann gründlich überwunden, wenn ihr Grund und hiermit ihre theilweise Berechtigung eingesehn ist. Die Vorstellung der Engel ist zunächst aus dem Verlangen entstanden, eine freiere Herrschaft des Geistes über den Stoff anzunehmen, als im Umfange der menschlichen Gattung gegeben ist.

Die Geneigtheit des Glaubens an den Teufel hat vornehmlich drei Gründe. Vorerst um zu erklären, wie die Möglichkeit des Bösen in dem so vortrefflich geschaffnen Menschen zur Sünde geworden sei. Freilich wird hierdurch das Problem nur weiter hinausgeschoben, wie ein so hochgeborner Engel bös werden konnte! Sodann, die geschichtliche Entwicklung bezeugt, daß die Vorstellung vom Teufel eine Abstraction aus Gott ist, ein Stück Gottes, sein Zorn. Auch Luther spricht von hohen Anfechtungen, da man nicht wisse, ob Gott der Teufel, oder der Teufel Gott sei. Endlich in einer Menschenbrust steigen zuweilen furchtbare Gedanken auf, die wie ein Schwindel in die Tiefe ziehn. In Criminalgeschichten kommt es nicht selten vor, daß der Unglückselige immer wieder die Stimme vernimt: bring ihn um! wie von Außen eingeflü-

stert. Es gehört nur wenig Phantasie und Selbstentschuldigung dazu, das für eine Versuchung des Teufels zu halten. Je klarer und ernster die Selbstbeobachtung wird, desto bestimmter wird das freilich erkannt als Ideenassociation und ein Sichselbstverführen der Gedanken unter einander. Daher je weiter jene Beobachtung schreitet, desto weniger wird etwas als Einwirkung des Teufels angesehn werden, worin liegt, er soll als thätiges Wesen für uns null werden. Als Macbeth darauf sinnt seinen königlichen Gastfreund zu ermorden, sieht er einen Dolch aus der Wand blinken. „Ist dies ein Dolch, oder ist es mein eigner blutiger Gedanke!" der war es eben. Shakspeare hat auch gesagt: „es gibt im menschlichen Gemüth tiefere Abgründe als in der Hölle," und Göthe schrieb ähnlichen Sinnes an Lavater: „laß mich Nervenbehagen nennen was du Engel nennst."

Nicht eine religiöse, nur eine praktische Bedeutung hat der Teufel da, wo durch die Art des Jugendunterrichts eine Bevölkerung gewohnt ist alle Scheu vor dem Bösen an die Persönlichkeit des Teufels und an seine Hölle zu heften, so daß mit deren Ableugnung die Furchtbarkeit der Sünde selbst geleugnet scheint. Kann dieser Mißglaube nicht ohne sittliche Gefahr plötzlich erschüttert werden, so trägt doch sein niederer sittlicher Standpunkt noch besondre Gefährdung in sich: die Trübung eines klaren Blicks und frischen Lebensmuthes für ängstliche Gemüther, welche im ernsten Lebensgange statt heilsamer Prüfungen nur die Anfechtungen eines verschmitzten übermächtigen Wesens erblicken: oder für leichte Seelen Leichtfertigkeit sich selbst zu entschuldigen, daß sie der Macht eines so schlauen Verführers nicht widerstehn konnten. Außerhalb jener Schulbildung wehrt ein gesunder Verstand sich gegen die Anerkennung des unterirdischen Despoten. Ein Indianer, den sein Missionär mit allen Schrecknissen des dämonischen Reichs zu erschüttern suchte, frug: warum doch der liebe Gott den Teufel nicht todt schlage, wenn er so arg sei?

Haben sonach jene jenseitigen Wesen beider Art keine wesentlich religiöse, noch eine bleibende praktische Bedeutung, so bilden sie doch nach ihrem möglichen Dasein, nach ihrem poetischen Inhalt, ihren religiösen Anklängen und nach der Art ihrer Überlieferung einen heiligen Sagenkreis. Der mythische Gegenstand gehört nicht wesentlich zur Religion, noch zur religiösen Geschichte, versinnlicht aber der Phantasie

religiöse und der Religion verwandte Ideen. Daher findet wohlverstanden eine Frage des religiösen Interesse gar nicht statt, ob ihm ein wirkliches Dasein entspreche, sondern nur, ob er für sittlich religiöse Anschauungen und Gefühle ein angemeßnes Sinnbild sei?

Die Engel, deren Flügel nur in Sagen der Vorzeit rauschen, und die nur einmal im Morgengraun der Auferstehung mit flüchtigem Worte eintreten in ein welthistorisches Ereigniß, ihr Dasein ist weder Gedicht noch Geschichte, sondern schwebt in anmuthiger Dämmerung zwischen beiden. Sie beleben die schweigende Welt um uns her, wer ein Herz hat für das Schöne und an Ideale glaubt, mag gern an Engel denken. Die Lust am Lebendigen, das besser ist als wir, und doch freundlich theilnimt an des Menschen Freud' und Leid, hat wohl zuerst den Lobgesang der Engel in der stillen Nacht gehört: Preis Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Die Vorsehung mit dem gleich großen Herzen für alle, ohne Gunst und ohne Groll, wird einem jeden seine Vorsehung als Schutzengel, und im Verkehre mit demselben stellt sich einer jugendlichen Phantasie der Schutz des eignen Geistes dar. Hoch über jedem tüchtigen Menschen steht seine Idee, der Mann pflegt sie selbstbewußt anzuschaun und sich in ihr zu achten; das Mädchen, in unbewußter Unschuld über die eigne Geistesschönheit, ist geneigt sie zu lieben im Manne. Es ist Jacobis, des Philosophen, Rede: „Gewiß verdiente der Gegenstand, den Heloise so erhaben liebte, diese große Liebe ganz: er bildete ihre zarte Seele, verschönerte sie, gab ihr Flügel, — es war nicht Abälard!" Es war doch Abälard! Nicht jener, dessen hochstrebender Geist zerrissen wurde im Kampfe mit seiner Zeit, sondern ein hoher ewiger Geist, der in seiner Theologie wie in seiner Liebe nur eine Ahnung dessen ausgesprochen hat, was er war und werden sollte. An einem Freunde werden uns mitunter selbst seine kleinen Schwächen angenehm, weil seine Individualität auch in ihnen enthalten ist. Was aber allein der Liebe werth ist, und vom Freunde wie von der Geliebten wahrhaft geliebt wird, das ist das Ideal unsrer selbst. Kein Traum und Schatten ist es, vielmehr was ich heute bin, ist ja das Vorübergehende und Alternde: jenes das über mir steht, das ich sein werde in meiner ganzen unendlichen Zukunft und jetzt schon bin in Gottes Anschauung, also in der rechten Wirklichkeit, das allein bin ich selbst, und erscheine meiner Phantasie als mein eigner

Genius. „Ich nannte die Person, — sagte Herder — mit der wir fleißig umgehn müssen, uns selbst, unsern Schutzgeist; denn was ist dieser anders, als die reine Idee von unserm ganzen Selbst, die mit uns geht und gleichsam zu unserm Schutze uns begleitet. Dieser glänzende Traum von uns selbst erinnert uns an Gelübde, Hoffnungen, Ahnungen unsrer Jugend und bringt uns weiter." Er wird zum Todesengel, dessen Kuß die Seele abruft. Unsre eigne Zukunft und die Vorstellung verklärter Freunde kleidet sich in das Bild der Engel. Das Andenken einer Mutter oder sonst einer geliebten Seele wird zum Schutzengel in der Stunde der Versuchung.

Die Subtilitäten der Scholastik sind daher an einen ganz fremdartigen Stoff gerathen und die Engel dadurch zu metaphysischen Fledermäusen geworden: sie sind vielmehr zu versinnlichen, zu individualisiren, dem Dichter und dem Maler gehören sie an, diesem zur idealen Darstellung jugendlicher und kindlicher Schönheit. Die Engel des Thomas Aquinas sind gar ruppige Wesen gegen die beiden Himmelskinder, die auf ihre Ärmchen gestützt zu Rafaels jungfräulicher Gottesmutter sinnend aufschaun, das Schönste, was die Welt sah, abspiegelnd in ihren Kinderaugen. Die Kunst kann so wenig den Himmel darstellen ohne Engel, als einen Frühling ohne Blumen.

Die Kraft, durch welche das Kind gern jedes Spielzeug als Spielgenossen behandelt, fand bei dem Volke und seiner Stimme dem Dichter statt des nirgends zu fassenden Begriffs des Bösen am Teufel etwas Erkleckliches, das sie hassen, fürchten und ihm alles Böse nachsagen konnte. Auch Satan, dieses gewaltige Phantasiebild des unseligen Kämpfers wider Gott, gehört der künstlerischen Darstellung. Weniger der bildenden Kunst, weil sein Bild nothwendig unschön ist, daher nur als Nebenfigur: Maria unter ihren Füßen der alte Drache, Michael den schon gefallnen Erzengel durchbohrend, ihn hinabstürzend, die lichte Schönheit zum dunklen Schatten. Mehr der Poesie und kirchlichen Volksrede gehört er an. Der Sprache und selbst der Denkart Luthers würde ein gut Theil ihrer volksthümlichen Energie entzogen, wenn ihr die heroische und zugleich humoristische Gestalt des Teufels entschwände. Und wie wär'. er im kirchlichen Volksliede zu entbehren der alte böse Feind!

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie saur er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Nicht minder nothwendig ist seine Rolle im christlichen Epos, in der divina Comoedia, im verlornen Paradies, im Messias, oder auch modernisirt, aber wahrhaft modern, statt des mittelalterlichen Gotteslästerers, der gebildete menschliche Teufel mit seiner kalten Ironie, Mephistopheles.

Hier zeigt sich auch die halbe Wahrheit der Leidenschaft, mit welcher die Übergläubigen unsrer Tage den Teufel so werth halten. Ihr religiös poetisches Gefühl erbaut sich an dieser schauerlichen poetischen Gestalt. Aber sie gehn auf in diesem Gefühl wie der ungebildete Mensch, der einen Roman, ein Drama für Geschichte halten muß, um sich für seine Personen lebendig zu interessiren. Die höhere Bildung gibt dem Gefühl und der Phantasie ihr Recht, während der denkende Geist selbstbewußt und klar darüber steht. Übrigens wahrhaft poetisch ist doch nur der Teufel, an dem sich einiges Gute, nehmlich Kraft, Verstand, Gerechtigkeit und dergleichen findet, sowie der Engel, der einiges, nicht zwar Teuflisches, doch Menschliches, Mangelhaftes an sich hat. Denn nicht in abstracten Darstellungen, sondern in der Region zwischen Himmel und Hölle, wo der Geist fällt und siegt, ist individuelles Leben, das unsre Theilnahme anspricht. Daher unter allen Engeln und Dämonen jener gefallne Engel Klopstocks die meiste Theilnahme gefunden hat, Abadonna, der in der Hölle das Heimweh bekommt nach dem Himmel.

Wie bequem der Teufel ist im Volksmund, ersieht man recht aus seinem Verbrauch in Sprüchwörtern, dieser Weisheit auf der Gasse. Die deutsche Sprache hat einen ganzen Sack voll solcher Teufels-Sprüchwörter. Um nur einige herauszuschütten:

Gott bescheert's, der Teufel holt's. Wenn Gott heute sagt, sagt der Teufel morgen. Der Teufel ist unsers Herrgotts Affe. Laß dich

vom Teufel an einem Haare fassen, du bist sein auf immer. Ist der Stein aus der Hand, gehört er dem Teufel. Der Geizhals ist des Teufels Märtyrer. Argwohn ißt mit dem Teufel aus einer Schüssel. Der Lügner trägt des Teufels Livree. Wer flucht, lautet dem Teufel zur Messe. Der Kerl schwört dem Teufel ein Ohr ab. Was der Teufel nicht machen kann, gibt er einem Jesuiten in Verding. Wen der Teufel verführen will, der ist am Altar nicht sicher. Kein Priesterrock ist so heilig, der Teufel schlupft hinein. Läßt man den Teufel in die Kirche, steigt er sicher auf die Kanzel. Wenn der Teufel alt wird, will er ein Mönch werden. Der Teufel führt niemals ärgeres im Schilde, als wenn er nach einem Beichtvater verlangt. Der Teufel erbaut selbst ein Gotteshaus, wer ihm seine Seele dafür gibt. Du mußt dem Teufel die Herberg aufkündigen, wenn Gott bei dir einziehn soll.

Solche fliegende Worte sind zum Theil entstanden ohne irgendeine Rücksicht auf einen wirklichen Teufel, und werden gebraucht ganz ohne den Gedanken, dadurch dem Teufel ein Lebens- und Präsenz-Zeugniß auszustellen.

Die fromme Natur- und Geschichts-Anschauung, daß auch das Böse widerwillig dem Guten dienstbar sei, wie volksthümlich ist das ausgesprochen in einem Briefe von Sulpice Boisserée an Göthe: „Die Natur ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel muß ihm die Bälge dazu treten.“ So bleibt denn auch in den kirchlichen Gebeten wie in der freien kirchlichen Rede dem Teufel sein gutes Recht als der volksthümlich poetischen wie rhetorischen Darstellung des Bösen und seiner Macht. Wer das sinnig und wer das wörtlich nimt, das ist nicht ein Unterschied der Religion, nur der Intelligenz.

Herrscht der Teufel heut auf Erden,
Morgen muß Gott Meister werden.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Bagge, O., Fermenta theologica. Zur freien Theologie. 8. 1866. geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Calinich, Rob., Der Papst und das ökumenische Concil. Ein Fürstenprotest aus der Zeit der Reformation. Gewidmet den Völkern Oesterreichs. 2. und. Abdruck. gr. 8. 1868. geh. 7½ Ngr.

Coquerel, Athanasius, Ausgewählte Predigten. 8. 1866. geh. 1 Thlr.

Fechner, G. Th., Die drei Motive und Gründe des Glaubens. 8. 1863. geh. 1 Thlr.

Firmici Materni, Julii, de errore profanarum religionum libellus ex recensione **Conr. Bursian**. gr. 8. 1856. geh. 10 Ngr.

Francke, Dr. A., Predigten zum Aufbau der Behausung Gottes im Geiste. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Frank, Gust., de Luthero rationalismi praecursore. gr. 8. 1857. geh. 6 Ngr.

—— Die jenaische Theologie in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 8. 1858. 20 Ngr.

—— Geschichte der protestantischen Theologie. Erster Theil: von Luther bis Johann Gerhard. gr. 8. 1862. 2 Thlr. 10 Ngr.

—— Dieselbe. Zweiter Theil: Von Georg Calixt bis zur Wolff'schen Philosophie. gr. 8. 1865. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hachfeld, H., Martin Chemnitz nach seinem Leben und Wirken, insbesondere nach seinem Verhältnisse zum Tridentinum. gr. 8 1867. geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Hase, Carl August, Leben Jesu. 5. verb. Auflage. gr. 8. 1865. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Kirchengeschichte. 9. verb. Aufl. gr. 8. 1867. geh. 3 Thlr.

—— Evangelisch-protestantische Dogmatik. 6. verb. Aufl. gr. 8. 1870. geh. 2 Thlr.

—— Glaubenszeugnisse der griech. Kirche. Anhang zur Dogmatik. 16. 1860. geh. 7½ Ngr.

—— Hutterus redivivus. Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. 11. verbesserte Aufl. 8. 1868. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Libri symbolici Ecclesiae evangelicae. Edit. III. 8. 1846. n. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 2. verbess. Aufl. gr. 8. 1865. geh. n. 3 Thlr.

—— Streitschriften. 3. Heft. 2. Aufl. Anti-Röhr. 8. 1837. geh. 20 Ngr.

—— Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reichs. 2. Aufl. 8. 1852. geh. 1 Thlr.

—— Tübinger Schule. Sendschreiben an Herrn Dr. von Baur. 8. 1855. geh. 12 Ngr.

—— Die Entwicklung des Protestantismus. Eine akadem. Rede. 2. Aufl. 8. 1855. geh. 5 Ngr.

—— Vier akadem.-protestantische Reden. 8. 1863. geh. 20 Ngr.

—— Das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Uebersicht. 8. 1858. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Neue Propheten. Drei historisch-politische Kirchenbilder. 2. Aufl. 8. 1861. In engl. Einband. 2 Thlr. 6 Ngr.

Dieselben, einzeln:
1. Heft. Die Jungfrau von Orleans. 2. Aufl. 8. 1861. geh. 21 Ngr.
2. Heft. Savonarola. 2. Aufl. 8. 1861. geh. 18 Ngr.
3. Heft. Das Reich der Wiedertäufer. 2. Aufl. 8. 1860. geh. 24 Ngr.

Hase, Carl August, Franz von Assisi. Ein Heiligenbild. 8. 1856. geh. 1 Thlr.

—— Caterina von Siena. Ein Heiligenbild. 8. 1864. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

—— Der Papst und Italien. Eine Neujahrsbetrachtung. 2. Aufl. 8. 1861. geh. 9 Ngr.

—— Jenaisches Fichte-Büchlein. 8. 1856. geh. 15 Ngr.

Hase, Carl Alfred, Vom Evangelium des Johannes. Eine Rede an die Gemeinde. geh. 8. 1866. 12 Ngr.

—— Luther-Briefe. In Auswahl und Uebersetzung für die Gemeinde herausgegeben. 8. 1867. brosch. 1 Thlr. 20 Ngr. geb. 2 Thlr.

—— Sebastian Franck von Wörd der Schwarmgeist. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. gr. 8. 1869. geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hermann, Conr., Das Verhältniß der Philosophie zur Religion. 8. 1862. 9 Ngr.

Herrmann, Wilh., Geschichte der protestantischen Dogmatik. gr. 8. 1842. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Die Glossolalie in der alten Kirche, in dem Zusammenhang der Geistesgaben und des Geisteslebens des alten Christenthums. gr. 8. 1850. geh. 25 Ngr.

—— Das Markus-Evangelium nach seiner Composition, seiner Stellung in der Evangel.-Literatur, seinem Ursprung und Charakter dargestellt. 8. 1851. geh. 20 Ngr.

—— Die Göttinger Polemik gegen meine Forschungen. gr. 8. 1851. geh. 10 Ngr.

—— Der Galaterbrief, übersetzt, in seinen geschichtlichen Beziehungen untersucht und erklärt. gr. 8. 1852. geh. 1 Thlr.

Kirche, die protestantische, Frankreichs von 1787—1846. Herausgegeben von J. C. L. Gieseler. 2 Bände gr. 8. 1848. geh. 4 Thlr.

Krenkel, Max, Der jüdische Sabbath und der christliche Sonntag. Ein Vortrag in den Protestantenvereinen zu Leipzig und Dresden gehalten. gr. 8. 1868. geh. 9 Ngr.

Rückert, L. J., Theologie. 2 Theile. gr. 8. 1851. geh. 4 Thlr.

Sederholm, K., Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung der Versöhnung. gr. 8. 1859. geh. 3 Thlr.

—— Grundzüge der christlichen Sittenlehre für die Jugend. gr. 8. 1865. 7½ Ngr.

Seydel, Rud., Logik oder Wissenschaft vom Wissen mit Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Theologie im Umrisse dargestellt. 8. 1866. geh. 1 Thlr.

—— Der deutsche Protestantenverein. Rede. gr. 8. 1867. 3 Ngr.

Weingarten, Herm., Pascal als Apologet des Christenthums. gr. 8. 1863. geh. 10 Ngr.

—— Die Revolutionskirchen Englands. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der englischen Kirche und der Reformation. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weiße, Chr. Herm., Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse und aus bereits Gedrucktem zusammengestellt von Dr. Rudolf Seydel. gr. 8. 1867. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wilkens, C. A., Petrus der Ehrwürdige. Ein Mönchsleben. 8. 1857. geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

—— Tilemann Heßhusius. Ein Streittheolog der Lutherskirche. Vornehmlich nach handschriftlichen Quellen. 8. 1860. geh. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wolf, Fr. A., Predigten. 1—6. Sammlung. gr. 8. 1841—44. Herabg. Preis 4 Thlr. Einzelne Sammlungen à 20 Ngr.
